

Hans und Ulrike Himmelheber

DIE DAN

ein Bauernvolk im westafrikanischen Urwald

Ergebnis dreier völkerkundlicher Expeditionen

im Hinterlande Liberias

1949/50, 1952/53, 1955/56

W. Kohlhammer Verlag

Gedruckt mit Unterstützung des Kultus-Ministeriums Baden-Württemberg

Dem Förderer unserer Expeditionen

Dr. h. c. Dr.-Ing. E. h. Alex Möller zugeeignet

Nachdruck verboten — Alle Rechte vorbehalten

© Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, erstmalig 1958

Recht zur fotomechanischen Wiedergabe nur nach Rückfrage beim Verlag

Gestaltung: Andreas Rebner

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart 1958

VORWORT

Das vorliegende Buch ist ein Teilergebnis meiner fünften, sechsten und siebenten völkerkundlichen Expedition im Hinterlande Liberias. Ich bereiste dieses Gebiet 1949/50 zusammen mit meiner Frau. Es war die erste deutsche Expedition nach dem Kriege und deshalb mit einem Unmaß von amtlichen Schwierigkeiten belastet. Um so dankbarer sind wir der Republik Liberia, insbesondere ihrem Präsidenten William V. S. Tubman und dem inzwischen verstorbenen Staatssekretär des Auswärtigen, Gabriel S. Dennis, daß sie uns die Durchführung der Expedition genehmigten und erleichterten.

1952/53 hielt ich mich abermals bei dem hier beschriebenen Stamm der Dan auf, bevor ich an die Elfenbeinküste und zum französischen Sudan weiterreiste, und 1955/56 kam ich mit meiner Frau und Herrn Werner Schaufler, Präparator am zoologischen Institut der Universität Heidelberg, wieder. Auch dieses Mal schloß sich eine Reise an die Elfenbeinküste und in den französischen Sudan an. Wir besuchten dabei auch die auf französischem Gebiet lebenden Dan, allerdings nur so kurz, daß ich in diesem Buche außer der Aufnahme in drei Geheimbünde bei den französischen Dan nur über die liberianischen Dan berichten kann. Für die Genehmigung unserer Studien auf französischem Gebiet und mancherlei freundliche Unterstützung danken wir den dortigen Behörden und insbesondere dem Institut Français d'Afrique Noire.

Für die Durchführung meiner beiden letzten Expeditionen genoß ich die Unterstützung des Süd-deutschen Rundfunks in einem so großzügigen Maße, daß ich zum erstenmal ohne Geldsorgen auf Expedition fliegen konnte. Ich schulde insbesondere Herrn Generaldirektor Dr. h. c. Dr.-Ing. E. h. Alex Möller, Karlsruhe, dem Vorsitzenden des zuständigen Ausschusses, herzlichen Dank für sein Vertrauen. Auch der Südwestdeutsche Rundfunk, das badisch-württembergische Kultusministerium, und die mir seit meiner ersten Expedition als helfende Freunde bewährten Museen für Völkerkunde von Basel und Genf haben mich auf's freundlichste unterstützt. Die Firma C. Freudenberg in Weinheim an der Bergstraße ermöglichte Herrn Schaufler die Teilnahme an dieser Reise. Für diesen Zuschuß danke ich um so herzlicher, als Werner Schaufler sich als Tierpräparator wie als Betreuer von Auto, Film- und Tonbandgerät sehr bewährt hat.

Sehr verpflichtet sind wir auch einigen im Hinterlande Liberias wirkenden Missionaren, den Ehepaaren Kronemeyer, Mellish und Holloway, für gastliche Aufnahme, Ratschläge, Transporte, Hilfe beim Anwerben von Trägermannschaften und vielen anderen guten Diensten.

In besonderem Maße haben ferner die Herren Ministerialrat A. Bossert, Karlsruhe, Prof. Dr. M. Heydrich, Köln, Dir. Dr. H. Rhotert, Stuttgart und Dr. J. Glück, Stuttgart, die vorliegende Arbeit durch Rat und Tat gefördert. Das Kultusministerium von Baden-Württemberg gewährte einen ansehnlichen Zuschuß für die Drucklegung. Für alle hierbei aufgewandte Mühe und die uns bewiesene freundschaftliche Gesinnung danken wir sehr herzlich.

Frau Dr. Etta Becker-Donner, Wien, hat schon in den dreißiger Jahren zwei eigene Expeditionen im Gebiet der Dan durchgeführt und ihre Ergebnisse in mehreren Veröffentlichungen niedergelegt (s. das Literaturverzeichnis). Frau Donner gebührt also das Verdienst, die ersten völkerkundlichen Forschungen bei den Dan durchgeführt zu haben. Ihre gründlichen Ergebnisse sind um so höher einzuschätzen, als sie zu einer Zeit erzielt wurden, zu der das Reisen in Liberia noch weit schwieriger war als heute, wo eine Autostraße die Anfahrt bis an die Peripherie des Danlandes erlaubt. Die Lebensprobleme der Danfrauen und die Gesittung der Dan haben wir selbst in zwei Büchern

behandelt (Ulrike Himmelheber: „Schwarze Schwester“, Schünemann, Bremen; Hans Himmelheber: „Der gute Ton bei den Negern“, Richters, Heidelberg). Über die den Dan benachbarten Stämme besitzen wir vor allem ein Buch von Prof. Dr. Dietrich Westermann über die Kpelle, mehrere Studien des amerikanischen Missionsarztes Dr. George W. Harley über die Mano und von Paul Viard und Frau Donner Arbeiten über die Kran. Weitere Literatur über die Nachbarstämme der Dan findet der Leser in H. Wieschhoffs „Anthropological Bibliography of Negro Africa“, New Haven, 1948.

Wir haben bewußt darauf verzichtet, im Text des Buches Vergleiche mit den Ergebnissen anderer Liberiaforscher einzuarbeiten. Wir hätten sonst bei jeder wichtigen Feststellung ein halbes Dutzend Literaturstellen einfügen müssen, was den Umfang des Buches allzusehr vergrößert und den Fortlauf der Schilderung gestört hätte. Ganz gewiß wollen wir damit nicht die Arbeiten und Ergebnisse anderer Forscher verschweigen, und so verweisen wir den besonders interessierten Leser auf das Literaturverzeichnis am Ende des Buches.

Die diesem Buch beiliegende Grammophonplatte enthält Beispiele der Musik unseres Stammes, erläutert durch Zwischentexte. Wir haben diese Aufnahmen mit dem Butoba-Tonbandgerät auf Magnetophonband BASF gemacht.

Wir haben bei den Dan viele Lebensläufe und Erzählungen geschichtlicher oder legendärer Ereignisse aufgezeichnet, aus der Erkenntnis, daß die Bedeutung des Brauchtums sich besser offenbart, wenn es eingebettet in ein Schicksal geschildert wird, als wenn wir es mit direkten Fragen zu erkunden trachten. Von diesen Erzählungen haben wir eine Auswahl in diesem Buch verwendet, und zwar so, daß am Ende der Kapitel einige Erzählungen eingefügt sind, in welchen das zuvor geschilderte Brauchtum eine Rolle spielt.

Heidelberg, den 10. Februar 1958

Dr. phil., Dr. med. Hans Himmelheber

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	7	Schönheitsideal	97
HERKUNFT DER DAN	11	Reinlichkeit	98
HÄUPTLINGSCHAFTEN		<i>Ehe und Familienleben</i>	100
DER LIBERIANISCHEN DAN	13	Eheschließung	100
DIE NACHBARN DER DAN	19	Arbeitsmädchen	104
EINFLÜSSE VON HOCHKULTUREN	25	Vielweiberei	106
DIE ERNÄHRUNG	31	Liebe, Treue	108
<i>Landwirtschaft</i>	31	Frauenschicksal	112
<i>Haustiere</i>	38	Hauptfrau und Nebenfrauen	114
<i>Sammelwirtschaft</i>	40	„Freie Frauen“	115
<i>Jagd</i>	43	<i>Besitz</i>	116
<i>Fischerei</i>	50	<i>Die Alten</i>	120
<i>Genußmittel</i>	51	<i>Nachkommen und Verwandtschaft</i>	121
<i>Märkte</i>	52	Schwesterkind	121
<i>Einstellung zur Natur und zur Arbeit</i>	54	Erben	127
HAUS UND DORF	55	CLAN UND HÄUPTLING	128
DORFLEBEN UND TAGESLAUF	64	RECHTSVERHÄLTNISSE	139
<i>Kochen</i>	64	<i>Rechtsfälle</i>	139
HANDWERKE	67	Blutrache	139
<i>Schmieden</i>	67	Gift	140
<i>Mattenflechten, Korbflechten</i>	68	Selbstmord	141
<i>Netze knüpfen, Weben</i>	68	<i>Rechtsprechung</i>	142
<i>Schnitzen</i>	69	Masken	142
<i>Gelbguß</i>	69	<i>Kriege</i>	144
<i>Töpferei</i>	70	<i>Gesittung</i>	152
<i>Brückenbau</i>	70	KRANKHEITEN	157
LEBENS LAUF	73	RELIGION	161
<i>Geburt</i>	73	<i>Der Ratgeber „Debome“</i>	161
<i>Namengebung</i>	74	<i>Verbote</i>	167
<i>Der Säugling</i>	75	<i>Zaubermacht „ndi“, Zwillinge</i>	170
<i>Kind und Eltern</i>	76	<i>Kraft-Sänger</i>	175
<i>Spiele</i>	77	<i>Zaubermittel</i>	178
<i>Reifelager</i>	81	<i>Dorffetische</i>	180
<i>Zwischen Reifelager und Heirat:</i>		<i>Das Seelenwesen „zu“</i>	184
<i>Vergnügungs- und Arbeitsmannschaften</i> ...	87	Traum	185
<i>Körperzier</i>		Die Toten	185
Schmuck	89	Hexen und Hexenfänger	191
Frisur	91	<i>Mensch und Tier</i>	198
Fingernägel, Augenbrauen	92	<i>Kobolde</i>	199
Zähne	92	<i>Gott</i>	201
Tatauierung	94	<i>Himmelskörper</i>	201
Kleidung	95	GEHEIMBÜNDE	203
		<i>Schlangenbund</i>	205
		<i>Elefantebund</i>	218

<i>Axtgesellschaft</i>	221	„Streitgespräche“	236
<i>Wildschweinbund</i>	224	Märchen	237
<i>Frauenbünde</i>	228	<i>Bildende Kunst</i>	248
<i>Verschiedene Bünde</i>	229	KARTEN	250
<i>Kinderbünde</i>	231	LITERATURVERZEICHNIS	252
KUNST	232	VERZEICHNIS DER EINGESTREUTEN	
<i>Musik</i>	232	ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN	253
<i>Tanz</i>	235	REGISTER	255
<i>Dichtkunst</i>	235		
<i>Sprichwörter</i>	235		

HERKUNFT DER DAN

Tief im Urwald Westafrikas lebt das Negervolk der Dan. Sein Gebiet erstreckt sich vom Bafing-Strom im Norden der Elfenbeinküste und dem Cavally-Strom im Osten dieses Landes bis zum Ya-Fluß, einem Nebenfluß des St. Johnstromes in Liberia im Westen. Die südliche Begrenzung liegt auf der Breite des Ortes Tapita in Liberia, der auf größeren Karten angegeben ist. Der nördlichste Teil ist Savanne und gebirgig.

Auf dem Gebiet der französischen Elfenbeinküste leben nach freundlicher Auskunft des Institut Français d'Afrique Noire in Dakar 90 000 Dan, in Liberia schätze ich ihre Zahl auf 50 000–60 000. Die Dan gaben uns übereinstimmend an, daß sie zuerst aus dem Nordosten – nach Vendeix wohnten sie zu beiden Seiten des Bafingstromes und im Gebiet von Touba – in das Land im Westen der Elfenbeinküste eingewandert sind und sich von da schließlich, den Nuon-Strom (River Cess) überquerend, in das heute liberianische Gebiet ausgedehnt haben. Dieses südliche Waldland war noch unbesiedelt.

Nach Vendeix wurde die erste Nord-Süd-Bewegung der Dan durch die ihnen feindlichen Diomande ausgelöst, die sich gegen die Menschenraubzüge der Dan zur Wehr setzten. Die späteren Wanderungen der Dan, insbesondere diejenigen über den Nuonstrom in das heute liberianische Gebiet, hatten nach unseren Erkundungen kein solch einheitliches Motiv. Die Dan erinnern sich stets sehr wohl an die Namen derer, die sie in ihr heutiges Gebiet geführt haben und an die Gründe, die sie zum Wegzug aus der alten Heimat bewogen, jedoch haben wir bei unseren südlichen Dan keine Erinnerung an jene alten Fehden mit den Diomande gefunden. Diese müßten darnach mehr als zehn Generationen zurückliegen.

Bei jenen späteren Wanderungen kamen einzelne Gruppen aus persönlichen Motiven, meist Zwisten in der Häuptlingsfamilie, und schließlich folgten die Verwandten nach, weil das neue Land Wild und guten Feldgrund bot. Die Dan sind auch heute noch ein unruhiges Volk, einmal, weil sie ständig neues Ur-Land für ihre Landwirtschaft suchen müssen, und zweitens wegen des Dranges nach Selbständigkeit, der jede bedeutendere Persönlichkeit darnach streben läßt, sich ein eigenes Dorf zu gründen. Dazu kamen früher die Kriege, die sie ohne Unterlaß untereinander führten.

Die Wanderungen über den Nuonstrom erreichten ein Maximum, als die Franzosen vor dem ersten Weltkrieg begannen, das Hinterland der Elfenbeinküste zu unterwerfen. Die liberianische Herrschaft erreichte die Dan erst in den zwanziger Jahren. Seither sind die Wanderungen eher rückläufig. Werden die Reisabgaben in Liberia zu hoch angesetzt, dann machen sich einzelne Familien einfach auf und ziehen zur Verwandtschaft jenseits des großen Flusses.

Die Familienverbindungen dorthin sind in den Grenzgebieten sehr eng. Man trifft dort in den Dörfern immer Leute, die gerade von der Elfenbeinküste hierher auf Besuch gekommen sind; man heiratet hinüber und herüber. Die Dan auf der liberianischen Seite des River Cess suchen die Märkte drüben auf.

Wir marschierten in Liberia mit zehn bis zwanzig Trägern auf Urwaldpfaden dahin. Das Land ist ohne wesentliche Erhebungen, aber der Marsch für die Träger doch mühsam wegen der vielen sumpfigen Stellen, die zu passieren sind, der zahllosen Wasserläufe, die auf umgestürzten glatten Baumstämmen überquert werden müssen, und schließlich wegen der doch häufigen kleineren An- und Abstiege. Der Boden wechselt zwischen Sand und grobkörnig verwittertem Lateritgestein. Nach zwei- bis dreistündigem Marsch pflegten wir eine Siedlung zu erreichen. Tagsüber waren

die Dörfer jetzt in der Trockenzeit verwaist. Die Leute waren auf ihren Pflanzungen und kehrten erst gegen Abend zurück. Die Dan sind ja – wie alle westafrikanischen Neger – Bauern.

Die Dan in Liberia bilden in Sprache und Kultur ein ziemlich einheitliches Volk, nicht aber als sozialer Körper. Sie zerfielen vor Ankunft der Liberianer in etwa zwanzig kleinere unabhängige Häuptlingschaften. Es gab also keinen Oberhäuptling oder König der Dan. Die Liberianer haben dann je eine Reihe solcher kleinerer Häuptlingstümer (Clane) drei von ihnen ernannten Großhäuptlingen, den sogenannten Paramount-Häuptlingen in Kample, Tapita und Ban, unterstellt.

In ihrer Erscheinung sind die Dan wenig einheitlich. Man findet sowohl betont negerische, unteretzte Menschen (Abb. 5 a), als auch schlankere, die sich mehr dem sudanischen Typ nähern (Abb. 24 a). Wir hatten den Eindruck, daß der letztere Menschenschlag im Westen vorherrscht. Vielleicht hängt das mit den Zuwanderungen anderer Völker zusammen, von denen unter „Clane“ berichtet wird.

In Liberia werden die Dan amtlich – auch auf der Landkarte – „Gio“ genannt. Das ist der Name, mit dem der Bassa-Stamm sie bezeichnet. Die Dan nennen sich „Dan“.

Die Mandingo nennen alle Leute – Kpelle, Mano, Dan –, die mit Colanüssen zu ihnen kommen, „Yakuba“. Daher kommt es, daß die Dan an der Elfenbeinküste amtlich „Yakuba“ heißen.

Von den Mano werden die Dan „Nge, Ngeme“ genannt, eine Bezeichnung, die gelegentlich auf Landkarten zu finden ist.

Die Geschichte des Uia-Clanes in und um die Stadt Danane an der französischen Elfenbeinküste.

Erzähler ist ein etwa 45jähriger Mann im Dorf Tiapolople südlich von Danane.

Das Land, aus welchem wir ursprünglich hierherkamen, liegt etwa zwei Tagemärsche östlich von der Stadt Man (bedeutender Verwaltungsort der Franzosen im nördlichen Dan-Lande). Die heutigen Bewohner dieses Landes heißen Santa oder Sagla. Unser altes Land dort war auch von Urwald bewachsen; es wuchs viel Bambus darin.

Aus diesem Lande zogen wir aus wegen der Go-Regel, nach der sich die Häuptlingsfolge bei uns vollzieht. Diese fordert, daß die Herrschaft immer in der gleichen Familie bleibe. Go heißt „der Leopard“. Mit dem Leoparden-Geheimbund hat das nichts zu tun. „Go“ nennt man es, weil der Leopard die Tiere regiert.

Zwei Brüder stritten sich um die Herrschaft. Der Jüngere zog fort. Er kam hierher und baute sich ein Dorf, und zwar auf dem Berg Gontuo, der östlich von Danane liegt. Man kann ihn von hier aus sehen. Damals baute man ja stets auf einem Hügel oder Berg, um sich gegen Feinde gut verteidigen zu können.

Unser alter Vater – also jener jüngere Bruder – rief nun alle seine Leute zusammen und sprach: „Go hat uns auswandern machen, so wollen wir es nun hier weiterpflegen.“ Go ist eine Zauberausrüstung für den Krieger-König. Man bewahrt sie in einem besonderen Hause auf, das niemand betreten darf. Diese Zaubergeräte hatten wir aus der alten Heimat mitgenommen.

Mit der Zeit kamen die Leute des älteren Bruders alle uns nachgezogen.

Zu Go gehört auch eine besondere Maske, oder genauer gesagt, wir haben drei Go-Masken. Sie zeigen sich nur selten. Was sie anordnen, das muß geschehen.

Dies waren unsere Häuptlinge vom Wegzug aus dem alten Lande bis heute:

Der große Vater (jener jüngere Bruder)

Trosanda

Lagbono (zu seiner Zeit kamen die Franzosen)

Lapiebe; Badie; Gbäa; dieser lebt noch. – Sie waren alle starke Männer.

Als wir hierher kamen, trafen wir in diesem Gebiet die Glo-Leute an. Diese sind auch Dan, und sie leben heute noch hier.

Danane hat seinen Namen nicht von den Dan, die dort wohnen, sondern von dem Dornenring, der sich zur Verteidigung um die Stadt zog. Die Leute dort nannte man „Kinder der Dornen“. Es war früher nur ein kleineres Dorf, aber es liegt mitten im Gebiet der Uia.

Danane ist wohlhabend geworden durch den Handel mit Colanüssen. Es war die erste Siedlung, welche die Mandingo antrafen, wenn sie kamen, um Cola zu kaufen.

HÄUPTLINGSCHAFTEN DER LIBERIANISCHEN DAN

Die Dan in Liberia teilen sich in drei große Gruppen ein:

Die „Luseame“, das heißt die „Stromaufwärtsleute“, wohnen im Norden und Westen, heute unter den von der liberianischen Regierung ernannten Großhäuptlingen von Kample und Ban. In einem gewissen Gegensatz zu ihnen stehen die „Gruseame“, die „Stromabwärtsleute“, die heute vom Großhäuptling von Tapita regiert werden. Zu ihnen gehören auch die Leute des früheren Großhäuptlings Towe nördlich von Tapita.

Dieser Unterteilung liegen ähnliche Unterschiede zu Grunde, wie wenn wir von „Norddeutschen“ und „Süddeutschen“ sprechen. Vor allem erkennt der Dan sofort an der Aussprache, woher man kommt. Die Gruseame sprechen zum Beispiel vor Vokalen l, wo die Luseame d sprechen, also „unula“ und unuda“ (kommst du?), „aluma“ und „aduma“ (ich werde dich schlagen).

Ganz anders sind die „Niqua“, die sich selbst „Buame“ nennen; sie wohnen zu beiden Seiten des River Cess im südöstlichen Dangebiet. Die Niqua sind die Hinterwäldler unter den Dan; von den Luseame und Gruseame werden sie als altertümlich und rückständig innerhalb der Dan-Kultur empfunden. „Die Niqua machen ihre Farmen früh im Jahr, so daß sie auch früh ernten und danach lange Hungerzeiten haben. Dann gehen wir Dan von den Häuptlingschaften Ban und Towe mit Reis zu den Niqua und bekommen von ihnen den fünf- bis sechsfachen Preis, den er zu Hause wert ist. Auch rösten wir dann die zu großen und zu kleinen Maniokknollen, die wir selbst nicht essen mögen und bringen sie zum Verkauf ins Niqualand.“ – „Wir tauschen von den Niqua Matten ein, die sie besonders gut zu flechten verstehen, weil in ihrem Land die Sumpfpflanze mit dem langen Stengel wächst, aus der sie gefertigt werden.“ „Die Niqualeute schlingen ihr Hüfttuch anders, als wir es tun, und wenn sie ihre Frisuren machen, so laufen die Felder und Scheitel, in die sie das Haar aufteilen, quer über den Kopf, während wir andern Dan die Felder von vorne nach hinten laufen lassen oder sie vom Wirbel aus schnitzförmig nach allen Seiten ziehen. Wenn sie so des Wegs daher kommen, können wir es aber auch an ihrem Gesicht sehen, an ihrer ganz andern Art, daß es Niqua sind. Sie sind den Kran viel ähnlicher als uns. Wenn einmal welche durch unser Land kamen, dann sagten wir: „Das sind Kran“, bis wir merkten, daß sie Dan sprachen. Sie sprechen aber ein „schweres“ Dan, so wie die Ge ein „schweres“ Bassa sprechen.“

Die Dan gliedern sich in Gefolgschaften einzelner Häuptlinge – Clane, wie sie von der Regierung genannt werden – zu fünf bis zehn Dörfern. Sie sind zumeist schon vor der Besitznahme des Landes durch die Liberianer entstanden. Für die Dan hat ein jeder Clan seine bestimmten Eigenheiten. Wir zählen die wichtigsten Clane von Norden nach Süden fortschreitend, erst die westlichen, dann die östlichen, auf:

Zorr-Clan: Sie sind als Jäger berühmt. Das Geheimbundwesen ist bei ihnen „hart wie bei den Mano“, das heißt, Vergehen gegen Geheimbündverbote werden besonders streng geahndet, und Außenstehende haben keine Aussicht, irgend etwas über die Bünde zu erfahren. Die Leute beim Zorr-Clan sprechen Mano und Dan, da Mano- und Dandörfer hier durcheinandergestreut liegen. Hauptort: Gole.

Gbe-Clan: Es ist der Clan des Großhäuptlings Mongru, der von der Regierung über alle nördlichen Dan-Clane gesetzt worden ist. Sie gelten als die besten Farmer und zeigen zusammen mit dem Borple-Clan heute eine gewisse Lust, sich mit den westlichen Einflüssen zu befreunden. Hauptort: Kample (s. Erz. S. 17, 60).

So-Clan Nr. I: Er ist aus Mano und Konor-Einwanderern zusammengesetzt (s. Erz. S. 16). Ursprünglich soll man bei ihnen Mano und Konor gesprochen haben, jetzt aber Dan mit Annäherung an die Mundart der Gbe. Die So gelten als großmülig, machen gerne Palaver. Sie sind besondere Freunde von Maskenvorführungen und deshalb auch unter den nördlichen Dan als die besten Maskenschnitzer bekannt; man erwähnt besonders einen Meister im Dorf Wajengle. In ihrem Gebiet sahen wir an den Dorfrändern stets eine große Zahl von Bananen- und Plantenpalmen angepflanzt, und auch die Colanuß gedeiht hier besonders gut. Hauptort: Kpeaple I. Ein früher wichtiger Ort ist Wajengle.

So-Clan Nr. II. Es ist der Clan des Großhäuptlings Tuassama, der den westlichen Dan-Clanen im Auftrag der Regierung vorsteht. Man hat hier auch eine eigene Mundart, die sich aber viel mehr derjenigen der nördlichen als der südlichen Dan annähert. Hauptort: Ban (s. Erz. S. 17).

Bo- oder Kuila-Clan: Er ist der Clan des berühmtesten unter den Dan-Großen, des Großhäuptlings Towe. Hauptort: Towe (s. Erz. S. 134).

Sau-Clan: Östlich des Hauptortes Towe. Früher waren es sieben Dörfer, die dann von den Liberianern zu den drei Dörfern Yola, Bogentuo und Sanle zusammengelegt und dem Kuila-Clan untergeordnet wurden. Die Sau sind weit berühmt als Zauberer (s. S. 163).

Gbea-Clan mit dem Hauptort Tapita. Hier residiert der Großhäuptling Uai-Pape, der die südlichen Dan-Clane unter sich hat. Tapita ist das einzige Städtchen des Dan-Landes. Hier endet die Autostraße von Monrovia, hier ist der Sitz eines Distrikt-Commissionars und einer amerikanischen Mission.

Do-Clan: Früher ein bedeutender Clan, weil er an das Gebiet der Bassa angrenzte, welche die Verbindung mit der Küste inne hatten. Heute ist er mit dem Gbea-Clan vereinigt.

Zau-Clan: Eine Dorfgruppe am oberen River Cess, östlich vom Häuptlingsort Kample gelegen. Da sie unmittelbar am Strom wohnen, sind die Zau gute Fischer. Diese Dörfer gelten als besonders alte Dan-Siedlungen.

Zro-Clan: Er ist nach unserer Erzählung S. 16 ein Konor-Clan, der die Dan-Sprache angenommen hat, und zwar soll er dem So-I-Clan verwandt sein. Eine andere Erzählung leitet ihn jedoch von den Mano ab. Hauptort: Gape (s. a. Erz. S. 147, 148).

Biu- oder Borple-Clan: Von seiner Herkunft erzählt die Geschichte S. 17. Die Mundart weicht wesentlich ab von der Sprache der andern Nord-Dan-Gruppen. Sie sind „von dem Land Male“ im heute französischen Gebiet gekommen und gehörten dort einem andern Mande-ta sprechenden Volk „Da“ an. Zusammen mit den Gbe zeigen sie Neigung, in der modernen Entwicklung des Landes ihren Vorteil zu suchen, indem sie sich gerne zur Arbeit auf die Firestone-Gummiplantage anwerben lassen. Es ist vielleicht bezeichnend, daß sie unter den Dan keinen guten Ruf haben. „Sie sind in allem faul, gehen langsam; gibt man ihnen gegen Lohn eine Ladung Reis zu tragen, so essen sie den Reis unterwegs auf, tun Steine in die Ladung und laufen nach der Entlohnung fix davon.“ Auch uns suchten sie ständig zu übervorteilen. Nur der Häuptling des Dorfes Mangople machte eine rühmliche Ausnahme. Hauptort: Borple (s. a. Erz. S. 148).

Yau-Clan: Er ist jetzt in zwei Clane aufgeteilt, deren einer als Sitz seines Clanhäuptlings den Ort Lepula hat, der andere den Ort Bole. Auch dieser Clan gehört noch zu den Nord-Dan, aber der Bole-Clan wurde später ein Teil von Großhäuptling Toves Gebiet im Südwesten des Dan-Landes (s. a. Erz. S. 16, 23, 149).

Njo-Clan mit einem halben Dutzend Dörfern, nördlich an die Niqua anschließend und mit diesen eng verwandt. Hauptort war Diaple, aber jetzt sind die Njo mit den Niqua zu einem großen Clan zusammengefügt worden, dessen Hauptort Butuo ist. „Wir Njole waren ein Kriegerclan. Wir hatten immer Krieg mit irgendwem. Wir essen keine Hühner.“ (Hühner werden von einem besiegt-

ten Gegner als Friedenszeichen überreicht. Mit den Njo war also schwer Frieden zu schließen, da sie kein Huhn annehmen konnten.)

Niqua: Die schon beschriebenen Niqua bildeten früher kleine Häuptlingschaften, die dann von den Liberianern zu einem Clan zusammengefügt wurden, um schließlich noch mit den Njo vereinigt zu werden. Die wichtigsten Niqua-Clane waren der des „reichen Mannes“ De mit seinem Ort Demple, und der Flo-Clan, dessen Entstehung in der Erzählung S. 16 geschildert wird. Ein späterer Häuptling, Flengoba, wurde steinreich. „Einmal lud er alle Niqua ein, und als sie versammelt waren, holte er einen Sack Geld aus seiner Hütte, schüttete ihn auf einer Matte vor dem versammelten Volke aus und rief: ‚So, nun balgt euch darum.‘ Da sprachen sie alle: ‚Du sollst unser Gebieter sein.‘ So wurde Flengoba Herr über alle Niqua.“

Zusammenfassung: Im Osten des Danlandes sitzt also eine altertümliche Gruppe, die Niqua mit ihren Verwandten, den Njo. Zwischen den Nord- und West-Clanen mit den Hauptorten Kample und Ban einerseits und den Süd-Clanen mit den Hauptorten Towe und Tapita andererseits, bestehen geringe sprachliche und kulturelle Unterschiede, letztere wohl hauptsächlich bedingt durch die Nachbarschaft verschiedener Stämme. Aus Norden und Nordosten sind Angehörige der Konor und aus dem Westen Mano eingewandert, haben sich zwischen den Dan angesiedelt und mit der Zeit Dansprache und Danbrauchtum angenommen.

Das Verhältnis der Clane untereinander war früher schlecht. Das Kriegen nahm kein Ende, und ein Dan konnte sich nicht unbesorgt außerhalb seiner engsten Heimat aufhalten. „Wenn man über Land gehen wollte, so brauchte man für eine kleine Strecke drei Tage, weil die Pfade quer und quer gingen. Man schritt vorsichtig dahin und schlief im Walde, denn es konnte geschehen, daß man einfach überfallen und gefangengenommen wurde. ‚Du bleibst hier und arbeitest für mich‘, hieß es, und man wurde in den Stock gelegt. Damals war ein jedes Dorf von einer Mauer umgeben. Führte der Pfad durch ein Dorf, so wurde dem Wanderer oft der Durchgang verweigert. Wenn man pochte und es öffnete niemand, so mußte man eben draußen bleiben und umkehren.“

Wenn die Überlieferung der Dan auch nicht weiter als etwa acht Generationen zurückreicht, so sind sie doch ein sehr geschichtsbewußtes Volk. Es gibt wohl keinen Dan, der nicht dies und jenes aus der Geschichte seines Volkes zu erzählen wüßte, und die in diesem Buche wiedergegebenen Berichte, besonders die Kriegsgeschichten, zeigen, mit welcher Deutlichkeit ihnen geschichtliche Begebnisse vor Augen stehen. Es gibt aber auch besondere Geschichtskenner, die als solche landauf, landab bekannt sind und von den Großen gerufen werden, wenn es gilt, irgendwelche Ansprüche geschichtlich zu begründen. Einer von ihnen namens Gongwe (= „Streit mit Leoparden ist eine ernste Sache“) in Kpeaple wollte uns zu Beginn der Unterredung zeigen, wie klar er in ferne Vergangenheiten zu sehen vermag. „Wenn man auf dieser Welt Kinder bekommen will,“ hub er an, „so muß man seine Verwandten heiraten. Selbst wenn ich eine Frau aus dem fernen Freetown zum Weibe nehme, so kommen wir doch, wenn wir unsere Ahnen zurück verfolgen, schließlich auf die gleiche Familie. – Mein Vater wurde uralt. Bevor er starb, rief er mich und erzählte mir die Geschichte einer jeden Familie des Clans ganz genau, auch die der Familie Kam (des Großhäuptlings Mongru). Ich war damals noch jung, aber ich faßte alles gut auf. – Ich erzähle oft meine Geschichten einer großen Zahl von Zuhörern; jeder weiß, daß ich so interessante Dinge in meinem Kopf habe. Im ganzen Häuptlingstum lassen sie mich kommen, wenn einer seinen Kindern die Geschichte seiner Familie erzählen will und nicht mehr recht damit zu Streich kommt. Selbst Großhäuptling Mongru holt mich zuweilen, und Dan (dessen Sohn, der die Unterhaltung dolmetscht) kann bestätigen, daß ich dann von morgens bis abends zu erzählen weiß. Auch mein Vater war schon der weiseste Mann weit und breit.“

Krieg zwischen den Niqua und dem Yau-Clan

Erzähler ist ein ansehnlicher graubärtiger Alter in Flole (Niqua).

Wir kommen von der andern Seite des River Cess. Dort lebte ein Mann namens Fragbadue, der war ein Jäger. Er kam auf diese Seite des Stromes, um zu jagen. Da fand er einen Ort, der ihm so gut als Wohnplatz gefiel, daß er zu seiner Familie sagte: „Laßt uns doch dorthin ziehen!“ Einen andern Grund zum Fortgehen hatte er nicht. Sie nahmen ein glühendes Scheit mit, um Feuer anfachen zu können, aber das ging ihnen unterwegs aus. Der Jäger holte sich ein anderes im Dorf Duaple. Und nun bauten sie das alte Dorf Flole.

Einmal kamen die Leute von Blole (Yau-Clan) und stahlen unsere sieben Schafe. Einer aber blieb hintennach, wir erwischten ihn und töteten ihn. Da kamen die Yau wieder und trieben uns aus Alt-Flole hinaus. So bauten wir das jetzige Dorf Flole.

Wieder kamen die Yau, aber dieses Mal erschlugen wir so viele von ihnen, daß sie ein weißes Huhn brachten und um Frieden baten.

Einige Zeit darnach kam ein Bursche von uns auf der Wanderschaft ins Niqualand. Sie fingen ihn, töteten ihn und fraßen ihn auf. Der Krieg, der aus diesem Ereignis entstand, dauerte noch an, als die Liberianer ins Land kamen. Sie erst trennten uns, und heute sind wir Freunde.

Gründung zweier Dan-Clane (Zro und So I) durch Angehörige des Konor-Volkes

Erzähler ist ein sehr alter Mann namens Medi in Gaple, dessen Zehen und Finger durch die Lepra verstümmelt sind.

Die Leute vom Zro-Clan kommen von der anderen Seite des River Cess. Es sind Konor, nicht Dan. Sie hatten dort drüben einen Familienzwist, und deshalb zogen sie weg. Worum sie eigentlich Streit hatten, weiß ich nicht, nur daß es lange Zeit so gegangen war. Das war lange, bevor die Franzosen dorthin kamen.

Das erste Dorf, das sie hier bauten, hieß Buageinde. Es lag mehr dort beim River Cess. Heute ist es verlassen und der Platz ist wieder vom Urwald überwachsen.

In diesem Dorf war ein großer Mann namens Sangofla gewesen, der nahm jetzt seinen Anhang, zog weiter westlich und baute Sangople. Er ist der Gründer des So-I-Clanes, der also auch von den Konor her stammt. Sie waren die ersten Leute in jenem Land, darum ist Sangople ein so wichtiges Häuptlingsdorf geworden.

Sangofla hatte einen Bruder namens Bei. Dieser baute das Dorf Beile. Bei war ein großer Häuptling. Er konnte nach seinem Willen Abgaben von Reis und Hühnern für sich einziehen.

Nun kam ein Bruder von Bei namens Galu aus der alten Heimat jenseits des River Cess, um sich seinen Verwandten anzuschließen. Er baute Gaple, war aber kein eigentlich wichtiger Mann, sondern stand unter seinem Bruder Bei.

Ein jüngerer Bruder von beiden, Dea, baute sich ein Dorf, dort wo heute die Gaple-Mission steht. Aber ein Sohn des Bei, Pengo mit Namen, bekriegte ihn im Auftrag von Galu. Sie waren eben beide große Leute und konnten nicht so nahe nebeneinander leben.

Dea zog fort zum Yau-Clan im heutigen Gebiet des Großhäuptlings Tuassama. Jetzt sandte ihm aber Galu eine Botschaft: „Du mußt nicht so weit von deinen Brüdern weglaufen. Du issest doch keine Schimpansen, was willst du da bei den fremden Leuten leben.“ Galu sandte Dea einige Tiere, um ihm damit Frieden anzubieten, weil doch sein Krieger Pengo ihn vertrieben hatte.

So kam Dea wieder und baute das Dorf Deaple, das heute zu zwei Dörfern dieses Namens geworden ist.

So-I- und Zro-Clan sind also die gleichen Leute. Sie essen keine Schimpansen und keine Ziegen. Früher gab es darum keine Ziegen hier im Lande, und es sind auch heute nicht viele da.

Nach Bei wurde sein Sohn Grusei Häuptling. Zu dessen Zeit bauten die Beile-Leute das Dorf Bongwe. Galu hatte einen Sohn Ma, der zu Gruseis Zeit ebenfalls Häuptling war. Er war ein bedeutender Mann, aber eigentlich wichtig wurde er erst, als die Franzosen ihm halfen. Der eingeborene Führer der Franzosen hieß Bea. Aber Ma schickte die Franzosen fort. Als er starb, folgte ihm Boya. Batua, der heutige Clan-Häuptling, ist Boyas jüngerer Bruder, also ebenfalls ein Sohn von Ma, aber von einer anderen Mutter.

In Beile folgte auf Grusei dessen Sohn Pe, dann der Sohn von Pe namens Mojän, dann dessen Sohn Pe II, der eine Wiedergeburt von Pe I ist. Er ist heute Häuptling in Beile.

Wir haben dann die Dansprache angenommen, weil wir mit den Dan Handel trieben. Ich kann nicht sagen, ob auch andere Dan-Clane von den Konor her stammen.



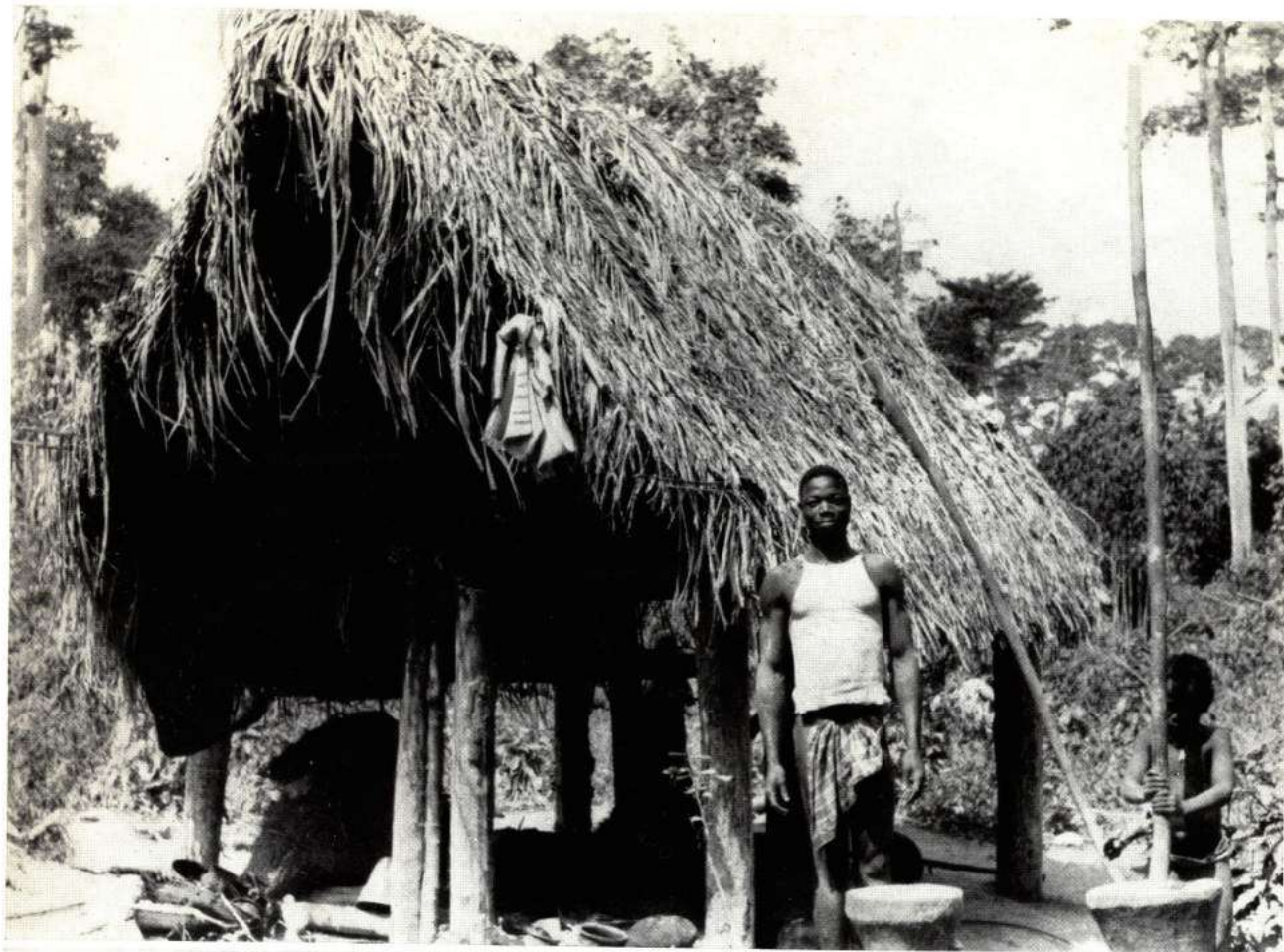
1a Mannschaft von Buschrodern, rechts ihre „Kraftsänger“.



1b Zwei Buschroder, im Hintergrund ihre sieben Musikanten.



1c Baumfäller. Er hat sich eine Plattform aus Stangen errichtet, um den Baum erst da anzugehen, wo er sich verjüngt und das Holz weicher wird.



Geschichte des Biu-Clans

Erzähler ist ein großer, schwerer Mann namens Batua in Gapple.

Ich komme vom Biu-Clan. Wir wohnen am großen Fluß (River Cess). Wir essen keine Schafe. Auch wir sind von der anderen Seite des Stromes gekommen, aber wir waren dort nicht Dan, sondern Da vom Land Male. Die Da sind ein Stamm für sich. Ihre Sprache ist anders als Dan. Ein Da kann einen Dan nicht verstehen. Die Da-Sprache ist dem Mandingo ähnlich. Die Konor sagen für zehn „fu“, die Gio „godu“, die Mandingo und Da „ta“.

Ich will dir erzählen, wie wir hierhergekommen sind.

Als jenseits des River Cess der Krieg mit den Franzosen so hart wurde, machten sich vier Männer in Richtung auf unser heutiges Land davon. Sie hießen Biu, Janwua, Tou, Bāmo. Die ersten beiden waren Brüder, vom gleichen Vater und der gleichen Mutter, die anderen ihre Halbbrüder. Sie kamen von weither und erreichten schließlich den Ort Tuongwie, der noch auf der französischen Seite des River Cess liegt.

Janwua war der bedeutendste unter ihnen. Er sprach jetzt mit großen Worten: „Der Krieg hat uns hierher verschlagen. Geh du, Biu, fort und verbirg dich, daß man dich nicht finden kann!“

So kam Biu nach Trogle beim großen Fluß (River Cess). Er legte eine Pflanzung auf dem anderen Ufer an. Nach einer Weile sagten seine Söhne: „Der Farmplatz da drüben ist gut. Laß' uns dort ein Dorf anlegen!“ So hatte dann Biu sein Dorf zu beiden Seiten des Flusses, und schließlich baute er dort, wo jetzt Borple liegt.

Einmal machte sich Biu auf und ging zurück zu seinem Bruder Juanwa, einem fünften Bruder (nicht Janwua) und sagte zu ihm: „Gib mir meinen Teil von der Medizin, die uns der Vater hinterließ und auf die wir Wasser zu sprengen pflegten, daß ich sie mitnehmen und sie mir auch Glück bringen kann.“

Juanwa antwortete: „Wenn einer von euch Brüdern mir vier Kühe bringt, will ich etwas davon abgeben.“

Biu nahm seine eigene Tochter und gab sie jemandem zur Frau, um dafür vier Kühe einzuhandeln. Aber er bekam nur eine Kuh für sie. Janwua aber verschaffte sich die vier Kühe und so bekam er die Medizin.

Da sagte Biu im Zorn: „Wir können euch fortab nicht mehr als die älteren Verwandten anerkennen.“

Einige von den Kindern Bius bauten drei Dörfer auf der französischen Seite des River Cess – Trogle, Sungople, Moatuo – und andere errichteten die Siedlungen Bagunle und Soaguna auf der liberianischen Seite, so daß es mit Borple zusammen sechs Dörfer waren, die alle noch da sind.

Dasselbe, was bei den Zro mit der Ziege geschah, daß das letzte Kind eine Ziege war, das war bei uns einmal mit einem Schaf der Fall. Darum essen wir vom Biu-Clan keine Schafe.

Ein Krieger versöhnt zwei Clane (aus der Geschichte des Gbe-Clanes)

Erzähler ist ein alter Mann in Kample.

Früher hieß mein Clan der Sowe-Clan. Sowe war der Name unseres Vorfaters. Sein Sohn war ein schlechter Mann. Er ließ jeden Fremden gefangennehmen, schlug ihn, ja ließ ihm die Hände abhauen. Als er ein großer Mann im Lande wurde und immer noch so ein schlechter Kerl war, sagten die Leute: „Wir wollen ihn Gbe nennen, das heißt „Räuber“. Und so kam unser Clan dazu, der Gbe-Clan zu heißen.

Der Gbe-Clan und der So-II-Clan, der bei Ban lebt, hatten früher Krieg miteinander. Das kam so: Ein alter, reicher Gbe-Mann hatte eine junge Frau. Ein junger Mann vom So-Clan brannte mit dieser durch und nahm sie heim zu sich. Er war ein Krieger.

Der Gbe-Mann sandte eine Botschaft an alle So, um sie von diesem Vorfall in Kenntnis zu setzen, und das wiederholte er immer wieder, ohne Erfolg. Schließlich machte er sich selber auf den Weg. Er ging zu einem Häuptling der So, die dort in der Nähe wohnen. Der war sein Freund. Er hieß Chlango. Zu ihm sagte er: „Bitte, geh zu den So und sage, sie möchten bitte die Frau herausgeben.“

Die So hatten einen großen Häuptling namens Famie. Dieser war verwandt mit dem Krieger, der die Frau geraubt hatte. Zu diesem ging der So-Häuptling. Famie sagte der ganzen Familie, niemand solle den Gbemann festnehmen, wenn er käme, seine Frau zurückzuholen.

Tafel links:

2a „Reisküche“ auf einer Pflanzung. Der Reis wird unter Dach gestapelt und durch ein ständig brennendes Feuer getrocknet. FHH 201-31

b Hütten auf einer Pflanzung. Hier verbringt die Dan-Familie die Hälfte des Jahreslaufes. FHH 219-9

Da nahm der Gbemann seine Kriegersleute, kam ins So-Land und tötete den Dieb. Darauf erklärten ihm die So nun aber den Krieg. Sie hatten einen großen Krieger namens Zobe. Die So kamen zu einem kleinen Gbe-Dorf, das an einem Felsen liegt, und töteten dort viele Gbe-Leute.

Bis dahin waren die Gbe selbst in zwei Parteien gespalten gewesen, die einander bekriegten. Im Angesicht des Feindes versöhnten sie sich. Sie töteten eine Kuh, jeder aß davon und sie beschloßen, jetzt die So zu verjagen. Und es wurde ein schlimmer Krieg, der von morgens bis abends und gar die Nacht über anhielt, drei Tage lang. Sie schlugen die So und diese flohen.

Ein großer, fetter So-Krieger namens Termi lief als letzter. Es war ja immer so, daß die Krieger die Flucht der anderen deckten. Er fiel aber in einen großen Sumpf und sank darin tief ein, weil er so dick war. Da kamen die Gbe hinterher und wollten ihn töten. Der Krieger bat: „Ihr seid Leoparden und ich bin ein Leopard (= große Krieger, die Leute töten können, nicht etwa Leopardenbündler). Ein Leopard tötet aber keinen anderen Leoparden. Zieht mich aus dem Sumpf und laßt mich fortlaufen. Ich werde euch viel Schönes schenken!“

Die Gbe-Leute sagten: „Weil du es bist.“ Sie ließen ihn aber zunächst da stecken, liefen den Flihenden nach, die jetzt keinen Schutz mehr im Rücken hatten, und töteten etliche von ihnen. Dann erst zogen sie den Dicken aus dem Sumpf.

Als er heimkam, sagte er zu seinen Leuten: „Wir wollen mit den Gbe-Leuten Frieden machen und sie als unsere Verwandten betrachten.“

Seither gibt es zwischen So und Gbe kein hartes Palaver mehr. Wir scherzen immer, wenn wir uns wo treffen.

DIE NACHBARN DER DAN

Die den Dan benachbarten Völker kann man nach ihrer Sprache und Kultur in mehrere Gruppen einteilen. Legt man die Sprache zu Grunde, so gehören sie zunächst zwei großen Sprachgruppen an, den Mande- und den Kru-Sprachen. Die Mande-Sprachen wieder werden unterteilt in zwei stark voneinander abweichende Gruppen, Mande-tan und Mande-fu; tan und fu sind die Bezeichnung für „zehn“.

Die Dan selbst gehören der Mande-fu-Gruppe an, wenn sie auch selbst für „zehn“ nicht „fu“, sondern „godu“ sagen. Ihre Sprachverwandten sind im Westen die Mano, im Südwesten die Kpelle und im Nordwesten die Konor. Am meisten verwandt ist die Mano-Sprache mit der ihren, während andererseits die Kpelle und Konor unter sich sprachverwandt sind, obgleich heute das Gebiet der Dan diese beiden Völker trennt. Und all diese verwandten Sprachen, auch das Mano, sind den Dan doch so fremd, daß ein Dan sie nicht verstehen kann, ohne sie erlernt zu haben.

Der Mande-tan-Gruppe gehören im Norden die Mandingo an. Von Kru-Völkern grenzen im Südosten die Kran und im Süden das große Volk der Bassa an die Dan an.

Die Mano: Die Dan sehen die Mano als überlegen an, und umgekehrt fühlen sich die Mano den Dan gegenüber als „etwas Besseres“. Dieses Überlegenheitsgefühl gründet sich vor allem darauf, daß die Mano dem Porobund angehören, einem Geheimbund, der die meisten Liberia-Stämme mit Ausnahme der Kru-Völker umfaßt und über Liberia hinaus noch weit nach Westen reicht. Die Zugehörigkeit zu diesem Männerbund wird in einem mehrjährigen Aufenthalt im Porobusch erworben, dem alle Knaben um die Zeit der Reife zugeführt werden. Die Mitgliedschaft zu diesem Bund ist äußerlich erkennbar an tiefen Narben, die während der Buschzeit auf Brust und Rücken der Initianten angebracht werden. Es wird dabei ein Haken unter die Haut eingestochen und dann darüber die Haut mit einem Messer eingeschnitten. Diese Narben, sichtbarer Ausdruck mannhaft überstandener Qualen, geben dem Mano einem Dan gegenüber ein Überlegenheitsgefühl, wobei natürlich auch die übrigen Eigenschaften des Bundes, die strengere Zucht, das Eingeweihtsein in eine dem anderen unzugängliche Geheimwelt, und die unsichtbaren Verbindungen zu wichtigen Persönlichkeiten, selbst in fernen Gegenden, zu diesem Stolz beitragen. Fast alltäglich hörten wir von den Dan Anspielungen darauf, daß bei den Mano alle Geheimbund-Angelegenheiten ungleich ernster und strenger gehandhabt würden als bei ihnen. Trotzdem sind die Mano nach dem Zeugnis eines liberianischen Beamten der modernen Entwicklung des Landes mehr zugewandt. Den Dan erkannte er größeren Fleiß zu.

Einen recht deutlichen Ausdruck des Verhältnisses Dan-Mano fanden wir, als uns ein besonders wichtiger Dan-Maskenmann vorgeführt wurde. Er hatte einen Dolmetscher bei sich, der dem umstehenden Dan-Publikum in die Dan-Sprache übersetzte, was der „Teufel“ in einer fremden Sprache kundtat. Diese Sprache war Mano! Auf unsere Frage, ob eine Mano-Maske sich der Dan-Sprache bedienen würde, sagten die Dan verschämt: „Oh nein, die Mano verachten uns ja. Dort gebraucht der Teufel die Sprache der Kpelle.“

Im allgemeinen Kulturaustausch, so sagen die Dan, hätten sie von den Mano gelernt, die Mano von den Mandingo. Immerhin aber haben die Mano, wie sie uns selbst sagten, von den Dan gelernt, wie man große Hütten baut – ihre Hütten sind noch heute viel kleiner als die Dan-Hütten. Und die Dan sagen, die Mano seien geizig; sie ließen einen Besucher ungern in ihrem Hause schlafen, weil sie ihm das Essen nicht gönnten. Auch seien sie schmutzig – sie wüschen sich vor dem Essen die Hände nicht.

Die Erzählungen berichten von der Zuwanderung von Mano, deren Familien später zu großer Bedeutung unter den Dan emporstiegen.

Die Kpelle: Die Kpelle, ein besonders bedeutendes liberianisches Volk, dessen Gebiet von der Küstennähe bis nach französisch-Guinea reicht, grenzen im Südwesten auf eine ganz kurze Strecke an das Dan-Gebiet. Sie sind wiederum den Mano in Geheimbund-Dingen überlegen; wenn die Mano darin Rat brauchen, so holen sie ihn bei den Kpelle. Mit den Kpelle haben die Dan keine wesentlichen Beziehungen. Immerhin gebrauchen die Dan-Frauen z. B. zweierlei Machart für ihre Fischnetze, davon sie die eine von den Kpelle übernommen haben. Die Kpelle sind vor dem ersten Weltkrieg von Dietrich Westermann besucht und später beschrieben worden.

Die Konor: Von all ihren Nachbarn ist das Volk der Konor im Dan-Bewußtsein am gegenwärtigsten, vor allem bei den nördlichen Gruppen. Bei unseren Befragungen hieß es immerzu: „Das haben wir von den Konor gelernt.“ Die Konor leben auf französischem Gebiet, nordwestlich von den Dan.

Die Beziehungen zwischen Dan und Konor liegen wieder vor allem auf religiösem Gebiet. Zu den Konor geht man, wenn man eine besonders wichtige Medizin braucht (s. Erz. S. 183); von den Konor kommt der Stelzenteufel, deren fünf oder sechs im Dan-Land ihre Kunststücke vorführen (s. S. 88). Die betreffenden Dan-Artisten haben im Konorland bei einem dortigen Stelzenteufel gelernt und die große Medizin erworben, die sie gegen Stürze feilt. Seine vier Begleiter singen in der Konor-Sprache.

Zusammen mit dem langen Teufel wurden kleine Trommeln eingeführt, die man vor den Leib gebunden schlägt, während die eigentliche Dan-Trommel eine große Standtrommel aus Holz oder eine kleine Schlitztrommel aus Bambus oder Holz ist.

Die Konor kommen als Händler zu den Dan, und auch, um auf den Pflanzungen wohlhabender Dan zu arbeiten, wie aber die Dan auch zum Arbeiten zu den Konor gehen. Meist hat, wer sich so auf den Weg zum fremden Volk macht, etwas angestellt, das sein Fernbleiben ratsam macht. Auch Konor-Sklaven trifft man bei den Dan. Die Dan erzählten uns, wie zu der Zeit, als die Franzosen das Hinterland der Elfenbeinküste unterwarfen, die Konor scharenweise zu ihnen kamen und aus Hunger ihre eigenen Söhne an sie verkauften.

Die Beziehungen zwischen Dan und Konor sind eindeutig freundschaftlicher Art.

Die Konor sind besonders wichtig in der Dan-Geschichte geworden, weil schon vor einigen Generationen eine geschlossene Zuwanderung von Konor ins Dan-Gebiet erfolgte. Jene Konor ließen sich in unbesiedeltem Land nieder und gründeten die bedeutenden Siedlungen Gapple, Yola, Beile, Sangople, Deaple. Von dieser Zuwanderung wird in unseren Erzählungen S. 16 berichtet. Und eine Reihe unserer Geschichten (s. Erz. S. 148), behandeln Vorkommnisse, besonders Kriege, bei diesen eingewanderten Konor. Obgleich es sich um ein zusammenhängendes Gebiet handelt, das sich seine Konor-Selbständigkeit hätte bewahren können, haben die Konor die Dan-Sprache angenommen und sind eigentlich in nichts von den Dan zu unterscheiden. Ja, manchen jüngeren Leuten dort ist ihr Konortum überhaupt nicht mehr bewußt. Dagegen haben einige Konorfamilien, die sich zur Zeit des Franzosenkrieges, also etwa 1910, in Keaple, dem Hauptort des So-I-Clanes, niedergelassen haben, ihre Sprache und ihr eigenes Brauchtum bewahrt, so daß sie dort eine kleine Volksgruppe für sich bilden.

Die Mandingo: Sie grenzen im Norden an die Dan an. Da sie Mohammedaner sind, werden sie im folgenden Kapitel unter „Einflüsse von Hochkulturen“ beschrieben.

Die Kran: Bei den Kran haben wir uns selbst einige Monate aufgehalten. Sprachlich gehören sie zu den Kru-Völkern, kulturell sind sie aber den Dan sehr nahe verwandt. Die Kran grenzen im Südosten an die Dan. Sie haben dort ebenfalls den River Cess nach Westen überschritten. Man

zeigte uns eine lichte Stelle im Wald, an der eine „große Schlacht zwischen Kran und Dan stattgefunden hat, als die Kran versuchten, noch weiter gegen Westen vorzudringen“ (s. a. Erz. S. 23). Sonst sind die Beziehungen zu den Kran aber nicht schlecht, so daß die liberianische Regierung sogar dem Großhüptling der Kran, Yutompé in Belewale, eine größere Anzahl von Dan-Dörfern zugeordnet hat. „Wir stehen ganz gut mit den Kran“, sagten uns die Dan, „jedenfalls besser als die Mano. Diese können die Kran nicht leiden, und ein Mano könnte sich nicht ins Gebiet der Kran wagen.“

Die Dan betrachten die Kran als „Buschleute“, Hinterwäldler. Wir müssen uns immer klar darüber sein, daß solche Unterscheidungen des kulturell Höher- oder Tieferstehens auch innerhalb der Eingeborenen-Kulturen von den Negern gemacht werden, und nicht erst, wenn abendländisches Kulturgut aufgenommen wird. Die Kriterien dafür sind mannigfacher Art: Wohlstand, Pflanzungen, die gut tragen, das Pflanzen einer Vielzahl von Früchten, handwerkliche Fertigkeiten, weithin berühmte Häuptlingspersönlichkeiten. Die Dan beanstanden bei den Kran vor allem deren mangelnde Reinlichkeit. Sie fühlen sich auch als die geschickteren Farmer, erkennen aber die Kran als die stärkeren und fleißigeren Farmarbeiter an. Eindeutig bewundern sie die Kran für ihre Fertigkeit in Holzschnitzen und Metallguß, obgleich, nach unseren Sammlungen zu urteilen, die Dan-Meister den Kran bestimmt nicht nachstehen. Das gute Urteil kommt wohl daher, daß im Kranlande die Kunst des Metallgusses noch geübt wird, während sie bei den Dan ausgestorben ist, und daß die Kran die großen Reislöffel, die den Dan für ihre Feste so wichtig sind, besonders hübsch zu schnitzen verstehen.

Die Kran haben wie die Dan den größeren Teil ihres Gebietes in der französischen Elfenbeinküste und grenzen dort südlich an die Dan. Auf liberianischem Gebiet haben sie einen zweiten Hauptort, Tschien, mit einem Oberhäuptling südöstlich vom Dan-Land. Frau Etta Donner hat die liberianischen Kran beschrieben, während die Kran der französischen Elfenbeinküste von P. Viard erforscht worden sind. Die Franzosen schreiben die Kran „Nguéré“ – ein drolliges Beispiel dafür, zu welcher verschiedener Schreibweise – Kran und Nguéré – das gleiche Eingeborenenwort in den europäischen Sprachen führen kann.

Die Bassa: Sie grenzen im Süden an die Dan. In den letzten Jahrzehnten haben sich allenthalben Mano-Dörfer zwischen die beiden Völker geschoben. Sie gehören auch zu den Kru-Völkern. Für die Dan waren sie wichtig, weil sie von jeher die Verbindung zur See hatten. Der Handel mit ihnen wurde aber nur ganz an der Peripherie der beiden Stammesgebiete betrieben, da ein Dan unfehlbar getötet oder in die Sklaverei verkauft worden wäre, wenn er sich weit ins Bassa-Land gewagt hätte. Die Dan verkauften auch Leute, „die nicht so ganz Dan waren“, als Sklaven an die Bassa. Man führte den Mann dann in einem großen Bogen dorthin, so daß er jede Vorstellung verlor, wo er hergekommen war. Im Lande des Großhäuptlings Towe schilderten uns die Dan, wie sie bisweilen Leute aus dem Mano-Land oder dem nördlichen Dan-Land unter dem Vorwand herbeilockten, man wolle in dem weiten Urwaldgebiet des Towe-Landes gemeinsam Elefanten jagen. Man nahm sie dann gefangen, fesselte sie, indem man ihnen einen großen Stock senkrecht auf den Rücken band, der sich bei einem Fluchtversuch im Unterholz verfangen hätte und verkaufte sie als Sklaven.

Die Dan sagten uns: „Was für die nördlichen Dan die Konor sind, das sind für die südlichen Dan die Bassa. Sie waren uns überlegen, weil sie die Beziehungen zur Küste hatten. Die südlichen Dan ahmten sie nach. Sie konnten alle Bassa sprechen.“ Heute geht der Dan-Handel dieser Gegend nicht mehr in südlicher Richtung, sondern in westlicher, der Autostraße zu, durch das Gebiet der Mano.

Überblickt man die Beziehungen der Dan zu ihren Nachbarn, so hat es etwas Rührendes, wie sie sich selbst als den meisten unterlegen betrachten: den Mano, den Kpelle, den Bassa, ganz zu

schweigen von den mohammedanischen Mandingo, von denen alsbald berichtet werden soll. Sie selbst fühlen sich nur den Kran überlegen, und auch an ihnen bewundern sie rückhaltlos die kunsthandwerklichen Fertigkeiten.

Politisch sind sie nie als Ganzes gegen eines der Nachbarvölker angetreten; ab und zu hat es wohl Kriege einzelner Dangruppen gegen Gruppen der Nachbarvölker gegeben, aber das waren die üblichen Palaverkriege, wie sie auch von den Dan-Clanen ständig untereinander geführt wurden, und bei Kriegen gegen andere Dan scheute man sich nicht, Mano-Krieger zur Hilfe zu dingen.

Ganz allgemeine möchten wir sagen: Die Einstellung der Dan zu ihren Nachbarn ist die einer freundlichen Hochachtung.

Seltsame Bekanntschaft machen die Dan mit einem fernen Volk, den Haussa, die als fahrende Ärzte zu ihnen kommen. In Trupps von vier bis sechs Mann tauchten sie plötzlich gegen Ende der Trockenzeit überall im Dan-Lande auf. In einer größeren Schar waren sie im Hauptort Kample angelangt und hatten sich dort aufgeteilt, um sich nach einiger Zeit daselbst wieder zu treffen. Sie waren aus ihrer Heimat im Hinterland von Dahome viele Hunderte von Kilometern hierhergewandert und würden noch weiter gegen Westen ziehen. Sie trugen weite bunte Gewänder, dazu vielfach den großen Strohhut der Haussa und Waffen in schönen Lederscheiden. Die Dan fürchten sie, aber die Haussa vermeiden auch von sich aus engeren Kontakt und schlafen nicht in Dan-Hütten, sondern suchen sich einen geschützten Platz unter einem Dachvorsprung.

In großen Ledertaschen hatten sie ihre Pülverchen; jeder hatte davon etwa 20 in kleinen Beutelchen. Da sie kein Wort Dan sprechen, machten sie den um sie herum kauern den Kauflustigen die Wirkung durch Gesten klar. Wir kauften ihnen Proben jeder Arznei ab und konnten durch Kreuzfragen feststellen, daß sie ihre festen Vorstellungen hatten und bestimmt nicht eine willkürliche Quacksalberei betrieben. Auch gaben sie jeweils an, wie die Arzneien anzuwenden seien.

Wir sammelten und notierten folgende Medikamente: gegen Schlangenbisse, Husten, Keuchhusten, Bauchweh, Durchfall; Rheuma und (das gleiche Medikament) Elephantiasis; Lepra, und (das gleiche Medikament) Geschwüre, Würmer, Erguß im Scrotum, Frambösie, Augenschmerzen, Ohrenschmerzen, Zahnweh, Jucken, Impotenz, Gonorrhoe, Sterilität der Frauen, Blutungen der Frauen, ausbleibende Menstruation, und ein Mittel zum Rotfärben der Fingernägel. Daneben verkauften sie auch magische Mittel, z. B. eines, das mit dem Reis zusammen ausgesät wird, „so daß später die Webevögel nicht in die Pflanzung einfallen.“

Die Unterhaltung mit uns war dadurch erschwert, daß keiner der Haussa, die wir trafen, auch nur ein Wort Französisch oder Englisch verstand, was uns sehr erstaunte, denn im allgemeinen ist heute selbst bei den seßhaften afrikanischen Völkern der eine oder andere im Dorf, der etwas Französisch oder Englisch kann. Wir bekamen aber immerhin heraus, daß sie diese Heilmittel zu Hause in ihrem Lande in besonderen Pflanzungen kultivieren, um sie dann in der günstigen Jahreszeit so weit über Land zu tragen.

Sie unterstützten ihr Ansehen durch die Vorführung von Gauklerkünsten. So wurde z. B. einer von ihnen umständlich mit einer Zaubermedizin auf dem Rücken eingerieben. Dann zog ein anderer ein langes Schwert, zerschnitt damit, um seine Schärfe zu zeigen, ein dürres Blatt in der Luft, und tat dann so, als ob er dem Kameraden damit den Rücken bearbeite, ohne daß das Schwert – des Zaubermittels wegen – diesen schneiden könne. Er machte dabei mit dem Mund das quietschende Geräusch des Schneidens nach, und die in einiger Entfernung stehenden Dan, besonders die Frauen, kreischten auf vor entsetztem Staunen. In Wirklichkeit war es gar nicht schwer zu sehen, daß er das Schwert fest auf die Haut drückte und es zusammen mit der Haut hin- und herbewegte, also gar nicht gegen die Haut verschob.

Weshalb die Kran dem Dorf Bole ab und zu Geschenke bringen müssen.

Erzähler ist der Häuptling von Bongle.

Dieses Dorf und das Dorf Bole gehörten in alten Zeiten zum Yau-Clan, und die Dörfer Tonwe, Sanle und Yole auch. Jetzt sind wir getrennt, und dies Dorf gehört zu Häuptling Towes Gebiet. Alle Tausendfüßler jenseits des Grenzflusses zwischen dem Yau-Gebiet und dem Towe-Gebiet haben weiße Beine, hier schwarze. Sieht jemand einen auf der falschen Seite, so bedeutet das Unglück für ihn.

In alten Zeiten waren die Kran die Feinde des Yau-Clans. Als wir Buben waren, da war eigentlich immer Krieg mit den Kran. Und das erlebte ich selbst und sah es mit meinen eigenen Augen:

Meines Vaters Quili Sklave lief fort zu den Kran. Er sandte nach ihm. „Gebt mir meinen Sklaven wieder!“ Es war ein Schwager von ihm namens Glea bei den Kran. Der sagte: „Ich habe gehört, was du sagst. Dein Sklave ist weitergegangen nach Nigra. Aber wenn er von da zurückkommt, werde ich ihn heimschicken.“

Dann ging Glea selbst nach Nigra und sagte: „Der Mann ist der Sklave meines Schwagers.“ Die Leute gaben ihm drei Kühe und zwei Tragkörbe voll Stoffband. Das alles brachte Glea in sein Dorf und sandte seinem Schwager einen Boten. Quili schickte einen Mann zurück, der Glea bestellte, er solle die Sachen hergeben. Glea aber weigerte sich. Er sagte: „Quili ist wie mein Sohn; ich habe ihn beschnitten. Das Gut gehört also mir.“ Quili antwortete durch einen Boten, er möge zwei Kühe und einen Korb mit Stoffband behalten und ihm das andere senden. Aber Glea weigerte sich wieder und äußerte: „Wenn Quili noch irgendeinen Boten schickt, werde ich ihn töten.“ Als Quili das bestellt wurde, sagte er nur: „Gut. Ich höre, was Glea sagt.“

Dann sandte er aber doch wieder eine Nachricht an Glea. Als der Bote ankam, sagte Glea: „Ich habe mit meinem Mund gespielt, als ich sagte, ich würde den Boten töten. Ich mache statt dessen Krieg gegen Quili.“

Gleas Leute kamen nachts in Quilis Pflanzung und nahmen da alles weg. Da sandte Quili wieder einen Boten zu Glea und ließ ihm sagen: „Ihr mögt all den Reis essen, den ihr genommen habt, aber sendet mir meine Axt zurück.“ Doch Glea weigerte auch das.

Nach zwei Tagen kamen Gleas Leute wieder und machten Krieg gegen Quili. Sie töteten einen Mann von ihm. Quili rief alle Leute des Landes und sprach zu seinen Ältesten: „Einer unserer Leute ist getötet worden. Laßt uns kämpfen!“ Eigentlich hatten sie alle Angst, aber dann kämpfte doch der ganze Yau-Clan gegen die Kran. Man hörte überall das Schießen. Damals hatten die Dan nämlich sehr viele Vorderlader. Und sie hatten in jener Zeit einen großen Holzzaun um jedes Dorf als Schutz gegen Feinde. Sie kämpften und kämpften. Die Quili-Leute fingen vier von Gleas Mannen.

Der Häuptling der Kran hieß Njutompe und war der Vater des jetzigen Großhäuptlings der Kran. Er hatte einen großen Mann namens Jegovena. Dieser war der Noa des Häuptlings, d. h. sein ständiger Vertreter und Berater. Noa bedeutet „treu“ oder „beide fest zusammen“. Diesen Jegovena riefen sie und sagten zu ihm: „Geh und bitte bei Quili für uns. Er hat diesen Krieg gewonnen.“ Jegovena kam hierher nach Bongle in Quilis Stadt mit vier Kühen und brachte einen Palmwedel mit, das Zeichen des Friedens. Da sagte Quili: „Es ist noch nie etwas schöneres in diesem Land geschehen, als daß du heute kommst und um Frieden bittest.“ Und die Kranleute bezahlten viel, viel Gut, um den Frieden zu erkaufen.

Wie sie nun all diese Kriegsentschädigung gebracht hatten, sagten die Quili-Leute: „Es tut uns leid (daß wir Krieg miteinander hatten), wir werden euch jetzt nichts mehr tun.“

Damit war der Krieg aus und sie waren wieder gleich. Aber selbst heute, wo doch die amerikanischen Neger die Eingeborenen besiegt haben, müssen die Kran immer noch, wenn sie in unser Dorf kommen, Reis und andere Nahrungsmittel und sonst noch alles mögliche bringen.

Als nun so der Frieden geschlossen war und sie alle es miteinander genossen und feierten, kam Nachricht aus dem Westen, daß die Leute, die man Qui nennt (die Ameriko-Liberianer), Krieg gegen die Eingeborenen machten. Der erste Soldat, der hier kämpfte, hieß Saniwe. Er lebt heute noch und hat sich mit seinen vielen Kindern ein eigenes Dorf gebaut.

Die Boten sagten: „Ihr müßt euch bereit machen, es kommt Krieg.“ Da liefen alle Leute, und die Kran auch, in den Busch und verbargen sich da. Der Soldat kam mit seinen Leuten von Süden und brannte jedes Dorf im Lande nieder. Als er vorbeigezogen war, sagte Großhäuptling Towe: „Gegen diese Qui ist nichts auszurichten.“ Er ging nach Tapita, um dort die anderen Ameriko-Liberianer zu treffen. Mit diesen hinter sich kam er dann hierher. Das war damals etwas besonderes, niemand ging zu jener Zeit von hier nach Tapita – das hielt man für so weit entfernt, wie heute die Plantage von Firestone.

Als Towe mit den Ameriko-Liberianern kam, gesellte sich ein Mann namens Suomi zu ihnen, der ein starker Krieger war und sein Dorf auch hier hatte. Er wandte sich so gegen sein eigenes Volk und bekämpfte es. Die Dan

gingen zu Towe und baten ihn um Frieden. Leute von Wiele und Bole gingen bei diesem Bittzug mit. Ihr Häuptling hieß Wambie. Suomi fing den Wambie, band ihn und schlug ihn. Darob war man sehr böse. Ein Mann in Bole namens Do sagte: „Wir verlassen dies Land Towe und gehen in der Richtung nach Saniquelle fort.“ Und so ist es gekommen, daß wir und diese anderen Yau-Leute nun getrennt sind.

Beim ersten Krieg gegen die Americo-Liberianer war ich etwa 14 Jahre alt. Vier Jahre später kam Towe wieder mit den Americo-Liberianern und dann war's noch ein Jahr, bis ich ein Mann war. (Es muß also um 1925 gewesen sein).

Unsere Freunde, die KA

Erzähler ist ein Mann namens Gao in Kample.

Wir Dan kamen ursprünglich vom Osten des heute französischen Gebietes (Elfenbeinküste), aber selbst unsere ältesten Männer können sich nicht daran erinnern.

Früher kämpften die Dan jenseits des großen Flusses (River Cess) und die diesseitigen, heute liberianischen Dan gegeneinander.

Mit den Kpelle hatten wir nie Krieg. Mit denen waren wir befreundet. Unsere besonderen Feinde waren die Sao, die bei Danane an der Elfenbeinküste leben. Wir hatten Grund, gegen diese zu kämpfen. Die Sao-Leute waren nämlich die Feinde der Ka. Die Ka sprechen eine andere Sprache als wir. Und wir essen nicht die gleichen Dinge. Wir Dan essen Ziegen, die Ka nicht.

Als die Sao einmal gegen die Ka kämpften, kamen die Ka zu uns, den Dan, und baten uns, ihnen beizustehen. Wir Dan gingen zu den Ka, um die Sao zurückzuschlagen. Als uns das gelungen war, sagten die Ka: „Ihr seid unsere Häupter.“ Damit meinten sie „Ihr seid unsere väterlichen Freunde, denn ihr habt uns von diesen Menschen befreit. Unser Hab und Gut gehört jetzt euch. Ihr mögt von nun an zu unseren Frauen gehen und braucht uns dafür nichts bezahlen.“

Da antworteten die Dan: „Laßt uns fortan zusammenstehen. Wir haben ja jetzt die gleichen Frauen.“ Das ist der Grund, weshalb wir und die Ka heute noch so gute Freunde sind.

EINFLÜSSE VON HOCHKULTUREN

Die abendländische Welt hat auch auf die Eingeborenen Liberias einen spürbaren Einfluß ausgeübt. Sie werden heute von den Nachkommen amerikanischer Negersklaven regiert, die um 1830 unter der Führung weißer Amerikaner in ihre alte afrikanische Heimat zurückgebracht worden waren. Die Mehrzahl dieser Sklaven war in Amerika geboren, so daß ihnen ihr afrikanisches Menschentum und afrikanische Kultur kaum mehr bewußt waren, und zudem kam der einzelne ja nicht in dasjenige afrikanische Land zurück, aus dem er selbst oder seine Vorfahren einst verschickt worden waren, sondern eben an diesen von den Weißen angekauften Küstenstrich. Es handelte sich also im Grunde nicht um eine Heimführung, sondern um eine neue Entwurzelung.

Nach schweren Anfängen, in denen ihnen Krankheiten, Eingeborene und Europäer gleichermaßen zusetzten, konnten die Nachkommen dieser Rücksiedler, die „Ameriko-Liberianer“, ihr Gebiet durch Verträge mit den Häuptlingen und durch Feldzüge weit ins Innere hinein ausdehnen. Es wurde ein Staat nach amerikanischem Vorbild gegründet mit Präsident, Kabinett, Senat, Kongreß. Alle diese Ämter und Körperschaften waren freilich bis vor kurzem allein von den Ameriko-Liberianern besetzt. Ihrer sind etwa zwanzigtausend, die über die hundertfache Zahl – eineinhalb Millionen – eingeborener afrikanischer Neger herrschen. Zu diesen entsendet die Regierung einige wenige Verwaltungsbeamte, welche die Stammeshäuptlinge einspannen, um die Belange der Regierung – Steuern, Abgaben an Reis, Straßenbau, Soldatenrekrutierung – durchzusetzen.

Die Americo-Liberianer fühlten sich von Anfang an als Sendboten der westlichen Welt unter ihren „wildern“ Rassegenossen, und so ist es bis heute geblieben. Sie sprechen Englisch, wohnen und kleiden sich nach amerikanischer Art, pflegen kirchliches Leben, parties und receptions. So findet man in Liberia auf Seiten der schwarzen Regierung weit weniger Verständnis für das Eingeborenenbrauchtum als in den unter europäischer Kolonialherrschaft stehenden afrikanischen Ländern!

Man unterscheidet darum in Liberia „civilized people“ und „natives“. Die Eingeborenen nennen die Ameriko-Liberianer auch „american people“ oder „quipu“. Dieses „quipu“ gebrauchen sie auch für die Weißen. Es bezeichnet einfach das Fremde und hat einen unfreundlichen Beigeschmack, etwa „die, die hier eigentlich nichts zu suchen haben“. Doch wollen die Ameriko-Liberianer heute keineswegs die Eingeborenen von der Führung des Landes ausschließen. Im Gegenteil, sie wünschen eine rasche Verbreiterung der Bildungsschicht, damit das Land die ihm gebotene wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit nutzen kann. In den höheren Bildungsanstalten der Hauptstadt Monrovia lernen viele Söhne wohlhabender Eingeborener.

Bei einer Beurteilung Liberias sollte man immer die besonderen Verhältnisse bedenken, unter denen dieser Staat aufgebaut wurde und funktionieren soll. Ein Hundertteil der Einwohnerschaft soll die übrigen neunundneunzig Hundertteile zu einer Wirtschafts- und Staatsform führen, von der diese nichts wissen wollen, und ohne daß den Regierenden dafür die Überlegenheit eignet, die der Weiße in den Kolonien auf Grund seiner Bildung, seiner Machtmittel und seines Geldes besitzt. Es fehlen auch die staatlichen Vorbilder, denn die Nachbarländer sind Kolonien, die ihre Weisungen aus Europa erhalten. Trotzdem ist Liberia heute ein geordneter Staat, der von seinen Führern zielbewußt auf eine möglichst große Produktion an Rohstoffen hin entwickelt wird: Gummi, Ölkerne, Piassava, Eisen, Gold usw.

Noch ist die Wirtschaft zum größten Teil in der Hand von Weißen. Die Firestone Gummifabrik unterhält eine weithin sich dehnende Pflanzung von Gummibäumen, und eben in diesen Jahren ist, ebenfalls von den USA aus, eine große Eisenerzmine in Angriff genommen worden. In Monrovia

und an den anderen Küstenorten leben zahlreiche weiße Kaufleute und neben ihnen syrische Händler, die man auch weit im Innern antrifft. Auch die christlichen Missionen sind zumeist mit Weißen, vornehmlich mit Amerikanern, besetzt. Es ist aber Vorsorge getroffen, daß das weiße Element nicht zum herrschenden werden kann. Weiße können nicht liberianische Staatsbürger werden und dürfen keinen Grund und Boden erwerben, auch zum Beispiel kein Transportunternehmen betreiben. Unter den Weißen in Liberia herrschen die Amerikaner vor, und Liberia neigt in allen seinen modernen Lebensäußerungen mehr nach den USA als nach Europa.

An die Eingeborenen im Innern und so auch an die Dan tritt diese fremde Welt in dreierlei Form heran.

Für die Regierung haben sie Abgaben in Geld und Naturalien zu liefern, Trägerdienste, Straßenarbeit und einzelne auch Militärdienst zu leisten. Die Dan waren eines der letzten, wenn nicht das letzte Volk, das sich der Herrschaft der Ameriko-Liberianer beugte, und erst nach erbitterter, jahrelanger Gegenwehr in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts; im Bewußtsein der heutigen Dan ist die gute alte Zeit vor der Eroberung noch sehr gegenwärtig. Es hat sich noch kein neuer organischer Zustand herausgebildet, sondern für die Dan sind die liberianischen Beamten immer noch Vertreter einer fremden Eroberermacht, die ihnen von Jahr zu Jahr erneut Tribute auferlegt. Die Dan können das durchaus nicht verstehen, denn sie selbst haben in ihren zahllosen Kriegen bei Friedensschluß im allgemeinen nur eine einmalige Entschädigung genommen, und damit hatte der Besiegte seine Unabhängigkeit wiedergewonnen. Für das ganze große Dan-Gebiet sind zwei Administratoren zuständig, die zudem noch andere Stämme unter ihrer Obhut haben. So ist der Commissioner ein ferner Mann; die meisten Dan sehen ihn nie. Aber jedem Clan-Häuptling ist von der Regierung ein Schreiber zugegeben, und andere Beauftragte des Commissioners wandern durch das Land und fordern, „was des Kaisers ist“, so daß es den Dan nur allzu sehr bewußt ist, daß sie liberianische Untertanen sind.

Zweitens: schwarze und syrische Händler bieten den Dan in den drei Hauptorten Kampele, Tapita und Ban europäisch-amerikanische Waren an, vor allem Stoffe, Gefäße aus Blech und Emaille und Werkzeuge. Hierin liegt der augenfälligste neuzeitliche Einfluß, und der einzige, dem die Dan sich selbst willig hingeben.

An dritter Stelle sind die Missionen zu nennen. Neben wenigen katholischen Stationen findet sich eine große Anzahl protestantischer Missionen in Liberia. Da sie zumeist aus Amerika kommen, sind verschiedene protestantische Richtungen mit ihren zum Teil sehr seltsamen Anschauungen und kultischen Eigenheiten vertreten, die nicht dazu angetan sind, dem Eingeborenen ein klares Bild vom eigentlichen Wesen des Christentums zu vermitteln.

Von solchen Verirrungen abgesehen, waren die Missionare, die wir trafen, tüchtige Leute, die ernsthaft bemüht waren, den Eingeborenen aus der – wie sie es auffaßten – Dürstlichkeit ihres Zauberglaubens den Weg zur christlichen Lichtwelt zu weisen. Einige hatten in jahrelangem Studium die Eingeborenen-sprache erlernt. Mit ihrem vorbildlichen Familienleben und ihren sauberen Häusern gaben sie den Eingeborenen ein Beispiel bester abendländischer Gesittung. Die meisten von ihnen sind keine akademisch gebildeten Theologen, sondern haben einen anderen Beruf erlernt und ausgeübt, bis sie sich eines Tages auf Grund eines religiösen Erlebnisses zur Missionsarbeit meldeten, wofür sie dann auf einer sogenannten Bible school vorbereitet wurden. Sie verzichteten damit nicht nur auf ihre Heimat, sondern opfern auch ihre Gesundheit und die Möglichkeit, je zu bürgerlichem Wohlstand zu gelangen. Besonders hart ist es für die Missionare, daß das Klima ihren Kindern sehr unzutraglich ist, so daß sie entweder zusehen müssen, wie deren Gesundheit leidet, oder sie müssen sich von ihnen trennen, um sie in den Vereinigten Staaten aufwachsen zu lassen.

Im Dan-Lande sind drei protestantische Missionsstationen mit je zwei Ehepaaren an der Arbeit. Sie unterhalten kleine Internatsschulen mit etwa zwanzig Knaben, und eine medizinische Ambulanz, die von den Missionarinnen betreut wird. Ein besonders wertvolles Werk hat die Mission in Gapele mit der Gründung einer Leprösen-Siedlung geschaffen (s. Abschnitt „Krankheit“).

Die Dan verhalten sich in den von uns besuchten Gegenden den Missionen gegenüber noch recht ablehnend. Sie sehen in ihnen eine Einmischung in ihre eigene Welt und empfinden die Predigten der Missionare als Angriff auf das ihnen heilige, von den Vätern überkommene Geistesgut. Die Missionare haben es darum nicht leicht, Gemeinden zu bilden. Sie wenden sich an die Jugend und richten Internate ein, um die Zöglinge ganz dem dörflichen Einfluß zu entziehen. Das aber paßt den Eltern nicht, denn es zeigt sich, daß der junge Dan, hat er erst ein wenig lesen und schreiben gelernt, die Schule verläßt – meist schon nach zwei oder drei Jahren – und sich fortan zu gut dünkt, um mit seiner Hände Arbeit Pflanzungen anzulegen. Er zieht es vor, sich an einem Handelsort Verdienst zu suchen, statt, wie es nach Dan-Brauch seine Aufgabe wäre, dem alternden Vater auf der Pflanzung zu helfen. So wünschen die Väter im allgemeinen nicht, daß ihre Söhne auf die Missionsschule gehen. Da die Regierung aber im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes einer Verbreiterung der Bildungsschicht anstrebt, hat sie ein Gesetz erlassen, daß ein Eingeborenen-Kind seine Eltern gegen deren Wunsch verlassen darf, um in die Schule zu gehen. So wird der Eintritt in die Missionsschule oft erkauf mit einem Vergehen gegen das Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“. Die Missionare leiden unter diesem Zustand ebenso wie unter der Erkenntnis, daß die vermittelte Erziehung meist nicht zu einem christlich-arbeitsamen Leben, sondern zu einem entwurzelten Müßiggänger-Dasein führt. Die Missionsschüler sind denn auch bei vielen Stammesgenossen schlecht angesehen. Gehen sie auf den Markt, so wenden sich die Frauen ab und verkaufen ihnen nichts. Mädchen findet man kaum als Missionszöglinge. Es besteht nämlich in Liberia ein Gesetz, daß Mädchen, die durch eine Schule gegangen sind und dadurch in die Gesellschaftsschicht der „civilized people“ aufgerückt sind, sich frei nach ihrem Willen verheiraten dürfen, also nicht mehr von ihren Vätern verkauft werden können. Besuch der Missionsschule bedeutet also für die Eltern nicht eine Wertsteigerung der Tochter, sondern eine Wertminderung, ja einen unmittelbaren Verlust, denn an sich können schon kleine Mädchen für gutes Geld an ihre künftigen Männer verkauft werden. Im Abschnitt über die Vielweiberei werden weitere Missionsprobleme erörtert.

Neben diesen Schwierigkeiten genießen die Missionare aber in Liberia einen großen Vorteil. Die liberianische Regierung stützt die Missionen, nicht nur, weil diese ihr die Erziehungsarbeit weitgehend abnehmen, sondern auch, weil man das Christentum als unentbehrlichen Teil der abendländischen Zivilisation ansieht, die man dem Lande bringen will. In den europäischen Kolonien in Afrika wird dagegen die Missionsarbeit oft von den anderen Weißen mißgünstig beurteilt, weil sie darnach tendiert, den Abstand zwischen Schwarz und Weiß zu mindern. Die weißen Beamten geraten nicht selten in offenen Zusammenstoß mit der Mission, wenn diese zum Beispiel die Einehe propagiert und infolgedessen eingeborene Frauen ihren Männern davonlaufen und bei der Mission unterschlüpfen mit der Begründung, ihr Mann sei in sündiger Vielehe verheiratet; der Ehemann fordert dann beim Administrator die Rückgabe der Frau, für die er schweres Geld bezahlt hat.

Außer diesen abendländischen Einflüssen durch Regierung, Wirtschaft und Mission dringt noch eine andere fremde Welt in Liberia ein, die des Islam, und zwar durch das Volk der Mandingo, von den Dan „Mame“ geheißen. Das Gebiet der Mandingo grenzt im Norden, an der Elfenbeinküste, an das der Dan an. Die Mandingo oder Mandé haben in den letzten zweitausend Jahren große Reiche im Sudan gegründet und sich viele Negerstämme untertan gemacht. Als die Araber – vom siebenten

Jahrhundert an – den Islam nach Afrika brachten, wurden sie allmählich Mohammedaner. Sie kleiden sich heute mit Fez und weiten wallenden Gewändern.

Die Dan, bei denen die im Sudan so begehrte Colanuß reichlich gedeiht, brachten diese früher in Traglasten ins Mandingo-Land. Bevor die Liberianer das Hinterland Liberias befriedeten, wagte sich kein Mandingo ins Land der Dan. Zuerst kamen sie dann als wandernde Händler, um Gummi und Colanüsse zu kaufen, und schließlich gründeten sie Kolonien bei den Orten, in denen große Häuptlinge residieren. Sie müssen dazu zwar die Erlaubnis des betreffenden Häuptlings erbitten, aber diese wird gerne gewährt, denn die Mandingo sind freigebige Leute, den Großen des Landes gegenüber. Sie verleihen auch Geld an Eingeborene, was die eingesessenen schwarzen Händler nicht tun. So wird heute das Ortsbild von Kample, Tapita, Ban und Butuo im Danlande wesentlich durch die Mandingo-Viertel bestimmt. Sie haben dort ihre eigenen Häuptlinge, denen alle Mandingo der Umgebung unterstehen. Eine auffallende Persönlichkeit ist der Mandingohäuptling von Butuo. Auf zwei schnellen Reitpferden durchquert er das Land (die Dan selbst kennen das Pferd nicht) und inspiziert seine Kühe – denn das Großvieh in den Dan-Dörfern jener Gegend gehört zumeist ihm. Jedes vierte Kalb überläßt er dem Dan, der die Kühe wartet. Der Dan-Häuptling von Butuo steht gut mit ihm; er pflegt des Morgens bei ihm Kaffee zu trinken.

Man trifft die Mandingo-Aufkäufer allenthalben auf dem Pfad unterwegs. Meistens folgen ihnen einige Dan, die ihre Lasten tragen. Mit großem Selbstbewußtsein sieht man diese Fremden zu den bestimmten Stunden mitten im Dorf ihre Matte vor sich breiten, aus einem kleinen Tee-Kesselchen ihre Waschungen vollziehen und dann ihre lange Andacht mit Gebeten und Verbeugungen verrichten. Nie würde ein Dan auf den Gedanken kommen, diese auffallende Glaubensdemonstration zu bespötteln.

Das Verhältnis zwischen Mandingo und Dan ist recht eigenartig. Im wesentlichen sind die Mandingo für die Dan die Träger einer höheren Kultur, und sie sind so reich, daß sie sich Dan anstellen können, um für sie zu arbeiten. Die Dan errichten die Hütten der Mandingo und bebauen deren Pflanzungen. Ja, in manchen für den Handel günstig gelegenen Orten erlebt man es, daß die Mandingo die Dan oder auch Mano und Kpelle aus dem ganzen Ort hinauskaufen und sich in ihre Hütten setzen. Sichtbaren Ausdruck erhält dieser Wohlstand in der schönen stoffreichen Kleidung, die sich die Mandingo aus selbstgepflanzter und selbstgesponnener Baumwolle weben.

Auch ihre Religion beeindruckt die Dan, wenngleich sie wohl nicht verstehen, worin der eigentliche Unterschied zwischen dem Mohammedanismus als einer religiösen Sittenlehre und ihrer Nur-Religion besteht. Letzteres wird wohl daran liegen, daß die Mandingo selbst sich dessen kaum bewußt sind. Für die Dan sind sie „die Leute, welche die rechten Gebete haben, um reich zu werden, ohne zu arbeiten,“ und wir glauben, in diesen Gebeten erschöpft sich auch für den Mandingo sein Mohammedanismus.

Die Mandingo machen keine Anstrengungen, die Dan zu ihrem Glauben zu bekehren. Sie empfinden es wohl als vorteilhaft, daß sie sich in dieser geheimnisvollen Weise von den Dan absetzen. Trotzdem kommt es manchmal zu Übertritten wohlhabender Dan, die sich von dem Anschluß an die Mandingo geschäftliche Vorteile versprechen. Insbesondere sind zwei der drei Großhäuptlinge der Dan, Mongru und Tuasama, zum Islam übergetreten. Das gewöhnliche Volk ahmt die Mandingo immerhin in der Kleidung nach. Sobald man es sich leisten kann, beschafft man sich ein weiteres Mandingo-Gewand.

Wenn die Mandingo so den Dan als ein überlegenes Volk erscheinen, so haben die Dan doch eine tiefe Abneigung gegen sie. Sie sagen, die Mandingo seien schmutzig; manche lassen keine Mandingo in ihre Hütte. Der Stolz der Mandingo kränkt die Dan. Die Dan verübeln es ihnen besonders, daß

sie zwar Dan-Frauen heiraten, aber nach mohammedanischem Gesetz niemals ihre eigenen Töchter einem Dan geben würden.

Als der Dan-Großhäuptling Mongru, der zum Islam übergetreten war, und in seiner Residenz eine stattliche Mandingo-Kolonie duldet, nach der Fastenzeit allen Dorfbewohnern – Dan wie Mandingo – eine seiner Kühe schlachtete, nahmen die Mandingo ihr Teil beiseite und weigerten sich mit hämischem Spott, zusammen mit Mongru und ihren Dan-Mitbürgern zu essen. Daraufhin bekehrte sich Mongru zum Heidentum zurück. Selbst wenn ein Mandingo verarmt, so wird er doch nie Sitte und Sprache seines Wirtsvolkes annehmen, während ein Dan im gleichen Falle – so sagen es die Dan selbst – zu einem Bassa oder Mano wird.

Im ganzen gesehen ist das Verhältnis der Dan zu den Mandingo von gegenseitigem Vorteil, da die Mandingo den Dan den Überschuß ihrer Erzeugnisse abkaufen, insbesondere Colanüsse und Palmkerne. Es ist aber ein gespanntes Verhältnis, in dem man die Möglichkeit sozialen Aufbegehrens von seiten der Dan vorausahnt.

Ohne Zweifel erscheint es einem Dan weit erstrebenswerter, Mohammedaner zu werden, als Christ. Hier in Liberia sind Islam und Christentum nur erst in zaghafter Fühlungnahme mit den Eingeborenen. Die eigentliche Auseinandersetzung dieser beiden Religionen miteinander steht noch bevor. Sie wird in Liberia eine besondere Note dadurch erhalten, daß das Christentum hier nicht nur durch die Weißen, sondern auch von den aus Amerika gekommenen Negeren vertreten wird. Während in den übrigen Teilen Afrikas die eigentlichen Verfechter des Christentums in den nächsten Jahrzehnten mit dem Schwinden der Kolonialherrschaft vielleicht das Land verlassen werden, werden sie in Liberia bleiben.

Die Auseinandersetzung mit dem Islam wird darum in Liberia möglicherweise schärfer sein als anderwärts in Afrika.

Boja verteidigt sein Land

Erzähler ist ein etwa 40jähriger Mann in Gapele, der wenig flüssig und etwas angeberisch erzählt (s. a. Erz. S. 16).

Als die Americo-Liberianer mit ihrem Hauptmann kamen, tötete dieser in jedem Dorf eine Kuh. Wenn er sie nicht schlachten wollte, so schnitt er ihr wenigstens den Schwanz ab.

Wie man Kundschaft von seinem Kommen erhielt, flohen die Leute von hier in das nahe Dorf Doeple. Und als der Abend kam, hörten wir dort, daß der Krieg da sei. Wir waren nicht vorbereitet. Es hieß, man solle nicht vor die Feinde stehen (wie bei unseren Fehden), sondern wir sollten uns im Busch verbergen und von da aus schießen.

Die Americo-Liberianer kamen und schossen auf uns. Sie tranken kein Wasser, weil wir uns bei der Wasserstelle verborgen hatten. Die ganze Nacht über wurde gekämpft. Sie erschossen viele Dan, so daß wir flohen. Die Feinde waren von Bole gekommen und zogen nun weiter nach Kample. Die Dan dort kämpften nicht mit ihnen. Großhäuptling Mongru von Kample schickte uns eine Botschaft: „Wir sind nicht in der Lage, mit diesen Leuten zu streiten“, ließ er sagen, „hört auf zu kämpfen, so daß wir sie um Frieden bitten können.“

Boja aber, der Sohn des Großhäuptlings Ma, sagte: „Nein. Ich bringe diesen Leuten kein Huhn (Zeichen der Bitte um Frieden).“ So kamen die Feinde nach Beifongue im Zro-Clan, und der Krieg begann erst richtig. Sie umzingelten ein Dorf, das heute vom Busch überwuchert ist. Dort hielt sich Boja auf. Wir rieten ihm, zu fliehen. „Nein“, sprach er, „ich bleibe in meines Vaters Dorf und werde es mit dem Messer verteidigen.“ So kam es zum Nahkampf, weil er durchaus seines Vaters Dorf nicht aufgeben wollte. Aber die Americo-Liberianer siegten.

Boja ist jetzt Clan-Häuptling. (Während unserer Expedition hielt er sich gerade bei Großhäuptling Mongru in Kample auf und besuchte uns täglich).

Ich war noch klein, als dies alles geschah. Im Krieg ging ich hinter meinem Vater her und half ihm. Wir Kinder hatten die Aufgabe, den Kämpfern Essen zuzutragen.

Eines Tages schoß ein Soldat der Americo-Liberianer mit seinem starken Gewehr auf meinen Bruder. Er traf ihn aber nicht, sondern einen Baum, der hinter ihm stand, und ein Ast von diesem fiel meinem Bruder auf die

Schulter. Er glaubte, er sei getroffen und floh. Ich lief ihm nach und rief: „Was ist denn los?“ Ich wischte über seinen Rücken und zeigte ihm, daß meine Hand davon nicht blutig wurde. „Es ist nichts. Nur ein Ast ist dir auf die Schulter gefallen.“ Wir gingen aber doch zurück. Andere jedoch, die tapfer waren, blieben und kämpften weiter.

Ein Mandingo im Dan-Land

Erzähler ist ein etwa 45jähriger Mandingo, der im Dandorf Diaple ansässig ist. Als er sich bei uns zum Erzählen meldet, lachen die umsitzenden Dan ihn aus, da er ja nichts von Dan-Dingen versteht. „Lacht nicht, ihr Leute“, sagt er, „ich komme auch nur des Geschenkes wegen hierher, das der Weiße mir geben soll, wie ihr.“ Damit zeigt er sein stets auf den Profit bedachtes Händlertum, das sein Volk zu so großem Wohlstand im fremden Lande bringt. Die Dan erzählen uns nicht oder doch nicht in erster Linie wegen der kleinen Münzen, die es dafür gibt, sondern weil sie gerne ihr Wissen zeigen.

Meine Mutter mußte bei meiner Geburt sehr leiden. Mein Vater besaß viele Kühe. Als ich ein kleiner Junge von etwa 6 Jahren war, trug mein Vater mir auf, diese zu hüten. Ich trieb sie auf die Weide und abends wieder heim, wo ich jede an einen Pfahl band. Jeden Morgen hinaus und abends wieder heim – das war meine Arbeit.

Als ich dann etwa 14 war, gab mir mein Vater die Pferde statt der Kühe zu hüten. Es gab da ein besonderes weiches Gras, das wir den Pferden zu fressen gaben. Das mußte ich bei Tagesanbruch schneiden.

Wieder ein paar Jahre später schickten sie mich in die Mandingo-Schule, die in unserem Dorf bestand. Das war viel größer als Diaple hier. Daneben arbeitete ich aber weiter für den Vater. Als ich sieben Jahre zur Schule gegangen war und die Schrift erlernt hatte, übergab mich mein Vater einem andern Mandingo, damit ich das Handeln erlerne. Wie ich das auch konnte, gesellte er mich meinem großen Bruder zu und schickte uns fort, um Handel zu treiben. So kam ich hierher ins Danland mit Salz, Schnupftabak und den Baumwollstoffen, die wir selbst fertigen.

Als ich lange mit meinem Bruder zusammen gewesen und erwachsen geworden war, kaufte dieser eine Frau und gab sie mir. Und mit der Zeit erwarb er für mich vier Frauen – alles Mandingofrauen.

Ich lebe jetzt hier in Diaple mit allen meinen Frauen und Kindern, aber ich gehe auch immer einmal wieder in meine Heimat, um die Verwandten zu besuchen. Unser Häuptling ist Saji in Butuo. Er hat überall im Lande seine Kühe. Jedes vierte Kalb gibt er dem Dan, der die Kuh wartet.

DIE ERNÄHRUNG DER DAN

Landwirtschaft

Die Dan sind Bauern. Sie pflanzen vor allem Reis – in fünf Sorten – und die Knollenfrucht Maniok (Kassava), ferner in geringerem Ausmaß noch drei andere Knollenfrüchte, Yams, Eddo (Colocasia) und Süßkartoffeln; außerdem Mais, Erdnüsse, eine Anzahl von Gemüsen, unter denen sie vor allem den Okru (*Abelmoschus esculentus*), eine auf malvenhohen Stengeln wachsende Frucht, schätzen; Bananen mit ihren großen Verwandten, den Planten, die man nur gekocht essen kann; als Gewürz den Pfeffer; als Genußmittel Tabak (s. S. 51 ff.) und die Colanuß; und seit kurzem drei Arten von Baumwolle.

An dieser Landwirtschaft ist für den Weißen etwas auffallend, das sie von der unseren grundlegend unterscheidet: die Dan kennen keine Düngung. Sie haben zwar, im Gegensatz zu vielen anderen Negerstämmen, Kühe, aber da sie keine Weiden haben, müssen die Tiere vom Laub der Büsche leben, die um das Dorf herum wachsen. Deshalb gibt es nur wenige Kühe in einem Dorf – an ein Düngen mit Kuhmist ist also nicht zu denken. Die Dan schlagen darum alle zwei Jahre ein neues Stück Urwald nieder, verbrennen das Buschwerk und erreichen durch die Asche eine Verbesserung des Bodens. Sie bepflanzen den Grund dann zwei Jahre hindurch. Hernach lassen sie ihn wieder brach liegen, der Busch schießt von neuem empor, und nach drei bis fünf Jahren ist es soweit, daß man ihn wieder mit Vorteil schlagen und verbrennen kann.

Der Busch ist für jedermann frei. Ist der Wald jedoch einmal niedergeschlagen, so bleibt die Rodung das Eigentum des ersten Pflanzers, auch wenn sie brach liegt. Es kommt aber vor, daß ein solches Stück Land gegen eine Entschädigung von einer anderen Familie übernommen wird.

Tatsächlich legt eine Dan-Familie jedes Jahr ein Stück Wald nieder. In der zweiten Hälfte der Trockenzeit, von Anfang Februar bis in den April, sind alle Männer von früh bis spät im Urwald am Werke. An der linken Hand einen Fäustling aus Antilopenfell, sonst fast nackt, ohne schützende Kleidung, gehen sie mit dem Buschmesser machtvoll gegen das dornige Dickicht und die armdicken Lianen vor.

Zunächst beseitigt man rings um die hohen Bäume alles Gestrüpp. Daraus wird aus wenigen Stangen ein etwa fünf Meter hohes Gerüst um den Stamm gebaut, bis eine Stelle erreicht ist, an der er nicht mehr allzu dick ist (Abb. 1 c, 30 m). Bei vielen Urwaldbäumen verlassen die Wurzeln den Stamm erst in solcher Höhe, daß es ganz unmöglich wäre, das Fällen unten zu beginnen. (Statt dessen schlagen die Eingeborenen diese von der Natur vorgebildeten Bretter heraus und machen daraus Türen für ihre Hütten. Da sie keine Sägen kennen, könnten sie die erforderlichen Bretter anders nicht herstellen.) Auf dem schwankenden Gerüst stehend, setzt der Fäller seine Axt an, und es ist erstaunlich, wie rasch er mit seiner Arbeit zu Ende kommt. In wenigen Stunden ist so ein mächtiger Stamm gefällt, und Dutzende bedecken schließlich wie gefallene Riesen die Walstatt, auf der sein Reis wachsen soll. Im Fallen reißen sie noch niederen Busch mit zu Boden und helfen so dem Bauern, mit diesem rasch fertig zu werden. Denn inzwischen ist der März gekommen, der „Pressier-Monat“, wie er in der Dan-Sprache heißt. Jeder muß sich dranhaltten, denn bald werden die ersten Regen fallen und was dann noch nicht gefällt ist, wird nicht mehr trocken und kann also nicht mehr verbrannt werden. Mitte April steigen allenthalben riesige Rauchschwaden zum Himmel. Auf unserem Marsch sahen wir die Männer zwischen Wänden von Flammen hin- und herhuschen, um das Feuer zu lenken.

Dieses Buschroden spielt im praktischen Leben und in der Phantasie der Dan eine große Rolle.

Es ist die männliche Tätigkeit par excellence, seitdem es keine Kriege mehr gibt. Die Burschen verschiedener Familien gehen gern gemeinsam von Grundstück zu Grundstück, da die Arbeit dann viel flotter und unterhaltsamer fortschreitet. Es bilden sich auch Mannschaften, die sich während der Arbeit von einem kleinen Chor zusingen lassen (s. S. 87 u. 176 u. Erz. S. 34 u. Abb. 1 a, b) und sich gegen Entgelt an die Wohlhabenden verdingen. Außerdem besteht eine Arbeitsgemeinschaft „Bla“ (= so viele Leute) für das Buschroden; in ihr hat ein Oberhaupt eine große Anzahl von Burschen aus verschiedenen Dörfern in seiner Befehlsgewalt. Fehlen einem Familienvater die nötigen Arbeiter, um eine Farm zu roden, so wendet er sich an diesen Hauptmann. Als bald bietet dieser seine Leute auf, und im Handumdrehen ist dann ein großes Stück Wald gerodet. Der Hauptmann trägt ein phantastisches Kostüm aus Fellen mit einem Kopfputz aus steil aufstehenden Tierhaaren, die Roder selbst haben Baströcke, die bis auf den Boden reichen. An der linken Hand tragen sie einen Lederfäustling, um damit die dornigen Ranken packen zu können, und an den Fesseln Rasseln, die die Schlangen verscheuchen sollen. Manche Mannschaften tragen auf dem Kopf solide, geflochtene Helme mit einem von vorne nach hinten über den Scheitel laufenden Polster, ganz nach Art unserer Feuerwehrhelme, um gegen stürzende Bäume geschützt zu sein (Abb. 30 m, s. a. S. 176 ff.). Endlich gibt es eine Geheimgesellschaft, den Elefantenbund, die sich mit dem Roden befaßt (s. „Geheimgesellschaften“).

Das geschlagene Buschwerk muß nun trocknen; dann wird es angezündet. Zuvor kehrt man den Grund um das kleine Lager, das man sich auf der Pflanzung errichtet hat, ganz sauber, „damit das Feuer den Grund ebenso sauber abbrenne“.

Nach erfolgter Rodung übergibt der Mann die Waldblöße der Frau, die bislang nur insoweit geholfen hat, als sie für die schwer arbeitenden Männer draußen im Busch gute Mahlzeiten bereitgehalten hat. Die Frau soll nun den Reis säen und die Maniokstecklinge setzen. Der Boden ist aber von einem dichten Gewirr starker Wurzeln durchzogen, viel zu dicht, um gerodet zu werden. Es wäre also ganz unmöglich, ihn mit einem Pflug zu bearbeiten. Die Frau kann ihn nur mit einer eisernen Hacke zwischen den Wurzeln auflockern (Abb. 30 n). Das tut sie aber nicht in einem Arbeitsgang auf dem ganzen Areal, so wie unser Pflügen geschieht, sondern erst beim Einsetzen der Stecklinge, wo es eben nötig ist.

Mais, der in geringem Maße angepflanzt wird, kann man gleich nach dem Brennen „in den heißen Boden“ aussäen. Nach einigen Tagen folgt dann das Stecken des Manioks. Man hat zuvor die Stecklinge zugeschnitten und steckt ihrer je vier oder fünf zusammen in die Erde, in drei Fuß Abstand zum nächsten Loch. Jetzt tritt eine Pause in der pflanzerischen Tätigkeit ein, bis der erste Regen gefallen ist, der die Aussaat des Reises ermöglicht. Dieser wird auf den harten Boden ausgestreut und dann erst durch Aufschürfen des Bodens eingedeckt.

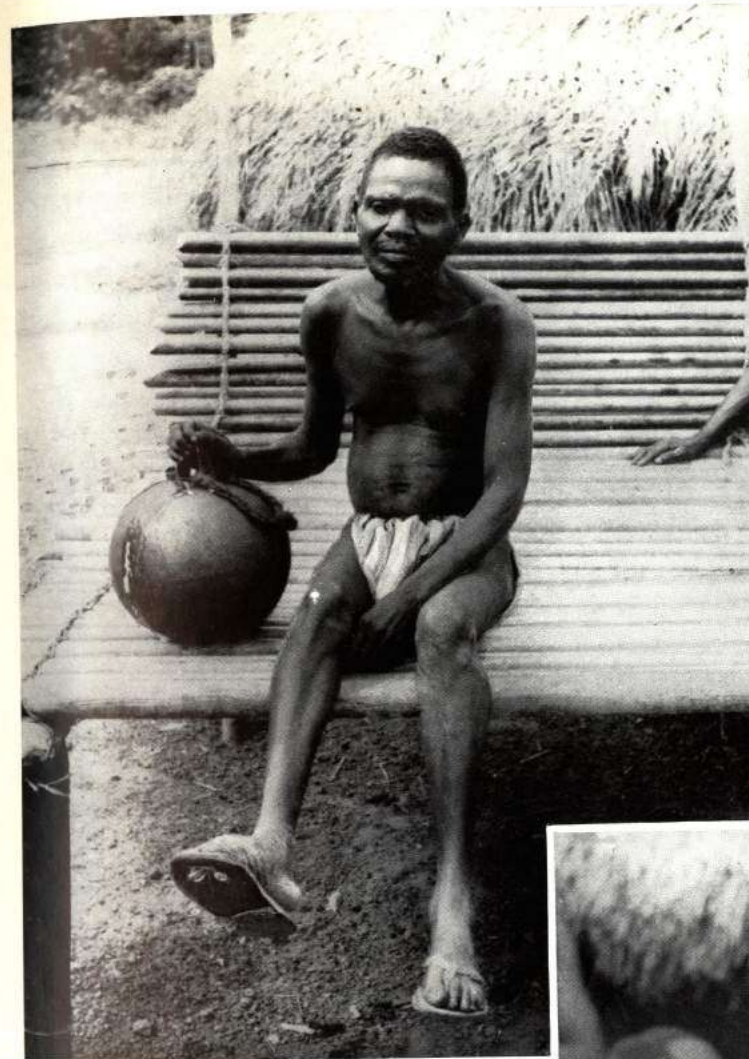
Die Reissaat ist vermischt mit mancherlei Samen anderer Nutzpflanzen: Okrugemüse, Kürbis, und den Samen jener Pflanze, die die Tunke zum Maniok schlüpfrig macht.

In weichem Boden, zum Beispiel bei einer vermodernden Palme, pflanzt man Eddo und Süßkartoffeln an, während sich für Erdnüsse besonders die Orte eignen, an welchen alte Dörfer gestanden haben.

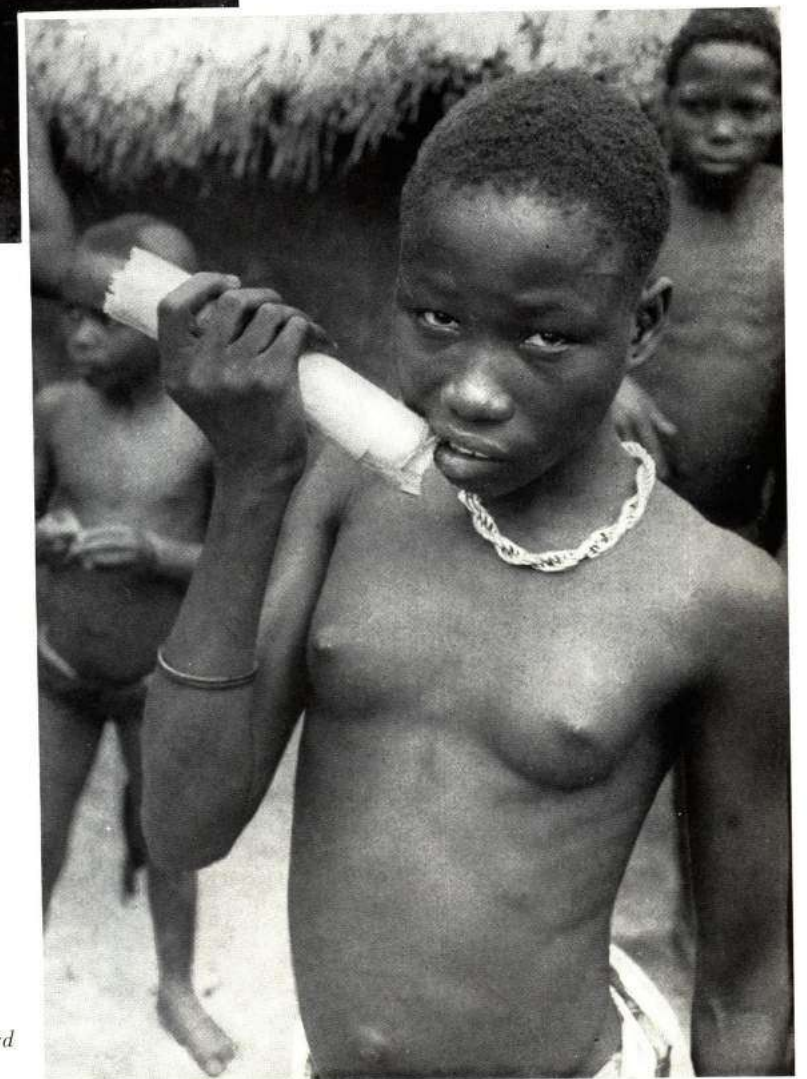
Bananen und Planten werden am Dorfrand angepflanzt.

Die Kinder legen sich ihre eigenen kleinen Pflanzungen, besonders von Bananenpalmen, auf den Pflanzungen der Erwachsenen an.

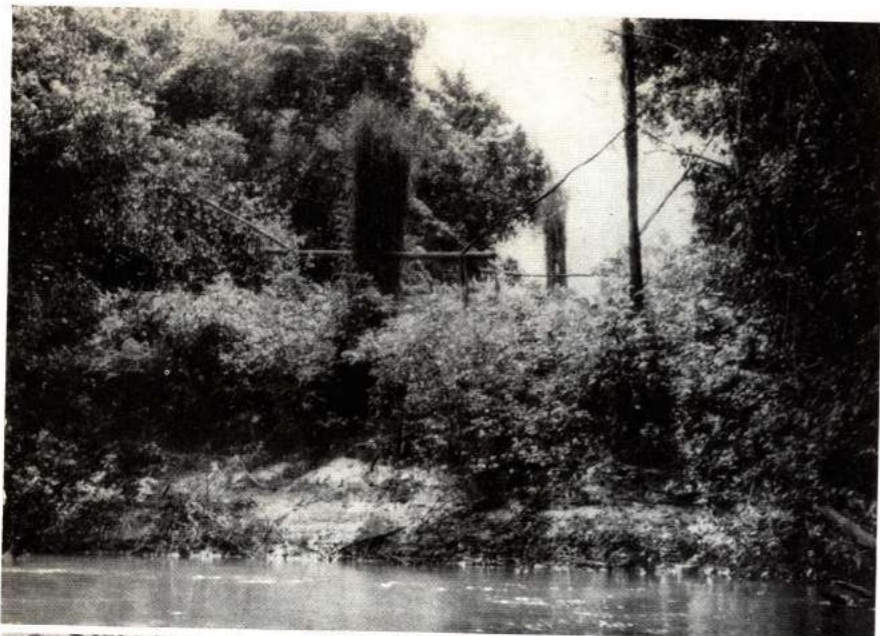
Im ersten Jahr pflanzt die Frau den Reis allein oder Reis und Maniok zusammen auf dem gleichen Felde; im zweiten ist die Fruchtbarkeit des Bodens so gemindert, daß man nur noch Maniok pflanzt. Dann, wie gesagt, bleibt das Feld wieder drei bis fünf Jahre brach liegen.



2a Älterer Mann mit Palmwein-Kalebasse.



2b Zuckerrohr, die Schleckerei der Kinder, wird nur in geringem Maße angebaut.



4a Affenfalle. Die Gepflogenheit der Affen, eine Waldlichtung nicht auf dem Boden, sondern auf überhängenden Ästen zu überqueren, wird hier ausgenützt. Es wird eine künstliche Lichtung geschlagen, Stangen darüber gelegt und in der Mitte derselben eine Falle eingerichtet



4b Affenfalle, Detail



4c Der Jäger bewahrt die Schädel der von ihm erlegten Tiere als Trophäen in seiner Hütte auf.

Während die Frau pflanzt und sät, baut der Mann einige kleine Hütchen auf der Pflanzung, denn die meisten seiner Familienmitglieder werden jetzt hier wohnen, um den täglichen Weg zum Dorf zu sparen (Abb. 2b). Die Hütten gruppieren sich um einen etwas größeren Bau, der keine Wände hat, die sogenannte Reisküche (Abb. 2a). In ihr wird nicht gekocht, sondern der Reis wird in Büscheln unter dem Dach gestapelt oder aufgehängt, und durch ein ständig brennendes Feuerchen getrocknet. Er bleibt dann dort liegen und wird nur nach Bedarf ins Dorf geholt. Es ist merkwürdig, daß, während das Dan-Haus im Dorf einen kreisrunden Grundriß hat, die Häuschen auf der Pflanzung immer rechteckig sind. So sind sie rascher zu errichten. Dauern sollen sie ja nicht, darum bekommen sie auch keine Lehmwände, sondern solche aus aneinandergereihten Stangen, Palmblattrippen oder Palmblattwedeln. Allerhand Hausrat liegt herum, Holzmörser, Töpfe, Körbe, Fischnetz; dazwischen laufen die Hühner herum. Neben den Hütten sind ein paar Bananenpalmen gepflanzt worden.

Das Wohnen auf der Pflanzung ist für die Dan-Familie wichtiger als das Wohnen im Dorf. Man lernt die Dan nicht richtig kennen, wenn man sie nur in ihren festen Siedlungen aufsucht. Draußen auf der Pflanzung ist die Familie unter sich, oder es leben da Arbeitsleute mit Nebenfrauen ihres Arbeitgebers (s. S. 107), kurz es ist mehr ein ländliches Idyll, friedlich und sonnig, verglichen mit dem emsigen, geräuschvollen Treiben im Dorf. Auf eine Pflanzung ziehen sich darum auch gern alte Leute zurück, um da zu sterben. Wir trafen auch bisweilen die Witwe eines bedeutenderen Häuptlings, die ganz auf eine Pflanzung gezogen war. Sie führt das Regiment über die Frauen des jungen Häuptlings, welche die Pflanzungen bestellen.

Weiterhin geht der Mann jetzt jagen, um den arbeitenden Frauen kräftiges Essen zu beschaffen. Auch zieht er einen niedrigen Zaun um die Farm, in den er Fallen einbaut, um die Bambusratten zu erwischen, die sich sonst an seinen Feldfrüchten gütlich tun, und die ihm, gefangen, eine gute Mahlzeit liefern. Auch die Affenfallen werden jetzt errichtet oder instand gesetzt, da die Affen gerne Mais fressen.

Zu Beginn der Trockenzeit, im Oktober und November, wird der Reis mit einem Messer geerntet. Dazu finden sich die Verwandten ein; auch die Männer helfen mit, ja, unter ihnen gibt es berühmte Reisernter und einen Reisernter-Hauptmann, der in der ganzen Gegend bekannt ist und einen besonderen Feder-Kopfschmuck tragen darf. Trommler begleiten die Schnitter, die singend und sich rhythmisch wiegend durch das Feld vorarbeiten. Sie haben in der rechten Hand ein Messer, mit dem sie die Ähren etwa handbreit unter der Frucht abschneiden, um sie dann der Linken weiterzugeben. Eine Frau geht, ebenfalls im Tanzschritt, von einem zum anderen, schlägt jedem leicht auf die Schulter, läßt sich die Ähren reichen und bindet sie zu großen Bündeln zusammen.

Hatte man zwischen den Reis Maniok gesteckt, was im Norden des Dan-Landes meistens der Fall ist, so streift man nach der Reisernte an den Maniok-Stengeln die Blätter ab und brennt das Gras dazwischen nieder, was den Stengeln keinen Schaden tut. Nach einigen Monaten, wenn die Reisvorräte zu Ende gehen, hat man dann die dicken Maniok-Knollen zur Ernährung.

Das hindert aber nicht, daß im Jahreslauf der Dan alljährlich im Juni und Juli eine Hungerzeit kommt, von der die Dan mit größter Selbstverständlichkeit erzählen, als sei sie so unabwendbar wie die sommerlichen Regen. Sie muß schlimm sein: als uns ein alter Dan die besonderen Kennzeichen der einzelnen Monate schilderte, sagte er für den Juli: „Jeder bettelt. Die Mütter gehen weit in den Busch, um Nahrung zu finden, die alten Frauen legen sich in die Asche, weil sie nichts zu essen haben (sie werden vor Hunger gleichgültig).“ Für August dagegen sagte er: „Die Alten sind wieder sauber.“ Und dabei haben wir selbst gesehen, wie nach guter Reisernte jede Familie viele Zentner Reis nach weit entfernten Handelsposten trug, um dafür schlechte europäische Stoffe und

andere unnötige Güter zu erstehen. Gar nicht selten kaufen sie dann in den Hungermonaten den gleichen Reis vom gleichen Händler um ein Mehrfaches zurück.

Von Familien mit vielen Kindern wird allerdings der Hungerzeiten wegen eine besondere Reisart gepflanzt, die in sumpfigen Gebieten gedeiht; das Dan-Land besitzt solche allenthalben. Er reift schon im Juni, wenn die anderen Reisfarmen eben erst fertig eingesät sind. Ebenfalls eigens für diese Mangelzeit wird manchmal auch Kolbenhirse angepflanzt.

Über weitere pflanzliche Nahrungsmittel siehe bei „Sammeln“ S. 40 ff. und bei „Genußmittel“ S. 51 ff. und im Abschnitt „Kochen“ im Kapitel „Dorfleben“ S. 64 ff.

Holzhauer und Jäger

Der Erzähler ist mit seiner leprakranken Frau ins Lepräsendorf von Gaple gezogen, um dort für sie zu sorgen.

Meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war, an einem Geschwür, und hinterließ vier Kinder, die alle noch leben. Mein Vater war ein Jäger und großer Holzhauer (um den Boden für die Farmen frei zu machen). So wurde ich selbst auch ein Holzhauer. Der Vater zeigte es mir. Wir haben eine Medizin, daß das Buschmesser uns nicht verletzen kann. Es ist ein Schafhorn, das wir bei Beginn der Arbeit auf den Boden legen. Wir haben es bei einem Gbedakame gekauft. Ein Gbedakame ist weder ein Zo noch ein Debome. Er hat nur diese eine Medizin. Da mein Vater auch ein Jäger war, wollte mein Bruder Tuo ebenfalls ein Jäger werden, während mein jüngerer Bruder Duomi auch ein Holzhauer wurde. Diesen hat die Schwester meiner Mutter zu sich genommen und aufgezogen.

Ich selber habe von meiner Frau fünf Kinder, zwei Mädchen und drei Knaben. Keines ist gestorben. Das Jüngste haben wir bei uns im Lepradorf, die vier größeren hat mein Bruder Tuo zu sich genommen. Ich habe hier eine Hütte gebaut und den Grund für eine Pflanzung freigeschlagen. Meine Frau hat seit zwei Jahren Lepra, aber nicht so schlimm – nur Flecken. Ich will hier bleiben, bis sie gesund ist.

Der Roder

Lebenslauf des Erzählers von „Großer Krieg zwischen den Dan westlich und östlich des River Cess“ (S. 148). Er ist ein etwa 50jähriger, selbstgefälliger Mann in Gaple.

Mein Vater hieß Tia. Er hatte fünf Brüder, aber nur eine Schwester. Tias Mutter machte kleine Vorratskörbchen und verkaufte sie an die Leute, um sich so etwas zu verdienen. Den Erlös gab sie Tia.

Einer von Tias Brüdern kam einmal mit einem Mädchen zur Mutter und bat, es für ihn zu kaufen. Sie hatten aber kein Geld – da verkauften sie, so leid es ihnen tat, ihre einzige Schwester. Der Mann, der sie erwarb, gab zwei Kühe für sie. Jetzt sagten die Leute, die Tia nicht wohlwollten: „Oh, Tias Mutter macht doch nur kleine Körbe, haben die davon soviel Geld?“

Tia aber sagte: „Ja, sie macht Körbe, aber sie hat auch viel Verstand! Sie hat alles gespart, und davon habe ich mir schon vier Frauen gekauft. Und außerdem habe ich jetzt zwei Kühe für meine Schwester bekommen.“

Meine Eltern und Onkel waren schon alle gestorben, bevor die Liberianer hier ins Land kamen. Mein Bruder hieß Wamtu. Mit diesem zusammen blieb ich in meines Vaters Hütte.

Bevor mein Vater starb, sagte er zu uns: „Kinder, steigt nicht anderer Leute Frauen nach. Arbeitet hart, nehmt euer Buschmesser und macht große Farmen, das ist der richtige Weg, wie ihr eure Kinder ernähren könnt.“

Ja, damals, als ich jung war, wußte jedermann, daß ich ein geschickter Bursche war, der gut Farmen roden konnte. Sie gaben mir einen Namen dafür, Be-Gua, das bedeutet, „Führer der Farmroder“. Abends, wenn alle müde waren, arbeitete ich immer noch weiter.

Auf der eigenen Pflanzung kann man gar nicht so gut arbeiten wie auf fremden. Da sind wir dann mehrere zusammen, und die Musikanten singen und spielen uns zu, und wir bekommen gutes Esses und Palmwein. Auf der eigenen Pflanzung geht es nicht so flott voran. Darum arbeiten wir uns oft zusammen von einer Pflanzung zur

anderen. Wenn wir zur Arbeit gingen, schritten die anderen hinter mir und sangen, um anzuzeigen, daß ich ihr Führer bin. Wenn wir Geld für unsere Arbeit bekamen, teilte ich es und gab den anderen die Hälfte ab. Ich hatte zwei Hauptfrauen. Ich erbt nämlich die Hauptfrau von meines Vaters Bruder.

Ein rechtschaffener Mann

Lebenslauf des Erzählers von „Tro und Vea“, der Geschichte vom Krieg zwischen Bongwe und Gaple. Er ist ein etwa 35jähriger, kräftiger, so recht in den besten Jahren stehender Mann in Gaple, von schlichtem, geradem Benehmen, Typ des tüchtigen, sauberen, vorbildlichen Mannes, der in seinem Stande bleibt.

Als ich jung war, trug ich für die Mandingo Colanüsse von Dorf zu Dorf, weil ich stark war. So verdiente ich mir Geld. Manchmal gingen wir sogar bis nach Dola im französischen Gebiet. Dazu brauchten wir vier Tage. Damals kam das erste Geld zu uns ins Land.

Ich habe die Mandingo-Sprache in Brocken gelernt. Ich setzte mich neben sie, um ihnen ihre Sprache abzuhören. Ich mag die Mandingo aber nicht. (Der Dolmetscher ergänzt: „Er mag die Mandingo nicht, weil sie zwar Dan-Mädchen heiraten, aber ein Dan-Mann kein Mandingo-Mädchen heiraten kann. Sie haben eben viel Geld, diese Mandingo.“)

Der alte Mann, der hier neben mir sitzt, hatte eine Tochter, die war frei. (Es hatte sie noch niemand gekauft und den Preis anbezahlt.) Wenn ich sie anschaute, dachte ich: „Die mag ich gern.“ Und ich sagte ihr das. Das Mädchen sagte zu mir: „Wenn du mich liebst, liebe ich dich auch.“ Ich wollte mit meinem Vater darüber sprechen, und das Mädchen meinte: „Laß uns zusammen zu ihm gehen!“ So gingen wir also beide. Mein Vater kaufte sie mir. Ich gab ihm vorher fünf Stoffe, um es ihm leichter zu machen, den Kaufpreis aufzubringen. Später erwarb ich noch eine zweite Frau.

In meine erste Frau verliebte ich mich, weil sie so hübsch aussah. –

Ich habe jetzt zwei Frauen und einige Kinder und bin so im mittleren Alter. Ich kann viele Arbeiten machen: Ich bin ein guter Pflanzler, kann auch Baumwolle pflanzen und verarbeiten, Fallen stellen, Ölnüsse schlagen. Ich mache eben die Dinge, die ein großer Häuptling nicht tut.

	November	Dezember	Januar	Februar	März	April
	lange Trockenzeit					
Hauptmerkmal:	Reisernte	Ruhe	Ruhe	Waldrodung für die Pflanzungen.	Letztes Waldrodung für die Pflanzungen und Verbrennen des geschlagenen Buschwerks.	Verbrennen des geschlagenen Buschwerks.
Tätigkeit:	Männer und Frauen sind auf den Pflanzungen bei der Reisernte.	Man hält sich im Dorf auf, „macht Ferien“. Es ist zu heiß für schwerere Arbeiten. Der Reis liegt jetzt geerntet in den „Reisküchen“.	Gemeinsames Instandsetzen der Schmiedewerkstatt, damit die Werkzeuge für das bevorstehende Buschrodung angefertigt werden können. Die Männer bessern die Hütten aus oder bauen neue.	Die Männer sind alle draußen im Busch bei der Arbeit. Die Frauen kochen dort für sie das Essen.	Die Männer beeilen sich besonders bei ihrer Rodungs- und Brandarbeit, weil bald die ersten Regen kommen. Die Frauen sammeln Holz und stapeln es unter dem Hüttendach auf für die bevorstehende Regenzeit.	Die Männer sind draußen im Busch und verbrennen das niedergeschlagene Buschwerk.
Name und Übersetzung:	nose-am-ble-su nose = kleine Kinder am ble = Pflanzung machen su = Monat Die kleinen Kinder machen sich selbst Spielfarmen.	due-su due = Nebel su = Monat „Monat der Morgennebel“	bu-nä-su bu = Wind nä = kalt su = Monat „Monat der kalten Winde“.	duo-su „Arbeitsmonat“	zö „Eile-Monat“	döa-ji-su „Wer-war-schuld-Monat“ (Wer war schuld, daß ich mit der Pflanzung nicht fertig wurde? Meine Faulheit, oder der früh einsetzende Regen?)
Wetter:	Trockenzeit, aber nicht zu heiß.	Morgens fällt der Tau (Nebel).	Kalte Nächte durch Harmattan.	normale Trockenzeit.	Trockenzeit mit vereinzelt Regen.	
Sonstiges:					Termitenflug. Die Frauen sammeln die Termiten beim Hochzeitsflug in großen Töpfen.	

	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober
	setzt ein		kurze Trockenzeit,		2. Regenzeit	
Hauptmerkmal:	Säen des Reises und Stecken des Manioks.	Hunger	Hunger	Fische	Überschwemmungen hindern die Arbeiten.	Beginn der Reisernte.
Tätigkeit:	Die Frauen säen den Reis und stecken die Manioksetzlinge in kleine Löcher. Hernach muß das aufkeimende Gras gejätet werden.		„Jeder bettelt.“ Die Frauen gehen weit in den Busch, um Nahrung zu finden.	Die Männer stellen Fischreusen auf.		Frauen und Männer sind auf den Pflanzungen bei der Reisernte.
Name und Übersetzung:	gbo-su gbo = der für diesen Monat typische Regen su = Monat „Gboregen-Monat“	biä-biä-su biä = ein Baum, der neue Blätter bekommt und neue Nahrung ankündigt su = Monat „Monat des biä-Baumes“	je-je-su je-je = klarer Himmel, keine schwarzen Wolken. „Sonne und Mond sind sauber“ su = Monat „Klarer Monat“	Fischart, die jetzt gefangen wird, su = Monat „Monat des jotru-Fisches“	dou-su dou = Name des Regens („große Wasser überall“) su = Monat „Großer Regen-Monat“	ka-ga-su ka = bestimmtes Blatt ga = eine Nuß su = Monat Der Regen schwemmt die Ga-Nuß, die nun reif ist, aber ungenießbar, fort, oder: zweiter dou-su dou = großer Regen su = Monat „2. großer Regen-Monat“
Wetter:	Täglicher Regen, hernach Sonne.	Viel Regen.	Der Regen geht zu Ende.	Regen setzen wieder täglich ein.	Der Regen überschwemmt die Pfade, die Flüsse haben Hochwasser.	Regenzeit, am Ende des Monats Übergang zur Trockenzeit.
Sonstiges:			Die Alten liegen in der Asche, weil sie nichts zu essen haben, und zu schwach sind, wie die jüngeren Frauen in den Busch zu gehen, um da Wurzeln als Nahrung zu suchen. Bestimmte Fische ziehen flüßaufwärts.	„Nahrung kommt wieder“ (durch die Fische). Selbst die Alten werden wieder sauber. „Das Perlhuhn scharrt im Busch in der Maniokpflanzung, weil auch es vergnügt ist.“		Der zweite dou-su nimmt allen Schmutz weg, den der erste dou-su (September) angeschwemmt hat, macht das Land wieder ordentlich.

Haustiere

In ihren Dörfern halten die Dan mancherlei Haustiere: Hühner, Enten, Perlhühner, Ziegen, Schafe, Kühe und Hunde. Im Unterschied zu vielen anderen Negervölkern halten sie keine Schweine, aber dafür haben sie wenigstens in geringer Zahl Kühe, die sonst vielerorts in Negerafrika fehlen. Das Rind ist hier der Tsetsefliege ausgesetzt, die, wie dem Menschen die Schlafkrankheit, so auch dem Rind eine Seuche überträgt. Doch sind da und dort tsetsefeste Rinderstämme entstanden. Dazu gehört vor allem das sogenannte „kleine Waldlandrind“. Nach Staffe muß man sich vorstellen, daß durch viele Generationen dauernde Auslesevorgänge eine Rinderart entstanden ist, die zwar auch von der Tsetsefliege infiziert wird, aber imstande ist, solche Mengen von Gegengiften zu bilden, daß sie nicht krank wird.

Wir maßen am kleinen Waldlandrind eine Widerristhöhe von 1,20 Meter. Es ist kurzhornig – ein Horn mißt fünfzehn bis zwanzig Zentimeter.

Seitdem die Mandingo ihre Kolonien im Lande gründen, sind auch ihre Haustiere nach Liberia gekommen und werden da und dort von den Eingeborenen übernommen. Dies gilt besonders vom Mandingo-Rind, das etwas größer ist als das Waldlandrind und besonders schöne, lyraförmig geschwungene Hörner hat. Während Schafe und Ziegen der Dan zwerghaft sind – wir maßen bei Schafen eine Widerristhöhe von 54 Zentimetern, bei Ziegen 43 Zentimeter – sind Schafe und Ziegen der Mandingo wesentlich größer; bei den Mandingo-Schafen ist die Widerristhöhe 80 Zentimeter. Ab und zu haben Dan-Häuptlinge versucht, sich ein Pferd zu halten, das sie von den Mandingo kauften. Aber sei es, daß sie sich auf ihre Wartung nicht verstehen, sei es, daß die Tsetsefliege den Pferden zu Leibe geht – sie starben immer nach kurzer Zeit. Nur bei einem Mandingo-Häuptling im Dan-Dorf Butuo sahen wir zwei Pferde.

An dieser Haustierhaltung fällt uns auf, daß die Tiere kaum gefüttert werden. Man wirft ihnen wohl ab und zu Abfälle hin, aber sonst bringen sie den Tag damit zu, am Dorfrand selbst die Abfallgruben durchzustöbern, oder an den Pfaden Laub und Gras abzuknabbern. Nur Kälber werden bisweilen regelrecht gefüttert. Wir haben es also mit einer primitiven Art der Haustierhaltung zu tun, bei der das Zusammenleben zwischen Mensch und Tier noch nicht durch den Aufwand menschlicher Überlegung gesteigert wird. Sie bauen ihren Haustieren auch keine Ställe, ausgenommen den Hühnern und neuerdings auch gelegentlich den Ziegen, um sie vor nächtlichen Überfällen der Leoparden zu schützen. Für die Ziegen errichten sie kleine Häuschen aus Stangenwänden und Palmblattdach, in denen sich die Tiere des Abends von selbst einfinden. Als Hühnerstall wird einfach eine schräge Lehmwand außen an die Hüttenwand gefügt. Zum Brüten hängt man der Henne einen langen röhrenförmigen Korb unter den Dachüberhang. Geht tagsüber die ganze Familie auf die Pflanzung, so werden die Hühner allesamt in einem kegelförmigen Korb mitgetragen, damit sie nicht von den zurückbleibenden Dörflern an durchziehende Boten der Verwaltung gegeben oder von Raubvögeln gegriffen werden.

Seltsam ist es für uns, daß die Haustiere, die immerhin in stattlicher Zahl das Dorf bevölkern, für die tägliche Ernährung kaum verwandt werden. Die Dan essen weder Eier, noch genießen sie Milch, Butter oder Käse. Zum Essen geschlachtet wird fast nur bei besonderen Gelegenheiten, etwa um einen durchreisenden Freund zu ehren oder bei einem Totenfest. Ja, die Tiere werden nicht einmal zu praktischen Dienstleistungen herangezogen. Wie nützlich wäre es, ein lastentragendes Rind zu haben in einem Land, in dem das Tragen von zentnerschweren Lasten (Colanüsse, Reis, Palmkerne) viele Tagereisen lang zum nächsten Handelsposten den Menschen soviel Mühe aufbürdet! Einzig der Hund ist dem Menschen durch seine Eigenschaften nützlich.

Welch ein Unterschied also zwischen der Haustierhaltung der Dan und der unseren! Wieviel Arbeit

widmet der deutsche Bauer seinen Tieren! Ein großer Teil seines Landes dient nur dem Futterwuchs, und ganze Monate im Jahreslauf verwendet er auf die Produktion des Wintervorrates für das Vieh. Wieviel Nutzen zieht er aus seinen Tieren! Sie sind seine Fett- und Eiweißquelle: täglich genießt er die Milch, die Butter seiner Kühe, die Hühnereier; das gemästete Schwein versorgt seinen Haushalt für ein halbes Jahr mit Fleisch und Speck. Tiere ziehen sein Korn in die Scheune, tierischer Mist düngt den Acker, auf dem seine eigene Nahrung wächst.

Unwillkürlich fragen wir uns, ob denn die Dan vielleicht noch einen unbekanntem Grund haben, der sie die Gesellschaft dieser Tiere suchen läßt, wenn diese für die tägliche Ernährung so wenig und für Dienstleistungen überhaupt nicht gebraucht werden. Und einen solchen scheint es in der Tat zu geben. Wir wir später noch ausführlicher erfahren werden, besitzt ein jeder Dan eine Anzahl von Fetischen, das sind Gegenstände oder Mischungen von verschiedenen Substanzen, denen man zauberische Wirkungen zuschreibt (S. 178 ff.). Dem Fetisch werden Tiere geopfert, damit er seine Kräfte ausströme. Man kann sich vorstellen, daß er durch die Opfer ernährt werden soll, um stark zu sein. Es fällt aber auf, daß nur Haustiere geopfert werden. Man bevorzugt dabei weiße Tiere. Das meist verwandte Opfertier ist das Huhn.

Wenn man sich das Opfer ansieht, so vollzieht es sich meist so, daß dem Fetisch nur das aus dem Tier ausströmende warme Blut aufgeschmiert wird, während er keinen Teil an dem *Fleisch* des Opfertieres hat. Wir haben solche Opfer häufig gesehen. Der Fetisch wird in voller Öffentlichkeit aufgestellt, weil der Eigentümer jedermann zeigen will, welches kostbare Opfer er seinem Zauber bringt – um so größer ist dann die Ehrerbietung, die Furcht der anderen Dörfler vor ihm und seinem Zauberkraft. Unmittelbar neben dem Zaubergegenstand wird dem Opfertier der Hals durchgeschnitten, das Blut strömt über den Fetisch und wird vom Eigentümer emsig in diesen eingerieben. Wir glauben, daß der Sinn des Opfers vor allem der ist, dem Fetisch *Leben* zuzuführen, das mit dem warmen Blut des Opfertieres in ihn überströmt. Eben deshalb kann man ihm nicht ein vor Stunden draußen im Urwald erlegtes und längst erkaltetes Tier opfern, dessen Blut geronnen ist, sondern es muß ein Haustier sein. Die zu Grunde liegende Vorstellung ist wohl nicht nur die, daß man dem Fetisch den Lebenssaft Blut verschafft, denn dann brauchte man das Tier ja gar nicht zu töten. Vielmehr soll das *Leben*, das das Tier aufgibt, auf ihn übertragen werden.

Wenn man nun erfahren hat – im Abschnitt „Religion“ werden wir davon noch sprechen – welche allgegenwärtige, in allem menschlichen Tun ausschlaggebende Bedeutung diese Zaubermittel haben, dann kann man sich vorstellen, daß der Zweck der Haustierhaltung für den Dan nicht oder doch nicht in erster Linie der eines Nahrungsgewinnes ist, sondern eben der, seinen Fetischen immer wieder *Leben* zuführen zu können. Dazu kommt dann der Wunsch, den Fetisch, der ja ein Lebewesen ist, mit dem Opferblut zu *ernähren*. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß die Dan sagen: „Wir opfern unseren Fetischen keine Hunde, da wir selbst hierzulande keine Hunde essen“. (Andere Stämme tun dies und opfern Hunde.)

Endlich hat das Opfer auch den Charakter des Aufgebens eines Besitzes zugunsten des Fetisches, um sich dessen Wohlwollen durch solchen Freundschaftsbeweis zu erhalten. Deshalb ißt der Opfernde meist das Opfertier nicht selbst, sondern gibt es den anderen Dörflern, bei kleineren Opfertieren den kleinen Jungen des Dorfes, die begierig darauf lauern. Das Opfer ist dann natürlich um so wertvoller, je teurer dem Opfernden das Geopferte ist. Darum forderten die Geheimbünde mitunter, daß die Mitglieder eigene Angehörige als Opfer für den Bundeszauber bringen. Wenn wir später noch hören, daß die Häuptlinge im Dan-Lande ab und zu ein großes Fest veranstalten, bei dem sie alles Volk, das sich einstellt, mit dem Fleisch einer Kuh bewirten, dann könnten wir uns vorstellen, daß es sich dabei ursprünglich auch um ein Opfer an den Häuptlingsfetisch gehandelt hat, der das kostbarste Opfertier, eine Kuh, verlangte, deren Fleisch dann auch weggegeben werden mußte. Der

feierliche, rituell anmutende Ablauf des Festes macht dies besonders wahrscheinlich (s. S. 128). Die Haustierte haben im Dan-Leben freilich noch eine ganz andere, profane Bedeutung. Sie sind der wichtigste bewegliche Besitz und nehmen infolgedessen neben metallenen Ringen die Stelle des Geldes ein. Am wichtigsten ist dabei die Kuh, die im Laufe ihres Lebens etliche Male ihren Besitzer wechselt, besonders um Heiratsgeschäfte abzuwickeln. Aber eigentlich kann diese Bedeutung erst eine sekundäre sein, denn wenn das Haustier nicht eine andere wichtige Funktion im Eingeborenenleben hätte, im Falle der Dan eben die des Lebensspenders und Ernährers der Fetische, hätte es keinen Sinn, es gegen andere Güter einzutauschen. Ein Huhn, und zwar ein weißes, wird im Kriege von der unterliegenden Partei dem Sieger gebracht als ein Zeichen der Bitte um Frieden (s. Kap. „Kriege“).

Sammelwirtschaft

Neben der bäuerlichen Tätigkeit, welche die Grundlage ihrer Ernährung bildet, gewinnen die Dan auch mancherlei Nahrungsmittel durch *Sammeln, Jagen und Fischen*. Das größte Geschenk, das die Natur in dieser mühelosen Weise für sie bereit hält, ist das Palmöl, ihre einzige Fettquelle. Die Ölpalme wächst wild. Die Haupternte ist kurz vor der Regenzeit, im März. Oben, wo die Blätter dem Stamm der Palme entsprossen, wachsen mächtige Trauben von leuchtend roten Früchten. Nach Belieben sucht man sich einen Baum aus, steigt an einer angelehnten Stange oder auch an einem herabhängenden Palmwedel hinauf, und schlägt mit dem Buschmesser eine Traube ab, die polternd zu Boden stürzt. Dabei kommt es oft zu Unfällen, weil der Mann sich, um die Hiebe ausführen zu können, auf die Rippen der Palmwedel stellen muß, die bisweilen brechen oder ihn abgleiten lassen. Das Öl wird dann vor allem aus dem roten Fleisch gewonnen, aber auch die darin enthaltene Nuß wird von den Dan zur Ölbereitung verwendet. Sie ist es, die für die Seifenindustrie nach Europa ausgeführt wird.

Ein herrlicher Baum für die Neger, diese Ölpalme, so schlicht sie in ihrer urweltlichen Einfachheit, nur Stamm und Palmwedel, dasteht! Ihr Stamm spendet Palmwein, aus den Blattrippen baut man die Häuschen auf den Farmen, aus den Fasern der Blätter dreht man Schnüre für Netze und Schlingen, aus dem Fruchtstand gewinnt man, wenn verbrannt, Soda für die Herstellung von Seife; die jungen Triebe der Krone ißt man als Gemüse.

Es besteht keinerlei Eigentumsrecht an den Ölpalmen. Ja, so groß ist ihre Zahl, daß viele ungeerntet bleiben. Jeder holt sich seine Ölnüsse, wo er mag. Bekommt ein Dan auf der Wanderung Hunger, so setzt er sich einfach unter eine Ölpalme und knackt sich ein paar der herumliegenden Kerne auf.

Nachdem der Mann einige der schweren Trauben herabgeschlagen hat, bringt er sie ins Dorf, wobei er nicht mehr als eine, höchstens zwei tragen kann. Dort beert er sie mit dem Buschmesser in kräftigen Hieben ab. Nun übernimmt seine Frau die weitere Arbeit. Sie hat im Freien ihre Töpfe bereitgestellt und wird unterstützt von zwei oder drei anderen Frauen.

Palmöl kann man auf drei Arten zubereiten:

1. Die Früchte werden gekocht, wobei das Öl zunächst in den Früchten bleibt. Sie werden dann in einem Mörser gestampft, in einen Topf mit kaltem Wasser geworfen, die Trester herausgeholt und dabei ausgepreßt. Das Wasser wird dann gequirt, wobei sich ein orangefarbener dichter Schaum bildet, der das Öl enthält. Dieser wird mit der Hand abgeschöpft, dann wird weiter gequirt, bis der entstehende Schaum nicht mehr stark orangefarben ist. Das Wasser, das jetzt eine grüngelbe

Farbe hat, wird weggeschüttet. Der Ölschaum kommt aufs Feuer. Das Öl steigt nach oben, und unten bleibt ein geringer ölig-wässriger Rückstand, den man Palmbutter nennt und essen kann.

2. Bei der zweiten Methode werden statt des Quirlens die gestampften Ölfrüchte aufs Feuer gestellt. Hat es gekocht, so schöpft man das nach oben gestiegene Öl vorsichtig mit einem Kalebassenlöffel ab. Diese Tätigkeit setzt man fort, während der Topf weiter auf dem Feuer bleibt, bis nur noch helle Palmbutter aufsteigt.

3. Wenn man nur eben ein klein wenig Öl braucht, so kocht man die Früchte, stampft sie, und drückt sich hernach ein wenig Öl heraus.

Will man besonders feines Öl haben, so kocht man dieses reine Öl nochmals. Die Dan sagen, „es wird gebrannt“. Dabei schlägt die bisher dunkelrote Farbe in weiß um und es wird fest. Auch hiermit wird gekocht, aber hauptsächlich wird dieses Ölfett verwandt, um den Körper nach dem Bad zu salben; insbesondere werden die Säuglinge nach dem Waschen damit eingerieben, um dann in die pralle Sonne gelegt zu werden (S. 75). Bei Tanzfesten träufelt man die Ölsalbe erfolgreichen Sängern oder Tänzern auf Kopf und Schultern; das Fett rinnt dann in dicken Tropfen langsam über Brust und Rücken herab. Diesen Brauch habe ich bei den Dan genau so wie etliche tausend Meilen von ihnen entfernt bei den Yakka im belgischen Kongo gesehen.

Die Nuß selbst kann, nachdem sie aufgeknackt ist, roh oder geröstet gegessen werden, oder man kocht und stampft sie und verzehrt sie mit Honig oder Salz.

Öl gewinnt man aus den Nußkernen, indem man sie in einem Topf „brennt“. Es ergibt sich ein schwärzliches Öl, das man essen oder als Hautöl verwenden kann. Oder: die im Mörser zerstampften Kerne kommen in Wasser, man knetet die Trester heraus und läßt die Masse im Kühlen stehen. Am nächsten Morgen sieht sie wie schwarze Schuhwichse aus. Sie wird abermals gekocht und wird dabei weiß. Beim Abkühlen erhärtet sie. Das ist das beste Fett der Dan; man nennt es „geliebtes Öl“. Es wird zum Salben der Säuglinge verwendet. Zum Essen nimmt man es nur, um einen Gast zu ehren: ein Stückchen davon wird in die Mitte des Reisgerichts gelegt. Es schmeckt süßlich.

Die Ölgewinnung aus den Nußkernen ist aber eine so mühevollen Arbeit, daß man die Nüsse meist ungenutzt wegwirft. Nur wenn man eine Menge Palmöl, etwa aus zwanzig Trauben, macht, lohnt es, auch die Nüsse aufzuknacken und zu verarbeiten.

Man kann Palmöl in irdenen Töpfen aufbewahren, aber besser sind europäische Glasflaschen, in denen es sich etwa ein Jahr lang hält.

Eine andere wichtige Urwaldpalme ist die Raphia. Ihre Blätter dienen zum Dachdecken; man hat leichte Arbeit mit ihnen, aber die Raphiapalmblätter haben geringere Haltbarkeit als Gras. Die Rippen der Blätter sind das wichtigste Baumaterial – sie sind dauerhafter als die Rippen der Ölpalmwedel. Auch die Raphia liefert Wein; aus den jungen Blättern macht man Besen.

Palmnüsse und Palmwein holen die Männer ein, alles andere Sammeln ist Aufgabe der Frauen. Außer den wildwachsenden Gemüsen gibt es eine ganze Anzahl von Tierchen, vornehmlich riesige Schnecken mit spitzem Haus, die man nachts mit Fackeln fängt, weil sie tagsüber versteckt im Laub liegen; dann eine bestimmte Sorte von Schmetterlingsraupen, die man in heißes Wasser wirft, damit die Haare sich lösen, und dann samt dem Kochwasser als Tunke zum Reis ißt. Auch Heuschrecken werden gegessen, jedoch nur diejenigen, die in Schwärmen kommen; man kocht sie aus und schüttet das gelbliche Wasser über den Reis, ißt die Heuschrecke selbst oder trocknet sie nach dem Kochen als Vorrat. Auch Blattwanzen werden verzehrt und sogar eine bestimmte Sorte von Ameisen, die auf niedrigen Bäumchen die Blätter „zusammennäht“ und darin ihre Brut aufzieht; sie beißen heftig, und es gehört besonderes Geschick dazu, sie mitsamt den Blättern in einen Korb zu befördern. Der Korb wird so lange geschüttelt, bis die Ameisen sich von den Blättern lösen; dann werden sie gekocht.

Die eifrigste Sammeltätigkeit beginnt im März zur Zeit der ersten Regenfälle, wenn die Termiten schwärmen. Ihre burgartigen rotbraunen Hügel stehen zu Tausenden überall im Urwalde, entlang der Pfade und rings um die Dörfer. Sie sind die eigentlichen Herren des Urwaldes, in dem sie unsichtbar allgegenwärtig sind. Emsig zernagen sie alles tote Holz von innen, ohne je ans Tageslicht zu kommen. Einmal im Jahr aber verlassen sie ihre dunkle Welt für einen kurzen Festtag, oder vielmehr, sie schicken einen Teil ihres Volkes aus, um anderwärts neue Kolonien zu gründen. Es sind also junge Königinnen und ihre Begatter. Diesen wachsen eigens hierfür vier große hauchdünne Flügel. Die Tierchen sind etwa fünfzehn Millimeter lang und enthalten soviel Fett, daß man es gelblichweiß in ihrem Leib schimmern sieht. Sie müssen nämlich, nachdem sie sich gepaart haben, mehrere Monate ohne Nahrung durchhalten, bis ihre Brut imstande ist, nach Nahrung für die Königin auszu ziehen. Dieser Fettreichtum ist es, weswegen ihnen die Menschen nachstellen. Wir haben dieses Fangfest Ende März und Anfang April miterlebt.

Schon seit einigen Tagen konnte man an den Burgen kleine frischgebaute Quergänge sehen. „Da werden sie frühmorgens herauskommen, wenn es einmal in der Nacht regnet, dann am anderen Tage die Sonne darauf geschienen hat und noch einmal eine Nacht vorübergegangen ist.“ Offenbar hat dann das Erdreich draußen die richtige lockere Beschaffenheit, die es den Ausgeflogenen nach der Paarung erlaubt, sich hineinzugraben.

Als der Regen gefallen war, liefen die Dan-Frauen am anderen Tag erwartungsvoll in den Busch und je zwei, drei gruben sich am Fuße eines Termitenhügels ein Loch, etwa so groß wie eine geräumige Suppenschüssel. Dann schlugen sie Palmwedel ab, um sich aus deren Rippen Fackeln anzufertigen.

Um vier Uhr früh erwachten wir von einem fröhlichen Gelärm. Draußen sahen wir die dunklen Schatten unserer Freunde mit weithin leuchtenden Fackeln in den Wald eilen. Über uns war die Luft erfüllt von dichten Insektenwolken mit scheinbar viel zu großen Flügeln, mit denen die Tierchen seltsam unsicher herumflatterten. Aber auch am Boden krabbelten sie so dicht herum, daß man mit jedem Schritt einige zertrat.

Die Fackelträgerinnen verteilten sich rasch an die Termitenbauten, kauerten sich vor die Löcher im Boden und hielten ihre Fackeln lockend empor. Oben quollen die geflügelten Riesentermiten aus den geschilderten Gängen. Wir konnten an einigen Stellen beobachten, wie die Termiten-„Soldaten“ mit den mächtigen Zangen, die sie, wie die Ameisen, am Kopf tragen, die Gänge für sie aufknabberten. Die Hochzeitsflieger schienen sich gegenseitig hinauszudrängen, und ohne Zögern entfalteten sie die vorher nie benützten Flügel und erhoben sich in die nächtliche Luft. Diejenigen aber, die, vom Fackelschein angezogen, sich die Flügel versengten, häuften sich in den Löchern, so daß die Frauen sie ab und zu mit beiden Händen herauschöpfen und in Töpfe füllen mußten.

Der nächtliche Flug der Termiten entwickelte sich in den nächsten beiden Stunden vor Tagesgrauen zu einem einzigartigen Naturschauspiel. Immer mehr und mehr schlüpfen aus ihrer Erdburg, unerschöpflich schien der Quell zu sein, bis die Luft von Millionen und Milliarden der weiblichen Taumler erfüllt war. Phantastisch sich vorzustellen, daß in dieser gleichen Nacht in einem großen Teil Afrikas diese Bewohner finsterner Erdwohnungen sich plötzlich die Luft für zwei kurze Stunden eroberten, um alsbald beim ersten Morgengrauen eilig in ihr dunkles Reich zurückzustreben!

Die Hochzeiter steigen etwa dreißig Meter hoch in die Luft, und es schien uns, daß sie nicht weiter als etwa zweihundert Meter von ihrem Bau fortfliegen. Dann lassen sie sich auf den Boden nieder, verlieren nach wenigen Minuten ihre großen Flügel und scheinen sich nun erst zu paaren. Zu zweien, eins hinter dem anderen, eilen sie umher auf der Suche nach einer Bodenstelle, die ihnen ein Eindringen erlaubt. Sie finden diese an Wegkanten, oder im Dorf da, wo der Lehmsockel einer Hütte ans Erdreich stößt und dieses durch herabrinnesendes Wasser gelockert ist.

Überall hockten jetzt auch die Dan-Jungen herum und pickten emsig die Tiere in ihre Töpfe. Und schon sah man die Frauen braten und schmoren, um die Tierchen zum Aufbewahren vorzubereiten. Sie werden kurz in Wasser aufgekocht, dann auf eine Matte zum Trocknen ausgebreitet, hernach wie der Reis auf einem flachen Korb geschüttelt, damit die Flügel, soweit sie noch nicht abgefallen sind, und wohl auch die Beine und Köpfe abgehen und wegfliegen, und dann in kleinen Körbchen auf dem Trockenbrett über dem Feuer in der Hütte aufbewahrt. Oder sie werden in Palmöl eingelegt, worin sie sich ebenfalls monatelang halten; nach Bedarf nimmt man welche heraus. „Aber am besten sind sie so – frisch und lebend“, sagten die Dan lachend, langten in den Topf und steckten sie einzeln zappelnd in den Mund. „Süß und ölig!“

Der Dorfboden und der Pfad waren jetzt wie beschneit von Flügeln. Wir gingen dann noch einmal zu den Termitenbauten zurück; dort waren die Startgänge schon alle wieder fein zugemauert. Aber nach weiteren Regennächten wiederholte sich das gleiche Schauspiel in den folgenden Wochen noch viermal.

Jagd

Nicht nur Bauer und Sammler ist jeder Dan, sondern auch *Jäger*. Wenn er auf die Pflanzung geht, nimmt er meist seinen Speer oder Pfeil und Bogen mit, und man kann wohl sagen, daß ein Dan-Vater ein- bis zweimal in der Woche ein Stück Wildbret mit nach Hause bringt.

Was gibt es zu jagen? Das häufigste Wild sind im Dan-Lande die Affen, deren es sieben Arten gibt*). Wenn wir durch den Urwald marschierten, verging kein Tag, da wir sie nicht mehrmals über uns in den Wipfeln davonturnen sahen, und ab und zu kletterten sie gar am Rand eines Dorfes in den Bäumen herum. Besonders am Spätnachmittag kommen sie zum Vorschein, um in den Baumkronen Früchte zu essen, und eben dann stellt ihnen der Dan nach.

Saßen wir abends in einem Dan-Dorf vor unserer Hütte, so kam immer der eine oder andere mit einem Affen heim. Er trug ihn an seinem Schwanz, den er wie einen Henkel über den Rücken des toten Tieres nach vorn gebogen und mit einem Schlitz am Hals befestigt hatte. Wir hatten in unserer Mannschaft einen Enkel des Großhäuptlings Tapi, dessen Aufgabe es war, abends nach der Ankunft in einem Dorf mit unserer Schrotflinte in den Busch zu gehen und den Trägern etwas zum Abendessen zu schießen. Wir gaben ihm zwei Kartuschen mit, und jedesmal kehrte er mit einem oder zwei Affen zurück.

Für die Affenjagd macht sich der Dan ganz kurze dünne Pfeilchen aus einem Stück – also ohne angefügte Enden aus Hartholz oder Metall – deren Spitze er vergiftet. Der Bogen wird beim Schuß vertikal gehalten, der Pfeil etwas oberhalb der Mitte angelegt. Die Dan tragen Bogen und Pfeile in einem Köcher, der geschickt in eine geflochtene Jagdtasche eingearbeitet ist, so daß die Waffen auf der Pirsch nicht herumbaumeln, sondern unter den Arm geklemmt werden und jederzeit griffbereit sind.

Ist der Affe von dem vergifteten Pfeil getroffen, so bleibt er still sitzen. Das leichte Geschoß dringt nämlich nur wenig in seinen Körper ein, so daß es bei der geringsten Bewegung hin- und herschwingt und ihm Schmerzen verursacht. Binnen kurzem erbricht er sich. Der Jäger braucht nur unten zu warten, bis nach zwei, drei Minuten das Gift zu wirken beginnt und der Affe lautlos zu Boden fällt.

Die vergifteten Pfeile haben den Schrotflinten gegenüber den Vorteil der Lautlosigkeit: man kann

*) *Cercopithecus diana diana*, -*mona* Campbelli, -*nictians* Büttikoferi, *Colobus polycomos polycomos*, -*verus*, -*badius badius*, *Cercocebus torquatus atys*.

mit ihnen nacheinander ein halbes Dutzend Affen aus einer Horde herausschießen, ohne daß die anderen Affen etwas davon merken, während natürlich beim ersten Büchsenknall alle nicht Getroffenen auf und davon gehen. Auch die Pfeile mit eisernen Spitzen, mit denen man größere Tiere jagt, werden mitunter vergiftet.

Affen werden, wie fast alle anderen Tiere, auch in Fallen gefangen. Die Dan kennen nur Schlingenfallen. Für Affen und andere Baumbewohner, also Baumratten, Hörnchen, machen sie sich dabei die Eigenschaft dieser Tiere zunutze, Waldlichtungen nicht auf dem Boden, sondern auf einsam hinüberehenden Ästen zu überqueren – vermutlich, weil sie fürchten, vom Leoparden erwischt zu werden. Die Dan schlagen nun künstlich eine Lichtung und führen hoch über dem Boden eine lange Stange quer darüber hinweg (Abb. 4 a, b). In der Mitte dieser Stange ist eine kleine Wand aus Palmwedeln errichtet mit einem Schlupfloch darin, durch das der Affe hindurch muß, und eben da erfaßt ihn die Schlinge.

Ungemein häufig ist der Schimpanse im Dan-Lande, so häufig, daß die Kinder Angst haben, allein in den Wald zu gehen. Es scheint, daß die Schimpansen in der Tat sich Menschenkindern nähern, wahrscheinlich, um mit ihnen zu spielen, und sie vielleicht auch stehlen. Jedenfalls wurde uns 1952 von den Dan und den Missionaren erzählt, daß gerade kürzlich einer Frau an der Wasserstelle das Kind von den Schimpansen vom Rücken gestohlen worden sei. Freilich ist der Schimpanse mit seiner Menschenähnlichkeit auch der Gegenstand phantastischer Geschichten und Behauptungen der Eingeborenen, die ab und zu auch in das Schrifttum eingegangen sind. Es stimmt nicht, daß man Schimpansen zum Kinderhüten und Wasserholen abrichtet. Uns erzählten die Dan sogar allen Ernstes, daß der Großhüptling Tapi, den viele noch gekannt haben, sich in seiner Hängematte von vier großen Schimpansen habe tragen lassen. Immer wieder erzählen sie Geschichten von Jägern, die Schimpansenfamilien im Busch beobachtet hatten und diese und jene menschenartige Handlungsweise gesehen haben wollen.

Schimpansen werden nur von wenigen Dan-Sippen gegessen; für die meisten sind sie verboten, wobei sie ausdrücklich auf die Menschenähnlichkeit verweisen. Als ich einmal einen frisch erlegten Schimpansen ankaufte, um ihn für ein anthropologisches Institut zu präparieren, und dann das Fleisch meinen Trägern gab, weigerten sich die meisten, es zu essen und wiesen zwei der Träger, die es annahmen, angeekelt aus ihrem Blickfeld. Auch für uns war es kein erfreulicher Anblick, wie die beiden die menschenähnlichen Hände abnagten.

Das zweite wichtige Wild sind die Antilopen. Sie kommen auch in fünf oder sechs verschiedenen Arten vor, dabei die kleinen Duiker, von denen die Suni kaum hasengroß ist, und der stattliche Bongo, der die Größe eines starken Hirsches hat. Antilopen sind nicht so zufällig anzutreffen wie die Affen. Auf unseren Märschen haben wir zwar ab und zu das Geraschel einer fliehenden Antilope neben dem Pfad gehört, aber nicht ein einziges Mal eine zu Gesicht bekommen. Für die Antilopenjagd geht der Dan-Jäger also eigens weit in den Busch und beobachtet die Wasser- und Futterstellen. Da sind mehrere Baumfrüchte, welche die Antilopen gern fressen. Wenn sie reif sind und am Boden liegen, baut der Jäger sich dorthin einen kleinen Anstand, einfach am Boden zusammengestellte Palmwedel mit Öffnungen nach mehreren Seiten, oder auch ein Gerüst auf einem Baum, und setzt sich dort ganz früh morgens auf die Lauer. Er erlegt die Antilope mit Pfeilen, die wesentlich stärker als die Affenpfeile sind und eine Eisenspitze tragen.

Wenn die Antilopen Junge haben, wird auch das Muttertier angelockt, indem man sich in den dichten Busch kauert und den Hilferuf des Antilopenjungen nachahmt (Abb. 5 b). Man klemmt sich die Nase zu und läßt ein langgezogenes „Uiiiiioopp, uiiiiioopp“ erschallen. Die alte Antilope glaubt dann, so erklären es die Dan, ihr Junges sei in Gefahr, kommt herbei und fällt dem Pfeil des Jägers zum Opfer.

Eine andere Art der Antilopenjagd besteht darin, daß ein Mann ein ganzes Stück Urwald abriegelt, indem er im Kreis darum die Bäume niederlegt und möglichst auch den übrigen Pflanzenwuchs entfernt. Er beobachtet an den Spuren im Sande, wann eine Antilope in den inneren Wald gesprungen ist; dann läuft er ins Dorf zurück und schlägt die große Trommel, wobei bestimmte Signale bestimmte Antilopenarten bedeuten. Wer sich an der Jagd beteiligen will, kommt von seiner Pflanzung herbei; der Wald wird mit Jagdnetzen eingekreist, und die Hunde treiben die Antilope heraus. Wilde Schweine (wahrscheinlich Flußschwein und Meinertzhagens Waldschwein) werden mit Speer oder Pfeil und Hunden gejagt, wie es im Lebenslauf des alten Hüptlings Towe zu lesen steht (S. 137).

Affen, Antilopen und wilde Schweine sind die wichtigsten Beutetiere. Aber auch Vögel werden gerne verfolgt, denn einige, wie die mächtigen Nashornvögel (*Ceratogymna elata*) und die Blauschwinger (*Corythaeola cristata*), geben eine große Mahlzeit ab. Man schießt sie auch mit Holzpfeilchen, die aber nicht vergiftet sind, oder man setzt Leimruten und Schlingen an die Stellen, wo sie sich baden. Die Leimruten werden mit einem weißen Lianensaft (nicht Gummi) beschmiert, den man vorher kocht, wobei er schwarz wird. Für die Blauschwinger setzt man die Schlingen an Stellen, an denen die Vögel einen bestimmten Samen fressen. Sie haben die Gewohnheit, sich darnach auf eine Wurzel zu setzen, und dort erwartet sie die Schlinge.

Auch Elefanten sind zahlreich im Dan-Walde und werden gejagt. Aber viele Dan haben doch noch nie einen Elefanten gesehen. Auch ich hätte, obwohl ich nun etliche Jahre zu Fuß in Afrika herumgewandert bin, nie einen Elefanten zu Gesicht bekommen, wenn ich nicht eines Tages im belgischen Kongo, als wir wieder einmal Elefanten gehört hatten, einen Preis ausgesetzt hätte für denjenigen unter den Trägern, der mich durch den Urwald führte, bis wir sie treffen würden. Nach vier Stunden erst fanden wir sie!

Beim Nachbarstamm der Kran erwarben wir eigentümliche Elefantengeschosse, welche die Kran in ihre uralten Vorderlader stecken. Es sind eigentlich Pfeile, das heißt, etwa achtzig Zentimeter lange Stöcke, die an der Spitze ein breites scharfes Eisenende tragen. Es gehen immer vier Kranleute zusammen, je zwei hier, zwei da, und alle vier schießen dann zugleich diese Gewehrpfeile ab. Der Kran-Mann, der dies berichtete, zählte an den Fingern ab, daß er in seinem Leben neun Elefanten erlegt hatte.

Sobald die Dan einen Elefanten geschossen haben, melden sie es dem Dorfhüptling, und dieser berichtet es dem Clan-Hüptling. Der Clan-Hüptling läßt das Fleisch zu sich bringen und verteilt es. Die Zähne gehören ihm. Bei den Kran wird der Elefant in vier Teile entsprechend den vier Jägern geschnitten, und die Zähne an den „Hauptmann“ unter ihnen gegeben, „der die Medizin hat“ (s. S. 183).

Natürlich werden auch noch andere Tiere gejagt und gegessen: Stachelschwein (*Hystrix cristata senegalica* und *Atherurus africanus*), Bambusratte (*Trynomys swinderianus*), Schuppentier (*Manis tricuspis*), Fledermaus usw. Ein Wild, das nicht gejagt wird, ist eine große Echse, der Waran (*Varanus niloticus*), vom Kopf bis zur Schwanzspitze bis zu eineinhalb Meter lang. Der Waran steigt mittels seiner Krallen auf Bäume. Ich selbst habe einen jungen Waran hoch oben am Stamm eines Urwaldbaumes gesehen. Wird er größer, dann ist er zu schwer, um hoch hinaufzuklimmen, steigt aber immer noch einige Meter, offenbar auch im Innern von hohlen Bäumen. Die Dan mögen ihn nicht essen, wohl aber die Mandingo-Händler, die das Land durchziehen. Auch die Leute vom Nachbarstamm der Konor, deren es viele im Lande der Dan gibt, essen den Waran. Darum wird er ab und zu gejagt, um bei diesen vertauscht zu werden. Man fängt ihn in Fallen oder durch Nachlaufen. Wie unsere kleine Eidechse flieht der Waran zwar mit großer Geschwindigkeit, aber nach einer kur-

zen Strecke hält er inne. Wenn aber ein Dan richtig auf der Jagd ist, kümmert er sich nicht um den Waran – er ist zu geringe Beute.

Schließlich wird ab und zu ein Leopard oder ein Krokodil getötet. Der Leopard ist ja der Feind der Haustiere. Ein Jäger erzählte, wenn ein Leopard das Dorf belästige, errichte er einen kleinen Zaun an seinem Pfad und laure ihm dort in der Nacht auf.

Eine sehr wichtige Rolle spielen bei der Jagd der Dan ihre kleinen Hunde. Auch sie werden nicht gefüttert, sondern suchen sich unter den Abfällen ihren Lebensunterhalt. Darum sind sie stets begierig, mit ihrem Herrn in den Busch zur Jagd gehen zu dürfen. Der Leithund hat eine Metallglocke am Hals. Am Jagdplatz angekommen, spricht sein Herr mit ihm, um ihm klar zu machen, was er aufstöbern soll. Will er die Hunde zurück haben, so ruft er „ei, ei!“ (= komm, komm!) oder er pfeift durch die Zähne wie bei uns die Jungen.

Einem neuen Hund wird eine Medizin in die Nase gestopft. Man nennt das „den Hund kochen“. „Von da an kann er gut jagen“. Die Medizin besteht aus gelbem Pfeffer, einem Blatt, und einem stark riechenden Stoff, den eine bestimmte Antilope in einer Drüse zwischen den Zehen hat. Beim Nachbarstamm der Kran wird dem Hund jedesmal vor der Jagd eine Medizin in die Nase gesteckt. „Es ist ein bestimmtes Blatt, das jedermann kennt. Die Medizin strömt von der Nase in den ganzen Körper und macht die Eingeweide wild, so daß der Hund furchtbar aufgeregt wird und rennen muß. Er wird ganz wild aufs Jagen.“

Die Dan haben kaum ein persönliches Verhältnis zu ihren Jagdhunden, so hoch sie ihre Hilfe schätzen. „Ein Hund ist soviel wert wie ein Gewehr“, wurde uns andernorts in Afrika einmal gesagt. So fand ich es auch bei den Eskimos in Alaska, deren Leben ja geradezu von ihren Schlittenhunden abhängt, und die ihnen doch nicht einmal Ställe bauen. Immerhin geben die Dan ihren Hunden Namen. So hießen etwa die drei Hunde eines Mannes „Schwarzer“, „Stechmücke“, „Todia“ (Name eines Zaubermittels). Aber nie sieht man einen Hund schweifwedelnd seinen Herrn umspringen, oder den Herrn seinen Hund streicheln.

Wie der Hund ja überhaupt das älteste Haustier ist, so scheint er auch bei den Dan heimisch, so lange sie zurückdenken können, ja sie sagen, in früherer Zeit habe es bei ihnen viel mehr Hunde gegeben als heute.

Als Jagdregeln gibt es ein paar Gepflogenheiten, wie die Beute bei gemeinsamer Jagd zu verteilen ist.

Dem Sippenhaupt gebührt stets ein Anteil. Wenn ein Bursche zum ersten Male eine namhafte Jagdbeute macht, sei's nun ein Affe oder eine Antilope oder ein Wildschwein, so bringt er sie seinem Vater. Dieser verteilt das Tier an die Freunde der Familie. Der Jäger selbst ißt das Herz der ersten und aller künftigen Beute. Später verteilt er sie nur, wenn er mag, aber stets bringt er ein gutes Stück dem Alten, der als Obmann der Jäger im Dorfe gilt und die wichtigsten Zaubermittel für die Jagd besitzt. Verscherzte er sich die Gunst dieses Weisen, so würde er keinen Jagderfolg mehr haben.

Seit etwa zwei Generationen haben die Dan Vorderlader. Gewehre sind sonst schon seit Jahrhunderten eine Handelsware an der afrikanischen Westküste gewesen. Ein Stamm, nicht weit von den Dan, die Baule an der Elfenbeinküste, haben schon so lange Gewehre, daß sie verlernt und vergessen haben, was Pfeil und Bogen ist. Als die französische Regierung ihnen die Gewehre nahm, wußten sie keine Möglichkeit mehr, Affen oder Vögel zu erlegen. Sie jagten nur noch mit dem Speer. Ja, die Mandingo verstehen es, Vorderlader selbst herzustellen, und zwar alles, Kolben, Rohr und Schloß. Wir haben dies in Kampe im Norddan-Lande gesehen. So ist also das Gewehr ganz zur afrikanischen Waffe geworden, und dies auch insofern, als die Neger selbst Pulver herzustellen wissen.

Die Dan kennen hierfür zwei Verfahren. Beim einen gewinnen sie den Salpeter aus dem festgebackenen Grund alter verlassener Hütten, dort wo die Feuerstelle war; man erkennt an dieser Stelle deutlich eine dunkler gefärbte Schicht. Sie wissen nicht zu sagen, woher diese rührt. Es wird ein mannshohes Gestell gebaut, in dem ein großer Trichter, aus Blättern angefertigt, hängt. Dahinein wirft man Brocken jener Lehmschicht und läßt langsam Wasser hindurksickern, so daß der Salpeter herausgelöst wird. Das Lösungswasser tropft unten in eine Schüssel und wird schließlich verdampft. Der Rückstand wird mit Holzkohle von einem bestimmten Baum gemischt, und das Pulver ist fertig. So haben wir es mehrmals gesehen. Die Reaktion geht also hier ohne Zusatz von Schwefel vor sich, der ja bei unserem Pulver nur den Zweck hat, ebenfalls – wie die Kohle – zu verbrennen und so die Gasbildung zu vermehren. Die zweite Methode ist sehr erstaunlich. Ein Blatt „bobole“ wird in Wasser gekocht, getrocknet, gestampft, wieder getrocknet und soll dann Pulver ergeben. Es ist noch völlig unbekannt, worauf dieser Vorgang beruht. Eine Nitratanreicherung in Blättern ist nicht denkbar. Möglicherweise handelt es sich um explosive Bestandteile, wie sie z. B. als Acetylenverbindungen in einigen Wasserschirlingen vorkommen.

Das Gewehr wird dann mit allerhand Metallstückchen geladen, die der Schmied aus alten Metallgegenständen absprengt, zum Beispiel den Arm- und Beinringen, die früher getragen wurden. Um das Gewehr schußfertig zu machen, schabt der Jäger heute etwas Phosphor von einem Streichholz in eine Muschel, die er in seiner Jagdtasche mitführt. Aus der Muschel wird der Phosphor in ein kleines Blatt-Tütchen geleert. Jetzt füllt er Pulver in eine andere kleine Muschel und von da in eine kleine Kapsel. Diese fügt er unter dem Hahn des Gewehres ein und stülpt das Hütchen mit dem Phosphor über sie. Nun kommt viel Pulver ins Flintenrohr, darauf ein paar Metallstückchen als Geschosse, und schließlich wird mit einem Stock ein Strohbausch hineingestopft, damit die Ladung nicht herausfällt.

Es gibt bei den Dan auch Berufsjäger, die sich und ihre Familie hauptsächlich von den Erträgen ihrer Jagd ernähren. Sie stehen meistens im Dienste eines Häuptlings, der sie dann aus seiner ausgedehnten Landwirtschaft miternährt. Wie Ma Bea, einer unserer jüngeren Gewährleute, berichtet, unterscheidet man dabei Jäger, die mit dem Gewehr jagen (budame = Gewehr-schieß-Leute) und Fallensteller (sodime = Fallenbiede-Leute), ferner diejenigen, die Pfeile mit Eisenspitzen verwenden (slu-sume = Eisenwerfer) und diejenigen, die mit Holzpfeilen jagen (se-sume = Holz-schieß-Leute). Mit den Holzpfeilen schießt man nach oben auf Affen und Vögel, mit den Pfeilen, die eine Eisenspitze haben, nach unten auf Antilopen und Wildschweine. Ebenso gibt es auch verschiedene Fischer, solche, die mit Angelhaken, und andere, die mit Netzen, und wieder andere, die mit Hilfe von Fischzäunen fischen.“

Ein Jäger, der mit dem Gewehr jagt, hat heute oft eine moderne Schrotflinte, die in Liberia etwa einhundertfünfzig Mark kostet; das ist ungefähr der Preis für eine Kuh. Dazu braucht er dann Schrotpatronen, das Stück zu fünfzig Pfennig, was etwa der Tagelohn für einen Träger ist, während man bei uns für den gleichen Arbeitsaufwand zwanzig bis dreißig Patronen kaufen könnte. Ein einfacher Mann kann sich also bei den Dan keine moderne Flinte leisten.

Die Schädel der erlegten Tiere wie auch die der geschlachteten Kühe werden an der Decke der Hütte angebunden. Einem Zoologen würden diese – allerdings dick verrotteten – Schädelansammlungen einen raschen Überblick über die vorhandene Großtierwelt geben. (Abb. 4c).

Der Jäger ist unter seinen Mitbürgern der kühne, listenreiche Abenteurer, dazu hochgeachtet als Einbringer wichtigen Nahrungsgutes. Bricht er zur Jagd auf, so geleitet man ihn und seine Gefährten unter Gesang aus dem Dorf, und festlich werden die Jäger, denen die Kunde von ihrem Erfolg vorausgeeilt ist, im Dorfe empfangen. Im Dorfe Diaple erlegte während unserer Anwesenheit ein junger Jäger in einer Nacht zwei Erdferkel und ein großes Stachelschwein. Das Stachelschwein gilt

als „großes Wild“. Als er am Morgen aus dem Wald zurückkehrte, liefen ihm alle Dörfler mit Gesang entgegen und streuten ihm Sand, Asche – was immer greifbar war – auf den Kopf. Bringen die Jäger große Beute, so mag der Häuptling ihnen ein Fest geben und hierbei – oder auch beim Tode eines großen Jägers – führen die Jäger mit ihren Sängern und Trommlern ihr Jagderlebnis im Dorf auf.

Nachdem wir bei den Kran schon zweimal Zeuge einer solchen Darstellung gewesen waren, spielte man uns im Dan-Dorf Diaple eine Jagdfeier vor. Hauptperson war Marblin, eine imponierende Männergestalt, früher Mitglied der Schlangentänzergruppe und Vater der heutigen Schlangentänzer, dann Dorfhäuptling und heute Inhaber der De-Medizin und damit ein Debome, ein Ratgeber für seine Mitbürger (s. S. 161). Marblin handelt in dieser Aufführung, wie er es von Dru, dem größten Jäger von Diaple, in seiner Jugend gelernt hat. Während der Aufführung wird er ab und zu – wie das auch bei Spielern der Fall ist – von einem der Umstehenden aufgefordert, einzuhalten. Dann schweigt die Musik, der Betreffende betritt den Kreis und gibt Marblin und seinen Musikanten ein Geschenk. Sein Gegenspieler ist sein Sänger Noa, der von drei weiteren Sängern und zwei Bambusschlitztrommlern begleitet wird. Noa heißt „der Starke“, weil er so stark ist, daß er den Jäger „stark singen“ kann (s. S. 175). Die Aufführung findet in einzelnen Teilen statt, insgesamt 14, nach denen jeweils die Musik geändert wird.

1. Auszug zur Jagd. Marblin ruft seine Mitjäger. „Wir wollen sofort aufbrechen“. Er nennt dabei nicht den Namen des Jägers, sondern den seiner Hauptfrau, also „Komm, Duli's Gemahl!“ Dann begrüßt er sie mit ihren eigenen Namen. Schließlich fordert er die Sänger, die ihm jeweils antworten, auf, einzuhalten.

2. Marblin: „Die Leute, die in Not sind, verlangen stets mich zu sehen (da er der Ratgeber ist). Noa, die Leute, die ich zum Jagen brauche, sind ja fortgegangen (sie sind tot). Wach auf, Gaje, Sohn der Karwa, der Mutter von Jis Tochter.“ Dann preist Marblin sich selbst.

3. Noa: „Ihr müßt gegen den Busch kämpfen. Eure Köpfe werden sich hart anschlagen. Aber laufe nicht weg, Marblin, ein stattlicher Mann wie Du!“

Marblin: „Vor was sollte ich davon laufen?“ Er fährt fort, sich selbst zu preisen.

Noa: „Guten Morgen, mein tapferer Jäger!“

Marblin: „Als Jailu, der Sohn Deas, noch lebte, konnte ich nie erfolglos von der Jagd heimkehren.“ (Jailu konnte sich in einen Elefanten verwandeln (s. S. 198 f.). In dieser Gestalt ging er in andere Länder und lud Menschen, die ebenfalls „in Elefanten waren“ ein, mit ihm zu kommen. Wenn sie dann in die Nähe von Diaple kamen, verriet er sie an die Jäger seines Dorfes.)

„Ich verlasse mich auf Demi und Gblar. Da ich diese Helfer habe, kann ich alles erlegen, was sie mir zum Jagen malen.“ („Zum Jagen malen“ weist auf den auch andernorts beobachteten Brauch hin, ein Tier, das man zu erjagen wünscht, vorher zu malen und symbolisch, etwa durch einen eingezeichneten Pfeil, zu töten. Es ist das erste Mal, daß mir auf meinen Reisen ein Hinweis auf solchen bildlichen Jagdzauber begegnet ist.)

„Ja, die, welche sich in Tiere verwandeln, liefern sich ja nur selbst dem Tode aus. Was meinst du, Noa?“

4. Marblin: „Kra (Geheimwort) hat den Topf genommen.“ Die Sänger antworten: „Und der schwarzen Antilope Kopf ist verloren.“ (Geheimausdrücke, im Zusammenhang mit dem Jägerfetsch Suo gebraucht.)

Noa: „Der Sohn welcher Frau ist mutig genug, so zu sprechen?“

Marblin: Der Tag wird bald anbrechen. Guten Morgen, Dru, Marulin, Diali, laßt uns eilen und sehen, was wir heute im Wald ausrichten können. Diali, Marulin, wenn wir dort sind, will ich der erste sein, der ein Tier erlegt. Seit ich lebe, gibt es einen richtigen Jäger (er meint sich selbst). Marulin, gehe hinter mir. Oh Diali, du bist jetzt zu alt. Marulin, warte, warte. Das ist ein gefährlicher Pfad!“

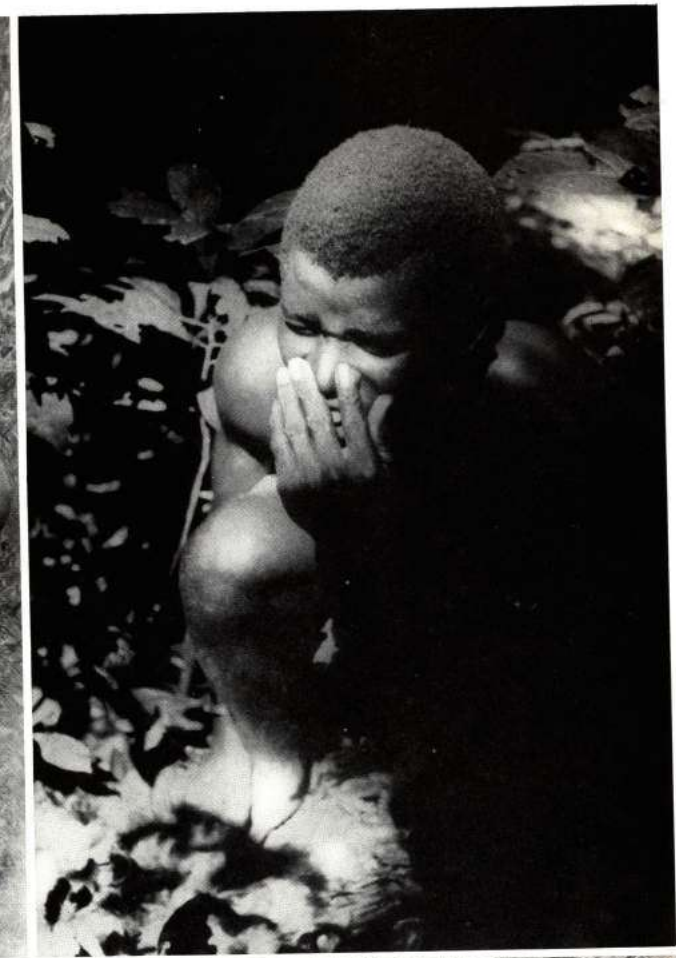
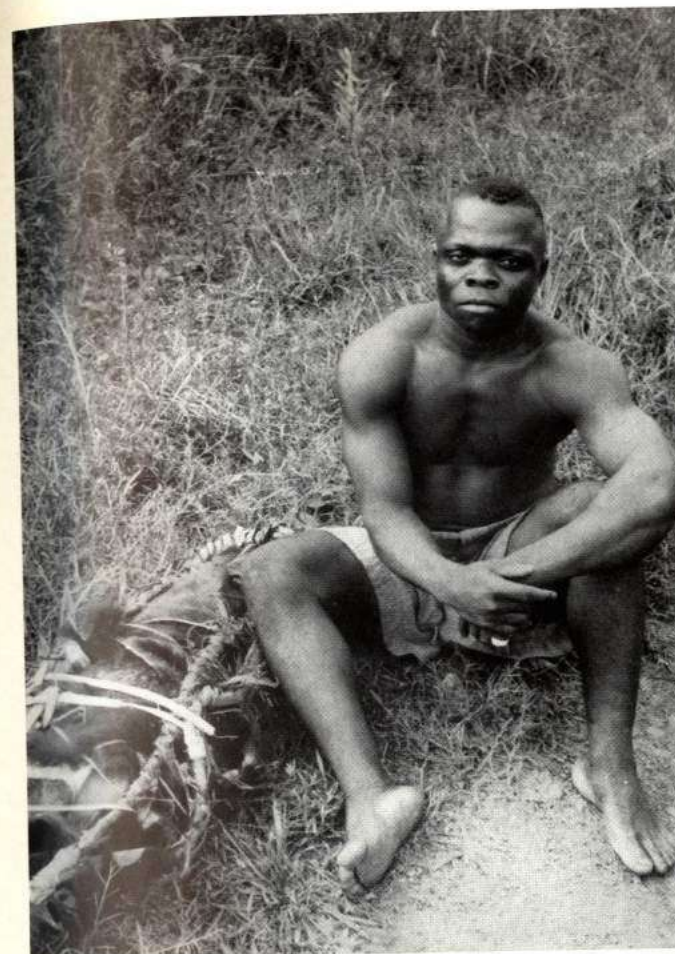
Tafel rechts:

5a Jäger bringt Felle zum Handelsposten. FHH 218-14

5b Jäger kauert im Busch und ahmt den Hilferuf des Antilopenjungen nach, um das Muttertier anzulocken. FHH 220-22

c Dan-Frau beim Fischen mit dem Rundnetz im seichten Wasser. Das Körbchen für die gefangenen Fische trägt sie am Kopf. FHH 240-35

d Zwei Dan-Frauen beim Fischen mit dem Rundnetz im seichten Wasser. FHH 272-16





5. Noa: „Oh, schieß doch deine Flinte ab, Mabea.“

Marblin: „Bleibt stehen! Mabea, Sohn der Gare, komm' zu mir! Die Elefanten haben sich gegen uns verschworen. Sie sind nach dem Bienfluß gewandert. Geh bis zu dem einzelnen Jarbaum auf dem Weg nach Gbanwie und geh dann vorwärts, Pe Gele, Nuwa, eilt zu dem Sumpf von Zoda, dort werden sie die Schößlinge der Piassavapalme fressen.“

6. Noa: „Oh, laß' das Gewehr losgehen, feure!“

(Der Schuß fällt. Sie folgen den Elefanten behutsam.)

Marblin: „Dort steht er! Geht nicht weiter! Ich bin hier.“

Noa: „Der Elefant ist tot! Laßt uns in's Dorf zurückkehren.“

7. (Das Siegeslied) Noa: „Der Häuptling (der größte der Elefanten) ist getroffen und ist tot.“ (Aus dem Publikum tritt ein Mann hervor und gratuliert den Jägern.)

Marblin: „Mia, du und die andern, ihr mögt den Schwanz und den Rüssel zu Häuptling Jaila bringen und ihm bestellen, daß ich einen Elefanten erlegt habe. Morgen soll er Leute schicken, um ihn zu zerlegen. Diali! Ich bin der Bruder von Komen! Noa, sing einen Freudensang, der Elefant ist tot! Morgen werden wir ihn zerlegen. Noa, preise meinen Namen!“

8. Noa: „Kra hat den Topf genommen, und der Kopf der Schwarzantilope ist verloren. (Geheime Redewendungen, die den Jägerfetsch betreffen.) Oh, Dru, Gemahl der Laibue! Oh, Gblow, Mann, der sich in andere Dinge verwandeln kann! Marblin, schieß dein Gewehr ab aus Freude über den erlegten Elefanten. Guten Morgen, Marblin, Häuptling aller Jäger, ich preise dich! Jeder Jäger bewundert dich. Bald wird es tagen.“

Marblin: „Demi und Gblor, kommt und feuert Freudenschüsse ab, weil wir einen Sieg über die Tiere errungen haben. Wer immer es wagt, zauberisch in Tierform hierherzukommen, der wird, nachdem er das Wasser von Diaple getrunken hat, nie mehr in seine Heimat zurückkehren.“

9. Noa: „Suo! (Name des Jägerfetschs.) Marblin, du bist ein starker Jäger wie Dru dereinst! Ich preise dich, Goan. (Goan ist der Name von Marblins Gewehr.) Sea, die Trommeln erklingen. Bruder von Kasa, ich rufe dich.“

Marblin: „Ich habe achtzehn Elefanten getötet – dies ist der neunzehnte. Was kann mich auf meinem Jägerpfad hindern?“

Noa: „Die Herzen der Männer pochen laut in ihrer Brust.“

Marblin: „Bartwa wird nie mehr heimkehren. Er hat sich so oft in einen Elefanten verwandelt. Jetzt hat Häuptling Jailu ihn uns geschenkt. Er ist tot und für immer dahin.“

Es folgt ein Lied, das man erfolgreichen Jägern zum Empfang im Dorf singt. Der Text spricht von einer wohlhabenden Frau, Hauptfrau eines Häuptlings, und ihrer Kuh.

Ein zweiter Willkommensgesang bietet dann den Dörflern Gelegenheit, den Jägern Geschenke zu bringen.

Noa: „Ich wünschte, dieser Mann, der heute eine so herrliche Tat vollbracht hat, wäre mein Sohn. Es gibt ja Leute, die, wenn sie zur Jagd aufbrechen sollten, sich verbergen.“

Eine Frau tritt in den Kreis, um ein Geschenk zu geben. „Ich bin der Tau am Bergabhang! Halt ein! Dies Geschenk ist für dich, Noa. Ist es wahr, daß Marblin ein blutiges Ding berührt hat? Ich bin der Tau am Bergabhang.“

Noa: „Ja, es gibt gar Leute, die zu ihrem Mädchen gehen, wenn es Zeit ist, zur Jagd aufzubrechen.“

Es folgt, von Noa gesungen, ein berühmtes Lied der Kran – Nachbarn der Dan – das man im ganzen Danlande kennt.

Noa: „Flinker Jäger, Sohn des Pfeffersaftes! Blay, Sohn des Fli von Bole, jagte nie, sondern aß mit den Kindern die Suppe, die sie sich aus Mäusen gekocht hatten. Dabei zerbrach er fast den Topf beim Auslecken. Ich lache ihn darob aus!“

Immer wieder wird der Gesang vom Ruf: „Gebiete den Musikanten Halt!“ unterbrochen, von einem, der den Jägern oder den Sängern ein Geschenk geben will, das er dann, in den Kreis tretend, mit feierlichen Worten überreicht. Es ist für uns etwas erstaunlich, daß man es wagt, die Aufführung in dieser Weise für eine oft kleine Gabe zu stören, aber es scheint, daß diese Unterbrechungen den Darstellenden ebenso willkommen sind wie unsern Sängern der Applaus auf offener Szene. Der Geber nennt seinen Namen und sein Dorf. „Ich bin Goma von Tanwie, Kosas Mutter, die Mutter auch von Toma, Beraterin der Männer.“ Die Sänger danken dann singend.

Tafel links:

a Hausgerüst. Das Dach wird mit Gras oder mit Palmblättern gedeckt, die Wände werden mit Lehm beworfen. FHH 200-10

b Dachdecken. Palmblätter sind leichter zu verarbeiten als Gras, aber weniger haltbar. FHH 289-18

Auch das *Fischen* ist bei den Dan wichtig, besonders in den Sommermonaten. Wenn im Juli die Regenzeit durch eine kurze, trockenere Periode unterbrochen wird, ziehen gewisse Fische die nun viel Wasser führenden Flüsse aufwärts. Im August kommen sie wieder herab, und dann werden sie in Reusen gefangen. Der Monat August heißt nach diesen Fischen Jotru. Man geht auch nachts mit Fackeln zum Fischfang an die Flüsse und schießt mit Pfeil und Bogen in die Fischzüge oder schlägt die Fische mit dem Buschmesser im Wasser tot. Sie werden dann ausgenommen, geräuchert und an andere Dan, die nicht an großen Flüssen wohnen, verhandelt; ein kleiner Vorrat wird für die Hungermonate aufbewahrt.

Sonst wird das Jahr über auch mit Netzen gefischt, entweder indem ein Fangnetz über den Fluß gespannt wird und die Fische mit den Händen stromabwärts dorthin getrieben werden, oder mit dem Wurfnetz, das sich im Kreis wie eine Glocke über den Fischschwarm zu Boden senkt. Diese Methode haben wandernde Fischer von der Goldküste hier eingeführt. Andere setzen Reusen hinter einem zu diesem Zweck über den Fluß gebauten Zaun, in dem an einer Stelle ein Loch gelassen ist. In die Reuse kommt stets ein Lockmittel: Maniok oder Palmkerne oder die Eier der schwarzen Ameise. Auch Krabben werden in Reusen gefangen. Es gibt auch eine Fischfalle, die wie eine Wildfalle gebaut ist: Der Fisch schwimmt durch ein Türchen in ein rundes Gefäß, stößt dort an ein Stöckchen und löst dadurch einen Mechanismus aus, der das Türchen verschließt.

Diese Fischerei der Männer widmet sich also vorwiegend zur Regenzeit an den angeschwollenen Flüssen den großen Fischen. Die Frauen stellen in der Trockenzeit magerer Fischbeute nach (Abb. 5 d). Sie wollen damit den Männern, die um diese Zeit mit der schwersten Arbeit des Jahres, dem Busch-Schlagen, beschäftigt sind, kräftige Mahlzeiten schaffen. Oft und oft sahen wir kleine und große Gruppen von Frauen fast nackt auf dem Pfad daherziehen, eine jede ein Fischnetz, das glockenförmig von einem runden Holzrahmen hing, in der Hand, dazu ein kleines, flaschenförmiges Körbchen (Abb. 5 c). Sie begeben sich zu einem der schlammigen Urwaldflüßchen. Hier bauen sie einige Dämme aus Sand und Schlamm querüber. Und nun nehmen sie eine bestimmte Liane, zerklopfen sie mit einem Stock auf einem Stein, bis sie ganz aufgefasert ist, und schwenken sie dann im Wasser hin und her. Alsbald färbt sich dieses schwärzlich und wird für die Fische unerträglich. Man wartet am Ufer. Nach zwanzig Minuten etwa kommt der erste Fisch hoch. Wer ihn bemerkt hat, springt ins Wasser und versucht ihn mit dem Netz herauszuschöpfen. Um rasch für einen nächsten bereit zu sein, haben die Frauen sich das Körbchen mit einem Stirnband so an den Kopf gebunden, daß es neben der Wange herabhängt; dahinein kommt nun der gefangene Fisch. Kleine sind tot, große scheinen nur betäubt zu sein. Meist sind es Welse. „Bis morgen werden allerhand Fische tot hier herumschwimmen“, sagten uns die Frauen. Wir wissen nicht, ob der Fisch durch die Liane vergiftet wird oder ob sich etwa, wie einmal vermutet wurde, winzige Holzteilchen in seine Kiemen setzen und ihm das Atmen unmöglich machen. Die Frauen sagten, nachdem wir die Liane angefaßt hatten, wir müßten unbedingt die Hände waschen, sonst würde gegen Abend unsere Haut schrecklich brennen.

Bisweilen schöpfen die Frauen auch das Wasser in den einzelnen Becken mit den Händen leer, bis die Fische trocken liegen.

Dieses Fischen ist ein Hauptvergnügen der Frauen in der Trockenzeit. Es wird mit der gleichen freudigen Emsigkeit betrieben, mit der bei uns die Frauen nach der schweren Getreideernte „in die Heidelbeeren gehen“.

Ein Fischwasser ist für jedermann frei. Aber der Häuptling schließt ab und zu ein Wasser für zwei bis drei Monate, um die Fischbrut zu schonen.

Als Genußmittel spielt der Palmwein bei den Dan eine große Rolle, wenn es auch Stämme gibt, bei denen noch viel mehr getrunken wird (Abb. 3 a). Bei den Baule an der Elfenbeinküste etwa wurde in jedem Dorf den Trägern und uns sofort Palmwein gebracht. Bei den Dan gibt es ihn nicht überall und jeden Tag.

Man sieht sehr selten einen angeheiterten Dan; auf meinen sechs Reisen in Afrika habe ich nur einmal einen echten Eingeborenen betrunken gesehen. Freilich, unsere halbzivilisierten Dolmetscher oder Soldaten und Regierungsschreiber trafen wir oft in diesem Zustand.

Die Dan gewinnen den Palmwein aus Ölpalmen und Raphiapalmen – insbesondere aus den letzteren. Die Ölpalme muß zur Weingewinnung gefällt werden; auch die Raphiapalme geht durch Anzapfung mit der Zeit zugrunde, „weil Tierchen (Maden?) in die Bohrstellen kommen“. Die Borassus-Palme, die den Savannenvölkern Wein spendet, kommt im Urwald nicht vor.

Zwei Mann betreuen zusammen eine Raphiapalme. Sie hängen irdene Töpfe an die Bohrstellen unter der Krone und nehmen dreimal am Tage, morgens, mittags und abends, oder auch öfter deren Inhalt in Kalebassen weg. Bis zu acht Töpfen zu gut fünf Liter liefert ihnen ein Baum am Tage. An sich trinken die Dan den Palmwein frisch, lassen ihn nicht wie bei anderen Stämmen gären, aber sie lassen einen Rest in der Kalebasse und füllen darauf den nächsten; auf diese Weise werde er so stark, daß man „höchstens vier Schalen“ davon trinken könne. Oder man schnürt Reis in ein Blatt und legt ihn in den Zapftopf. Auf diese Weise, die hauptsächlich bei den Kpelle, Konor und Gola üblich sei, werde der Wein so stark, daß man „nur zwei Schalen“ trinken könne. Weiter haben sie eine Wurzel, die bewirkt, daß „der Wein nicht nur süß schmeckt, sondern stark wird.“ Sie wird geklopft und an einem Faden in den Topf gehängt, so daß man sie vor dem Abnehmen des Topfes herausziehen kann. Nach drei Tagen wird sie noch einmal geschlagen und von neuem verwandt, dann weggeworfen und durch eine frische ersetzt.

Frauen und Kinder trinken nur den ganz unbeeinflussten süßen Palmsaft. Ein anderes Getränk als Palmwein haben die Dan nicht.

Die Dan pflanzen Tabak an, aber nicht oder kaum zum Rauchen, sondern zum „Schmecken“ und Schnupfen. Für ersteres werden die Tabakblätter ans Feuer gehalten, bis sie weich werden, und dann zusammen mit Asche in ein großes Schneckenhaus gepreßt. Dieses Gemisch nimmt man etwa zehn Minuten lang in den Mund, kaut es aber nicht. „Es macht den Kopf drehen – ja, es ist ein starkes Gift. Nicht jeder kann das vertragen. Die es tun, deren Zunge wird in der Mitte ganz braun.“ Andere ziehen den Saft in die Nase und halten diese zu, lehnen sich in ihren Liegestuhl zurück und bleiben so stundenlang sitzen. Die Welt versinkt um den also Genießenden. Spricht man ihn an, so hört er einen kaum und gibt nur ein Lallen von sich.

Für das Schnupfen wird der Tabak einige Tage am Feuer getrocknet und dann mit Soda gemischt. Die Dan kennen eine Reihe von pflanzlichen Materialien, deren Asche beim Auslaugen in einem Trichter aus Blättern reichlich Kaliumkarbonat (Pottasche) und Litiumkarbonat ergibt; sie verwenden diese außer für den Schnupftabak auch für die Seifenherstellung. Für den Schnupftabak verbrennt man den Fruchtstand der Ölnußtraube, der nach Entfernung der Nüsse übrig bleibt oder die Bananenpalme. Tabak und Pottasche werden dann zusammen in einem winzigen Mörserchen gestampft. Die kleinen Mörser sind bisweilen recht hübsch geschnitzt; meist ahmen sie in der Form die großen Reis- oder Maniokmörser nach (Abb. 30 e).

Pottasche wird auch in der europäischen Schnupftabakherstellung verwendet, um die Säuren, die in den Mitteln zum Saucen des Tabaks enthalten sind, zu neutralisieren. Es ist aber auch vorstell-

bar, daß die Pottasche die Alkaloide, Nikotin und andere, flüchtig werden läßt, so daß sie eingeatmet werden können, statt erst in den Verdauungsorganen resorbiert zu werden, was viel unbedenklicher wäre.

Ein Märchen erzählt, daß die Spinne es war, die den Menschen gezeigt hat, wie man das Schnupfpulver mit der Asche von Bananenpalmen macht. Eine andere Geschichte berichtet, daß auf dem Weg zur Küste ein Häuptling lebte, der von allen Reisenden Schnupftabak forderte; bekam er keinen, so ließ er den Betreffenden gefangennehmen – bis ihm eines Tages Zwillinge, die bei den Dan als besonders klug gelten, Schnupftabak mit Pfeffer gemischt boten; der brannte seine Nase so sehr, daß er fortan keinen Schnupftabak mehr von den Fremden forderte. „So kommt es, daß jetzt jedermann von der Küste ins Hinterland ziehen kann.“

Heute sieht man den einen oder anderen Dan auch aus einem kleinen Tonpfeifchen rauchen. Sie haben das von den Bassa gelernt, die es wiederum den Weißen abgesehen haben.

Die Colanuß wird in ganz Westafrika gern gekaut, wächst aber nur in wenigen Gegenden, und zu diesen gehört das Dan-Land.

Die Cola schmeckt so bitter, daß wir sie unmöglich kauen konnten, aber für die Dan ist sie ein großer Genuß. Immer wieder betonen sie, daß man auf großen Marschen allein schon vom Kauen dieser Nuß satt werde. Dazu hat die Cola eine anregende Wirkung, die sie ja auch in Europa da und dort Verwendung finden läßt (Cola Dalman, Coca-Cola).

Die Nuß ist tief im Dan-Brauchtum verwurzelt. Eine Cola gibt man als Friedenszeichen, als Liebeserklärung, als Bekräftigung eines Eides; man verwendet sie bei Orakeln und als Opfergabe, man spuckt den Fetisch mit Cola an, um ihn zu kräftigen.

Der Colabaum wächst an sich wild im Urwald. Findet man dort einen, der gut trägt, so reinigt man die Umgebung vom Unterholz und erwirbt damit Eigentumsrecht an dem Baume. Etwaige Ableger dieses Baumes gräbt man aus und pflanzt sie beim Dorfe an. So sieht man bei den Dan-Dörfern oft stattliche Cola-Haine, deren Bäume einzelnen Familien gehören und in diesen vererbt werden. Nach sieben Jahren beginnt der Baum alljährlich reiche Ernte zu liefern; er fordert keine andere Wartung, als daß man den Untergrund in der Umgebung frei von größeren Pflanzen hält. Der Mittelpunkt des Cola-Anbaues ist der Häuptlingsort Ban. Es wird erzählt, von dort sei diese Kultur ins übrige Dan-Land gekommen. Besonders beim So-I-Clan sahen wir große Cola-Anlagen. Die Dan haben also neben Palmwein und Tabak noch ein uns unbekanntes Genußmittel, aus dem sie viel Lebensfreude schöpfen und das jedermann fast unentgeltlich zur Verfügung steht.

Märkte

Die Dan verhandeln während der regelmäßig abgehaltenen Markttag die Früchte ihrer Land- und Sammelwirtschaft, sowie ihre Jagd- und Fischereibeute. Diese Märkte sind eine alte Einrichtung, während wir aus Westermanns Kpelle-Buch erfahren, daß bei den Kpelle erst die Liberianer Märkte eingeführt haben. Die Dan dagegen haben mancherlei alttümliches Markt-Brauchtum, so das Auftreten von Ringern, die ihre Kunst und Kraft an Markttagen zeigen.

Auf der französischen Seite des River Cess haben wir noch Dan-Märkte in alter Pracht gesehen. Am Vormittag wird gehandelt, am Nachmittag gerungen, wie es auf S. 87 beschrieben ist.

In Liberia haben sich die Märkte durch das Eingreifen der Regierung geändert. Früher suchte dort jeder seinen Vorteil: „Manche Leute verstehen sich aufs Palmöl-Herstellen, und die kauften sich dann dafür Maniok und Reis, Salz oder Schießpulver“. Dazu war der Markttag ein fröhliches

Stelldichein. „Wir hatten Leute, die am Markttag tanzten, sangen und trommelten, und am Abend zogen sich auch die Ringer schön an, um zu tanzen.“ Heute ist von allen diesen Marktfreuden keine Spur mehr auf den Dan-Märkten in Liberia zu sehen, denn jetzt ist der Markt „Dienst“. Die Regierung wünscht, daß er abgehalten wird, damit ihre Beauftragten, Soldaten, Schreiber oder irgendwelche Sendlinge sich dort verpflegen können. Der Markt wird allwöchentlich beim Clanhäuptling abgehalten, und jedes Dorf des Clans ist verpflichtet, eine Anzahl Frauen mit Landeserzeugnissen zu senden. Wir waren oft erstaunt zu sehen, wie Frauen ganz kurz nach Beginn des Marktes ihre Ware unverkauft wieder auf den Kopf nahmen und sich auf den Heimweg machten, bis uns erklärt wurde, daß sie ja nur gezwungenermaßen kämen und absichtlich irgend etwas mitbrächten, das sie bestimmt nicht verkaufen würden. Nun, das gilt nicht allgemein. Viele machen einen guten Tausch und ziehen zufrieden heim. Männer sieht man heute kaum mehr auf dem Markt. Die Frauen tragen ihre besten Tücher, wobei sie immer von den Mandingo-Weibern mit ihren bunten Seidentüchern ausgestochen werden. Jedes Dorf hat auf dem Marktplatz seine eigene Stelle, und da hocken sich die Frauen nun nieder, ihre Körbe vor sich, aber beileibe darf jetzt noch niemand kaufen und verkaufen. Stundenlang sitzen sie so, bis alle beieinander sind – in der Residenz des Großhäuptlings Mongru waren es schließlich etwa zweihundertfünfzig. Dort ging ein Mann unter ihnen herum, den wir schon zuvor als Geisteskranken kennengelernt hatten, und machte seine Späße.

Schließlich, etwa um vier Uhr, kommt der Häuptling, um Neuigkeiten anzusagen. Er hat seinen Rufer bei sich, damit er selbst nicht durch lautes Erheben seiner Stimme an Ansehen einbüße; er sagt diesem vor, was er ausrufen soll. Bei Mongru war es der erwähnte Narr. Es wurde angekündigt, daß der Präsident nächstens kommen werde und alle Frauen erscheinen sollten, um vor ihm zu tanzen. Ist der Häuptling fertig, dann klatschen die Frauen kurz in die Hände, und der Markt ist eröffnet. Es ist eine Pfennigsangelegenheit: da ein wenig Pfeffer, dort ein Körbchen voll Schnecken, etwas Maniok, wilde Tomaten. Haben die Dan größere Mengen eines Gutes, etwa Reis, dann bringen sie dieses nicht mehr auf den Markt, sondern zu einem der Syrer- oder Mandingo-Händler, die ihren ständigen Wohnsitz bei den Residenzen der drei Großhäuptlinge haben. Von jeher ist der Markt in einem Häuptlingsort gewesen, nicht an einem neutralen Ort im Busch, wie es manche Negerstämme halten. Es muß Marktfrieden herrschen, das Tragen eines Gewehres ist verboten, und selbst kleine Jungen müssen dem Häuptling eine Buße zahlen, wenn sie sich streiten. Es sind wohl absichtlich gerade die Ringkämpfe die Hauptbelustigung gewesen – man mag die Erfahrung gemacht haben, daß es gut ist, den Kampftrieb, der durch den Palmweingenuß noch hitziger zu spüren war, derart im Zuschauen abzureagieren.

Die Dan benennen ihre Wochentage nach dem Ort, an welchem gerade Markt abgehalten wird, als Kample-Markttag, Kpeople-Markttag . . .

Als Tauschmittel hatten die Dan früher ihre schönen gediegenen Matten, die besonders im Niqualand angefertigt werden. Auch schmale Ringe aus weißlichem Metall wurden als „Geld“ benutzt; etwa fünfzig davon zahlte man für eine Frau, zwanzig bis dreißig für eine Kuh, und auf den Märkten konnte man damit Stoffe kaufen, die aus dem Mandingo-Lande stammten. In weiterem Sinne waren auch die anderen Typen von Ringen, welche die Dan an Beinen und Armen tragen, Geld, denn man konnte dafür Frauen und Kühe kaufen, aber ihr Wert stand nicht eindeutig fest wie derjenige der weißen Ringe. In den Dörfern am River Cess, deren Einwohner ihre Frauen auch aus dem französischen Gebiet kaufen, sind schwere Messingringe, welche die Frauen früher an den Fesseln trugen, heute noch ein beliebtes Zahlungsmittel bei Frauenkäufen, wertbeständiger als der französische Franken. Die benachbarten Mandingo hatten Kaurimuscheln als Wertmesser; sie standen bei den Dan sehr hoch im Kurs.

Wenn die Dan nun als Bauern, Sammler und Jäger noch so naturnahe leben, wie ist dann ihre Einstellung zur Natur? Sie sind sich ihres Bauerntums bewußt, ja, man kann sagen, sie lieben ihre pflanzerische Tätigkeit, wenn sich dieses Gefühl auch nicht an ein bestimmtes Stück Land heftet, da sie ja alljährlich neue Rodungen anlegen. Die Gespräche unserer Träger auf dem Marsch kreisten immer um ihre Pflanzungen: „Wo pflanzt du dieses Jahr Maniok?“ – „Ich will versuchen, daß mir mein Vetter beim Buschschlagen hilft.“ – „Hier könnte man gut Erdnüsse pflanzen.“

Sie machen aber keinen ästhetischen Gebrauch von der Natur. Sie legen keine Alleen an, und wenn wir da und dort einen Baum im Dorf stehen sehen, so ist der nur des Schattens wegen oder aus zauberischen Gründen stehengeblieben oder gepflanzt worden. Die Schönheit der Blumen bedeutet ihnen wenig. Nur ab und zu lassen sie im Dorf ein lilafarbenes Blümlein wachsen. Sie stecken sich keine bunten Blüten ins Haar wie die Polynesier. Auch der Blick in die Weite der Landschaft ergötzt ihr Auge nicht. So ist es überall in Negerafrika, und so prägt es sich auch in der Kunst der Neger aus. In ihrer Ornamentik kommen keine pflanzlichen und nur selten tierische Motive vor, und wenn sie sonst einmal ein Tier darstellen, dann geschieht es mehr im Sinne des Kuriosen, Drolligen oder des Furchteinflößenden. Die Schönheit der Naturform scheint ihnen, von der erotischen Sphäre abgesehen, nichts zu bedeuten.

Wir werden noch sehen, daß sie in ihrer religiösen Welt in sehr enge Verbindung mit den Tieren und bisweilen auch mit den Pflanzen treten.

Wie stehen die Dan zur täglichen Arbeit? Wir wissen ja, daß viele Völker die Arbeit und den Arbeitenden gering achten, daß es ihnen erstrebenswert, achtenswert erscheint, nichts arbeiten zu müssen, wobei es ihnen gleich gilt, ob man diesen Zustand seinem eigenen Verdienst oder etwa ererbtem Besitz zuzuschreiben hat. Wir selbst haben im Laufe unserer Geschichte unsere Einstellung zur Arbeit durch die Benediktiner, durch Calvin zum Positiven gewandelt, nachdem freilich Hesiod schon im 8. Jahrh. v. Chr. das heute noch viel zitierte Wort prägte „Arbeit schändet nicht“. Die Dan stehen in ihrer Einschätzung zur Arbeit zwischen den beiden Anschauungen. Der vornehme Dan, das Sippenhaupt, arbeitet nicht. Aber jedermann weiß, daß ein junger Mann durch Fleiß in der Pflanzung oder im Handwerk rasch zu einem Wohlstand gelangen kann, der ihm den Besitz mehrerer Frauen und damit eine gehobene Stellung in der Gemeinschaft bringen kann; deshalb ist ein tüchtiger Arbeiter durchaus geachtet. Der beste Waldroder, der beste Reisschnitter trägt sogar eine Art Ehrentitel und Ehrengewand. Arbeit um ihrer selbst willen aber kennt der Dan nicht.

Die Dan wohnen in runden Hütten mit einem auffallend hohen Dach (Abb. 7a). Die kreisrunde Wand ist aus einem Stangengerüst errichtet, das später mit Lehm verschmiert und weiß verputzt wird (Abb. 6a). Über dieses Wandgerüst wird aus den starken Rippen der Raphiapalme eine Decke gelegt. Das Dach sitzt sowohl auf der Wand auf, als auch auf einer niederen Pfostenreihe, die in einem weiteren Kreis um das Haus herumgesetzt ist. Das Dachgerüst wird für sich angefertigt, dann wie ein Hut auf das Stangengerüst der Wand gesetzt und nun erst mit Gras, Palmwedel oder Bitterwurz, einer palmwedelförmigen, im Sumpfe wachsenden Pflanze, gedeckt (Abb. 6b). Jeder dieser Werkstoffe hat seine besonderen guten wie schlechten Eigenschaften: Gras und Bitterwurz sind mehrere Jahre haltbar, machen aber dem Erbauer größere Mühe als die leicht zu beschaffenden und zu verarbeitenden Palmwedel, die aber ihrerseits nur ein Jahr halten. Das Dachdecken ist eine besondere Kunst. Es kommt darauf an, das Gras so zu setzen, daß es dauert. Bisweilen ruft man sich einen Kundigen aus einem anderen Dorf. Auch das übrige Bauen versteht nicht jeder gleich gut, doch gibt es keine besonderen Baumeister (s. Erz. S. 121). Das Haus steht auf einem Lehmsockel, der im französischen Dan-Lande bis zu einem Meter hoch gemacht wird, damit die Regenströme das Haus nicht unterspülen. Man tritt also über eine oder mehrere Stufen ein (Abb. 7b).

Um in die Hütte zu gelangen, bücken wir uns tief, ärgern uns, daß uns das tief herabhängende Dach den Tropenhelm vom Kopf stößt und eine Ladung kitzlicher Grashälme in unseren Nacken schickt, und treten dann durch eine schmale Türöffnung ein. Wir finden einen einzigen großen, runden Raum. Im südlichen Dan-Lande hat dieser fünf bis acht Meter Durchmesser, im Norden ist er deutlich enger, und die Hütten sind auch erheblich niedriger. Die Dan sagen, früher seien ihre Hütten allgemein viel kleiner gewesen, „so daß man wie Hunde tief gebückt aus- und einschlüpfte“. Manchmal bauen sie jetzt ganz besonders große Hütten – aus dem einzigen Grunde, weil die liberianische Regierung die Familie nach der Zahl ihrer Hütten besteuert: je mehr Familienmitglieder also in einer Hütte Unterkunft finden, desto geringer die Steuer.

Dem Hauseingang gegenüber befindet sich ein zweites Türchen. Diese Hintertür ist aber fast immer zu. Das hat einen eigenartigen Grund: Das Licht fällt zur größeren Vordertür ein, und so sitzt man in der Hütte stets gegen die Vordertür hingewendet. Ließe man nun die hintere Tür offen, so könnte einer im Vorübergehen hinterrücks einen Zauber gegen die Bewohner machen, ohne bemerkt zu werden. Diese Tür wird also im allgemeinen nur geöffnet, wenn die Frauen das Essen vorbereiten und dort aus- und eingehen wollen, um den gestampften Maniok vom Mörser hereinzutragen oder den Haustieren Abfälle hinauszuerwerfen. Die Türen sind entweder aus Holz und drehen sich in ungefügen Zapfen-Angeln, oder sie sind aus leichten, dünnen Palmblattrippen zusammengefügt und werden dann einfach angehoben und zur Seite geschoben. Wenig über unseren Köpfen ist die Decke eingezogen, die einen Dachraum abtrennt. Auf einem Steigbaum kann man durch eine kleine Luke in diesen Aufbewahrungsraum hinaufklettern (Abb. 8a). Dort liegen Palmnüsse in einem Korb, Bündel von Reisähren hängen am Dach, oder der Reis liegt schon fertig zum Gebrauch in Körben; ein Korb voll Baumwolle und allerhand andere undeutbare Bündel stehen und hängen herum. Im wesentlichen aber ist der große Raum unter dem hohen Dach leer.

Im Wohnraum sind ringsum an den Wänden breite Lagerstätten aus Lehm eingebaut, die durch kleine Zwischenwände voneinander getrennt sind – meist sind es fünf bis sechs solcher „Betten“, denn in einem Dan-Hause wohnen bis zu einem Dutzend Menschen beieinander. Tagsüber sitzt man auf diesen Lagerstätten. Es gibt aber auch Hütten ohne solche Lehmbetten, in denen dann auf dem

Boden geschlafen wird. Dies war die ursprüngliche Bauweise, die heute noch im französischen Gebiet der Dan die übliche ist.

In der Mitte der Hütte ist die Feuerstelle, aus drei Steinen oder drei Lehmkegeln gebildet; zwischen ihnen werden die Holzscheite dem Feuer zugeschoben (Abb. 8 b u. 8 c). In Schulterhöhe über dem Feuer ist eine auf vier Pfosten ruhende Plattform angebracht, auf der allerhand Nahrungsmittel aufbewahrt werden (Abb. 8 b u. c). Sie werden auf diese Weise vor dem Verschimmeln und Faulen geschützt, das bei dem ungemein feuchten Klima des Urwaldlandes die Eßvorräte bedroht. Unser Hygrometer zeigte auch während der Trockenzeit über 90% Feuchtigkeitsgrade. Aus diesem Grunde glüht das Feuer fast ununterbrochen. Die Hütte ist infolgedessen schwarz verrußt. Aber auch das scheint einen Vorteil zu haben: es hält das Ungeziefer fern, vor allem die Kakerlaken. In neuen Hütten wimmelt es davon. Heiß ist es nur unmittelbar beim Feuer. Sitzt man an der Wand, so genießt man die unter dem Dach einströmende Zugluft. Das Feuer wird auch die ganze Nacht über unterhalten, und dies nicht nur um der Vorräte willen: Der Hausherr möchte zu jeder Zeit übersehen können, wer im Kreise seiner Frauen nächtigt; das wird später verständlich werden (S. 110). Das nächtliche Feuer hat noch einen anderen unschätzbaren Vorteil, den wir selbst immer wieder erfuhren. Solange es ein wenig hell ist, bleiben die Ratten weg; kaum aber ist es dunkel, so rennen sie unablässig im Dachraum über den Köpfen der Schläfer hin und her.

Dieses Dauerfeuer bedingt eine Bau-Eigentümlichkeit des Dan-Hauses: das übermäßig hoch erscheinende Dach. Der Rauch hat bei der offenen Feuerstelle keinen besonderen Abzug; er zieht nach oben und filtert langsam durch das Grasdach ins Freie, so daß der Europäer, der zum ersten Male in ein Dan-Dorf kommt, meint, es sei da und dort Feuer ausgebrochen. Je größer die Dachfläche ist, die für das Durchsickern des Rauches zur Verfügung steht, desto besser zieht er ab. Die eingezogene Decke im Dan-Haus mag den Vorteil haben, die Funken vom Grasdach abzuhalten. In der Trockenzeit allerdings werden die Feuer im Dorf erst nach Sonnenuntergang angezündet. Die Brandgefahr ist allzugroß, da ja in den Hütten Besen und Matten neben der Feuerstelle liegen.

Im Hüttenraum hat jede Person und jedes Ding seinen Platz. Es ist gleichsam ein Appartement mit unsichtbaren Wänden. Vorne bei der Eingangstür ist der Platz des Hausherrn, die gute Stube. Der Boden ist hier mit Matten ausgelegt (Abb. 8 b). Hier wird der Besucher empfangen, hier nehmen die erwachsenen Männer zum Essen Platz. Gegenüber an der Hinterpforte sitzen, hantieren und essen die Frauen. Hier stehen griffbereit ihre Töpfe – in Stricken übereinander aufgehängt – und ihre Körbe, hier führt der Steigbaum zum Dachraum. Dort an der Hintertür lagert auch etwas Brennholz, in einem Gestell gestapelt oder in einem Seil aufgehängt. Daneben steht immer griffbereit das Beil. Auf der einen Seite der Hütte, also dort, wo keine Tür ist, kauern die Kinder beisammen und essen da; auf der anderen Seite die alten Frauen, deren Aufgabe es ist, die Kleinkinder zu füttern und zu warten, während die jungen Frauen wichtigeren Tätigkeiten nachgehen. Ein Fremder, der zum Essen bleibt, hat seinen Platz zwischen dem Hausherrn und den alten Frauen, also ziemlich nahe beim Eingang.

Eine Eigentümlichkeit des Dan-Hauses, die wir aber bei fast allen Negerhütten finden, ist der Mangel an Fenstern. Es ist darum immer recht dunkel in dem Raum. Man könnte sich doch gut vorstellen, daß die Neger – wie es die Eskimos mit ihrem Oberlicht machen – eine Fensteröffnung mit durchscheinender Darmhaut anbringen. Aber man empfindet es als angenehm, wenn man aus der grellen Helle draußen in die schonende Dämmerung der Hütte eintritt. Das Licht ist eben in diesem Sonnenland nicht menschenfreundlich, sondern menschenfeindlich. Ihre handwerklichen Tätigkeiten, für die sie helles Licht brauchen, üben die Dan nicht in der Hütte aus, sondern setzen sich dazu unter das vorspringende Dach oder ganz ins Freie.

Oft lassen die Dan das Haus bis zu einem Jahr unvollendet, indem sie die Stangenwände nicht mit

Lehm verschmieren. Sie bewohnen es aber trotzdem und schlafen sogar darin. Ja, bisweilen sah ich schon die ersten Jagdtrophäen – Schädel der erlegten Tiere – an der Decke hängen. Sie genießen geradezu ihre zugige Behausung, und wenn es kalt wird, gehen sie eben zu Verwandten zum Schlafen. Beim Schlafen deckt man sich mit einem Baumwollstoff zu und läßt den Kopf auf einer hölzernen Nackenstütze, einem einfachen kurzen Balken, ruhen.

Haben diese Dan ein persönliches Verhältnis zu ihrer Hütte, und wenn ja, wie weit geben sie ihr eine eigene Note? An sich bleibt der Dan immer dem hergebrachten Hüttenchema treu: runder Grundriß, hohes Dach, Feuerstelle mit Trockenbrett. Aber in diesem Rahmen bringt er doch schon ein wenig Eigenes: ein aus Lehm geformtes Topfgestell, eine besondere Nische für das Werkzeug. Bei anderen Stämmen – etwa den Baule an der Elfenbeinküste – sahen wir wichtigere Eigenheiten. Bei den Baule hat die Hütte rechteckigen Grundriß und mehrere Zimmerchen, deren Anordnung ganz vom Erbauer erdacht wird, und darin formt er allerhand Sitze und Stufen und Lagerstätten aus Lehm nach seinen eigenen Überlegungen. Der Baule zeigt darum seine Hütte mit Stolz.

Wie weit haben die Dan schon ein Gefühl für Wohnlichkeit? Nun, sie halten ihr Haus sauber, aber noch enthält die Hütte wenig, das in unserem Sinne Gemütlichkeit schafft. Der einzige Gegenstand, der gleichzeitig schmückt und Behaglichkeit bringt, sind die großen, hübsch geflochtenen Matten, mit denen die Hütten ausgelegt sind. Ihretwegen betritt man die Hütte nur barfuß. Die Dan kennen fast keinen Hausrat; es gibt keinen Tisch, keinen Schrank, keine Truhe, nur ab und zu einen einfachen Hocker oder einen „Liegestuhl“ aus einer dreigeteilten Astgabel und jene kleine Holzrolle, die sie beim Schlafen unter ihren Nacken legen. Auch schmücken sie ihr Heim in keiner Weise, weder von außen noch von innen. Nur ganz selten bemalen sie die Wände ein wenig mit Figuren von Tieren oder Menschen, und auch dies weniger, um das Haus zu schmücken, als um ein besonderes Ereignis, das man anderwärts erlebt hat, darzustellen. Darin bleiben die Dan also weit zurück hinter anderen Naturvölkern, etwa den Neuseeländern oder den Papua, die ihre Häuser mit wirklichen Kunstwerken zieren.

Der Dan sitzt gerne abends in der Hütte, schaut ins Feuer und plaudert mit seinen Dorfgenossen. Es ist eine primitive Wohnlichkeit, die sich noch im Gefühl des Geborgenseins erschöpft, noch nicht durch ästhetische Empfindungen gesteigert wird.

Neuerdings führt sich da und dort bei wohlhabenden Dan ein ganz neuer Hüttenotyp ein. Bei ebenfalls rundem Grundriß zieht man eine Wand mitten durch und läßt die eine Hälfte ohne Außenwand als offene Veranda. Dort hängt der Hausherr seine Hängematte auf und schaukelt sich in dem angenehmen Gefühl, daß andere für ihn, den großen Mann, jetzt draußen im Busch arbeiten müssen. (Diese Hängematten, breit und sehr hübsch und gediegen aus verschieden gefärbtem Bast geflochten, findet man heute allenthalben im Dan-Lande im Besitz der Familienväter. Ihre Herstellung hat man von den Buzi erlernt.)

Vielleicht ist diese neue Hüttenart eine Nachahmung des amerikanischen Holzhauses mit seiner Schaukel auf der Veranda, das die Americo-Liberianer hierher gebracht haben. Für die einfachen Leute ist es jedoch keine zweckmäßige Bauweise, weil man in der halben Hütte schlecht feuern kann und nur wenige unter einem halben Dach schlafen können. Die Veranda ist eben ein Luxus, der auf Kosten der übrigen Brauchbarkeit des Hauses geht.

Die Dörfer sind nach unseren Begriffen recht langweilig: nur die runden Hütten, eine genau wie die andere, und nichts in den Zwischenräumen (Abb. 7 a). Ein Dan-Dorf sieht aus wie ein Negerdorf auf einer Kolonialausstellung, so unvermittelt und seelenlos ist alles hingestellt. Kein Gärtchen, keine Palme, einzig der steinige, von Regenrinnen durchfurchte Boden. Das ist freilich Absicht: Die

Schlangen sollen im Dorf keinen Unterschlupf finden. Darum halten die Frauen den Boden peinlich sauber von Pflanzenwuchs, zupfen jedes Gräschen heraus. Nur da und dort steht eine Ruhebänk mit einer weit in die Tiefe gehenden breiten Sitzfläche und niedriger Lehne auf hohen Pfosten (Abb. 9 a). Bisweilen ist sie überdacht. Die glatten Palmrippen, aus denen der Sitz zusammengefügt ist, machen ihn zu einer bequemen Ruhebänk. Man sitzt auf ihr langgestreckt wie auf einem Liegestuhl. Abends liegen dort meist ein paar Alte beisammen und plaudern. Auch wir machten gerne darauf Rast, wenn wir in einem Dorf nur kurz bleiben wollten.

Wir sehen überall im Dorfe auf dem Boden große flache Steine liegen; das sind die Schleifsteine, an denen jeder Dan morgens, wenn er in den Wald geht, im Vorbeigehen rasch sein Buschmesser abzieht. Bisweilen ist noch ein zweiter Stein senkrecht dazugestellt als Lehne, so daß man darauf sitzen kann. Hier und da sind eine Anzahl größerer Steine unvermittelt zusammengelegt. Es handelt sich dabei um alte Gräber.

Schließlich liegen überall neben den Hütten die großen Holzmörser der Frauen herum, und die Trommeln, mit denen die Dan Nachrichten in den Busch senden. Die eigentliche Trommelsprache kennen die Dan nicht; sie senden nur einfache verabredete Signale, wie etwa „Herbeikommen, ein Regierungsmann ist da!“ „Schwarzantilope in Dorfnähe!“ Der Hauptzweck der Trommel war das Signalisieren in Kriegszeiten, und da es unnötig geworden ist, sieht man jetzt die Trommeln vielfach unbenutzt, von Termiten und Fäulnis halb zerstört.

Ein verlassenes Haus zerfällt sehr rasch und wird schließlich abgerissen und in den Busch geworfen. Der hohe Sockel aber bleibt stehen. Darauf turnen dann die Ziegen herum in dunkler Erinnerung an eine felsige Umwelt, in der ihre Ahnen einst lebten.

Früher haben die Dan-Dörfer allerdings etwas anders ausgesehen. Da waren sie der fortwährenden Kriege wegen mit Mauern oder wenigstens mit Dornhecken umgeben, aber davon sieht man heute keine Spur mehr. Doch haben sie offenbar das Bauen der Dorfmauern auch erst in jüngerer Zeit von den Konor gelernt, wie die Geschichte S. 147 zeigt. Im Sudan, bei den Bambara, sahen wir die Mauern noch da und dort erhalten.

Die Dan-Dörfer sind heute von sehr verschiedener Größe; es gibt kleine Weiler von vier, fünf und große Dörfer von über hundert Hütten. Aber diese letzteren sind erst entstanden, als die Liberianer die Zusammenlegung kleinerer Dörfer verlangten, um die Forderungen der Regierung pünktlicher durchsetzen zu können. Früher, so belehrten uns die Dan, sei schon eine Siedlung von zehn bis fünfzehn Hütten ein „großes“ Dan-Dorf gewesen.

Es wirkten da offenbar zwei Tendenzen gegeneinander, einmal der Zug zur Aufsplitterung dadurch, daß selbständige Naturen den Wunsch hegen, für sich selbst ein eigenes Dorf zu gründen – zum anderen das Bestreben, in möglichst großen Siedlungen zusammenzuleben, um im Kriege den Schutz der Gemeinschaft zu genießen. Denn Krieg war im Dan-Lande zu allen und jeden Zeiten, wie wir später noch erfahren werden.

Wir haben eine ganze Anzahl von Geschichten über Dorfgründungen aufgezeichnet. Da fällt es auf, daß man eigentlich keine Regel dafür angeben kann, unter welchen Umständen es zur Gründung eines neuen Dorfes kommt. Es ist nicht Übervölkerung einer Siedlung, oder Erschöpfung des Landes durch die Pflanzungen, wie man denken könnte, sondern irgendein seltsames Schicksal, das einen Mann oder eine Familie trifft und das dann ein eigenwilliger Dan zum Anlaß nimmt, sich als Häuptling selbständig zu machen (Erz. S. 17, 62, 63).

Für die Gründung eines neuen Dorfes muß man einen Platz suchen, der in der Nähe einer guten Wasserstelle liegt, die nicht nur das ganze Jahr über Wasser führt, sondern auch groß genug zum Wäschewaschen ist. Dann soll der Dorfplatz etwas erhöht liegen, damit das Regenwasser gut abfließt, und endlich sollen nicht zuviele Termitenhügel in der Nähe sein, damit die Termiten dem Holzwerk

des Dorfes nicht allzusehr zusetzen. Man weiß sie allerdings bis zu einem gewissen Grade durch das Übergießen mit einem pflanzlichen Absud zu vertreiben. Man möchte glauben, ein Dorf gehe ganz natürlich aus den Baulichkeiten hervor, die auf der Pflanzung errichtet werden. Aber dort sind oft die eben geschilderten Bedingungen nicht erfüllt: es gibt keine Wasserstelle in der Nähe, und die Siedlung ist nicht hoch gelegen.

Nun ist es aber merkwürdig, wie trotz dieser praktischen Forderungen in den meisten Fällen ein Debome, ein priesterlicher „Ratgeber“ zugezogen wird, um den Dorfplatz zu suchen, und wie dieser es meist von einem Zufall abhängig macht, wo das Dorf hinkommen soll. Besonders oft läßt er den Siedler einen Asthaken an einer Schnur hinter sich herziehen mit dem Auftrag, das Dorf dort zu errichten, wo der Haken sich im Busch verfange.

Der Name des Dorfes ist meist der des Gründers, also Kample = Dorf des Ka; bisweilen wird er aber auch nach einem besonderen Ereignis gewählt, so „Kuh im Sumpf“, weil in der Nähe eine Kuh im Sumpf steckenblieb und darin erstickte. Ein Dan-Dorf trägt den Namen Bongle, das heißt „Ecke“. Sein Gründer Bawa hatte sein altes Dorf verlassen, weil dort immer Streit gewesen war. Nun, wenn ein Dan eines Streites müde ist, geht er in die Ecke – bong – des Palaverhauses. So wollte Bawa mit dem Namen Bongle für sein neues Dorf andeuten, daß er der Streiterei überdrüssig, sich von den anderen abwende. (Sanssouci, Karlsruhe!)

Sehr häufig wird ein ganzes Dorf verlassen und an anderer Stelle wieder aufgebaut. Wir kamen auf dem Marsch oft an solchen alten Dorfstellen vorbei; sie sind leicht auszumachen an dem niederen Buschwerk, das sie bedeckt. Die Dan legen dort wegen des angereicherten Untergrundes gerne Pflanzungen an, besonders von Erdnüssen. Es schien uns ganz verständlich, daß in einem Lande, in dem Seuchen so häufig sind, die Erfahrung die Menschen gelehrt hat, daß die Aufgabe der Wohnstätten und vor allem der Wasserstelle ihnen helfen kann. Sie selbst geben oft als Grund für eine Dorf-Krankheit an, ein böser Jemand habe die Wasserstelle vergiftet. Trotzdem wird uns Krankheit nur zweimal als Ursache für eine Dorfverlegung genannt. Das Verlegen eines Dorfes sei „eine gewisse Zaubersache“, die der Zo bestimme, der Magier, und darüber könne man nichts wissen. Wir werden uns vorstellen müssen, daß ihn irgendwelche Traum-Stimmen veranlassen, dem Häuptling die Verlegung des Dorfes anzuraten.

Im Gegensatz zu Neugründungen wird ein bestehendes Dorf selten an eine neue Stelle im Urwald verlegt, sondern entweder wird es zu einem anderen Dorf hinzugefügt, oder an einen der Orte gebaut, wo es früher schon gestanden hatte. Von manchem Dorf sagt man, „es hat keinen alten Platz“, um damit anzudeuten, daß es ein altes Dorf ist, immer da war.

In den Kapiteln über Treue und Kriege werden wir noch über besondere, friedliche und feindliche Beziehungen zwischen den einzelnen Dörfern lesen.

Wegzeichen: Auf dem Marsch erkennt man die Nähe des nächsten Dorfes an folgenden Zeichen:

1. Die Pfade, die zu den Pflanzungen abzweigen, gehen, vom Wanderer aus gesehen, in einem spitzen Winkel vom Hauptpfad ab, während sie vorher, als sie zu den Pflanzungen des letzten Dorfes führten, schräg nach vorne, also im stumpfen Winkel abzweigten, weil man natürlich nicht vom Hauptpfad aus wieder zurück zur Pflanzung geht.
2. Ein gutes Stück näher ist man schon, wenn man Bündel von Baustangen gegen die Bäume rechts und links vom Pfad gelehnt findet. Ein Mann des nächsten Dorfes hat sie, nicht allzuweit von seinem Dorf, hier im Busch geschlagen und zum gelegentlichen Abtransport bereitgestellt.
3. Noch näher am Dorf liegen dann Packen von Palmblättern, die zum Dachdecken verwandt werden. Da sie rasch nachwachsen, sind sie in größerer Nähe des Dorfes zu finden, als die seltenen Stangen.

4. Schon in Rufweite des Dorfes ist man, wenn quer über den Pfad ein Stangenzaun errichtet ist, den man auf einer Stangentreppe übersteigen muß. Er soll die Kühe des Dorfes abhalten, sich allzuweit in den Busch zu wagen, damit sie sich nicht verirren oder dem Leoparden zum Opfer fallen.

5. Ganz nahe beim Dorf findet man neben dem Pfad kleine Sandgruben. Die Knaben haben sich diese zurechtgemacht, um darin ihr Hölzchenspiel (s. S. 77) zu spielen.

Noch ein anderes Wegzeichen sei erwähnt. Man ist an einer Weggabelung mitunter im Zweifel, welcher der beiden Pfade der Hauptpfad ist, der zum nächsten Dorf führt, und welcher nur zu einer Pflanzung geht. Nun: der alte Pfad, der zum Dorf führt, ist tief ausgetreten, hat darum eine kleine Böschung, und der Grund ist rot, weil die Regen längst den lockeren Sand über dem schwereren Laterit weggeschwemmt haben. Der jüngere Farmpfad ist dagegen flacher und sein Grund hellbraun-sandig.

Die Sippen des Dorfes Kample, Sitz des Großhäuptlings Mongru

1. Die Seapleme.

Erzähler Dan Mongru, Sohn des Großhäuptlings Mongru, Nachfahre des Gründers Ka.

Ka gründete dieses Dorf zuerst mit sieben Hütten. Seine Familie heißt „die Seapleme“ und der Clan, den Ka und heute Mongru beherrscht, „die Gbele“. Manche von Ka's Familie leben aber auch beim Sole-Clan oder sogar im südlichen Danland. In Towe bilden sie sogar ein eigenes Viertel. Die halten also alle noch die gleichen Essensverbote wie wir hier. Diese Siedlungen in anderen Teilen des Danlandes entstanden zum Teil als Rückbleibsel aus der Zeit, bevor Ka hierher kam, zum Teil liefen ihm die Leute später davon, weil er so vielen Menschen den Hals abschnitt. Die Liebhaber seiner Frauen brachte er um oder verkaufte sie als Sklaven an die Bassa. Ja, Ka war ein ganz großer Mann. Die Leute hatten solche Angst vor ihm, daß selbst die Dan aus Gegenden, die ihm nicht gehörten, ihm ab und zu eine Kuh als Geschenk zuführten. Früher durfte auch niemand in das Viertel der Ka-Leute gehen, sonst mußte er gleich eine Kuh als Strafe zahlen. Ka konnte aber auch einfach in eines der anderen Viertel gehen und sagen: „Gebt mir vier oder fünf Kühe!“ Es gehörte ihm ein weites Land hier. Ja, das war auch noch so zu der Zeit, als schon die Americo-Liberianer hier waren.

Die Seaple-Familie hat also ihr eigenes Viertel, so daß der Ort Kample aus fünf Fünfteln besteht: Das größte ist das der Seapleme, dann kommen die Felsenleute, dann die Narren, dann die Mandingo, und endlich die Leute des Kriegers Noa.

2. Die Gönu.

Erzählt vom Sippenhäuptling der Gönu in Kample.

Der Name unseres Ahnen war Gö. In alter Zeit hatten die Leute unserer Familie Unglück mit den Geburten. Da gingen unsere Großen weit ins Manoland, bis in das Gebiet, das heute französisch ist, und suchten dort einen großen Debome (Ratgeber) auf. „Ihr werdet Kinder bekommen“, sprach dieser, „aber sie werden vom Felsen abstammen. Sucht einen Platz, an dem Felsen sind, und baut dort ein neues Dorf.“

Unsere Alten sandten Kundschafter ins Land, um einen Platz zu suchen, an dem Felsen liegen. Als sie in Großhäuptling Ka's Dorf kamen, sahen sie da die merkwürdige Anhäufung von Felsbrocken am Rand der Siedlung, die du jetzt hier inmitten unseres Viertels siehst. Sie baten Ka um die Erlaubnis, hier zu siedeln, und vergruben ihren Fetisch in den Felsen. Es dauerte nur wenige Jahre, da hatten sie eine ganze Schar Kinder.

3. Die Ruome.

Erzählt von Großhäuptling Mongrus Sohn Dan.

Die Ruome gelten als närrisches Volk, von denen man viel Drolliges zu erzählen weiß. Sie benehmen sich absichtlich wie Narren, weil sie glauben, daß ihnen das Glück bringe (s. a. S. 184). Wenn sie ein Dach neu decken wollen, nehmen sie nicht das alte Gras herunter, sondern brennen es ab, und damit die ganze Hütte. – Wenn sie einen Feuerbrand auf die Pflanzung tragen wollen, stecken sie ihn in ihre Basttasche, und die ganze Tasche verbrennt. Einmal ging ein Ruo auf die Jagd, um für die Leute, die am nächsten Tag auf seiner Pflanzung arbeiten sollten, etwas zu erjagen, damit sie ein kräftiges Essen hätten. Da fand er eine schlafende Antilope. Anstatt sie totzu-

schlagen, deckte er sie sorgsam mit ein paar Blättern zu. Dann ging er zu seiner Frau: „Die Leute auf der Farm kriegen morgen ein feines Essen! Ich habe eine schlafende Antilope gefunden, habe sie aber nicht totgeschlagen, damit sie nicht verwest.“

Am anderen Morgen zogen mehrere Dutzend Ruo-Männer zu der Stelle – da war die Antilope fort. So wollten sie nun was anderes kochen. Sie stellten Reis zu und holten von der Eierpflanze als Gemüse. Schließlich wollten sie noch Palmöl dazutun. Das war aber in seinem Topf steif geworden. Statt nun den Topf mit dem Öl auf's Feuer zu stellen, hielt der Ruo-Mann den Topf mit der Öffnung nach unten, damit die Flammen das Öl erwärmen sollten. Da begann das Öl ins Feuer zu tropfen, es gab eine riesige Flamme, die ihn an den Händen brannte, er ließ den Topf ins Feuer fallen, und alles Essen verbrannte in einer mächtigen Lohe.

Wie die Ruome hierher kamen? Das war so! Früher lebten sie in einem Dorf zwischen hier und Saniquelle. Da kaufte Häuptling Ka sich eine Ruo-Frau. Und was meinst du, was die närrischen Leute taten? Sie zogen alle dieser Frau nach. Wer wird denn sonst einer Frau in das Dorf folgen, in das man sie verkauft hat! Aber die Ruome-Frauen machen uns reich! Früher haben die Leute von Ka's Sippe nur Ruo-Frauen geheiratet. Jetzt heiraten sie zwar auch andere Frauen, aber doch besonders gern die Töchter der Ruo. Großhäuptling Mongru's Hauptfrau ist auch eine Ruo. Es würde aber umgekehrt eine Frau von uns nie einen Ruo-Mann heiraten. Die Ruo haben hier etwa dreißig Hütten. (Der Ort Glale im Südosten des Danlandes ist ebenfalls ein Narrendorf.)

4. Die Noapime.

Ihr Ahnherr Noa war ein großer Krieger. Die Noapime sind nicht nur seine Kinder, sondern auch seine Gefolgsleute. Noas eigentliche Familie ist ein Ableger der Ruo, also mit diesen verwandt, und sie sind auch ein wenig närrisch, aber nicht ganz so wie die Ruo.

5. Die Mandingo.

Sie bilden erst seit kurzem hier eine kleine Händlerkolonie. Will einer zuziehen, muß er Mongru um Erlaubnis fragen.

Liakolas Feinde und Freunde

Erzähler ist ein alter Mann im Lepra-Dorf in Gaple.

Ich will dir erzählen, was man mir erzählt hat über die alten Dinge. Ich will dir von einem Kampf in den alten Zeiten berichten, in denen man noch keine Gewehre hatte, sondern mit Speeren kämpfte.

Mein Vorfahr damals war ein Krieger.

Er hieß Liakola. Der baute ein Dorf unter einem Hügel im Gebiet des Borple-Clans auf dem anderen Ufer des River Cess.

Bei den Dan drüben auf der anderen Seite des River Cess, wo jetzt französisches Gebiet ist, gibt es eine Geheim-Gesellschaft, deren Medizin einen stark zum Kämpfen macht. Sie haben einen Elefantenzahn mit Zaubermitteln drin, auf dem ein Mann blies, bevor man zum Kampfe ging. Die Medizin der Gesellschaft hieß „La“. Sie sah aus wie die Mähne eines Schafes. Dieses Zaubermittel besaß Liakola. Wenn er zum Kampfe ging, band er sich „La“ um die Hüfte und kein Speer konnte ihn verletzen. Hinter ihm ging ein Mann namens Durega und blies das Elefantenhorn. Einmal gingen Liakolas Kinder an den Fluß Iva zum Fischen. Der Fluß ist heute noch dort. Als sie dahin kamen, waren schon Leute vom Yo-Clan da, die sich mit anderen treffen wollten. Die unseren legten sich schlafen. Am anderen Morgen sagten die Yo-Leute: „Wir haben doch ein Gesetz, daß niemand an unseren Fischplatz kommen darf. Weshalb seid ihr nun doch da?“ Da gab es Streit und sie schlugen sich gegenseitig.

Die Yo-Leute gingen heim und beschwerten sich darüber. Sie sagten es ihrem Krieger Trosa (Feuer). Trosa sprach: „Niemand darf meine Kinder schlagen.“ Die Trommel wurde beigeht. Man trommelte die Verwandten und Freunde herbei und zog gegen Liakolas Leute zu Feld. Viele von ihnen wurden getötet, weil sie von vornherein im Unrecht waren. All ihre Dörfer wurden niedergebrannt.

Liakola aber sagte: „Ich kann nicht von dem Hügel weggehen, unter dem ich ein Dorf gebaut habe. Ich will bleiben.“ Alle anderen aber waren geflohen. Da baute Liakola ein neues Dorf auf dem Gipfel seines Hügel und die Geflohenen errichteten ein solches an dem Berg So.

Liakola und seine Leute hißten einen großen Felsblock an einem Seil nach oben und machten ihn am Dorfeingang fest. Wenn Feinde kamen, ließen sie den Brocken los, er rollte den Pfad hinunter, den die Krieger heraufkommen mußten und walzte sie alle tot. Zuerst waren oft Liakola-Leute bei solchen Angriffen umgekommen, aber jetzt, seit sie den Felsen hatten, waren sie es, die die anderen umbrachten.

Nun litten sie aber einmal Hunger da oben auf dem Berg. Liakola sprach: „Laßt uns auf das andere Ufer (des River Cess) gehen.“ Auch Liakolas Bruder Salgade, der ebenfalls ein Krieger war, schloß sich an. Und so gingen sie hinüber und bauten das Dorf Salgade, das heute nicht mehr da ist. Sie sagten zu den dort Ansässigen: „Es ist zu viel Krieg bei uns da drüben und er kommt uns hart an, darum kommen wir zu euch, um hier zu bleiben.“

Die Leute des Nachbardorfes begannen aber, den Frauen Liakolas nachzulaufen. Liakolas Leute sagten: „Ist schon gut, wenn wir Frieden haben und gutes Essen, könnt ihr unsretwegen unseren Frauen nachstellen.“ Da sprachen die Dan-Leute: „Da ihr uns das erlaubt, so mögt ihr von unserem Maniok essen, soviel ihr wollt, und braucht nichts dafür zu bezahlen.“

Da aßen sie zusammen eine Medizin unseres Landes, die bedeutet: „Wenn ich deiner Frau nachlaufe und du verlangst von mir dafür eine Entschädigung, so wird dich die Medizin töten, und umgekehrt“. Das heißt also, sie konnten nach ihrem Belieben die Frauen der anderen in Anspruch nehmen. Und in jedem Palaver nahmen die Dan die Liakola-Leute in Schutz.

Bis der Krieg um war, blieben die Liakola-Familien dort. Sie verschwägerten sich mit den hiesigen Dan. Später zogen sie zurück in ihr früheres Gebiet, aber die Freundschaft blieb in der alten Weise bestehen. Eines ihrer Dörfer heißt Danle und der Clan Dole. Es sind alles Dan.

Ich gehöre zu Liakolas Familie. Liakola war mein Urgroßvater.

Ehebruch, Mord und Krieg

Erzähler: Ein Mann namens Sango in Kample.

Ein junger Mann namens Fea im Dorf Bongwe heiratete einmal – es war in den alten Zeiten – ein Mädchen Kuo. Nach einigen Jahren lief Kuo ihrem Mann fort. Als er ging, sie zu holen, jagten ihn ihre Verwandten fort.

Nun, damals hatte man einen hohen Zaun um das Dorf herum, und abends wurde das Tor geschlossen. Der junge Mann schlich sich mit seinem Gewehr leise hinein. Als das ganze Dorf beim Tanzen war, pirschte er sich nahe hin und erschoss etliche, darunter seine Frau. Als die anderen schrieten: „Wer schießt denn hier?“ antwortete er: „Ich, dem ihr die Frau gestohlen habt.“ Dann floh er und kletterte über den Zaun.

Bei Tagesanbruch erschienen die Leute vom Dorf der Frau vor Feas Dorf. Sie riefen: „Wir brauchen keine Erlaubnis und keine Kriegserklärung – wir kämpfen jetzt!“ Sie brannten das ganze Dorf nieder. Die Bewohner flohen in den Busch, dahin, dorthin, so daß die ganze Siedlung verlassen war.

Da schickte der Häuptling des Dorfes nach einem Debome und bat ihn, ihm das Dorf wieder zu bauen. Der Zauberer sagte: „Ja, aber ich will dir einen neuen Platz und einen neuen Dorfnamen dafür geben. ‚Kauie‘ soll es heißen. Das bedeutet ‚Wir sind uns einig‘.“ Und er baute das Dorf Kauie, das also jetzt an Stelle des Dorfes Bongwe trat. Der Häuptling gab dann dem Zauberer noch mehr Geld, damit er es zuwege bringe, daß die Leute wieder kämen. Und wirklich, sie kamen zurück nach Kauie, und ihre Nachfahren leben noch in diesem Dorf, zwei Meilen von Kample im Zro-Clan.

Eine Dorfgründung

Erzähler ist Häuptling Uanti vom Dorf Demple, ein vornehmer stattlicher Mann, der für unsere Arbeit sofort Verständnis zeigt.

Unser Vorfahr hieß Fran. Er lebte auf der andern Seit des River Cess in seinem Dorfe Franple. Er hatte einen Sohn namens De. Fran wurde sehr wohlhabend und De auch.

Eine Tages sprach De: „Wenn wir nun beide so gewichtige Leute sind, so will ich nach einem guten Platz suchen, an den ich ziehen könnte.“ Und er ging mit nur zweien seiner Frauen auf dieses Ufer herüber. An der Stelle, an der heute Demple liegt, traf er zwei Jäger, die sich zwei kleine Hütten gebaut hatten. „Ich würde gern bei euch übernachten“, sagte De, „damit ich dann einen geeigneten Platz für mein neues Dorf suchen kann.“

Am folgenden Tage aber kamen sieben seiner Frauen an. Sie waren in Franple durchgebrannt, um sich zu ihm zu gesellen. Da sprachen die beiden Jäger zueinander: „Wenn das so ein bedeutender Mann ist, wollen wir lieber einen andern Jagdgrund suchen.“ So baute De hier an diesem Platze.

De wurde immer wohlhabender. Er hatte einen Sohn Degbea, dessen Sohn hieß Dale, dessen Sohn Uona, und der Sohn von Uona bin ich. Sie alle waren sehr reich.

Gründung des Dorfes Whule im Niqualand

Erzähler ist ein sehr alter Mann namens Njuo in Whule (Niqualand).

Was der Vater tut, das tut der Sohn.

Wir sind rechte Jäger. Ich jagte zuerst mit Pfeil und Bogen. Damit tötete ich Rotantilopen, Stachelschweine. Ich gebrauchte dazu vergiftete Pfeile. Dann sagte mein Vater: Laß das mit Pfeil und Bogen. Lern' mit der Flinte schießen. Damit tötete ich so viele Wildschweine, daß ich sie selbst nicht mehr aufzählen konnte. Und Büffel!

Zwei Tätigkeiten übte ich aus: Jagen und Farmroden. Als ich jung war, sandten wohlhabende Leute nach mir, daß ich ihnen neue Pflanzungen schlug. Ich war das Haupt der Ba-Buschroder-Gesellschaft. Mein Vater war ein Krieger gewesen. Ich selbst hatte eine Medizin, daß mich kein Buschmesser bei der Arbeit schneiden konnte. Das hatte ich von einem Mann namens Tiakolea aus Zole. Wenn ich so mein Farmroden getan hatte, gaben sie mir zur Belohnung eine Ziege oder ein Schaf.

Wir kamen erst zu meinen Lebzeiten aus dem französischen Gebiet herüber. Als dort die Franzosen kamen, fordereten sie so viele Träger!

In unserem Ort hatten wir einen wohlhabenden Mann namens Mio, einen Sohn des Duo. Mio führte uns hierher. Da wir keinen Platz wußten, wo wir ein Dorf bauen sollten, gingen wir zuerst nach Flole. Die Leute dort sind von der gleichen Familie wie wir. Wir sagten, daß wir einen eigenen Platz für uns finden wollten. Der Häuptling von Flole verlangte ein Schaf, 3 Stoffe, 7 Messingringe für diese Erlaubnis. Wir zahlten das, und so kamen wir hierher. Von einem Mandingo-Zauberer ließen wir uns den Platz weisen.

DORFLEBEN UND TAGESLAUF

Wie spielt sich nun den Tag über das Leben in einem solchen Urwalddorfe ab?

Vor Sonnenaufgang, wenn es gerade zu tagen beginnt, läßt ein bestimmter Vogel seinen Ruf hören. Das ist für die jüngste Frau eines Haushaltes das Zeichen, aufzustehen. Sie trägt zuerst alle Asche der Feuerstelle aus dem Haus, wirft sie an die Schutthalde am Dorfrand, und setzt dann ein frisches Feuer. Dann geht sie eilends zur Wasserstelle. Das Wasser kommt aufs Feuer für das Morgenbad ihres Gatten. Sobald es heiß ist, weckt sie ihren Mann und trägt dann das Wasser vor ihm zum Badeplatz. Ist ein Gast im Hause, so weckt sie alsbald diesen für sein Bad, und nach ihm die Hauptfrau. All diese Hauptpersonen lassen ihre Wassertöpfe einfach am Badeplatz stehen. Es ist Sache der jungen Frau, sie wegzuräumen. Alsdann badet jede Frau des Haushaltes ihr Kind.

In der Jahreszeit, in der gerodet wird, verzichtet der Dan auf sein Morgenbad. Auf dem Schleifstein vor der Hütte zieht er eilig sein Buschmesser ab und verläßt in raschem Schritt das Dorf, um die Arbeit im Busch zu beginnen, bevor es allzu heiß wird. In der übrigen Jahreszeit aber frühstückt man zu Hause: gerösteten Maniok, gekochte Planten, sehr weich gekochten Reisbrei, oder Maniokreste vom Vorabend. Die jüngste Frau wartet mit dem Essen und verzehrt hernach, was übrig geblieben ist.

Irgendwann zu dieser Morgenzeit schüttelt die Frau die Sitzmatten aus und fegt das Haus rein. Draußen um die Hütten dagegen fegt ihr Mann. Dabei lobt man es, wenn er nicht so eben für die Reinlichkeit kehrt, sondern den Besen so führt, daß dieser ein Muster auf den Boden zeichnet.

Die Zeit etwa zwischen sieben und siebeneinhalb Uhr nennt man „vor dem Palmweintrinken“ und nach acht Uhr „nach dem Palmweintrinken“, weil zu dieser Morgenstunde die Dan-Männer gerne einen Trunk tun. Die Familienhäupter setzen sich dazu in weiter Runde in die Frühsonne.

Kochen

Die Männer gehen nun ihren Arbeiten im Busch nach, schlagen dort Stangen zum Hausbau, jagen, oder treiben im Dorf ihre Handwerke. Die Buben haben die Fallen im Busch aufzusuchen, um nachzusehen, ob sich etwas gefangen hat. Die Frauen richten indessen die Hauptmahlzeit zu, die um zehn Uhr eingenommen wird. Es ist ein Reisgericht, während zum Abendessen bei Sonnenuntergang Maniok gegessen wird.

Die jungen Frauen stampfen den Reis mit drei Meter langen, armdicken Stangen, um seine Schalen zu beseitigen (Abb. 11 a). Der Reis ist zu diesem Zweck vorher angedämpft, dann wieder getrocknet worden. Die erwachsenen Frauen stehen nur herum und beraten die jungen bei ihrer Arbeit. Vorrecht der Hauptfrau ist es, das Zugericht zum Reis zu bereiten (s. u.).

Reis kann auf verschiedene Weise gekocht werden. 1. Die im normalen Alltag übliche Art ist es, den Reis in das kochende Wasser zu schütten. 2. Hat man große Mengen von Reis zu kochen, so schüttet man den Reis in kaltes Wasser und kocht beides zusammen. In beiden Fällen wirft man

Tafel rechts:

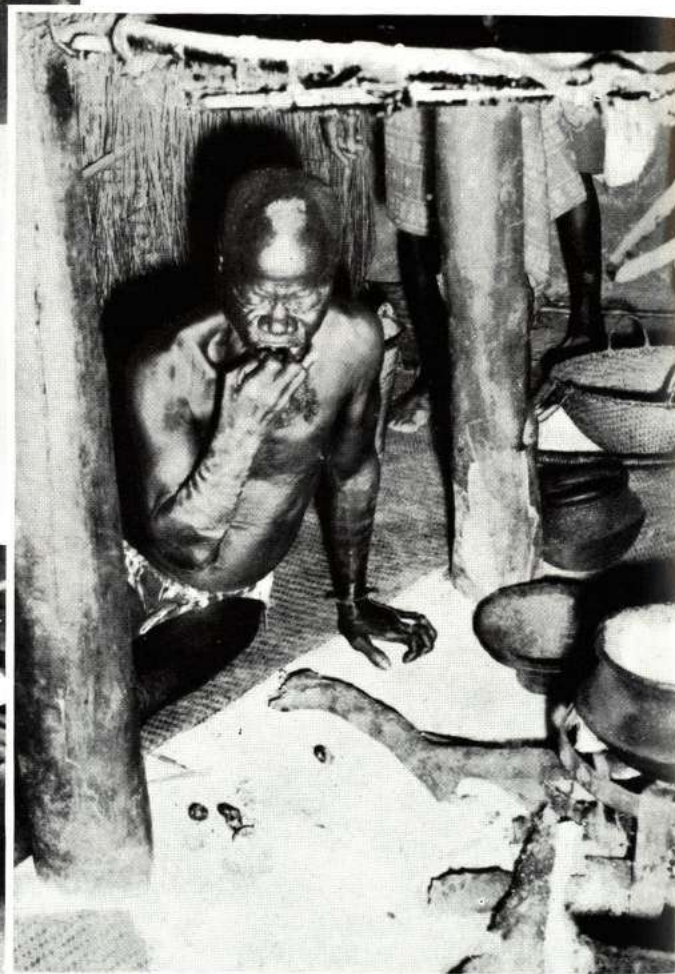
7a Dorf der Dan. Vorne rechts die Werkstatt des Schmiedes. FHH 203-19

b Versammlungshaus des Häuptlings. Das Dan-Haus steht auf einem hohen Lehmsockel, damit die Regenströme es nicht unterspülen. FHH 216-28





8a Blick in eine Dan-Hütte: Der Steigbaum, der zum Dachraum führt.



8b Blick in eine Dan-Hütte: die Alten sitzen stets nahe der Feuerstelle.



8c Blick in eine Dan-Hütte: Feuerstelle aus Lehmkegeln, darüber das Trockenbrett.

zuerst die ganzen Reiskörner in das Wasser, läßt sie fünf Minuten kochen, und wirft dann die zerbrochenen Körner nach. Bei der 2. Methode wird nach weiteren fünf Minuten das Wasser abgeschüttet, und zwar ohne daß der Topf vom Feuer genommen wird. Er wird zur Seite gekippt und das Wasser in einem Töpfchen aufgefangen. Man legt jetzt glühende Holzkohle neben die Feuerstelle und setzt den fast garen Reis darauf. Er quillt jetzt noch auf, wie bei uns früher in der Kochkiste. In beiden Verfahren kann man den Reis körnig trocken oder weich und feucht bereiten. Im ersten Fall wird hernach als Zuspeise Palmöl darauf geschüttet, im zweiten wird er mit einer Tunke gegessen, und das vorhin abgegossene Wasser wird wieder darüber geschüttet. Reis wird auch, wenn man auf Reisen ist und keine Kochmöglichkeit hat, einfach eine bis zwei Stunden in Wasser eingeweicht und so, ungekocht, gegessen.

Die Hauptfrau teilt dann den fertigen Reis mit ihrem großen Holzlöffel (Abb. 32 a) in fünf Teile: für die Männer, die Frauen, die Kinder, die alten Frauen und die Gäste. Er wird in einer hölzernen oder tönernen Schüssel aufgetragen (Abb. 30 i).

Nach diesem Zehn-Uhr-Essen können die Kinder tun, was sie wollen. Die Erwachsenen ruhen etwa eine Stunde lang. Dann gehen, je nach der Jahreszeit, die Frauen zum Beispiel fischen, die Männer kehren zu ihrer Arbeit in Busch oder Handwerk zurück. Die alten Frauen aber bleiben stets beim Haus. Sie warten jetzt die kleinen Kinder, damit die Mütter wichtigeren Beschäftigungen nachgehen können. Dabei machen sie eine ruhige Arbeit, klopfen Palmnüsse auf, flechten Netze.

Um diese Morgenzeit werden auch die selbstgewobenen Baumwolltücher von den Frauen am Fluß gewaschen. Sie reiben dabei die Wäsche nicht, sondern legen das nasse Tuch mehrmals Eck auf Eck zusammen und schlagen es dann links herum, rechts herum auf einen flachen Stein. Die Dan verstehen es, Seife herzustellen. Sie gewinnen dazu Soda, wie es S. 51 beschrieben ist, und vermischen diese mit Palmöl. Es entstehen schwarzbraune Seifenballen. Die Wäsche wird dann nicht aufgehängt, sondern auf dem Boden hingebreitet, wo die Sonne das ihre tut, sie zu bleichen.

Die heiße Nachmittagszeit ist „leichte Zeit“. Jeder tut, was er mag (Abb. 9 b). Gegen vier Uhr ißt man die Reste vom Zehn-Uhr-Essen auf.

Danach geht man an die besonderen Arbeiten im Dorf; man schleift sein Messer für den nächsten Tag, baut an der neuen Hütte weiter, man sieht erneut die Fallen nach oder geht jagen, denn jetzt am Abend sieht man die Affen in den Baumkronen ihrer Früchtenahrung nachgehen. Die Frauen wandern in den Busch, um Holz zu sammeln, das sie in großen Bündeln auf dem Kopf heimtragen, um es unter dem Dachvorsprung für die Regenzeit zu stapeln.

Dann haben die Frauen wieder zu kochen, denn bei Sonnenuntergang wird zu Abend gegessen. Wieder hört man hinter jeder Hütte das für die abendliche Stimmung in den Negerdörfern so charakteristische dumpfe Stampfen in den Holzmörsern. Es gibt zum Abendessen im allgemeinen Maniok. Er wird wie unsere Kartoffel erst in rohem Zustand geschält, dann gekocht. Will man ihn gut zubereiten, so werden die gekochten Stücke darnach noch im Mörser gestampft, bis sie zu einem zähen Teig, dem Dumboi, werden. Er ist fertig, wenn er an der Stampfstange hängenbleibt. Beides nennt man „Frisch-Kassava“. Nicht jedermann verträgt den Maniok so, darum wird er oft auch zuerst getrocknet, dann gestampft und mit Wasser gekocht, wobei er die Farbe von weiß zu rötlich wechselt. Beide Arten stehen zu jeder Jahreszeit zur Verfügung, denn einmal läßt sich Maniok fast das ganze Jahr hindurch ernten, und zweitens bewahrt man ihn in Mieten auf, aus denen man ihn nach Bedarf entnimmt. Endlich kann man ihn auch roh oder leicht angeröstet genießen, wenn man keine Zeit zu langer Kocherei hat.

Den Maniok mag das Mädchen, das ihn bereitet hat, verteilen, das Fleisch und die Gemüsesuppe dagegen nur die Hauptfrauen. Vom Dumboi bleibt oft etwas übrig für das Frühstück der Männer.

Den Dumboi kaut man nicht. Man formt sich vielmehr für jeden Bissen einen Kloß in der rechten

Hand, wobei man gewisse harte Teilchen herausknetet, tunkt ihn in die Sauce und schluckt ihn ganz hinunter. Um dieses Schlingen zu ermöglichen, sind in die Tunke schleimbildende Pflanzen gekocht worden. Sie enthält außerdem Fleisch, Pfeffer und Salz, aber kein eigentliches grünes Gemüse. Die Tunke zum Reis enthält dagegen auch Gemüse. Das Fleisch ißt man aber erst nach dem Reis oder Maniok.

Diese Sauce wird von den Dan so ungemein stark gepfeffert, daß es uns ganz unmöglich war, an einem solchen Mahl teilzunehmen, wenn man die Pfefferdosis nicht unsererwegen reduziert hatte.

Als Salz nehmen die Dan die Soda, die sie durch Auslaugen der Asche verschiedener Pflanzen gewinnen. Die Mandingo bringen Salz ins Land; es wird in Brocken gehandelt. „Früher brachten sie es in hohlen Stöcken, die mit Metall verschlossen waren. Es war so kostbar wie Gold. Man zahlte eine Kuh für eine kleine Menge. Der Mandingo ging mit dem Dan-Käufer an einen heimlichen Ort im Busch, um erst dort seinen Stab zu öffnen, aus Angst, man würde ihn sonst seiner wertvollen Habe wegen verhexen“.

Reis gilt entschieden als das bessere Essen, Maniok aber als gesünder. Da der Reis durch Stampfen geschält wird, würde sein ausschließlicher Genuß Avitaminosen erzeugen. Die Dan sagen: „Maniok gibt Blut“. Alles andere wird nicht so hoch geschätzt und nur ab und zu bereitet: Süßkartoffeln, Eddo, Planten, Bananen (die man auch grün abmachen und kochen kann).

Wichtigstes Gemüse ist der Okru (colocasia), von dem man Früchte, Blätter und Stengel essen kann. Der letztere wird geröstet, dann die Rinde abgezogen, ausgekocht, ausgedrückt und die so gewonnene Tunke wenn möglich mit Fleisch gemischt, um dann zum Dumboi gegessen zu werden. Wir haben ein gutes Dutzend verschiedener Gemüse aufgezeichnet. Da ist der Palmkohl, das sind die jungen Schößlinge der Ölpalme, die man mit Öl und Fleisch zusammen kocht; allerdings sehen die Dan das nicht gern und verbieten es, wenn sie jemanden dabei erwischen, weil der Baum dabei zugrunde geht. Weiter ißt man die Blätter „Ble“, die man mit dem Maniok zusammen kocht, weil sie ihn schlüpfrig machen. Dann gibt es eine gurkenartige Frucht, die man nur ihrer Samen wegen anpflanzt, während die Frucht selbst nicht eßbar ist; vielerlei Blätter, dabei auch die des Maniok, die uns unser Koch oft als Spinat zubereitete, und auch die von Kartoffeln und Eddo; schließlich kleine Tomaten, Bohnen usw. Doch ist das Gemüse immer nur kleine Zutat, und auch das Fleisch ist meist nur in sehr kleinen Mengen da. Man kann sagen, die Dan leben von Reis, Maniok und Palmöl.

Zwischen dem Kochen ziehen die Frauen wieder in Gruppen zur Wasserstelle, um Wasser für das abendliche Bad der Familienmitglieder zu holen. Der Topf wird bis an den Rand gefüllt, dann einige große Blätter obenauf gelegt, um das Überschwappen zu verhindern. So wird der Topf frei auf dem Kopf nach Hause getragen.

Viel Spott hat eine Dan-Frau zu erdulden, welcher der Topf herunterfällt. Sie muß es selbst im Dorfe melden: dann zieht die ganze Dorfjugend mit zur Unfallstelle, und unter lautem Gespött muß sie die Scherben wegräumen. Wir haben dies aber nur ein einziges Mal miterlebt, denn die Negerfrauen haben ein ganz erstaunliches Geschick, alles und jedes sicher auf dem Kopf zu balancieren: das Buschmesser, eine Hacke, den Hühnerkorb, und an der Küste auch die Petroleumlaterne, die Bierflasche – aufrecht stehend – und die Streichholzsachtel.

Während der Zeit des Buschrodens gehen die Frauen auch auf die Pflanzung, um dort den Männern das Essen zu kochen. Hat man andere Burschen zur Mitarbeit gedungen, so haben die Frauen diesen zwei Mahlzeiten zu kochen, eine auf der Pflanzung und eine nach der Rückkehr ins Dorf. Unterdessen liegt zu dieser Jahreszeit das Dorf still in der sengenden Hitze. Die meisten Hüttentüren sind zugeschoben und festgeknüpft.

Die Hauptfrau gibt an, was gekocht wird. Man hat zu essen, was sie geplant hat. Jedoch, wie das Essen gekocht worden ist, das ist durchaus der Kritik offen. Kann eine Frau gut kochen, so genießt

man das und lobt sie darob, was sie sehr erfreut. Im umgekehrten Falle läßt man es wohl mal hingehen. Versagt aber eine Frau immer wieder beim Kochen, so kann es vorkommen, daß man ihr die Töpfe hinschiebt, sich erhebt und sagt: „Iß das gefälligst alleine!“ – oder man prügelt sie gar gründlich durch.

Zum Kochen gebraucht die Frau einen kochlöffel-langen Stock zum Zerquetschen von Pfeffer und anderen Zutaten, und einen flachen, einem Brotmesser ähnlichen Stock zum Umrühren und Umdrehen des Reises. Abschmecken darf sie nicht, indem sie den Finger in den Topf steckt, sondern sie muß mit dem Rührstock ein wenig von der Speise an einen Finger der rechten Hand streifen.

Feuer wird entfacht, indem man gewisse Steine „die man in großen Flüssen findet“, gegeneinander schlägt, oder auch das Buschmesser gegen einen derselben schlägt, und die Funken in trockenes Material fallen läßt. Als solches nimmt man gerne die Polsterung aus trockenen Blättern und trockener Rinde, die die Mäuse in ihren Nestern haben. Feuer durch Reibung herzustellen, verstehen die Dan nicht. Im allgemeinen kann sich die Danfrau aber Glut bei der Nachbarin besorgen.

Nach der Mahlzeit haben die jungen Mädchen die Gefäße zu reinigen. Um sie dafür ein wenig zu entschädigen, läßt man stets einen Rest für sie im Topf.

Von jetzt an plaudert man auf einer der Ruhebänke, macht ein Spiel, und sehr oft wird des Abends bis spät in die Nacht getanzt. Die jungen verheirateten Frauen des Haushaltes haben die Erlaubnis der Hauptfrau einzuholen, wenn sie daran teilnehmen wollen. Gewöhnlich sitzt man nach Einbruch der Dunkelheit, das ist um sieben Uhr, noch in den Hütten ums Feuer und schläft etwa um neun Uhr ein. Die Nachtruhe wird oft gestört durch Trommelsignale, die gewisse Dörfler zu einer Geheimbund-Versammlung rufen, und ganz erstaunlich war für uns immer, wie oft in einer Hütte die ganze Nacht über laut geredet wurde, so daß wir nicht schlafen konnten. Auf unsere Fragen am anderen Morgen, ob denn die Leute keinen Anstoß daran nähmen, hieß es: nein, in seiner Hütte könne jeder machen, was ihm beliebt.

Handwerkliche Fertigkeiten

Noch ist etwas im dörflichen Leben unerwähnt geblieben: die Handwerke. Freilich, man sieht nicht gar zu viel davon, denn die Dan haben wenig Gebrauchsgüter. So gibt es keinen Wagner, denn die Dan haben keine Wagen oder Schubkarren, sondern tragen alles auf dem Kopf nach Hause, da Räder nicht über die von mächtigen Wurzeln überzogenen Pfade rollen könnten. Sie haben keinen Tischler, denn sie kennen keine Möbel, keinen Schneider, denn sie machen sich keine Kleider; keinen Schuster, denn sie gehen barfuß. Was bleibt? Der *Schmied*. Er arbeitet in einem offenen kleinen Schuppen am Dorfrand mit einem Helfer, der den Blasebalg betätigt, und stets in Gesellschaft von einigen Dorfbalten, die da Geheimbund-Angelegenheiten verhandeln (Abb. 7 a).

Immer wieder standen wir im Dan-Lande erschrocken vor der Walstatt gefallener Urwaldriesen, dort wo eine Dan-Familie für das kommende Jahr den Wald niedergelegt hatte – aber auch verwundert und bewundernd, daß wenige Menschen dieses Werk in kurzer Zeit vollbracht hatten! Einige Männer schlagen zusammen in wenigen Wochen ein bis zwei Hektar Wald! Sieht man sie bei diesem Busch-Schlagen oder Baumfällen, dann kommt einem unwillkürlich der Gedanke: das verdankt der Mensch dem Eisen, dem großen eisernen Buschmesser, das mit einem Schlag armdicke Lianen zerschlägt, der Axt, die den dicksten Baum in wenigen Stunden stürzen läßt.

Die besondere Achtung, die der Schmied bei den Urwald-Negern genießt, zeugt von der entscheidenden Aufgabe, die seine Kunst in ihrem Leben zu erfüllen hat. Die Dan können sich nicht vorstellen, wie sie ohne den Schmied leben sollten, ohne Buschmesser und Axt, ohne Hacke und Reis-

messer und auch ohne eiserne Pfeilspitzen und Schwerter. So ist der Schmied neben dem Häuptling die geachtetste Persönlichkeit der Gemeinde. Während der Häuptling die offizielle Macht hat, ist der Schmied mehr die graue Eminenz, die hinter den Kulissen wirkt. In seiner Werkstatt, die sich stets am Dorfrande befindet, versammeln sich die Männer, und dort hängen unter dem Dach die Masken, die dem Schmied unterstehen. Da die Masken gewichtige soziale Funktionen innehaben, vor allem das Richteramt, ist der Schmied Herr über vieles Dorfgeschehen. Bevor das jährliche Buschroden beginnt, geht eine Maske im Dorf um und fordert die Männer auf, die Werkstatt des Schmiedes in Stand zu setzen. Eine weitere Schlüsselstellung hat der Schmied dadurch inne, daß er die Messerchen für die Beschneidung herstellt und darum die Beschneidung ausübt, die für jeden Dan zur Erlangung der Mannhaftigkeit nötig ist. Er ist damit zugleich Herr über die wichtigste Erziehungseinrichtung der Dan, die Jugendlager. Die Dan verstanden früher, wie viele andere Negerstämme, die Kunst, Eisen zu gewinnen, doch wußten sie darüber nichts Zuverlässiges mehr auszusagen (s. Erz. S. 71).

Ein wichtiges Handwerk ist das *Mattenflechten*, das die Männer betreiben, und zwar vor allem im Osten des Dan-Landes, wo die dafür notwendige Pflanze gut gedeiht (Abb. 10b). Dort kaufen die anderen Dan zum Teil ihre Matten, und wir begegneten sogar einem Aufkäufer, der von der Küste gekommen war. Die Matten sind recht einfach, fast ungemustert, aber dauerhaft. Meist sieht man zwei Männer zusammen an einer Matte arbeiten; sie stellen so in zwei bis drei Tagen eine Matte von etwa 1,50 x 2,50 Meter her, wenn sie geschickt und fleißig sind, und wenn man die Vorbereitung des Werkstoffes nicht rechnet.

Weiter verstehen sich die Dan-Frauen – ab und zu auch alte Männer – auf das *Korbflechten* (Abb. 10 a, 30 b, 1). Sie fertigen Körbe unterschiedlicher Form und Größe für verschiedene Zwecke: einen großen Korb mit vier Henkeln zum Tragen und Aufbewahren von Baumwolle und Reis (man stülpt dabei oft einen zweiten als Deckel darüber); einen kleineren Transportkorb ohne Henkel; einen mittelgroßen Korb mit Deckel, durch den vier Schnüre laufen, an welchen der Deckel festgezogen und der Korb aufgehängt wird, den man an der Decke über dem Feuer oder unter dem Trockenbrett aufhängt und darin Salz, Pfeffer, Trockenfleisch oder -fisch aufbewahrt, und einen ähnlichen, aber kleineren, in dem die Mädchen ihre kleinen Schätze, Halskettchen, Armringe haben, und noch einmal einen kleinen, flaschenförmigen Korb mit oder ohne Deckel, den die Frauen beim Fischfangen mit einem um die Stirn laufenden Band seitlich am Kopf anbinden, um die gefangenen Fische hineinzustecken. Schließlich wird auch ein großes, ganz flach geflochtenes „Worfelbrett“ hergestellt, auf dem der Reis geschleudert wird, damit der Spelz wegfliegt.

Die Frauen knüpfen ihre *Fischnetze* (Abb. 10 d), die Männer die großen Jagdnetze, aus den zu Schnüren gedrehten Fasern der Ölpalmblätter. Man bricht das Blatt, zieht die obere Hälfte gegen die untere ab, wobei die Fasern sich lösen, und dreht diese auf dem Oberschenkel zur Schnur. Die Fasern sind so stark, daß man auch ungedreht ihrer fünf nicht mehr zerreißen kann.

Weben. Früher trugen die Dan nur Felle und Rindenstoffe. Rindenstoff wird aus der faserigen Schicht gefertigt, die unter der äußeren Rinde eines bestimmten Baumes liegt. Sie wird so lange geklopft, bis daraus ein lederartiger, dicker Stoff entsteht. Wir sahen noch allenthalben die Wunden an den betreffenden Bäumen. Heute tragen die Dan alle baumwollene Stoffe. Durch Burschen, die bei den Mandingo und den Konor dienten, haben sie vor etwa drei Jahrzehnten gelernt, wie man die Baumwolle pflanzt, spinnst, färbt und webt.

Sie pflanzen dreierlei Arten von Baumwolle. Die getrocknete Baumwolle reinigen sie von den Kernen, indem sie die Fasern mit einem Eisenstab durchwalken. Dann werden die Flocken auf die

Sehne eines kleinen Bögens gelegt und diese gezupft, was weiteren Schmutz herausschleudert. Nun wird die Baumwolle in der Sonne gebleicht und schließlich mit einer Spindel gesponnen, die aus einem hölzernen Stäbchen und einem tönernen Wirtel besteht (Abb. 30 f). Die Spinnerin – bisweilen sieht man auch Männer bei dieser Tätigkeit – sitzt meistens unter dem überhängenden Dach und läßt die Spindel auf dem vorspringenden Lehmsockel des Hauses tanzen. Gefärbt wird mit Blau, das die Dan aus Blättern gewinnen. Dann wird der Faden auf dem Trittwebstuhl zu einer handbreiten Bahn in blauer oder weißer Farbe verwoben. Die Bahn wird quer durchgeschnitten und etwa zehn Stück nebeneinander zu einem Stoff zusammengenäht (Abb. 16 b–d). Dieser wird im allgemeinen nicht weiter verschneidert, sondern so wie er ist in verschiedener Weise umgeworfen und umgeschlungen (s. a. „Kleidung“ S. 95).

Das Weben ist in der kurzen Zeit seit seiner Einführung zum wichtigsten Handwerk der Dan geworden; seine Bedeutung wird gewiß noch zunehmen. Noch findet man die Webstühle nur in einzelnen Dörfern, während bei einem Volke, bei dem die Weberei zu voller Blüte gelangt ist, wie bei den Baule an der Elfenbeinküste, in jedem Dorf ein halbes Dutzend Webstühle klappern.

Selten sieht man einen *Löffelschnitzer* (Abb. 10 c, 32 a). Die Dan-Frauen gebrauchen beim Kochen und bei der Palmölbereitung große Löffel, und für bestimmte Feste haben sie einen besonders großen und schön gearbeiteten, mit dem sie den Reis austeilen.

Ein Löffelschnitzer, dem wir im Dorfe Meaple-Bona bei der Arbeit zusahen, war eigentlich ein Schmied. Auf unsere Fragen erzählte er: „Ich schnitze nur Löffel und Kämmen. Ich habe nie versucht, einen Kopf oder dergleichen an meine Löffel anzuschneiden, weil ich nie Gelegenheit hatte, einem zuzusehen, der das versteht. Ich würde das sonst auch lernen können. Um das Löffelschnitzen zu erlernen, setzte ich mich nur einen Tag zu einem Löffelschnitzer, dann holte ich mir ein Stück Holz und schnitzte selbst einen. Es gibt zwei verschiedene Hölzer, die sich dazu eignen. Ich teile den Block in der Mitte, so daß ich daraus zwei Löffel machen kann. Wenn der Löffel halb fertig ist, lege ich ihn einen Tag in die Sonne zum Trocknen, danach schnitze ich ihn zu Ende. Er wird dann in Wasser gelegt; das macht das Holz weich, so daß ich es mit einem kleinen Messer nacharbeiten kann. Um es zu glätten, nehme ich erst eine Handvoll der Schnitzelspäne, die ich vom Kämmeschnitzen habe (hartes Holz), und reibe es damit ab, und dann tue ich dasselbe mit einem rauhen Blatt, das ich im Walde hole. So wird der Löffel ganz glatt. Ich reibe ihn nun mit Palmöl ein. Um ihn schwarz zu machen, lege ich ein Eisen ins Feuer und streiche es dann darüber.“

Maskenschnitzen und Gelbguß werden im Geheimen geübt. Beim Maskenschnitzen liegt das ja auf der Hand, weil die Maske auf den Uneingeweihten nicht als Menschenwerk wirken darf. Ich habe aber dem Maskenschnitzen zusehen können und werde in der nächsten Auflage meines Buches „Negerkünstler“ davon berichten.

Der Gelbguß muß früher im Dan-Lande eine sehr große Rolle gespielt haben, denn man findet eine Unzahl von metallenen Ringen im Besitz der Dan-Familien, wenn sie auch kaum mehr getragen werden (Abb. 31). Auch wurden metallene Figürchen (Abb. 31 a) und allerhand Häuptlingsabzeichen (Abb. 31 d) gegossen, doch haben wir nur noch einen einzigen Dan-Gießer gefunden, den Häuptling von Blole. Im Kranlande begegneten wir noch zweien, von denen einer uns seine Arbeitsweise vorführte.

Der Gegenstand, der gegossen werden soll, wird zuerst in Wachs geformt. Dabei spielt für Verzierungen der Wachsfaden eine besondere Rolle. Er wird auf einem Brettchen zu Meterlänge ausgewellt und dann in Spiralen gelegt, die Spirale wieder mit dem Messer in Segmente geteilt und

auf das Wachsmo­dell aufgedrückt. Der wächserne Gegenstand wird dann mit einem Lehmmantel umhüllt; ist dieser trocken, dann wird das Wachs herausgeschmolzen und der entstandene Hohlraum mit glühend-flüssigem Metall ausgefüllt. Danach wird die Lehmform zerschlagen, und man erhält nun in Metall den vorher in Wachs vorgeformten Gegenstand. Man kann also aus der gleichen Form nur einmal einen Gegenstand gießen, daher der Name der Technik „Guß in der verlorenen Form“ oder „im verlorenen Wachs“. Bis heute wissen wir noch nicht, ob die Kupfer-Zink-Legierung, die hierfür verwandt wird, in allen Fällen europäischer Herkunft war, oder ob die Afrikaner es verstanden haben, selbst das Metall zu gewinnen und zu legieren, das sie so massenhaft verarbeiten. Die Dan sagten, sie hätten das Messing von den großen Schüsseln gehabt, die früher eine beliebte europäische Handelsware in Afrika waren. War eine zerbrochen, so ließ man sich daraus einen Ring gießen.

Die *Töpferei* wird von den älteren Frauen geübt, die nicht mehr in der Pflanzung arbeiten können. Jüngere Frauen, sagte man, haben nicht die Zeit und nicht die Lust für ein so geruh­sa­mes Handwerk. Die Töpferinnen stellen für den Dan-Haushalt eine ganze Anzahl verschiedener Topfformen her, deren jede einem bestimmten Zweck dient. Da ist vor allem der große Wassertopf (Abb. 11c), dann der Kochtopf für Reis und Maniok, der ebenso aussieht wie der Wassertopf, „aber eben rußig ist vom Kochen“, ein Vorratstopf mit hohem Hals für Palmöl, eingelegte Termiten (Abb. 30 h), weiter der kleine Suppen- und Fleischkochtopf, auf den man einen Deckel setzt; letzterer ist so tief geformt, daß er nach dem Kochen ein Eßnapfchen abgibt (Abb. 30 k); ferner ein flacherer Topf zum Händewaschen (Abb. 30 c), ein Salbtöpfchen und ein Töpfchen, das einen durch Löcher aufbindbaren Deckel hat, um den Farmrodern Trinkwasser nachzutragen. Außer diesen Tontöpfen hat die Dan-Frau noch halbe und ganze Kalebassen als Schöpfer, Schüsseln und Flaschen im Gebrauch.

Der Werkstoff für die Töpferei ist überall zu finden. An den betreffenden Stellen sieht man das Erdreich weißlich schimmern und gräbt dann in die Tiefe. Die Gefäße werden ohne Scheibe aus Wülsten geformt und nach drei- bis viertägigem Trocknen auf offenem Feuer gebrannt. Zuvor erhalten sie am Halse ein Ornament, das meist mit einem besonders dünnen Metallring von der Größe eines Armreif­es eingedrückt wird. Der Ring ist in sich gedreht, so daß das so entstehende Ornament wie mit einer Schnur aufgedrückt aussieht. Die Dan-Frauen kennen ein Harz, mit dem sie beschädigte Töpfe feuerfest flicken können; es wird mit einem glühenden Messer aufgetragen.

Auf das *Brückenbauen* verstehen sich die Dan nicht sehr gut. Sie kennen nicht die Kunst, hoch über die Ströme Hängebrücken zu spannen, wie man sie zum Beispiel in Gabun allenthalben findet. Auch der den Dan benachbarte Stamm der Mano weiß, Hängebrücken zu bauen; sie werden dort in großer Heimlichkeit hergestellt, und man sagt dann den Nichteingeweihten, der große Buschgeist des Männerbundes habe das Wunderwerk vollbracht. Die Dan dagegen bauen nur Brücken aus einem Stangengerüst, auf das Prügel in der Art eines Knüppeldammes gelegt werden (Abb. 12 a). Bisweilen bauen sie an die Brücke eine zweite höhere an, die man auf einer Stangentreppe ersteigen muß; sie wird nur bei Hochwasser benutzt. In den allermeisten Fällen besteht die Dan-Brücke aber nur aus einem mächtigen Baumstamm, den man so gefällt hat, daß er quer über den Fluß gestürzt ist. Schließlich fertigen sie auch kleine Floße, die man durch Paddeln voranbewegt oder an einer über den Fluß gespannten Liane ans andere Ufer zieht (Abb. 12 b, c, s. a. S. 84).

Ein seltsames Werkzeug ist noch zu erwähnen: das Haus einer großen, spitzen Schnecke, die ziemlich selten ist. Es ist sehr widerstandsfähig und hat eine rauhe, geriefelte Oberfläche. Es ist zu mannig-

fachen Zwecken nützlich. Beim Töpfern formt man damit die Topfwand; die Hausfrau kratzt die Speisereste damit aus den Gefäßen; beim Flechten, streicht man es über die Matten, damit die Flechtstellen sich richtig legen; und man verstreicht mit dem Schneckenhaus die frische Lehmwand eines Hauses. Außerdem dient es als Behälter für Medizin, Tabak, Pulver; man sät damit den Reis aus, und schließlich verwendet man es als Lärmglocke, indem man es an eine lange Leine über die Pflanzung hängt, um damit die Webevögel zu verjagen, die vor der Ernte in die Reisfelder einfallen.

Die meisten der geschilderten Fertigkeiten sind eigene Berufe, werden also nicht von allen geübt, wie es z. B. bei den Eskimos ist, wo jedermann jede Handfertigkeit beherrscht. Bei den Dan sind es immer nur einzelne, die ein solches Können besitzen; aber es sind doch auch nicht Handwerker in unserem Sinne, denn sie machen keine systematische Lehre durch. Sie sehen einem Meister, oft dem Vater, bei der Arbeit zu und probieren, bis sie es auch können. Das ist aber nicht überall so: bei den Baule machen die Schnitzkünstler eine mehrjährige Lehre bei einem Meister durch. Seine Erzeugnisse verkauft der Dan-Handwerker gegen andere Güter an seine Stammesgenossen. Schwierigere Handwerke wie Schmieden oder Gelbgießen werden in der Familie vererbt. Fast jedes richtige Handwerk kommt entweder nur Männern oder nur Frauen zu. So sind Männerhandwerke: Schmieden, Gelbgießen, Mattenflechten, Färben, Weben, Schnitzen. Frauenhandwerk: Töpfern, Korbflechten.

Im ganzen haben, wie bei uns, die Männer ein Übergewicht in den handwerklichen Betätigungen, wohl deshalb, weil sie mehr Zeit haben als die Frauen und weil sie weiter herkommen und so Gelegenheit haben, sich die Fertigkeiten anderer Stämme anzueignen.

Natürlich gibt es eine ganze Reihe von Handfertigkeiten, die jeder Mann oder jede Frau zu üben weiß. Dazu gehört das Pfeileschnitzen, das Spinnen, das Herstellen von Schnüren.

Die meisten Handwerke der Dan halten ein technisch gutes Niveau. Stümperhaft wird nichts gemacht, wenn sie auch in jedem Handwerk bei irgendeinem anderen Negervolk ihren Meister finden, die Schmiede bei den Stämmen des nördlichen Kongogebietes, die Mattenflechter in Gabun, die Weber an der Goldküste, die Töpferinnen im Kameruner Grasland, die Gelbgießer in Benin.

Der Schmied

Erzähler ist der Schmied des alten Dorjes Yola, ein sehr alter, würdiger Mann mit gutem sanftem Gesicht. Als nach ihm sein Sohn zu erzählen beginnt, schlummert er friedlich ein.

Als meine Mutter mich zur Welt gebracht hatte, opferte meine Familie eine Ziege. Das hat damit zu tun, daß keiner von uns Ziegen oder Schimpansen essen darf. Sie kochten Reis, taten Palmöl dazu, gaben es einer Ziege zu fressen und sprachen zu ihr: „Sorge dafür, daß unser Kind groß und stark wird!“

In alter Zeit kamen auch die Affen und man gab ihnen Maniok und Reis, aber jetzt nicht mehr, seitdem so viele Leute Gewehre haben. Früher kamen die Affen richtig ins Haus und aßen mit uns. Das gibt es jetzt nur noch in Zeadle. Aber auch dorthin sind schon Jäger gekommen, um die Affen zu schießen, und die Leute in Zeadle haben eine Botschaft an Großhau­ptling Mongru geschickt und gedroht, daß sie nach dem französischen Gebiet hinüberziehen wollen, wenn das nicht aufhört. Auch ins Dorf Zonle kommen die Affen noch.

Schon als ich noch ein kleines Kind war, begann ich zu schnitzeln, weil ich ein Schmied werden wollte. Ich habe nie in anderer Weise gespielt. Als ich etwa 10 oder 11 Jahre alt war, konnte ich schon metallene Haarstäbe für die Frauen machen, und dann fing ich an, an Gewehren zu basteln. Mein Vater war auch ein Schmied gewesen, aber ich habe ihn nicht gekannt. Er starb, als ich noch ein kleines Baby war. Er wurde in einem der Kriege getötet, die die Dan untereinander führten. Die Feinde kamen und nahmen alles Schmiedewerkzeug fort. Er hat mir auch keine Zaubermittel hinterlassen.

Der Mann meiner Schwester – er hieß Njube – war auch ein Schmied, und zwar in Yuba. Der machte mir ein

großes Schwert. Später bat mich ein Mann aus dem französischen Gebiet, ich möge es ihm leihen. Ich tat es, aber er brachte es mir nie zurück.

Ich sagte mir: „Ich will mir jetzt selbst ein Stück Eisen kaufen und dann in meinem Kopf nachdenken, wie ich mir wieder solch ein schönes Schwert machen kann.“ Als ich das Eisen erstanden hatte, brachte ich es zu dem Schmied nach Yuba und schaute ihm ganz genau bei der Arbeit zu. Ich strengte mich an, daß ich alles lernte, was man zum Schmieden wissen muß. Schließlich machte ich in Yuba eine eigene Schmiede auf und stellte da Hacken und Äxte her.

Schließlich sagte ich aber zu meinem Schwager: „Ich will nicht in Yuba bleiben, sondern in das Dorf zurückkehren, in dem ich geboren wurde, denn da ist noch keine Schmiede.“ So richtete ich mir hier eine Schmiede ein, das ist dann meine Lebensarbeit geworden. Ich machte mir meine Werkzeuge selbst. Das Eisen kaufte ich mir von den Mandingo oder auch in Danane.

Zwei von meinen Frauen kaufte ich vom Erlös der Schwerter, die ich gemacht hatte. So kam ich auch zu meiner Hauptfrau (denn mein Vater war ja nicht mehr da, um sie mir zu kaufen).

Ich habe auch meinen eigenen Sohn das Schmieden gelehrt, aber nie einen anderen. Aber wenn es einer lernen will, so muß er sich eben in die Schmiede setzen und sich's anschauen. So richtig gelehrt wird das nicht.

Wenn der Schmied für eine Frau eine Hacke herstellt, dann bringt sie ihm Reis in die Werkstatt, aber sonst soll keine Frau die Schmiede betreten. Und ein Mann soll den Fuß nicht auf den Amboß-Stein setzen (was dem Verfasser einmal passierte, worauf er gleich gebeten wurde, den Fuß wegzunehmen).

Wenn der Amboß oder der Hammerstiel des Schmiedes bricht, muß er zwei Hühner und Reis für alle Leute im Dorf kochen. Dabei darf aber ja kein Knochen zerbrochen werden, denn sonst sagt der Buschteufel: „Du hast meine Knochen zerbrochen!“ und dann muß der, der den Knochen zerbrochen hat, dem Teufel ein Huhn geben.

Der Schmied ist der Mann, der die Masken anfertigen kann. Alle die Maskenleute unterstehen ihm, aber er selbst trägt keine.

LEBENS LAUF

Geburt

Die Geburtsbräuche schildert uns eine Dan-Frau aus ihrer eigenen Erfahrung:

„Als ich schwanger wurde, tat ich meine Arbeit gerade wie die anderen Frauen weiter. Man sagt ja, wenn eine Frau nicht fest weiterarbeitet, wird das Kind faul werden. Man machte aber Medizin für mich, daß ich nicht schwindelig würde, denn sonst könnte ich vielleicht auf den Leib fallen, und das Kind würde sterben. Man macht da entweder eine Suppe zum Essen, oder einen Brei zum Aufreiben. Das fertigen zwei Zo-Frauen an, dieselben also, die hernach bei der Geburt helfen. Sonst gibt es keine Behandlung.

Wenn aber der lange Stelzenteufel kommt (s. S. 88), bittet man ihn um eine Faser aus seinem Baströckchen und bindet sie um den Hals, damit das Kind im Leib nicht zu groß werde. Auch soll die Frau kein Schimpansenfleisch essen, damit das Kind nicht so dicke Lippen bekommt, und auch nicht die mit Gift gefangenen Fische. Wenn ein häßliches oder mißgestaltetes Kind im Dorf ist, darf es nicht in die Hütte der schwangeren Frau kommen, weil wir fürchten, daß das Kind sonst ebenso werden könnte. Auch darf die Frau, wenn sie in eine Hütte gehen will, nicht auf der Türschwelle stehen bleiben, sondern muß gleich in die Hütte treten; weshalb dieses Gebot besteht, wissen wir nicht. (Anm.: Ohne Zweifel ein Analogieverhalten zum Geburtsakt – die Geburt soll schnell gehen).

Unsere Hebammen sind die Zo-Frauen. Sie stehen auch der Busch-Schule der Mädchen vor. Ist keine Zo im Dorf, so schickt man nach einer, sobald die Wehen einsetzen.

Auch die anderen Frauen helfen mit Medizinen, wenn es lange dauert. Die Angehörigen werfen etwas Reis auf den Pfad, der zu den Gräbern führt und bitten die Toten, der Frau zu helfen, daß es rasch geht. Manchmal bitten wir auch unseren Haus-Fetisch.

Die Geburt findet im Busch statt, nicht am Badeplatz der Frauen (s. S. 98) und nie im Haus. Wir nehmen eine Matte mit. Der Ehemann darf nicht mitgehen, auch kein anderer Mann. Die Frau liegt auf dem Rücken. Man sagt ihr, so solle tief atmen. Wenn sie Angst hat, setzt sich eine auf ihre Brust, ja, sogar mehrere. Man stopft ihr einen Stoffbausch in den Mund, damit sie pressen kann und nicht schreit. Nein, wir singen nicht, um ihr Schreien zu übertönen. Singen tun wir erst, wenn es vorbei ist, damit man im Dorfe weiß, daß sie geboren hat.

Wenn alles zu Ende ist, wird sie gewaschen und gerieben. Dann bringen wir das Kind mit Gesang ins Dorf: „Wir haben es zu Stand gebracht, wir haben es zu Stand gebracht!“ Die Frau selbst aber geht zu Fuß nach Hause.

Jetzt wird die Trommel geschlagen und getanzt, und der Vater verteilt Geld, besonders an die Zo-Frauen und an Freunde, und die Freunde ihrerseits geben der Frau Geld.

Ist es ein Mädchen, so wird die Nabelschnur mit drei Knoten abgebunden und nach drei Tagen abgeschnitten, ist es ein Knabe, mit vier Knoten und nach vier Tagen. Alle, die geholfen hatten, kommen, und die Familie kocht viel Reis für sie und das ganze Dorfviertel. Dann holen sie das Kind heraus, setzen den Mund ganz nah an sein Ohr und schreien laut hinein, damit es, wenn es aufwächst, sich nicht fürchte. Das tun wir bei Knaben und Mädchen. Wenn es ein Knabe ist, sagen wir auch Schimpfworte dazu, und „Wenn mal später einer so schlecht zu dir spricht, so antworte ihm ebenso hart!“ Man ruft ihm auch Beschimpfungen gegen seine Mutter ins Ohr, damit er diese später immer verteidige.

Der Vater darf tun und lassen, was er will. Er darf auch essen, was er mag. Er wird jetzt gleich jagen gehen oder Fleisch kaufen, damit seine Frau gut zu essen hat.“

Soweit jene Erzählerin.

Die wichtigste Helferin bei der Geburt ist also die Zo. Sie führt später auch die Beschneidung an den Mädchen durch, ist also die Sachverständige für die rein weiblichen Belange. Der Beruf wird in der Familie vererbt.

Die Zahlen vier und drei, die wir hier zum erstenmal in ihrer Bedeutung vier = dem Männlichen gemäß, drei = dem Weiblichen gemäß, kennen lernen, begleiten den Dan sein ganzes Leben lang, bis am Ende noch das Totenfest der Männer vier Tage nach dem Ableben, das der Frauen drei Tage danach stattfindet.

Abtreibung soll ziemlich häufig sein, durch Einnehmen von Mitteln und durch Schläge auf den Leib.

Als Gründe gaben uns die Dan an: „Die Frau haßt ihren Ehemann, oder sie fürchtet, daß ihre Untreue entdeckt wird“. (Sie muß nämlich während der Geburt eine Beichte ablegen; s. S. 109.) Einer unfruchtbaren Frau stößt man, wenn sie gestorben ist, einen Feuerbrand in die Scheide, damit sie fruchtbar sei, wenn sie wieder auf die Welt kommen sollte.

Namengebung

Seinen Namen erhält das Kind ebenfalls am vierten oder dritten Tage. Er wird meistens von der angesehensten Frau des Dorfes oder in einem großen Haushalt von der Hauptfrau gewählt. Man kann ihn sein ganzes Leben lang behalten, aber man kann sich auch später einen neuen, recht hochtönenden Namen zulegen. Meistens geschieht das im Heiratsalter, um das andere Geschlecht vortheilhaft zu beeindrucken.

Die Namen sind von vielerlei Art: sie können ein Ereignis zur Zeit der Geburt bezeichnen oder eine Eigenschaft des Trägers; sie können zu einem bestimmten Zweck gegeben werden oder es mag der Name eines Vorfahren sein.

Da ist zum Beispiel ein Kind namens „Wind“ (Tomar), weil am Tage seiner Geburt der Wind so stark blies und also bei der Geburt mithalf. Ein Kind, das am Tage unserer Ankunft in einem Dorfe geboren wurde, erhielt den Namen „Weiße Frau war da“. Eines hieß „Fanget die Frau, die das Essen der Wöchnerin stahl“.

Namen, die eine Eigenschaft bezeichnen, sind zum Beispiel „Elefant“ für ein Kind, das „im Mutterleib besonders dick war“. Ein solcher Name kann auch erst später entstehen, nicht anders als bei uns die Übernamen. „Mückenfütterer“ hieß ein Hautkrankes Kind, auf dessen Geschwüren die Fliegen herumschwärmten. Da ist im Dorfe Mangople ein Knabe von etwa neun Jahren, der zunächst „Zehn Cent“ hieß, weil er als Kind so klein war wie jene kleinste amerikanische Münze. Er ist ein Sohn oder Neffe des Clanhäuptlings Biu, der so böse war, daß ihn seine Untertanen bei der Regierung verklagten und er abgesetzt wurde. Der Junge wurde daraufhin von anderen Leuten angenommen und nennt sich jetzt „Ich kenne meine Leute nicht“, um auszudrücken, daß er mit der Familie Bius nichts mehr gemein haben will.

Zweckbestimmt sind vor allem Namen, mit denen man die Kinder vor dem Tode schützen will. Die Kindersterblichkeit ist so groß, daß manche Dan-Mütter es erleben muß, daß ihre zwei, drei ersten Kinder wegsterben. Sie gibt dann ihrem nächsten Kinde einen Namen, der die unerkennbaren Mächte, die sich ihre Kinder geholt haben, bitten soll, ihr nun doch wenigstens dieses zu lassen. „Laß mir mein Teil“ nennt sie dann ihr Kind, oder „Achte auf das Kind“ oder „Ich flehe euch an“. Auch häßliche Namen werden gewählt, um die feindlichen Mächte abzuschrecken oder zu täuschen, zum Beispiel „Schimpanse“; der Geist wird glauben, das „Schimpanse“ genannte Kind sei gar kein Mensch, sondern nur ein häßlicher Affe, und wird es der Mutter lassen.

Bisweilen sahen wir Mütter, die ihrem Kindchen die Beine aneinandergebunden hatten. Auch sie hatten mehrere Kinder verloren und wollten das Kleine durch die „Fesseln“ daran hindern, den toten Geschwistern in die jenseitige Welt nachzulaufen.

Ist kurz vor der Geburt des Kindes ein naher Verwandter gestorben, so ist das Kind vielleicht eine Wiedergeburt desselben. Man geht dann zum Ratgeber, und dieser stellt fest, ob es sich so verhält; dann erhält das Kind den Namen des Verstorbenen.

Wie bei uns ist es manchen Frauen während der Schwangerschaft unwohl, anderen nicht – „da kann man nichts machen“. „Viele legen sich hin und können nicht mehr arbeiten. Dann sagt man 'aha!'“

Ein mißgestaltetes Kind wird oder wurde an einem Baum ausgesetzt. „Es klettert dann da hinauf“. Ebenso wird verfahren mit Kindern, die bei der Geburt anormal entwickelt waren, etwa „schon Zähne hatten“, „krabbeln“ oder „sprechen“ können und dadurch anzeigen, daß sie böse Kräfte besitzen (s. Erz. S. 240). Frühgeburten behält man.

Der Säugling

Der Vater darf gleich nach der Geburt wieder zu seiner Frau gehen. Verkehr darf aber zwischen den beiden erst stattfinden, wenn das Kind gehen kann (s. a. S. 107). Die Mutter stillt nämlich zwei bis zweieinhalb Jahre lang, „bis das Kind sagen kann: 'Mutter, ich will Wasser trinken'“, und während dieser Zeit darf sie natürlich kein anderes Kind empfangen, da dieses ja dem noch gestillten die Nahrung wegnehmen würde. Man kann oft ein Kind, das längst mit seinen Kameraden herumspringt, plötzlich zur Mutter laufen sehen, um sich seine Nahrung an ihrer Brust zu holen (Abb. 10d). Mädchen werden länger gestillt als Knaben – „sie sind ja gar so unartig“. Es ist seltsam, daß die Dan ihren Kindern keine tierische Milch geben, denn sie haben ja Kühe, Ziegen, Schafe. Die Kühe haben allerdings so winzige Euter, daß man sich fragt, ob sie sich überhaupt melken ließen. Von Schafen und Ziegen wissen wir aber, daß Missionare im belgischen Kongo, wenn sie unterwegs im Busch waren, abends die Jungtiere entfernen ließen, um das Muttertier morgens zu melken.

Die Dan haben immerhin eine Säuglingsnahrung, die neben der Muttermilch gegeben wird: weichgekochten Reis. Sobald das Kind gehen kann, bekommt es die Nahrung der Erwachsenen. Merkwürdigerweise spielen die reichlich vorhandenen Bananen keine Rolle in der Kinderernährung. Daneben wird aber, wie gesagt, jahrelang weitergestillt. Es gibt verschiedene Medizinen, die bei zu geringer Milchabsonderung helfen; es heißt, am nächsten Tag sei dann die Brust voll. Auch gegen zu starken Milchfluß gibt es Mittel. (Die Verwendung von Termiten für diesen Zweck, die man andernorts in Afrika findet, ist jedoch nicht bekannt.) Feste Stillzeiten kennt man nicht; wenn der Säugling schreit, dann wird er gestillt. Kinder, die nicht essen wollen, gibt es nicht. Solange die Kinder nicht gehen können, schlafen sie von selbst ein, wenn sie müde sind. Aber später muß man sie zum Schlafen schicken. „Freilich, manche Mütter kümmern sich darum, andere nicht.“ Angst vor der Dunkelheit haben die Kinder nicht. An sich schlafen sie bei der Mutter, aber die Knaben bisweilen auch beim Vater oder bei einem Freund.

Ein seltsamer Brauch ist es, daß die Dan-Mütter ihre Säuglinge in die pralle Mittagssonne hinauslegen, Knaben vom vierten, Mädchen vom dritten Tage nach der Geburt an (Abb. 17b). Zuvor wird das Kind gebadet und mit Palmfett eingerieben. Die Kran-Mütter reiben die Haut sogar vorher mit Pfeffer ein. Die Kleinen schlummern friedlich auf ihrer Matte, nur ein wenig mit einem Stück Stoff bedeckt. „Das bekommt der Haut der Kinder gut“. Da die Sonnenstrahlen bakterientötende Wirkung haben, ist es durchaus denkbar, daß in diesem Lande, in dem die Hautkrankheiten eine so große Rolle spielen, die Frauen die Erfahrung gemacht haben, daß die intensive Bestrahlung den Kindern gut bekommt. Ebenso kann es aber sein, daß es sich um einen ganz unsinnigen Brauch handelt, der mitverantwortlich für die große Kindersterblichkeit ist.

Besondere Kinderkrankheiten haben die Dan noch nicht erkannt.

„Manche Medizinmänner vermögen aus den Händen der Kinder zu lesen, was später aus ihnen werden wird: ein Häuptling etwa, oder ein Dieb.“

Höchst eigenartige Beziehungen verbinden die Säuglinge der Dan mit den Jagdhunden. Diese im Vergleich zu unseren Hunden so indolente Tiere, die kaum eine Gefühlsbeziehung zum Menschen zu haben scheinen, sind aufopfernde Betreuer der Kinder. Der Hund weicht nicht von der Seite des

Säuglings seiner Herrin, auch dann nicht, wenn die Mutter das Kind trägt. Steht die Herrin mit dem Kleinen auf, so erhebt sich auch der Hund und folgt ihr, um sich alsbald wieder neben seinem Kleinen hinzulagern. Geht die Mutter zur Wasserstelle, so kann sie ganz unbesorgt das Kindchen in der Hütte oder auf einer Matte im Freien liegen lassen. Der Hund wird es unaufgefordert bewachen, bis sie zurückkehrt. Er fühlt sich aber auch allen anderen Kleinkindern des Dorfes verpflichtet. Findet er eines irgendwo allein liegen, so krümmt er sich um den kleinen Körper und bleibt so liegen, bis ein erwachsener Mensch kommt. Den seltsamsten Dienst aber erweist der Hund seinem Herrenkind, indem er es auf mütterlichen Befehl mit seiner Zunge dort reinigt, wo dies am notwendigsten ist (Abb. 17 a). In dieser Weise bleibt der Hund auch später der Familie nützlich: wenn das Kind gehen gelernt hat, aber der Schlangen wegen noch nicht zum Austreten in den Wald laufen soll, so frißt der Hund des Hauses die Fäkalien sauber auf. Fortwährend hört man im Dan-Dorf den besonderen Ruf, mit dem ein Hausherr oder eine Mutter den Hund beizitiert, der alsbald angerannt kommt, um seine Reinmache-Pflicht in der Hütte zu erfüllen.

Kind und Eltern

Solange die Kinder klein und hilfsbedürftig sind, ist das Verhältnis zur Mutter und auch zum Vater recht innig. Wir werden nie den jetzt verstorbenen Großhäuptling Mongru vergessen, wie er die täglichen Gänge durch seine Residenz machte, eindrucksvoll begleitet von den Würdenträgern seines Hofes, an der Hand aber seinen Jüngsten, der, schon ein wenig dicklich wie der Vater, eifrig neben ihm herwatschelte.

Sind die Kinder aber einmal diesem Alter entwachsen, so daß sie sich selber behelfen können, also etwa vom Zahnwechsel ab, so sieht man die Eltern nicht mehr ihre Zuneigung durch Zärtlichkeiten ausdrücken. Nun, das ist wohl der natürliche Zustand. Das Bedürfnis nach Zärtlichkeit hat doch wohl den Sinn, daß Eltern und Kinder zueinanderstreben, solange die Kinder noch nicht ohne die körperliche Hilfe der Eltern auskommen können. Dieser körperliche Schutz wird dem Negerkind in viel größerem Maße zuteil als unseren Kindern. Die Mutter trägt das Kind, wenn sie irgend kann, im Hüfttuch mit sich herum, selbst wenn sie tanzt oder auf dem Mark feilscht, und oft auch noch, wenn das Kind schon gehen kann. Es bedarf ja auch dann noch des Schutzes, vor allem vor Schlangenbissen, Skorpionen und Ameisenangriffen.

Es fällt einem in Afrika auf, daß die Kinder kaum schreien, während sie doch bei uns stundenlang in ihren Körbchen krähen. Wir möchten glauben, daß die Kleinstkinder einen Instinkt besitzen – eine angeborene Verhaltensweise – die sie nach der Berührung mit dem schützenden Mutterkörper verlangen läßt, und daß wir diesen Instinkt gröblich darben lassen, indem wir die Kleinen allein im Bettchen liegen lassen; dem Negerkind wird dagegen diese Berührung mit der Mutter zuteil. Ein anderer Grund für die Unzufriedenheit unserer Säuglinge sind gewiß die festen Stillzeiten, die Stunden des Hungerns für das Kind bedeuten. Auch hierin verhalten sich die Dan-Mütter natürlicher, indem sie stillen, sobald das Kind Hunger anmeldet.

Später erfährt die Liebe zwischen Eltern und Kindern eine Wandlung, zuerst von der Elternseite her: das heranwachsende Kind ist seiner Stellung in der Familie nach mehr oder weniger wichtig. An erster Stelle steht meist der älteste Sohn der Hauptfrau. Er wird vom Vater am meisten geliebt und auch von den Brüdern des Vaters „geehrt“, indem sie ihn auf der Schulter von der Farm nach Hause tragen.

Es kommt aber auch vor, daß ein anderes Kind in dieser Weise bevorzugt wird. So sahen wir beim Clanhäuptling von Banneu einen schönen Knaben von etwa fünf Jahren, der vom Vater bevorzugt

und von allen Frauen mit Geschenken verwöhnt wurde, weil er schon deutlich Häuptlingseigenschaften zeigte: einen vollendeten Wuchs, angenehme Züge, und ein würdevolles, gemessenes Geben, wie wir es selbst noch nie bei einem Kinde bemerkt hatten.

Eine Altersstufe weiter: Der Sohn beginnt, sich den Eltern verpflichtet zu fühlen. Es gilt als besondere Schmähung, eines Mannes Mutter zu beschimpfen (s. Erz. S. 148); unsere Erzählungen berichten gar von Kriegen, die daraus entstanden sind (s. a. Kapitel „Die Alten“).

Spiele

Die Kinder wachsen sehr frei auf. Pflichten und Erziehung plagen sie nicht. Die Mädchen werden freilich schon mit eingespannt beim Wasser- und Holzholen, aber die Knaben strolchen meist auf eigene Faust im Busch herum. Sie haben immer eine kleine Handschleuder bei sich, um damit Vögel zu erlegen, und das gelingt ihnen auch. Sie stellen überall kleine, ganz einfache Fallen, die aus einem gebogenen Zweig und einem Blatt-Trichter bestehen; darin erhängen sich Mäuse, Ratten und Erdhörnchen. Beim Schmied lassen sie sich Angelhaken machen und gehen damit fischen.

Kurz vor der Reisernte bekommen die Kinder eine ernste Aufgabe. Sie müssen die Webevögel verjagen, die in Scharen in die Reisfelder einfallen. Die Eltern bauen den Kindern auf den Termitenhügeln, die ja überall emporwachsen, kleine Plattformen, und von da aus muß jedes Kind einen Abschnitt des Feldes durch Steinwürfe oder Lärmen mit Schneckenhäusern, die an einer langen Leine über dem Feld hängen, von Vögeln freihalten.

Der Vater schult den Sohn in manchen Fertigkeiten, besonders im Fallenstellen und Fischen, und er zeigt ihm Weg und Steg im Gebiet seiner Pflanzungen. Es ist nämlich alter Dan-Brauch, daß die Familie den Busch um ihre Pflanzung ganz genau kennen muß, wohl um im Kriegsfall die anderen Dörfer dort führen zu können.

Die Kinder haben viel Zeit zum Spielen. Wir haben zunächst nicht erkannt, was für einen reichen Schatz an solchem Zeitvertreib sie besitzen. Wir sahen die Jungen eigentlich immer beim gleichen Spiel: einer bewegte einen Fächer von Holzstücken über einer kleinen Sandgrube hin und her, und die anderen versuchten der Reihe nach, einen eisernen Keil hindurchzuwerfen – ein wenig geistvolles Spiel, mit dem sie Stunden zubringen.

Erst als wir in Kampe die Kinder durch den Häuptlingssohn Dan auffordern ließen, uns ihre Spiele zu zeigen, kamen diese zum Vorschein. Wir erzählen das, weil ein oberflächlich Reisender im Dan-Lande durchaus den Eindruck haben könnte, daß die Dan-Kinder so gut wie keine Spiele haben. Wenn eine Expedition ins Dorf kommt, so haben sie eben bessere Unterhaltung.

Die Spiele sind getrennt in solche, die nur von den Mädchen oder nur von den Knaben oder von Knaben und Mädchen gemeinsam gespielt werden. Meist bestehen sie aus Gesang und Handlung, so wie unsere Singspiele, etwa „Schlüpfet alle drei durch“. Thematisch handelt es sich um Nachahmung von Tieren mit ihren seltsamen Gewohnheiten oder um eine bekannte Tätigkeit, wie „einen schweren Korb tragen“. Beides wird im Spiel nicht eigentlich nachgeahmt, sondern durch symbolhafte Bewegungen, die man ohne Erklärung nicht verstehen könnte, angedeutet. Die Spiele sind kleine Kunstwerke, in denen eine solche symbolhafte Bewegung durch Rhythmik, Anmut und begleitenden Gesang geformt wird.

Neben diesen Singspielen, von denen in der Folge eine Anzahl kurz beschrieben wird, spielen die Mädchen mit Puppen genau wie bei uns, mit An- und Ausziehen, Füttern, Spazierengehen. Rührend ist es, daß die Puppen nur einfache unbearbeitete Stücke von Palmblattrippen sind. Das einzige, was sie menschenähnlich machen soll, sind drolligerweise lange geflochtene Zöpfchen, die aus dem

Scheitel herauswachsen und die doch die Negerkinder selbst gar nicht in dieser Länge haben können.

Im ganzen gesehen sind die Spiele der Dan-Kinder also Geschicklichkeitsspiele oder künstlerische Spiele. Wir vermissen ganz das athletische und das abenteuernde Spiel, also diejenigen Spiele, die wir in Barlauf, Ballspielen und in „Indianer“ oder „Räuber und Gendarm“ haben. Nun, der Dan-Junge hat es nicht nötig, sich spielenderweise körperliche Bewegung und Abenteuer zu verschaffen; beides gibt ihm sein tägliches Leben, wenn er mit dem Vater auf die Pflanzung geht oder mit seiner Schleuder durch den Busch streunt.

Vielleicht drückt sich in den Spielen aber auch die allgemein dem Musischen zugeneigte Art der Neger aus. Die Eskimos haben im Gegensatz zu ihnen fast nur athletische Spiele, weil sie eben auch beim Zeitvertreib die Nützlichkeit, die Stählung des Körpers für den Daseinskampf im Auge haben.

Knabenspiele

„*Affe auf dem Ast*“. Gemeint ist ein Affe, der von einem Zweig auf den anderen springt. Die Jungen stellen sich wie beim Bockspringen eng hintereinander auf, dann hüpfen sie auf ihren Rücken und klettert rittlings über sie hinweg. Dazu singen sie: „Der Affe ist geschickt auf dem Ast!“

„*Pferdereiten*“. Ein Junge legt seine Hände auf die Schultern eines Vordermannes. Ein dritter Junge setzt sich rittlings auf den Rücken des zweiten. So machen sie Wettrennen untereinander.

„*Die Ratten*“. Die Jungen stellen sich hintereinander mit gespreizten Beinen auf und schlüpfen von hinten nach vorne durch. Die einen singen: „Das ist der Weg für die Ratten“, die anderen: „Nein, das ist die Straße für Vater und Mutter!“

„*Fledermaus*“ (die nach Meinung der Dan keinen After hat; sie habe nur ein Maul, glauben sie, aus dem auch ihre Exkreme herauskommen). Die Knaben reihen sich im Kreis aneinander, packen sich in gebückter Stellung um die Hüften und singen; dann halten sie ein mit Singen, gehen aber möglichst derb weiter im Kreis herum, um einen dazu zu verführen, weiterzusprechen oder zu lachen. Der erste, der dies tut, hat verloren und wird geschlagen. Sinn des Spieles: sie halten sich aneinander wie – angeblich – die Fledermäuse, wenn sie am Baum aneinanderhängen; sie sprechen wie diese, solange es Nacht ist, dann wird es Tag, und sie müssen wie die Fledermäuse still sein; darum singen sie anfangs: „Wir packen uns wie die Fledermäuse“ und plötzlich: „Der Tag bricht an!“, worauf keiner mehr einen Laut von sich geben darf.

„*Fledermaus im Bambus*“. Sie bilden einen Kreis, fassen sich an der Hand. Dann heben zwei im Takt gleichzeitig ein Bein von außen nach innen in den Kreis hinein, wobei sie die Hände nicht loslassen dürfen. Das bedeutet den Fledermausflügel, „der wie ein Bein ist“, und sich im Bambus fängt. Die Fledermaus kann sich nämlich im Bambus nicht fortbewegen. Wenn sie aus Versehen doch einmal hineingelangt, so fällt sie zu Boden. Darum singen sie, während die beiden Jungen ihr Kunststück mit den Beinen machen: „Die Fledermaus fällt hinunter und wird sich ihren Hals brechen“.

„*Der Mond geht unter*“. Sie stehen in einem ganz engen Kreis und vereinigen die nach oben gestreckten Hände. Dann singen sie „Der Mond geht auf“ – „Der Mond ist ganz oben“ – „Der Mond geht unter“, wobei der Mond langsam untergeht, das heißt ihre Hände und ihre Körper sich senken, bis sie alle auf dem Boden sitzen. Auf einmal lassen sie alle ihre Hände los und legen sich strahlenförmig der Länge nach auf den Rücken. Dann plötzlich rufen sie „Der Mond geht wieder auf“ (in der nächsten Nacht) und alle springen auf. Wer zuletzt hochkommt, hat verloren, wird weggetragen und hingelegt, das heißt „beerdigt“. Sie singen „Wir wollen ihn beerdigen!“ Zum Schluß hüpfen alle auf einem Bein.

„*Schwere Kiste*“. Gemeint ist eine schwere Kiste, die sie tragen müssen. Zwei Jungen stehen einander gegenüber, legen sich die Hände auf die Schulter, setzen einen dritten obenauf und tragen ihn herum. Dazu singen sie: „Ach, was ist die Kiste schwer!“

Mädchen-Spiele

„*Fisch im Wasser*“. Die Mädchen bilden einen Kreis. Eines wird in die Mitte gestellt. Dann singen sie alle „Im Wasser liegt der Fisch!“ Darauf klatschen sie in die Hände, und das Mädchen im Kreis läßt sich zurückfallen in die Arme einer Freundin, die dann den Kreis betritt und sie ablöst. Dann singen sie wieder „Im Wasser liegt der Fisch!“ usw.

„*Schlange*“. Sie bilden durch Händefassen eine lange „Schlange“, die sich langsam „einwickelt“, dann lösen sie sich wieder langsam auf. Dazu singen sie jeweils „Einwickeln, einwickeln!“ beziehungsweise „Aufdrehen, aufdrehen!“

„*Fischfangen*“. Sie verhaken ihre eigenen beiden Daumen und den kleinen Finger des anderen miteinander und schieben die Hände hin und her. Dazu singen sie „Die Fischlein sind schlüpfzig, sie schwimmen im Wasser hin und her und suchen sich was zum Fressen!“

„*Steifes Knie*“. Die Mädchen stehen eng im Kreis, die Hände auf die Knie des Gegenübers aufgestützt, und singen: „Unsere Knie sind so steif“. Dann plötzlich drehen sie sich herum, berühren sich mit dem Hinterteil und hüpfen so im Kreis herum, wozu sie dann laut und vergnügt singen „Aber wir machen doch eine Reise!“

„*Plantenbringen*“. Sie sitzen eng hintereinander auf dem Boden mit gespreizten Beinen. Dann beugen sie sich im Takt auf die linke Seite, klatschen auf die Erde und singen dazu „Ich bringe eine Pflanze für mein kleines Kind“. Dann richten sie sich wieder auf und beugen sich auf die rechte Seite. Dazu singen sie nun „Da bringe ich sie jetzt“ und klatschen wieder auf die Erde.

„*Mein Besen kann nicht fegen*“. Ein Mädchen wird an den Armen und Beinen gepackt, in die Höhe gehoben und hin und her geschlenkelt. Gesang: „Komm, Besen, komm und kehr vor meiner Hütte!“ Das Mädchen streift mit seinem Lententuch auf dem Boden und „fegt“ ihn so.

„*Der Marktweg*“. Die Mädchen fassen sich paarweise an den Händen und drehen sich erst langsam, dann immer schneller und schneller im Kreis herum und singen dazu: „Der Marktweg ist weit, der Marktweg ist weit, und die Last ist so schwer, und die Last ist so schwer“ (ganz ähnlich unserem Spiel „Die Mühle geht langsam, das Wasserrad geht schnell“).

Knaben- und Mädchenspiele

„*Fisch im Wasser*“. Sie haben sich in zwei Reihen einander anschauend aufgestellt. In jeder Reihe haben sie die Arme auf die Schulter des Nachbarn gelegt, und so hüpfen sie tanzend aufeinander zu und singen „Katzenfische gehen immer vorwärts“, bis sich die beiden Reihen treffen, dann hüpfen sie wieder zurück und singen nun: „Aber die Krabben gehen rückwärts“.

„*Das kleine Schaf*“. Zwei Jungen machen ein Tor, indem sie sich an der Hand halten und die Arme hochhalten. Die anderen packen sich hinten an ihren Lententüchern, laufen um die beiden – das Tor – herum und singen „Das kleine Schaf will Kuhfleisch essen!“ Dann schlüpfen sie durch das Tor. Der letzte der Schlange wird gefangen – das ist das Schäfchen. Das wiederholt sich, bis sie alle gefangen haben bis auf zwei. Dann singen alle: „Es ist kein Schäfchen mehr da, nur noch zwei kleine Hühner. Alle Lämmer sind tot, der Vater ist tot, die Mutter ist tot. Nun fangen wir auch noch euch zwei letzten, euch kleine Hühner!“

„*Mein lieber Mann*“ (Abb. 18 a). Ein Mädchen steht in der Mitte, alle anderen heben sie in die Höhe. Dazu singt das Mädchen, das sich ganz steif halten muß: „Ich bin verrückt nach einem anderen“

Mann“, und nachdem sie das möglichst lange durchgehalten hat, ohne umzufallen, „nimm mich runter; damit ich wieder meinen eigenen Mann lieben kann!“

„Wo fällt der abgehauene Baum hin?“ Sie sitzen eng im Kreis. Ein Mädchen in der Mitte streckt die Arme in die Höhe. Sie halten sie an den Beinen fest am Boden. Mit ihrem Körper schwingt sie im Kreis herum, bis sie auf eine Seite fällt.

„Großen Katzenfisch fangen“. Die Kinder sitzen eng im Kreis und haben einen Stein, den sie unter ihren Knien durchlaufen lassen. Ein Spieler im Kreis muß den Stein fangen. Dazu singen sie „Die Frau muß den Katzenfisch fangen. Wo ist er, wo ist er?“ (Der Katzenfisch, ein Wels, lebt im Schlamm).

Also wie bei uns: „Ringlein, Ringlein, du mußt wandern!“

„Steine-Schieben“. Alle Kinder sitzen eng im Kreis. Jedes hat einen Stein in der Hand, den es zuerst auf der Stelle hin- und herschiebt. Dann geben sie im Takt den Stein dem Nachbarn weiter und singen „Ich muß den Stein schieben, bevor ich ihn dir gebe!“ Wenn man aber nicht rechtzeitig abgibt und zwei Steine auf einmal hat, dann hat man verloren und wird geschlagen.

„Reife Palmkerne ernten“. Die Kinder fassen sich in loser Kette und schreiten, sich wechselnd die rechte und linke Hand gebend, aneinander vorbei, wie bei unserem Reigenspiel „Da hast 'nen Taler“. Hier bedeutet es das Winden eines Kopfpolsters aus Blättern zum Tragen der schweren Palmnußtraube. Dazu singen sie „Die Palmkerne sind reif, nun wollen wir sie ernten“. Zum Schluß lassen sie die Hände los und „setzen sich die geflochtenen Polster auf den Kopf“, d. h. sie greifen mit den Händen auf den Kopf.

(Das Durcheinanderschreiten und jeweilige Loslassen und Wiederergreifen der Hände wollte nicht sofort gelingen, so daß die Alten, die mit uns zusahen, helfend eingriffen.)

Erwachsenenspiele

Hauptsächlich von den Erwachsenen geübt werden die „Faden-Spiele“ (Abb. 18b). Man nimmt einen Baumwollfaden von etwa einem Meter Länge, knüpft ihn an den Enden zusammen und schlingt dann geometrische Figuren daraus, die aber immer eine Bedeutung haben, z. B. „Das Floß“. Bei dieser Figur zieht ein dritter einen Faden hin und her, was die Hauptfigur, wie die Stämme eines Floßes auf den Wellen, sich zusammendrängen und wieder auseinandergehen läßt.

Oder „Brücke über Fluß“, wobei ein Faden unter einer Zickzacklinie wie ein Fluß unter den Pfeilern einer Brücke hinzieht. Eine andere Figur stellt „einen Fisch im Wasser“ dar, dessen Berührung einen am ganzen Körper krank macht. Dabei war es für uns durchaus nicht zu verstehen, wie man in die Figur, die eigentlich nur zwei Rhomben enthielt, eine Fischgestalt hineindeuten konnte. Dann „die Falle“; dabei hat ein dritter seinen Finger in die Figur zu stecken, worauf durch das Loslassen einer bestimmten Schlinge dieser Finger in einer Falle gefangen wird. Man kann auch Fadenspiele unter Zuhilfenahme seiner großen Zehe machen. Wir sahen auf diese Weise eine Art gehäkelter Schnur entstehen, die dann mit einem kleinen Trick wieder aufgezogen wurde.

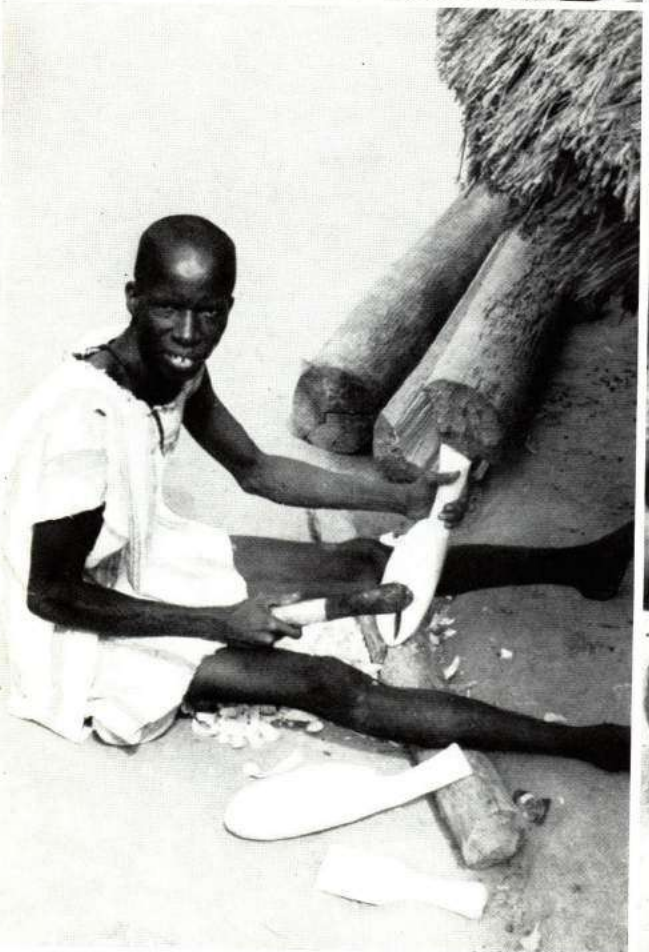
Im Vergleich zu den Eskimo-Fadenspielen sind die hier gesehenen sehr einfach (vgl. mein Buch „Eskimo-Künstler“). Die Fadenspiele der Dan entstehen durch wenige Verschlingungen unter Zuhilfenahme der Zähne und haben nicht die raffinierten Pointen der Eskimo-Fadenspiele, die bis-

Tafel rechts:

9a Ruhebank aus Palmblattrippen. FHH 203-24

b Ein Mädchen wird frisiert. FHH 219-37





weilen eine ganze Geschichte darstellen, etwa einen Eisbären, der nacheinander verschiedene Jäger tötet, den letzten aber nur noch am Bein packt und zu Fall bringt.

Am beliebtesten ist das in ganz Neger-Afrika so verbreitete *Brettspiel*, bei dem zwei Spieler sich an einem langen Holzklötz mit zwei Reihen von Löchern gegenüber sitzen und behende eine Anzahl von kleinen Nüssen in die Löcher zählen (Abb. 32 e). Es handelt sich im wesentlichen darum, daß der Spieler, der an der Reihe ist, in ein Loch seiner Reihe greift und die darin befindlichen Nüsse nun je eine und eine in die folgenden Löcher zählt, und zwar so, daß die letzte Nuß in ein Loch der gegnerischen Reihe fällt, in dem nur eine Nuß lag. Diese gehört ihm dann. Er muß also, wenn der Gegner mit seinem Zug fertig ist, blitzschnell das Brett überblicken und die Zahl der Nüsse in den Löchern abschätzen, um zu erkennen, welches Loch ihm die Chance bietet, mit der darin befindlichen Zahl von Nüssen bis zu einem Loch des Gegners mit einer Nuß zu gelangen. Dieses Spiel, wie auch das folgende, wird fast nur von Männern gespielt.

„*So-Spiel*“. Jeder Spieler hat elf Stäbchen, mit denen er sich in einem in den Sand gezeichneten Spielfeld, das ungefähr wie unser Mühlespiel aussieht, bewegt (Abb. 18 c). Man kann einen gegnerischen Stab gewinnen, wenn man seitlich oder vor- oder rückwärts darüber springen kann, was man aber nicht darf, wenn das gegnerische Stäbchen am Rande des Feldes steckt. Das Hölzchen darf aber dort, wo es ankommt, nicht zu einem feindlichen Stab, wohl aber zu einem eigenen, gelangen. Man muß also stets trachten, die Randlöcher zu besetzen oder zwei eigene Stäbchen hintereinander zu haben, so daß der Gegner nicht über ein Stäbchen springen und es damit erbeuten kann. Von den vier Ecklöchern am Rande gehören je zwei einem Spieler. Dort allein darf man auch sein Stäbchen zu einem Gegner stecken.

Das Reifelager

Im Leben der jungen Dan – Knaben wie Mädchen – kommt ein entscheidender Einschnitt, wenn sie das Reifealter erreichen. Sie werden dann in „Knabenlager“ und „Mädchenlager“ im Busch verbracht. Dort werden sie beschnitten – auch die Mädchen (Clitoris-Excision) – und dann während der etwa sechswöchigen Heilperiode von ihren Betreuern erzogen. Während dieser Buschzeit dürfen sie keine Angehörigen des anderen Geschlechtes sehen. Die Mädchen kehren des Nachts in eine besondere, durch Bastvorhänge abgesperrte Hütte des Dorfes zurück, und so wird es auch bei den Knaben gemacht, wenn ihrer so wenige sind, daß sich der Bau eigener Hütten im Busch nicht lohnt. Den weiblichen Anverwandten der Knaben sagt man, ihre Söhne seien von einem Buschgeist verschluckt worden. Dessen Stimme ist bisweilen hohl tönend oder brausend aus der Richtung des Knabenlagers zu hören. Sie wird mit kleinen eisernen Pfeifchen erzeugt und mit einem schwertförmigen, etwa einen Meter langen Holz, das an einer Schnur herumgewirbelt wird, dem sogenannten Schwirrholtz, das von den fernen Südsee-Inseln bis hierher im Zusammenhang mit den Reifelagern gebraucht wird (vergl. die Karte in Ad. E. Jensens „Beschneidung und Reifezeremonien bei Naturvölkern“ und Otto Zerries „Das Schwirrholtz“).

Tafel links:

- 10a Korbflechter. FHH 220-10
- b Zwei Mattenflechter arbeiten an der gleichen Matte. FHH 200-31
- c Löffelschnitzer. FHH 209-28
- d Stillende Mutter bei der Arbeit an einem Fischnetz. Die Mutter stillt ihr Kind bis zum dritten Lebensjahr. FHH 198-40

Es werden nie Mädchen- und Knabenlager gleichzeitig in der gleichen Gegend des Dan-Landes abgehalten, wohl aber können im gleichen Jahr bei den Nord-Dan Mädchenlager und bei den Süd-Dan Knabenlager bestehen. Das einzelne Lager wird nicht von Erwachsenen ins Leben gerufen, sondern von den jungen Leuten selbst beantragt. Zwei, drei Knaben oder Mädchen, die sich im richtigen Alter fühlen, um in die Gemeinschaft der Fortpflanzungsfähigen aufzurücken, nehmen ihr Lendentuch und schlagen damit einen oder eine Zo (Beschneider, s. S. 68 u. 193). Der Zo sorgt dann dafür, daß ein Lager eingerichtet wird. Und nun mögen, da es einmal gemacht wird, andere Kinder des gleichen Alters auch in benachbarten Dörfern zum Eintritt gezwungen werden, bis ihrer zehn bis dreißig beisammen sind. Zur Eröffnung des Lagers wird ein großes Fest veranstaltet, zu dem der Dorf-Häuptling Spielleute kommen läßt und ein großes Festmahl stiftet.

Im Dorfe Kuipje bei dem den Dan benachbarten Stamm der Kran sahen wir ein Fest, bei dem nur eine Kandidatin dem Lager zugeführt wurde (Abb. 21 a). Ein andermal, in Belewale, dem Hauptort der Kran, waren es ihrer vier. Wie die Abbildungen zeigen, saßen sie eigenartig bemalt auf den Schultern einer Kameradin, und so ging es unter Musik der Spielleute im Tanzschritt durchs Dorf. Die Mädchen auf ihrem hohen Sitz ruckten mit dem Körper vor und zurück. Zwei von ihnen schwenkten in verhaltenen Bewegungen Kamm und Spiegel. Das ganze Gehabe und der starre in die Luft gerichtete Ausdruck der Mädchen hatte etwas Unheimliches. Sie hatten offenbar selbst das Gefühl, nun schon einer geheimen Welt anzugehören; vielleicht sollte das Getragenwerden auf den Schultern der älteren Freundin dieses Entrücken aus der gewöhnlichen Welt der Irdischen andeuten. In Kuipje standen zwei Zo-Frauen von etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahren dabei, mit Tropenhelmen auf den Köpfen, und betrachteten mit finsternen, machtbewußten Blicken den Tanzumzug. Es war merkwürdig, daß gerade in einer so uralten Veranstaltung europäisches Gut wie Kamm und Spiegel und die Tropenhelme ihren Platz, und zwar sichtlich einen gewichtigen Platz, hatten. Kamm und Spiegel, sonst bei den Kran und Dan noch wenig gebraucht, sollen bedeuten „Ich bin ein hübsches Mädchen – ihr sollt mir im Busch meine Schönheit nicht antasten!“ „Nur ein hübsches Mädchen kann sich diese Attribute leisten – eine Häßliche würde man auslachen.“ Der Tropenhelm wird bei den Kran von den Clan-Häuptlingen getragen, soll also hier wohl andeuten, daß die Zo-Frauen im Lager alleinige Machthaberinnen sind. Indessen lief in Kuipje eine alte Zauberfrau in Tanzschritten rings um das Dorf und sprengte mit einem Wedel eine Flüssigkeit auf den Boden.

Am Waldrand war ein hoher Zaun aus Palmwedeln errichtet worden; in ihm war ein Tor freigeblieben, und von diesem führte ein Pfad in den Urwald. Nachdem die Tanzerei eine Weile gedauert hatte – sie war schon im Gange, als wir ankamen – geleiteten alle Frauen das Mädchen durch das Tor in den Wald. Die Männer mußten zurückbleiben.

Es mochte eine halbe Stunde gedauert haben, da kamen mit großem Jubel, grüne Palmwedel schwenkend, die Frauen wieder den Pfad herunter und tanzten frohlockend durchs Dorf. Auch die Alte kam wieder, allein und ebenso heiter (Abb. 21 b). Die düstere, feierliche Stimmung hatte sich in eitel Freude gewandelt, der man freilich auch noch anmerkte, daß es Freude über ein gewichtiges Ereignis war. Ein Mann schloß jetzt mit Palmwedeln die Lücke im Zaun. Die Beschneidung war gelungen!

Die Mädchenlager haben ihr eigenes Brauchtum. Etwa vierzehn Tage vor der Entlassung kommen die Mädchen eines Abends – wir erlebten es in Kampe mit – nach Einbruch der Dunkelheit im Gänsemarsch ins Dorf, jede die Hände auf die Schultern der vor ihr Gehenden gelegt, die Augen gesenkt. Freudig erregt drängt sich alles herzu, um, soweit es in der Dunkelheit möglich ist, festzustellen, ob die eigene Angehörige noch am Leben ist, und um die hübsche Aufmachung der Mädchen, mit Glasperlenketten in den Frisuren, zu bewundern. Nach der Entlassung ziehen die Mädchen gruppenweise durch die Dörfer und zeigen sich, vor allem an Markttagen, in ihrem Aufputz.

Sie haben drei verschiedene Beschneidungs-Gesänge: Der eine wird von der Beschneiderin für die noch unbeschnittenen Mädchen gesungen, um ihnen Angst zu machen. Den zweiten singen die Mädchen im Lager, der dritte, ein lebhafter Gesang – „Zo-Lied“ genannt – wird von zwei Dorftrommeln begleitet. Zu allen dreien wird getanzt.

Die Beschneidung wird manchmal, aber nicht immer, sofort an allen Initianten vorgenommen, da sonst ein Teil der Kinder beim Anblick der äußerst schmerzhaften Prozedur Angst bekommen und davonlaufen könnte. Die Operation wird stets von einem oder einer Zo aus der Heimat der Jugendlichen ausgeführt. Diese kommen nämlich oft von weither, von anderen Clänen, wenn bei dem ihren gerade kein Lager abgehalten wird. Es sind also mehrere Zo dazu versammelt. Außerdem ist das Beschneiden eine Kunst, wegen deren Kenntnis man auch zu einer gewissen Berühmtheit gelangen kann, so daß man sogar zu anderen Stämmen dafür gerufen wird. Ich selbst war, als ich zum erstenmal eine Beschneidung sah, erstaunt, um was für eine schwierige Operation es sich dabei handelt. Bei den Knaben ist der Zo in der Regel, aber nicht in allen Fällen, ein Schmied, weil er allein es versteht, das kleine Messerchen für die Beschneidung anzufertigen. Es sieht fast ebenso aus, wie die bei den Dan für Frisur und Bart gebräuchlichen Rasiermesser (Abb. 30 o), hat aber ein eingeritztes Zeichen, das es als Beschneidungsmesser kennzeichnet. Ohne daß wir besonders danach verlangt hätten, wurde uns eines Tages ein solches zum Kauf gebracht. Es befindet sich jetzt im Genfer Museum für Völkerkunde.

Beim Dan-Dorf Buägle war die Knaben-Beschneidung eben im Gang, als wir dort anlangten. Man führte uns etwa zehn Minuten weit nach dem River Cess. An einer Stelle, an der ein kleines Flößchen in den Strom mündet, war das Lager angelegt. Doch mußte ich mit meinem Dolmetscher Tame zuerst noch vor einem Bastvorhang warten. Vom Lager hörte man ununterbrochen das vogelartig schrille Schreien des Maskenmannes, der die Knaben hütet. Es kamen einige Frauen vom Dorf und gaben Essen ab. Ein blinder junger Mann nahm unsere Bitte um Einlaß entgegen, die an sich schon im Dorf genehmigt worden war. Nach etwa fünfzehn Minuten Warten führte er uns den Rest des Pfades entlang zum Lager. Das Ufer fiel dort mählich ab, bildete große sandige Kuhlen, von riesigen Bäumen überschattet. Davor rauschte der Cess-Strom vorbei. Ein selten schöner Ort. Es waren keinerlei Baulichkeiten da.

Auf einer Matte saßen vier Knaben, die tags zuvor beschnitten worden waren. Ihre Penes waren vollkommen in ein Blatt gehüllt. Darunter lagen andere, kunstvoll gefaltete Blätter, in die Blut und Sekret abträufeln konnte.

Etwas abseits saßen drei weitere Knaben, die eben beschnitten worden waren (Abb. 22 a-c). Die Beschneidung war noch im Gang gewesen, als ich vor dem Vorhang anlangte. Darum hatte ich warten müssen, und darum – um die Schmerzenslaute der Knaben zu übertönen – hatte der Maskenhüter geschrien. Nun saßen die Initianten aber ganz gefaßt da; gegen je zwei in den Boden gesteckte Stöcke gelehnt, hielten sie sich vollkommen still. Über den Penis war ein großes Blatt gebreitet. Das Glied selbst ruhte auf einem anderen Blatt, das so geformt war, daß das Blut in eine darunter gelegte Blattschale floß. In die Wunde war ein grünliches Puder gestreut. Die ganzen Vorkehrungen machten einen sehr sauberen, sorgfältigen Eindruck, sicherlich das Äußerste, was Eingeborenen-Hygiene zu leisten vermag. Alle die verwendeten Blätter waren nach bestimmten Eigenschaften ausgesucht.

Es waren acht Männer anwesend. Ich unterhalte mich mit einem der Zo. Als er hört, daß ich auch ein Arzt bin wie er, wird er noch freundlicher. Man schenkt mir einen schönen, eben gefangenen Fisch. An den beiden Ufern des Stromes sind nämlich Fischfallen gebaut, die man vom Lager aus

ständig beobachtet. Gerade jetzt scheint sich an einer der Fallen am jenseitigen Ufer etwas zu bewegen. Einer der Männer schiebt ein Floß in den Strom und paddelt hinüber (Abb. 12b). Ich erfahre dabei, daß diese kleinen Floße die alte Art der Dan sind, den Strom zu befahren. Einbäume zu bauen haben sie erst vor etwa 15 Jahren von wandernden Fanti-Fischern gelernt, die sich hier einige Jahre aufhielten und die Dan z. B. auch das Fischen mit dem Wurfnetz lehrten. Die Floße sind aus drei bis vier armdicken kurzen Baumstämmen zusammengebunden. Ich möchte meinen, daß sie sich in den Stromschnellen besser halten als die schwanken Einbäume.

Die Knaben werden während ihrer Buschzeit sehr gequält. Bevor sie in das Lager kommen, macht man ihnen Angst: „Die Zo fressen euch auf. Eure Knochen werden dann einzeln auf eine Reisworfel gelegt; es kommt eine Medizin dazu, der Zo zählt auf vier und niest viermal – und da kommt euer Fleisch an die Knochen zurück. Dann müßt ihr einen hohen dünnen Baum hinaufklettern; unten werden Buschmesser und Speere in den Boden gesteckt – und jetzt kitzelt dich droben eine alte Frau unter den Armen, bis du herunterfällst.“

Die ersten paar Tage, „solange die Wunde blutet“, werden die Knaben gut behandelt. Dann aber streut man ihnen Pottasche in die Wunde, was höllisch brennt, und man läßt sie im Fluß gegen die Strömung stehen, was ebenfalls starke Schmerzen verursacht.

Viele Knaben und Mädchen werden von der Beschneidung sehr krank, und nicht wenige sterben daran. Kein Wunder, denn Blutvergiftung kann natürlich leicht eintreten, nicht nur während der Operation mit dem unsterilen Messer, sondern auch danach, wenn die frische Wunde mit ungeeigneten Mittelchen behandelt wird.

Früher, so erzählten die Dan, tötete man immer eine ganze Anzahl von Knaben im Buschlager. Man leitete einen Bach um, begrub den Knaben im Bach und führte dann das Wasser zurück, so daß die Leiche nicht entdeckt werden konnte.

Der Zo beobachtet die Knaben, die zur Beschneidung kommen, schon vorher im Dorf. Er behandelt sie dann gut oder schlecht, je nachdem wie sie sich im Buschlager betragen. Sie haben Aufgaben zu erfüllen. So mag er eines Morgens sagen: „Ein jeder von euch muß soundso viele Ratten fangen“. Das bedeutet, daß jeder die doppelte Anzahl Fallen machen und auslegen muß.

Der Dan betrachtet den Zo-Schmied, der ihm durch die Operation und die Leitung des Lagers den Weg zu seinem Leben als erwachsener Stammesangehöriger und fortpflanzungsfähiger Familienvater eröffnet hat, für immer als seinen väterlichen Vorgesetzten. Was die Frauen und die Unbeschnittenen nicht hören sollen, das wird in der Schmiedehütte des Zo verhandelt, und dort werden die Masken aufbewahrt.

Außer den Zo halten sich im Lager einige ältere Burschen auf, die man Quäa nennt. Quäa ist ein jeder, der etwas hinter sich hat, zum Beispiel eine Erkrankung an Pocken, und hier eben die Beschneidung. Die Quäa helfen den Zo.

Jener Knabe, der dem Zo gegenüber zuerst den Wunsch geäußert hat, beschnitten zu werden, wird als erster beschnitten und ist dann Führer der Knaben. Man nennt ihn „Yedi“ = Schritt voraus.

Es sind zwei ständige Betreuer der Knaben da, von denen einer stets im Lager anwesend sein muß. Verlassen die Knaben das Lager, etwa zu einem Jagdzug, oder um im Dorf zu übernachten, so werden sie von diesem Hüter geleitet. Er trägt dann eine Maske mit einer weißen, brillenartigen Bemalung (Abb. 29), ein Bastkostüm, das ihn vollständig verhüllt, und stößt schrille Schreie aus, einem Vogelruf vergleichbar, um die Frauen vor der verbotenen Begegnung mit den Knaben zu warnen.

Im Dan-Dorf Flole bestand ein Knabenlager mit nur acht Insassen. Sie wurden nach Einbruch der Dunkelheit von einem ihrer beiden maskierten Hüter aus dem Busch in ihre Hütte am Dorfrande

geführt. Auf die warnenden Rufe des Maskenmannes zogen sich alle Frauen in die Hütten zurück, und man sah dann die Knaben, die eine große Matte wie eine Wand neben sich hielten, einherhuschen. Früh bei Tagesgrauen ertönten dieselben Warnschreie, und die Jungen eilten ins Buschlager zurück. Dessen Besichtigung wurde mir nach einigen Verhandlungen erlaubt. Es war wieder lediglich ein freier Platz im Walde am Ufer eines Flusses, ohne jede Baulichkeit. Ein Feuer brannte da, und die Maske des einen Hüters lag am Boden. Auch hier hatte man ein Schwirrholtz.

Im Buschlager müssen die Knaben die Gesetze der einzelnen Masken des Landes lernen – wie eine jede zu empfangen ist, was man in ihrer Gegenwart nicht tun darf, wie man auf ihre Fragen zu antworten hat. So wird man auf Reisen in anderen Dörfern nicht in Schwierigkeiten mit den dortigen Masken geraten.

Gute Manieren werden gelehrt: daß man nicht zurückreden soll, damit es keinen Streit im Dorf gibt, wie man würdige Alte anspricht (s. mein Buch „Der gute Ton bei den Negern“).

An Künsten wird das Singen gelehrt, aber keine bestimmten Lieder, sondern nur schwierige Passagen. Ferner sind die täglichen Tanzstunden wichtig. Die einzelnen Jahrgänge haben ihre eigenen Tanzschritte, an denen sie sich später im Leben noch erkennen können.

Die Knaben werden in mancherlei Fertigkeiten unterwiesen. Insbesondere gehen sie täglich auf die Jagd. Eigentliche Handwerke aber, wie Weben oder Schmieden, werden im Buschlager nicht gelehrt.

Die Mädchen können nach ihrer Wahl dies oder jenes lernen: Fischnetze knüpfen, Körbe flechten, Fischen.

Es wird uns der Unterschied geschildert zwischen solchen, die Unternehmungsgeist haben, die Zeit nützen und alles lernen, was geboten wird, während andere sich auf einen Gegenstand beschränken. Die Mädchen lassen sich der Reihe nach zum Kochen einteilen, „aber manche tun auch die ganze Buschzeit über nichts anderes als Kochen“. Es gibt aber bei den Dan keine „Lernklassen“, wie sie Westermann von den Kpelle beschreibt, in deren Buschlager Klassen für Häuptlingssöhne, Söhne von Schmieden usw. bestehen. „Nein“, wird uns gesagt, „im Busch ist einfach jeder ein Sklave!“

Bei der Entlassung findet wieder eine Feier statt. Diese wird im letzten Augenblick auf einen anderen Tag verschoben, denn es ist damit zu rechnen, daß die Hexenleute zauberische Machenschaften gegen die Knaben und Mädchen in Gang gesetzt haben – ein oder zwei Tage später ist dann die Zauberkraft erloschen.

Zur Entlassungsfeier sind alle Männer des Dorfes geladen. Zuerst werden die Totengeister angerufen. Man dankt ihnen, daß sie die Knaben genesen ließen. Dann dankt der Zo den Vätern und Helfern für ihre Mitarbeit. Die Knaben lobt und tadelt er. „Ihr müßt eurem Busch-Jahrgang Ehre machen! Verratet kein Geheimnis unserer Masken hier!“ Die Knaben erhalten ein bestimmtes Reisgericht. „Das ist nun euer letzter Busch-Reis.“

Beim Verlassen des Lagers gilt der Jugendliche als neugeboren. Bei den Knaben wird auf diesen Umstand großes Gewicht gelegt. Man sagt den Frauen, der Jugendliche werde beim Eintritt in das Buschlager von einem mächtigen Wesen verschluckt, das sich ab und zu mit einer schreckenerregenden Tiermaske zeigt. Kommen die Knaben dann aus dem Lager zurück, so sagt man den Frauen, der Buschgeist habe sie „wiedergeboren“. Und wirklich, sie geben sich große Mühe, sich so zu benehmen, als kämen sie eben erst auf die Welt, als wüßten sie nicht, was man essen kann, als kennten sie ihre Verwandten nicht . . .

Kommt ein Knabe im Buschlager um, so sagt man den Frauen: „Der Buschgeist hat ihn nicht wiedergeboren“.

Auch bei den Mädchen sagt man beim Verlassen des Buschlagers, sie seien „neu“. Es kommt vor, daß ein Mädchen sich verheiratet, bevor es das Lager mitgemacht hat. Es holt dies dann nach, mitunter schon mit ihrem ersten Kindchen auf dem Rücken, und da es bei der Entlassung „neu“ ist, muß ihr Mann noch einmal etwa ein Zehntel des Kaufpreises an die Eltern bezahlen. Mitunter bekommt er erst nach zwei, drei Jahren seine Frau wieder, weil er dieses nochmalige Kaufgut nicht aufzubringen vermag.

Fragt man die Dan, ob die Absolvierung des Knaben-Buschlagers bei ihnen wie bei anderen Stämmen den Eintritt in einen Männerbund bedeutet, so antworten sie manchmal mit ja, manchmal mit nein. Einen richtigen Männerbund, wie den berühmten Poro bei ihren westlichen Nachbarn, kennen sie nicht. Doch fühlt man sich in einer unbestimmten Weise zeitlebens „dem Busch“ verpflichtet. Man sagt, man gehöre zu Mbon. Mbon heißt Beschneidung. Wahrscheinlich hat in früheren Zeiten, als man viele stammesfremde Sklaven hielt, dies mehr bedeutet als heute. Die Sklaven waren eben nicht durch das Buschlager der Dan gegangen, sie gehörten nicht zu Mbon. Man konnte Geheimnisse vor ihnen wahren, indem man sie nur den Mbonleuten mitteilte.

In einer seltsamen Weise kann Mbon im späteren Leben wirksam werden, nämlich dann, wenn ein Mann schwer verletzt wird. Ernste Verwundungen kommen oft vor, durch Hieb mit dem eigenen Buschmesser in den Hals oder Unterschenkel. Solche durch Eisen erlittene Wunden setzen die Dan der Beschneidung mit dem Beschneidungsmesser gleich. Sie glauben, daß Heilung nur erzielt werden könne, wenn man den Patienten wie einen frisch beschnittenen Knaben behandle. Er wird darum sofort von den Frauen isoliert. Man baut ihm eine eigene Hütte. Geschah das Unglück auf einer Pflanzung, auf der gute Leute leben, so mag man die Hütte dort errichten, passierte es im Dorf, so wird sie im nahen Busch gebaut. Wie das Buschlager, trennt man sie durch Bastvorhänge von der Mitwelt ab. Wir kamen einmal auf eine Pflanzung, auf der die Leute in vier Hütten wohnten. Eine fünfte stand abseits und war durch einen Bastvorhang gekennzeichnet, aber nicht vor unseren Blicken verborgen. Vor dieser humpelte ein jüngerer Mann hin und her, der uns geflissentlich übersah, während es sonst Gebot des Anstandes gewesen wäre, den weißen Besucher freundlich zu begrüßen. Er war ein solcher Patient, der unter „Mbon“ stand. Man sagte, der Mann sei eigentlich tot. So wie die Knaben beim Eintritt ins Buschlager für die Umwelt sterben und bei der Entlassung wieder geboren werden, so muß auch dieser „Tote“ seine Wiedererweckung erfahren. Auf keinen Fall darf er von Frauen oder Unbeschnittenen gesehen werden. Die Männer des Dorfes sorgen für ihn. Man wendet die gleichen Heilmittel wie bei der Beschneidung an. „Das ist ein zweiter Grund, weshalb die Frauen ihn nicht besuchen dürfen. Die Medizinen sind nämlich meist so stark, daß der Mann schreit, und Frauen dürfen einen Mann nicht schreien hören.“ All diese Anordnungen leitet wieder der Zo.

„Im allgemeinen dauert eine solche Heilung einen bis zwei Monate. Dann lassen wir ihn aber noch einige Wochen in seiner Hütte, bis wir ganz sicher sind, daß er genesen ist, damit wir uns nicht vor den Frauen lächerlich machen.“ Danach wird dann für den dem Leben zurückgegebenen eine Entlassungszeremonie veranstaltet, gleich der für die beschnittenen Knaben.

Ab und zu fügt sich auch eine Frau beim Holzhacken eine schwere Wunde zu. Man läßt sie im Dorf, gibt ihr aber eine eigene Hütte, die durch einen Bastvorhang gezeichnet wird, wie man das mit der Hütte macht, die den beschnittenen Mädchen zum Übernachten im Dorf dient. Die Männer machen aber die Medizin für sie, und ein Mediziner darf zu ihr gehen. Verabreicht werden die Heilmittel aber durch eine Zo-Frau. Andere Frauen dürfen nicht zu ihr, „weil sie sich beim Anblick der Wunde gruseln würden“.

Merkwürdigerweise wird die Behandlung damit eröffnet, daß man dem Patienten Palmöl zu trinken gibt; je größer die Wunde, desto mehr. Man sagt, die Schmerzen kämen von dem Eisenstaub, der beim Messerschleifen abgeht; der tue dem Herzen weh, und dagegen wirke das Palmöl.

Zwischen Reifelager und Heirat

Der entscheidende Wandel, der im Leben der jungen Leute durch die Teilnahme am Reifelager eintritt, liegt darin, daß sie nun heiratsfähig sind. Das ist freilich für die nächsten Jahre nur in dem Sinne der Fall, daß sie sich im anderen Geschlecht nach einem Partner umsehen können, denn zum eigentlichen Heiraten sind sie meist noch zu jung.

Es gibt nun bei den Dan eine besondere Einrichtung, die diesen Jahren ihr Gepräge verleiht. Die Burschen schließen sich nämlich zu kleinen Mannschaften zusammen, die je nach Begabung eine bestimmte Kunst oder Arbeit gemeinsam ausführen. Diese Tätigkeit führt sie im Lande herum; die Mädchen bringen den Burschen gutes Essen, und so lernt man sich kennen.

Unsere Erzähler berichteten sehr gern von diesen ihren Jugendjahren und Jugendkünsten. Schmunzelnd erinnerten sie sich ihrer heimlichen Heldentaten bei den Mädchen, und ab und zu kamen dabei auch Verstrickungen zur Sprache, in die sie bei diesen Flirtfahrten mit den Frauen anderer Männer gerieten.

Wir können die Mannschaften einteilen in *Vergnügungs- und Arbeitsmannschaften*. Unter den ersten gibt es Tänzer, Musikanten mit Gesang, Trommeln, Schlaginstrumenten und Ringer.

In „Der gute Ton bei den Negern“, S. 71, findet der Leser den Lebensbericht eines solchen Tänzers, der mit seinen Brüdern als Tanztrupp von einem Fest zum andern zog.

Als Arbeitsmannschaften treffen wir Waldroder, Holzfäller und Reisschneider. Diese haben dann oft selbst nur eine ganz kleine Farm.

Die Vergnügungsmannschaften werden von den Häuptlingen zu ihren Kuhfesten (s. S. 128) oder zur Eröffnung des Buschlagers oder zur Gründung eines Dorfes gerufen; die Arbeitsmannschaften werden von den wohlhabenden Dan auf deren Pflanzungen beschäftigt (s. S. 31 u. 218 ff. u. Abb. 1 a, b). Jede Mannschaft hat ihren besten Mann, ihren „Hauptmann“. Die Mannschaften jeder Kategorie fühlen sich untereinander verbunden und erkennen einen im Land als ihren Stärksten an. Bei den Rodern heißt er Begua = Haupt des Buschmessers; „er kann eine Palme mit der Hand herausreißen“. Für die Reisschneider ist es sogar ein Stammesfremder, ein Kran-Mann.

In Liberia wird das Ringen nicht mehr geübt, aber im französischen Gebiet steht es noch in voller Blüte, und in den Grenzgebieten gehen die jungen Dan an Markttagen aus Liberia über den Nuon-Strom, um sich dort mit ihren Stammesgenossen im alten Ringkampf zu messen. So sahen wir das Ringen im Häuptlingsort Banneu an der Elfenbeinküste. Nachdem am Vormittag ein lebhaftes Handelsgetriebe geherrscht hatte, wurden die alten hohen Kriegstrommeln geschlagen, und das Publikum stellte sich manierlich in einem weiten Rund auf. Zwei Ringermannschaften nahmen an entgegengesetzten Enden Aufstellung. Die eine war aus einem benachbarten Dorf, die andere war von Liberia herübergekommen. Es mögen auf jeder Seite etwa sechs Ringer gewesen sein. Sie waren von zahlreichen Zauber-Sekundanten begleitet, deren Aufgabe es war, den Gegner zauberisch zu schädigen und die bösen Einflüsse seiner Zauberer abzuwehren. Mit Wedeln und Schlingen durchschritten sie den Kampfplatz in seltsamen Verrenkungen, um sich dann wieder um ihre Schützlinge zu scharen. Es war fast mehr ein Kampf der Zauberer als ein Ringerwettbewerb. Unser Film zeigt deutlich, wie einer der Ringer, körperlich unbesiegt, aus Furcht vor dem Zauber der Gegenpartei den Kampf aufgibt.

Die Ringer, Burschen von dreizehn bis zwanzig Jahren, tragen hübsche, vielgefaltete bunte Lendentücher. Sonst sind sie nackt. Bevor ein Paar den Kampf beginnt, zeigen die Ringer in räkelnden Bewegungen dem Publikum ihre Muskelpracht. Die Art des Ringens ist verschieden von der unseren: Man trachtet, den Gegner von vorne mit beiden Händen gleichzeitig um den Nacken zu fassen. Sie stehen sich darum gebückt gegenüber, so daß die Hände des Gegners möglichst über den Kopf ab-

gleiten, wenn er zupackt. Aus dem gleichen Grunde beschmieren sie sich den Nacken dick mit weißem Palmfett. Um trotzdem mit den Händen Halt zu finden, reiben sie diese alle Augenblicke am Boden im Sand und Staub, ohne dabei den Gegner aus den Augen zu lassen. Der Ringkampf der Dan ist anmutig, nicht zu vergleichen mit dem abstoßenden Muskelgeprotze unserer Athleten.

Das Ende ist dasselbe wie bei uns: der Gegner muß mit beiden Schultern auf dem Boden liegen. Dieses Finale wird von den Zuschauern, deren in Banneu ein paar hundert versammelt waren, mit Geschrei und wildem Gestikulieren begrüßt. Alles rennt auf den Platz mit erhobenen Händen, bis der Platzmeister, mit einer langen Stange bewaffnet, ihn für das nächste Paar räumt. Wie bei uns steigert sich die Güte der Ringer von Paar zu Paar. In Banneu traten zuerst zwei Knaben von etwa dreizehn Jahren gegeneinander an.

Zu den Vergnügungsmannschaften gehören auch Trupps, die sich um eine vermummte, eine Maske tragende Gestalt scharen. Diese Masken sind in ihrer Funktion verschieden von anderen, die ein öffentliches Amt ausüben. Diese werden im Kapitel „Rechtsprechung“ beschrieben. Es gibt verschiedene Typen solcher Unterhaltungsmasken, die man immer wieder im Lande findet, z. B. den „Kagle“ mit spitzer Nase, und zu jeder Maske gehört ein bestimmtes Vorgehen, bestimmte Musik. Sie tanzen meist und treiben Scherze mit den Dörflern. Doch haftet auch solchen Masken ein magischer Nimbus an, der ihr Erscheinen zu einem mehr als profanen Ereignis steigert. Auch ihnen begegnet man mit achtungsvoller Scheu. Niemand würde es wagen, die Maske etwa am Gewand zu zupfen, um festzustellen, wer darunter steckt.

Bei den nördlichen Dan der Elfenbeinküste gibt es Maskenmänner, die als die besten Wettläufer gelten. Andere gute Läufer ohne Maske fordern die Maske zum Wettlauf heraus und suchen sie zu schlagen. So tat auch ich. Das Wettrennen ging über etwa zweihundert Meter einer gewaltigen kahlen Felsplatte. Die ersten hundert Meter ging alles gut – der Maskenmann berührte mich nur einmal mit dem Finger am Rücken. Dann aber schlug ich plötzlich auf die Felsplatte mit einer solchen Wucht, daß ich froh war, als die folgende Inventur nur den Verlust eines Zahnes und Schürfungen an allen Körpervorsprüngen ergab. Der Maskerich aber hüpfte frohlockend um mich herum – sein Zauber hatte mich zu Fall gebracht!

Eine besondere Erscheinung ist bei den Maskenmännern der lange Stelzenteufel (Abb. 20 a, b), den die Dan von den Konor übernommen haben. Es gibt ihrer im liberianischen Dan-Lande etwa ein halbes Dutzend. Er trägt eine vorgeschriebene Tracht mit einem netzartigen Überzug über dem Gesicht. Seine Stelzen sind unglaublich hoch, gegen drei Meter. Auf diesen führt er die tollsten Kunststücke vor, Tanzschritte, Hüpfen auf einem Bein, und dazwischen geht er plötzlich in Riesenschritten auf die entsetzten Zuschauer los; dann wieder knickt er in den Knien ein oder läßt sich scheinbar hintenüber fallen, um sich im letzten Augenblick wieder zu fangen. Vier Trommler begleiten ihn und ein Mann wirkt als Führer und Dolmetscher. Der lange Teufel spricht nämlich nicht die Sprache der Menschen, sondern er äußert sich mit einer seltsam zwitschernden vogelartigen Stimme, wie überhaupt die ganze Erscheinung auf ihren Stelzenbeinen etwas Vogelhaftes hat. Der Darsteller und seine Begleiter sind meist junge Burschen. Obgleich der Stelzenteufel als Gaukler zum Volksvergnügen auftritt und keine kultischen Obliegenheiten hat, ist er doch auch ein Zauberwesen.

Ein Stelzenteufel, der Schmied und Löffelschnitzer von Meaple Bona (s. S. 69) erzählt: „Als junger Bursch war ich Stelzenteufel. Wir hatten einen Kameraden ins Konorland gesandt, damit er es dort lerne, und als er zurückkam, lernte ich es von ihm. Ich brauchte einen Monat dazu. Wir machten im Busch einen Platz frei und hingen als Zeichen ein Blatt an den Eingang, damit keine Frau und kein Unbeschnittener dazu käme. Mein Häuptling wünschte, daß ich es für sein Dorf lerne. Wir sagen ja bei allem, was wir lernen, wir lernten es für unseren Häuptling. Wenn wir dann in ein anderes Dorf gehen und dort unsere Kunst zeigen, so macht es unserem Häuptling einen großen Namen.“

Ich lernte die Kunststücke nur vom Zusehen und ohne etwas zu bezahlen. Die Medizin aber, die ich brauchte, damit ich es wirklich gut machen könne und dabei nicht stürze, die mußte ich kaufen. Manche Dan haben nämlich viel Zaubermacht – die machen dann, daß der Stelzenteufel hinfällt. In unserem Dorf war noch ein anderer langer Teufel, ein besonders geschickter sogar, der hat aber seine Stelzen und seine Tracht und alle seine Medizinen verbrannt, weil er ein Christ geworden ist. Ich verdiente viel durch meine Kunst.“

Die Dan sind von solchen Maskenvorführungen in einem Maße angetan, das wir ihnen nicht ganz nachfühlen können. „Wir Dan lieben eben die Masken gar zu sehr“, sagte mein Dolmetscher einmal entschuldigend, als wir etwas unwirsch auf das neuerliche Auftreten einer Maske reagierten, deren Vorführung uns die Möglichkeit nahm, uns mit den Alten des Dorfes zu unterhalten.

Der Ringer

Erzähler ist ein etwa 40jähriger hagerer Mann in Gaple. Er erzählt etwas stockend in einer angeberischen Art.

Mein Vater hieß Guegau. Er war ein großer Ringer und er zeigte mir diese Kunst. Keiner konnte mich besiegen. Ich konnte mir vier Gegner auf einmal gegenüberstellen und doch alle viere werfen. Mein Freund, der hier neben mir steht, war ebenso stark wie ich. Als ich älter wurde, lehrte ich meinen jüngeren Bruder das Ringen, damit es nicht ausstirbt. Dieser setzt jetzt mein Ringen, das Ringen unserer Familie, fort.

Ich war der Anführer aller Ringer dieses Clans und auch derer vom Gbe-Clan, kurz, der erste im ganzen Lande hier oben. Wir waren eine ganze Reihe von stärksten Ringern und viele von schwächeren. Unsere Tracht war ein Wildkatzenfell und ein bestimmtes Affenfell. So hatte ich also viele Gefolgsleute, die hinter mir herschritten. liche Medizin auf dem Kampfplatze liegen und mußte diese erst wegwerfen. Ich zog weithin herum. Die Häuptlinge riefen mich, daß ich meine Ringkunst zeige. So gingen wir oft von dem hiesigen Clan alle zusammen in Großhäuptling Tuassamas Land. Wenn ich dann so erfolgreich war, schlachtete man ein Kuh mir zu Ehren. Die Geschenke, die ich bekam, verteilte ich unter meine Mannschaft.

Ich war noch klein, als mein Vater mir die Ringkunst beibrachte. Er starb dann, aber meine Mutter lebt noch. Sie heiratet nicht mehr, weil sie viele Kinder hat, die ihr helfen, die Farmarbeit zu tun. Wir lebten also für uns in einer eigenen Hütte.

Als der Krieg gegen die Americo-Liberianer zu Ende war, lernte ich in einem anderen Dorfe ein Mädchen kennen. Ich brannte mit ihr durch nach unserem Dorf und zahlte dann den Brautpreis von dem Gut, das ich durch mein Ringen verdient hatte.

Diese Frau lebt noch und hat viele Kinder geboren. Sie ist meine Hauptfrau. Zwei andere Frauen von mir leben auch noch, aber etliche sind gestorben und ihre Kinder auch. Auch die Frau, die mein Vater für mich gekauft hatte, starb. Sie war noch ein kleines Mädchen. Wenn das geschieht, daß ein Mädchen, für das der Brautpreis schon bezahlt ist, als Kind stirbt, dann wird der Brautpreis nicht zurückbezahlt, sondern die Familie muß ein anderes Mädchen liefern.

Von allen meinen vielen Kindern sind mir nur zwei Mädchen am Leben geblieben. Es gibt eben nicht genug Heilmittel im Land. Ja, alle konnten sie schon laufen, als sie starben. Die beiden lebenden Frauen sind noch zu jung, um Kinder zu bekommen.

Früher war meine Freude im Leben das Ringen. Jetzt ist mein eigentlicher Beruf das Fischen im Fluß. Ich möchte dir aber heute nicht mehr erklären, wie ich das mache. Ich will jetzt baden gehen.

Körperzier

Schmuck

Wie alle Menschen, so streben auch die Dan in diesem jugendlichen Alter danach, das andere Geschlecht durch Hervorhebung ihrer körperlichen Reize zu beeindrucken. Die Neger sind im Schmuck allem Überschwang abhold. Sie lieben es nicht, „zu dick aufzutragen“. Sie behängen

sich nicht wie die Indianer und Polynesier mit bunten Federn, Muscheln oder Blumen, sondern bescheiden sich mit kleinen Metallschmuckstückchen und Ringen aus Metall an Armen und Beinen (Abb. 31).

Bei den Dan gab es allerdings bis vor wenigen Jahren eine Ausnahme von dieser Zurückhaltung: für die vornehmen Frauen nämlich machten sie die Beinringe so dick und schwer wie möglich. (Abb. 31 g). Der schwerste von uns erworbene Ring wog dreizehn Pfund, und davon trug die Frau nun zwei mit sich herum; und das nicht etwa für ein kurzes Fest, nein, Tag und Nacht, ihr Leben lang. Denn die Ringe sind angeschmiedet und werden erst an der Toten vom Schmied aufgebrochen, weshalb sie stets eine Rißstelle zeigen, wie es auch auf unserer Abb. 31 g zu sehen ist. Sie konnten jedoch, wenn eine andere Frau sie tragen wollte, vom Schmied wieder zusammengebogen und die Rißstelle überarbeitet werden. Die Frauen wollten mit diesen schweren Ringen anzeigen, daß sie vornehm sind und es nicht nötig haben, rasch zu gehen, da ja ihre Nebenfrauen oder Sklavinnen die tägliche Arbeit für sie verrichten.

Früher trugen nur Häuptlingsfrauen – so heißt es ausdrücklich – diese gewaltigen Ringe. In jüngerer Zeit hatte jedoch fast jede Dan-Frau solche Ringe an ihren Beinen, wenn sie zumeist auch nur fünf bis sechs Pfund schwer waren. Es war nun – so erklärten sie uns – ihr Ehrgeiz, trotz der Ringe noch leichtfüßig zur Arbeit zu gehen, um dadurch anzuzeigen, daß sie starke Beine hatte. Muskulöse Beine sind noch heute ihr Ideal, wie sie es ja auch bei uns noch zu Wilhelm Buschs Zeiten waren. Ganz kategorisch verneinten die Dan uns gegenüber, daß die Ringe als Fessel für die Frauen gemeint gewesen seien, um sie am nächtlichen Herumstreunen zu hindern. Die Liberianer haben dann das Tragen der Ringe als „unzivilisiert“ und der Arbeit hinderlich verboten. Sie werden aber heute noch als Geld bei Frauenkäufen verwandt.

An der Elfenbeinküste haben wir einmal beim Stamm der Baule, bei dem ähnlich schwere Ringe getragen werden, einer Frau diese abgekauft. Der Dorfschmied kam und bog sie mühsam auf. Wir meinten, der Frau einen Gefallen getan zu haben, und dachten, sie würde erleichtert wie ein junges Mädchen davonhüpfen. Das Gegenteil trat ein! Ihre Muskeln hatten sich durch das jahrelange Tragen der Ringe so verändert, die Beine waren an diesen Stellen ganz dünn geworden, so daß sie ohne die Ringe kaum gehen konnte. Sie humpelte an einem Stock davon, und wahrscheinlich hat sie sich wieder ein Paar Ringe anschmieden lassen. Übrigens trafen wir die gleiche Sitte der schweren „Vornehmheitsringe“ bei den Bakete im belgischen Kongo.

Wir erwarben die schweren Ringe in großer Zahl. Die Dan bringen sie nach dem Verbot durch die Liberianer den Schmieden, damit sie daraus kleine Stücke als Munition für die Vorderlader schneiden. Wenn wir ihnen nicht den geforderten Preis zahlen wollten, sagten sie einfach: „Dann werde ich den Ring eben zum Schmied bringen“. Es kam dabei so recht zutage, wie sie noch in jener ersten Phase der Berührung mit der weißen Kultur stehen, in der die Naturvölker keinerlei Wertschätzung der vom eigenen Volke geschaffenen Kulturwerte haben.

Neben diesen überschweren Ringen gibt es dann alle möglichen Typen anderer Metallringe, die fast alle an den Beinen getragen werden; vielfach sind es Schellenringe. Besonders auffallend sind hohe Ringe, bei denen vier, fünf Schellenreihen übereinander sitzen (Abb. 31 f). Wir sahen Großhäuptling Towe noch einen solchen tragen (Abb. 24 b). Damit sie nicht zu sehr an den Fesseln scheuern, werden sie durch Bastschnüre, die unter den Knien befestigt sind, hochgehalten. Wir fanden sie besonders zahlreich im südlichen Dan-Lande, westlich von Tapita.

Ebenfalls im Guß der verlorenen Form hergestellt werden kleine eiförmige Kettenglieder, die zusammen mit dicken europäischen Glasperlen zu einer Halskette aufgereiht werden. In die Mitte auf Brust oder Nacken kommt dabei ein besonders hübsches Stück aus verschiedenen Spiralen oder deren

Segmenten (s. S. 69). Bisweilen werden für Halsbänder auch Leopardenzähne in Metall nachgegossen, weil sie in natura ein besonders kostbares, den Häuptlingsfrauen vorbehaltenes Schmuckstück bilden (s. S. 178, Abb. 31 e).

Andere Werkstoffe werden im Schmuck der Dan nicht verwandt, auch nicht das sonst bei den Negern so beliebte Elfenbein, das besonders schön auf ihrer schwarzen Haut zur Geltung kommt. Wir haben fast keine beinernen Gegenstände bei ihnen gesehen, obgleich es ziemlich viele Elefanten im Dan-Walde gibt und die Dan sie auch zu jagen verstehen.

Frisur

Besonders eindrucksvoll ist die *Frisierkunst* der Dan. Heute pflegen sie nur die Frauen, aber früher machten sich auch die Männer schöne Frisuren, wie wir noch ein einziges Mal an einem jungen Mann in Towe sehen konnten (Abb. 15 a). Besonders die Spielleute zeichneten sich durch diesen Haarschmuck aus.

Die Frauen machen sich ganz wunderschöne Haartrachten, wahre Kunstwerke der Haarbilderei, und das aus ihrem störrischen Wuschelhaar (Abb. 14 a–c)! Die sich gegenseitig frisierenden Frauen gehören zum nachmittäglichen Dorfbild, wenn die Sonne so heiß herniederbrennt, daß man gerne im Schatten des Hüttendaches liegt (Abb. 9 b). Die Frisierende hat den Kopf der anderen, die der Länge nach neben ihr liegt, auf dem Schoß. Zuerst zupft sie die alte Frisur mit einem metallenen Haarpfeil auf, bis das Haar wild vom Kopf absteht. Es erweist sich dabei als viel länger, als man vermutet hatte. Dann teilt sie mit dem Pfeil das Haar in Felder ein und flicht es innerhalb jedes Feldes straff ein, bis apfelsinenschnitt-förmige Gebilde über den Kopf laufen.

Die Dan haben dabei drei Leitformen: entweder die Felder gehen von einem Mittelpunkt am Scheitel nach allen Seiten aus, also wie an der Apfelsine, oder sie laufen von vorn nach hinten parallel über den ganzen Kopf, oder – das ist die Art der Niqua-Dan – die Felder laufen quer über den Kopf. Dazu zieht dann meist von Ohr zu Ohr über die Stirn ein ganz schmales feines Zöpfchen, das die Frisur gegen das Gesicht wirkungsvoll abgrenzt.

Beim So-I-Clan sahen wir auch eine Frisur mit je einem Zöpfchen, das seitlich vor dem Ohr herabhängt. Sie ist häufig an alten Löffeln und Figuren der Dan und Kran dargestellt, und wir haben die Perücke eines weiblichen Geheimbundes erworben, die so frisiert ist.

Am sorgfältigsten frisieren sich die Frauen im westlichen Dan-Lande. Bisweilen sieht man die schönsten Frisuren schon bei kleinen Mädchen, aber im allgemeinen gehören sie zu den Jahren, in denen die Mädchen sich nach einem Mann umsehen, und zu den jungen Frauenjahren.

In der Frisur wird dann manchmal der Haarpfeil getragen, aber wahrscheinlich weniger zum Schmuck, als um ein gezieltes Kratzen zu ermöglichen.

Bei den Männern sieht man ab und zu, und bei den Knaben häufig, einen rasierten Kopf, auf dem nur ein Haarinselchen stehengeblieben ist. Ein Mann in Tapita trug z. B. einen Halbmond aus Haaren vorn über die Stirn. Er habe das so gemacht, weil er an Kopfweh leide, erklärte er. Bei den Knaben sind diese Frisuren nur als Schmuck gemeint. Bei Trauerfällen rasieren sich alle männlichen und weiblichen Familienmitglieder die Köpfe kahl.

Beim Neger beginnt der Bartwuchs erst um das vierzigste Lebensjahr, und auch dann nur spärlich. Bei vielen Stämmen, so auch bei den Dan, flechten sie ihn zu kleinen Zöpfchen (Abb. 15 b), oder sie schaben ihn mit kleinen Messerchen eigener Herstellung ab (Abb. 15 c, 30 o). Ab und zu tragen sie einen Schnurrbart.

Augenbrauen, Fingernägel

Drei *Körperverzierungen*, die geradezu etwas Dekadentes haben, und uns durchaus unbekannt waren, üben sie an Augenbrauen und Fingernägeln. Die Augenbrauen rasieren sie, aber nicht wie unsere Damen, horizontal, sondern – viel raffinierter – in senkrechter Richtung, so daß die Brauen in lauter parallele kurze Stricheln aufgelöst werden. Unsere Träger standen allmorgendlich auf der Lauer, wenn sie mich beim Rasieren sahen, um die weggeworfene Klinge zu erbeuten, mit der sich das Augenbrauen-Rasieren besonders gut bewerkstelligen ließ. Es muß alter Brauch sein, denn wir finden die Augenbrauen an den Köpfen, mit denen die großen Reislöffel der Dan- und Kran-Frauen oft geschmückt sind, so dargestellt.

Die Dan behaupten auch, sie verstünden es, das Weiße im Auge gelb oder braun zu färben, indem sie einen Fruchtsaft hineinpresse. Wir haben dies aber nicht selbst beobachtet, und ein von uns befragter Ophthalmologe hält es für unmöglich.

Die dritte Sitte konnten wir ebenfalls nicht mehr so beobachten, wie sie einst geübt worden sein soll. Es ist ein Stutzen der Finger- und Zehennägel bis zu einer unvorstellbaren Kürze, „bis ins Fleisch“, „bis man überhaupt fast keine Nägel mehr hatte“. Auch heute schneiden sie sich die Nägel noch auffallend kurz. Seltsam, da doch sonst auch in Afrika die langen Fingernägel als Zeichen der Vornehmheit gepflegt werden. Seltsam auch, weil die Nägel bei den Negern noch ihre eigentliche Funktion, den Finger oder Zeh zu schützen, zu erfüllen haben; man denke nur an das ständige Barfußgehen und das Waldroden. Gelegentlich färben sie sich auch die Fingernägel rot, aber das sei kein alter Brauch, sagen sie. Wir haben selbst gesehen, wie wandernde Haussa-Ärzte ihnen das Mittel dafür verkauften.

Recht häufig sieht man die Mädchen weiß bemalt, besonders im Gesicht, wo sie sich dicke Streifen um die Augen, Dreiecke auf die Wangen malen. Das geschieht insbesondere vor, während und nach der Buschzeit, und ist nach unseren Erkundungen nicht mehr als ein Schmuck. Wenn man dagegen grau beschmierte Dan sieht, so handelt es sich dabei um Medizin gegen irgendein körperliches Leiden.

Zähne

Neben diesen nichtbleibenden Körperveränderungen werden auch zwei solche geübt, die endgültig, unwiderruflich sind, das ist die Tatauierung und das Meißeln oder Ausreißen der Schneidezähne. Die Tatauierung sieht man heute hauptsächlich bei den Frauen, die Zahnveränderungen vor allem an den Männern. Alte Dan- und Kran-Sitte ist es, daß Männer und Frauen in jungen Jahren nach Beendigung des Buschlagers sich die beiden unteren mittleren Schneidezähne ausreißen und alle übrigen Schneidezähne, mindestens aber die zwei oberen mittleren spitz zumeißeln ließen (Abb. 13 a-d). Spitz gemeißelte Zähne haben heute noch die meisten Dan-Männer und viele Frauen, während das Ausreißen nicht mehr allgemein geübt wird.

Die Entstellung wird also bei den Dan durch Meißeln vorgenommen, nicht durch Feilen. Man zeigte uns an einem zwölfjährigen Mädchen, wie es gemacht wird (Abb. 13 d). Man gab ihr ein Holzstück zum Aufbeißen zwischen die Zähne. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den Operateur. Dieser bediente sich eines kleinen eisernen Meißels von etwa 10 cm Länge, auf den er mit einem Eisenstab, nicht mit einem Hammer, schlug. Gegen den Schmerz wird dann ein Stück von einem bestimmten Holz heiß gemacht, in Palmöl getunkt und gegen die verstümmelten Zähne gerieben. Es tue gar nicht lange weh, „nur bis der Hahn wieder kräht“. Wir sahen aber sehr oft die Zähne schwarz geworden, und den Alten fallen sie aus.

Es gibt verschiedene „Dessins“, in welchen die Zähne zugemeißelt sein können, z. B. „Fischgebiß“, wobei die beiden mittleren oberen Schneidezähne bzw. was davon übrig bleibt nach unten und außen spitz verlaufen und die beiden folgenden sich dieser Krümmung anschließen.



Nun essen die Dan ja mit den Händen. Dazu sind offenbar die Schneidezähne doch wichtig, denn wenn den alten Leuten ihre mißhandelten Zähne ausgehen, so schnitzen sie sich kleine Löffelchen, um den Bissen richtig in den Mund zu bekommen. Diese Löffel sind oft recht hübsch, wenn auch nicht so phantasievoll gearbeitet wie die großen Reislöffel, die von besonderen Künstlern angefertigt werden. Die Alten geben ihnen rührende Namen. So heißt einer der Löffel unserer Sammlung „Ich gebe dir keine Schuld“ – nämlich daran, daß ich jetzt mit meinem zahnlosen Munde beim gemeinsamen Essen zu kurz komme; eines anderen Name war „Ich lasse dich mit meinen Kindern zurück“ (= „Du und meine Kinder, das ist es, was von mir übrig bleibt“ oder „Du hölzernes Löffelchen wirst mich überleben – so alt bin ich!“).

Das Zahnausziehen wurde uns von den Kran so beschrieben: Der Zahn wird entweder mit einem Messer oder mittels einer daran gebundenen Schnur, an deren freiem Ende ein schwerer Stein befestigt ist, ausgehoben.

Fragen wir die Dan nach der Bedeutung dieser Eingriffe in ihr Gebiß, so sagen sie entweder einfach, meißeln und ausreißen werde gemacht, „weil unsere Väter es schon so gemacht haben“ oder „zur Verzierung“. Dann heißt es aber auch, der Sinn des Spitzmeißelns sei der, daß man dann besser beißen könne. Sehen wir uns die Gebisse daraufhin an, so haben sie etwas Raubtierhaftes. Die Zähne sind extrem zugespitzt und außerdem stehen die beiden oberen mittleren Schneidezähne nach vorn und weit auseinander, so daß sie geradezu aus dem Mund herausragen. Zu dieser Stellung neigen die Negerzähne schon von Natur; die meisten Dan haben eine halb- oder ganzzahnbreite Lücke zwischen den oberen mittleren Schneidezähnen, und alle Schneidezähne erscheinen in der Seitenansicht nach vorn vorstehend.

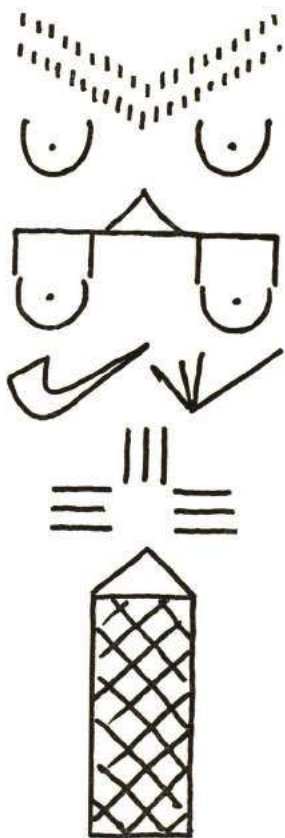
Diese beiden Tendenzen der Schneidezähne, nach vorn und nach den Seiten abzustehen, werden nun aber noch verstärkt, wenn die Zähne gespitzt worden sind. Das ist so zu erklären: wenn die Zähne spitz sind, haben sie bei normal geschlossenem Munde unten keinen Widerstand mehr. Sie werden darum länger als normal; damit wird die Hebelkraft beim Biß größer und drückt die Zähne aus der natürlichen Stellung. Tatsächlich sagte mir ein Dan, die unteren Schneidezähne seien eben dazu ausgerissen worden, damit die oberen länger wüchsen.

Durch das Zusammenwirken von Zuspitzen und dem dadurch verstärkten Vorragen der Zähne wird das Gebiß dem eines reißendes Tieres ähnlich. Ist das sinnvoll zum besseren Essen? Es ist möglich. Man muß bedenken, daß die Dan das Fleisch, wenn sie es aufbewahren oder verhandeln wollen, über dem Feuer trocknen und räuchern, bis es ganz hart ist. Vielleicht geht es dann so schwer von den Knochen, daß die künstlich geschaffenen Reißzähne dabei nützlich sind. Aber es fällt uns doch schwer zu glauben, daß man sich allein für diesen Zweck einer so schmerzhaften Prozedur unterzieht, zumal diese im Alter ins Gegenteil umschlägt, denn dann fallen die mißhandelten Zähne aus. Immerhin, das Spitzmeißeln mag zum besseren Beißen gedient haben, oder auch, um sich einen furchterregenden Ausdruck zu geben. Das Zahnausziehen aber wird wohl etwas ganz anderes sein. Es ist eine uralte und weit verbreitete Sitte bei den Naturvölkern und hat schon zu mannigfachen Vermutungen Anlaß gegeben. Auch die Dan fragen nach einem Sinn, aber nicht als Begründung dafür, daß sie diesen Brauch pflegen – ihnen genügt es, daß die Väter es so gemacht haben – sondern als Er-

klärung dafür, daß die *Alten* auf diese Idee gekommen sind. Da heißt es, man könne dann besser sprechen, oder besser spucken, oder wie erwähnt: die oberen Zähne wüchsen dann besser, oder: „damit man auch einem Ohnmächtigen leicht Medizin einflößen kann“. Es ist kaum möglich, daß eine dieser Deutungen der Grund für eine so eingreifende Entstellung war. Wir haben in den „Psychologischen Beiträgen“, Marburg, 1958, in einem Aufsatz „Gibt es angeborene Denkweisen“ erwogen, ob es sich um ein nicht-rationales Verhalten handeln kann.

Tatauierung

In der Tatauierung müssen wir wieder die altertümlichen Niqua von den anderen Dan unterscheiden. Bei den Niqua wird gerne ausgiebig tatauiert, hauptsächlich an den Frauen, während die übrigen Dan erklärten, eigentlich habe es bei ihnen überhaupt keine Tatauierung gegeben, bis sie ein wenig von den Bassa übernommen hätten. Die Bassa sind ja, wie wir schon hörten, im Süden das modische Vorbild der Dan gewesen.



Die Niqua tatauieren Brust und Leib der Frauen. Das Muster besteht meist aus kleinen schwärzlichen Strichelchen. Es sind wenig phantasiervolle geometrische Ornamente. Nur ab und zu haben wir auf dem Leib einer Frau eine stark stilisierte Echse gesehen. Jede Frau hat ihr besonderes Muster, aber im ganzen gesehen sind diese doch recht einförmig. Die Männer haben lediglich auf Stirn und Nacken kleine senkrechte Strichelchen.

Bei den anderen Dan tragen die Frauen kleine Strichelchen auf Stirn und Schläfe und oft auf der Wange eine Figur, welche sie „die Tabakpfeife“ nennen. Sie stammt nach ihren Angaben von den Bassa, wie sie auch die Pfeife selbst von diesen übernommen haben.

Schließlich gibt es noch in der Niqua-Gegend eine alte Art der Dan-Tatauierung, bei der Männer wie Frauen auf der einen Seite des Rückens ein Ornament haben. Es ist seltsam der Asymmetrie wegen – nur auf der einen Seite des Rückens! –, da den Negerinnen sonst die Symmetrie eine Grundbedingung in allen künstlerischen Dingen ist. Alle Dan haben aber eine charakteristische Tatauierung, nämlich eine lange senkrechte Linie, die über die Mitte der Stirn bis zur Nasenspitze läuft. Wir sahen sie ganz besonders bei den alten Leuten, und ohne Zweifel gehört sie seit langem zum Dan-Gut, denn auch auf den Masken und Reislöffeln wird sie fast immer dargestellt. Man hat durchaus den Eindruck: was Dan sein soll, muß die Stirn-Nasen-Linie haben. So waren wir recht erstaunt, als sie uns einstimmig erklärten, auch diese hätten sie von den Bassa übernommen.

Die Tatauierungen werden entweder mit einem Bündel von drei Nadeln eingestochen oder mit einem Dan-Rasiermesserchen eingeschnitten. Es wird Ruß, der mit einem Blatt „Siese“ verrieben wird, in die Wunde eingeführt, damit sich die Tatauierung von der dunklen Haut abhebe. Die Ausübenden können Männer oder Frauen sein – dafür gibt es keinerlei Regeln. Man kann sich in jedem Alter tatauieren lassen, auch schon als Kind. Manche – so sagten die Frauen – fürchten aber den Schmerz.

Bei den Kran sah ich einmal zu, wie eine Frau meinem Dolmetscher Kretti den Unterarm tatauierte. Es wurde ein rußiger Topf gebracht und das Muster mit Ruß aufgezeichnet. Mit rasch geführten Stichen stach die Frau dann den Ruß in die Haut ein. Es blutete nur ein wenig. Kretti erklärte, es tue nur die ersten Minuten weh, dann spüre er das Stechen kaum mehr, und wirklich wurde erst nach einer halben Stunde eine Pause eingelegt.

Überall versichern die Dan, die Tatauierungen hätten keinerlei Bedeutung, auch nicht die Echsen auf dem Leib der Frauen. Die letzteren bedeuten bei manchen afrikanischen Stämmen Fruchtbarkeit, weil die Echse als höhlenbewohnendes Tier Verbindung zur unterirdischen Welt der Abgeschiedenen hat und deren Seelen wiederbringen kann. Die Echse ist auch ab und zu auf dem Rücken eines Reislöffels der Dan abgebildet, der ja auch ein Handwerkszeug der Frau ist.

Ab und zu tatauieren sich die Mädchen auch die ganze Unterlippe, so daß sie fortan blauschwarz erscheint.

Kleidung (Abb. 16 a–d)

Die Dan-Kleidung hat in der letzten Generation etliche Wandlungen durchgemacht. In den „alten Zeiten“, die bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts dauerten, trugen sie nur Rindenstoffe und Felle. Die Männer kleideten sich gerne in das Fell des Affen Uou, der einen weißen Hals hat. Rindenstoff wird heute noch in Afrika da und dort angefertigt (s. a. Kapitel „Handwerke“, S. 68). Wo er nicht mehr als Kleidungsstück getragen wird, findet man ihn bisweilen noch als Trauerkleidung, wahrscheinlich, weil er zur Welt der toten Vorfäter gehört, vielleicht aber auch, weil er im Vergleich zu neuzeitlichen Stoffen als schmucklos und ärmlich gilt. Alte Dan tragen heute noch manchmal Rindenstoffe. Ein Rindenstoff, der den ganzen Körper zu bedecken vermag, kostete eine Ziege. Danach kam der Brauch auf, eine Art Netzstoff zu tragen. Er wurde ebenso angefertigt wie die Fischnetze der Dan-Frauen.

In neuerer Zeit tauschten dann die Dan bei den Mandingo baumwollene Stoffe ein, und zwar zuerst nur schwarze. Diese verarbeiteten sie zu kurzen Hängerchen, die kurz unterhalb der Hüfte zu Ende waren. Sie hatten lediglich drei Löcher für Hals und Arme. Diese Hänger schätzten sie besonders für die Jagd, weil sie die Haut gegen die Dornen schützten und im dunklen Busch so schlecht zu erkennen waren wie die schwarze Haut. Auch heute tragen die Dan-Jäger noch diese schwarzen Hemden.

Schließlich lernten sie selbst von den Mandingo und den Konor weben und färben. Ihre Stoffe sind im allgemeinen blauweiß gestreift, vielfach aber auch nur weiß. Weiße Stoffe werden besonders im westlichen Dan-Lande gern getragen. Die Männer werfen, schlingen, kneten sie malerisch über die eine Schulter oder tragen sie auch nur um die Hüfte, wobei dann der obere Rand in einen dicken Wulst gedreht wird (Abb. 16c). Die Frauen dagegen müssen sich mit einem viel kleineren Tuch begnügen, das ihre Brust freiläßt. Das Frauentuch ist zu einem festen Wertbegriff geworden; bei Frauenkäufen werden soundsoviel Frauentücher – nie Männerstoffe – gegeben.

Zur Arbeit geht der Mann nur mit der Schambinde oder einer Art Badehose aus Baumwollstoff bekleidet, die Frau dagegen trägt auch auf dem Pfad ihr Hüfttuch. Nur wenn die Frauen zum Fischen gehen, sind sie fast nackt, und man empfindet dann erst, wie sehr die Kleidung heute schon zu den Dan gehört. Der Anblick der unbekleideten Frauen hat etwas Befremdendes, Urtümliches, Wildes.

Die kleinen Kinder laufen oft nackt herum. Später tragen die Knaben und Mädchen eine Schambinde, die Knaben bisweilen darüber ein Band mit drei Zipfeln, die Mädchen manchmal ein Hüfttuch wie die Frauen.

Fragen wir nach den Motiven, weshalb ein Volk in einem so heißen Klima sich bekleidet, so ist da zunächst das Schamgefühl zu nennen, das ja bei der heutigen Menschheit ziemlich allgemein verbreitet ist. Es gibt allerdings auch nacktgehende Völker und solche, bei denen nur die Männer oder nur die Frauen gänzlich nackt gehen. Seltsam ist es aber, wie uneins und wenig folgerichtig die Menschen in dem sind, was sekundär mit zu den „Scham-Objekten“ gehören soll. Die Frauenbrust wird von sehr vielen Völkern nicht als „schambedürftig“ empfunden, und unsere Großeltern verhüllten noch das Frauenbein, das heute absichtlich zur Geltung gebracht wird. Was im Straßenkleid unangenehm auffallen würde, ist bei der Abendtoilette plötzlich erlaubt. Ja, in der Mode unserer Jahre wird die Frauenbrust zwar sorgsam verhüllt, aber dann erst recht mit allerhand modischen Mitteln auffällig gemacht.

In Liberia hat der Schambegriff neuerdings eine ganz seltsame Verschiebung erfahren. Mit dem Aufkommen der Trikothemden der Weißen als Männerkleidung findet sich die Männerbrust plötzlich in den Schambegriff miteinbezogen. Wenn die Dan-Männer auch im allgemeinen noch mit nacktem Oberkörper gehen, so gerieten wir doch einmal in große Schwierigkeit mit einem liberianischen Beamten, weil wir einen jungen Dan gebeten hatten, sein zerschlissenes Trikothemdchen auszuziehen, damit wir seine Tatauierung fotografieren könnten. Auch die Ringer in Liberia erklärten uns, sie übten ihre einst so beliebte Kunst nicht mehr, weil es doch einem Manne nicht anstehe, sich in Nacktheit zu produzieren.

Ein weiteres Motiv für das Bekleiden ist der Schutz, den es gegen die Dornen im dichten Wald und gegen die abendliche und morgendliche Kühle gewährt. Schließlich ist der Baumwollstoff mit seiner schönen blauweißen Streifung ein Schmuck des Körpers und zeigt die Wohlhabenheit des Trägers an.

Scham, Schutz, Schmuck, Geltungsbedürfnis also motivieren die Kleidung der Dan. Dazu kommt nun aber in neuerer Zeit noch ein weiteres Bestreben: die Nachahmung der Träger einer höheren Kultur. Als solche traten zuerst die mohammedanischen Mandingohändler vor die Dan.

Ganz ähnlich trat ihnen wenig später der amerikanisierte schwarze Rassegenosse gegenüber, nur daß man bei ihm keinen Anlaß hatte, den Grund seiner Überlegenheit in seiner Religion zu sehen, denn diese kam erst später mit den Missionen da und dort zur Kenntnis der Dan.

Nun haben sie natürlich den Wunsch, allmählich diesen Trägern höherer Kulturen gleich zu werden. Aber wie soll das geschehen, wo soll man damit anfangen? Lesen und Schreiben lassen sich nur in jahrelangem Studium erlernen, das den Dan im allgemeinen gar nicht zugänglich ist. Aufnahme in die so weit überlegene Gemeinschaft der Mohammedaner ist nur den hochgestellten Dan erreichbar. So bleibt dem Dan bei seinem „Streben nach Höherem“ eigentlich nur die äußerliche Nachahmung, also die Annahme der fremden Kleidung. Für einen Mandingo sieht der Dan in der weiten Mandingorobe ebenso komisch aus, wie für uns in der Kleidung der Weißen, denn das wallende Gewand ist für die hagere Gestalt der Mandingo mit ihrem gemessenen Gang geschaffen, nicht aber für den unteretzten Dan mit seinem hurtigen Arbeitsschritt. Es ist derselbe Vorgang, der unsere Bauern immer wieder veranlaßt, die ihrer Lebensweise nicht gemäße städtische oder höfische Kleidung anzunehmen, deren Abwandlungen wir in den heutigen Bauerntrachten vor uns sehen; und schließlich in unseren Tagen wieder das Verlassen dieser Trachten zugunsten der modernen städtischen Kleidung. Bei den Negern mag hinzukommen, daß ihre eigene Kultur eine im wesentlichen musisch gerichtete

Tafel rechts:

11a Frauen beim Reis-Stampfen. Im Vordergrund eine Frau mit Worfelkorb. FHH 209-31

b Mädchen der Dan. FHH 249-4

c Gang zur Wasserstelle. FHH 261-2





12a Brücke über ausgetrocknetem Bachbett.



12b Ein Dan überquert den Nuon-Strom auf einem Floß. Die Dan kannten bis vor kurzem keinen Einbaum.



12c Überquerung des Nuonstromes auf einem Floß, das an einer quer über den Strom gespannten Liane voran gezogen wird.

ist. Die Natur spendet ihnen ihre Gaben, wenn nicht reichlich, so doch leidlich regelmäßig. Und so richten sie ihre geistigen Anstrengungen vor allem auf diejenigen Dinge, die das Dasein verschönen. Darin stehen sie sehr im Gegensatz zu den Eskimos, die in ihrer arktischen Daseinsnot hauptsächlich darauf bedacht sind, gute Jagdmethoden und Waffen, wie etwa die Harpune, oder Transportfahrzeuge wie das Kajak auszuklügeln. Den Negern scheinen daher auch an den höheren Kulturen vor allem die musischen Errungenschaften nachahmenswert, wobei Dinge, die, wie die Kleidung, für uns in erster Linie Gebrauchsgegenstand sind, ihnen „musisch“ erscheinen mögen. Unsere Träger erstanden für ihren Lohn am nächsten Handelsposten ganze Stöße von Trikothemden, Pyjamas, ja sogar Schuhe, die ihre Füße schrecklich quälen. Solche Bilder gibt es bei den Eskimos nicht. Entsprechend ihrer auf den Daseinskampf ausgerichteten Kultur nehmen sie von uns nur das an, was ihnen praktisch, wirtschaftlich nützt, also Taschenlampen, Schne Brillen, Ski, Flinten. Ein Eskimo mit Zylinderhut ist undenkbar.

Schönheitsideal

Neben diesen künstlichen Steigerungen der menschlichen Reize haben die Dan natürlich auch ein Schönheitsideal, das ohne solches Zutun vom Partner gefordert wird. Unsere Träger stellten ab und zu begeistert fest, in diesem oder jenem Dorf gäbe es viele hübsche Mädchen, und da erhielten wir dann ungekünstelte Auskunft über ihre Schönheitsansprüche. Das Mädchen soll „kleine Augen“ haben. Dabei ist die Partie unter den Brauen so dick – es sieht fast so aus, als wäre sie geschwollen –, daß das Auge nur in schmalen Schlitz sichtbar ist. Sie soll schön gemeißelte und weiße Zähne haben, die Brüste sollen fest und voll sein, der Leib flach. Wie schon gesagt, sind dicke Waden schön, dazu große Hände und lange Finger. Der Hautfarbe wird keine Beachtung geschenkt; schwarz oder braun ist gleich schön. Der Großhäuptling Mongru hatte bis vor kurzem eine ganz schwarze Lieblingsfrau, während er jetzt eine mehr braune bevorzugt.

Große Frauen werden nicht geschätzt; mittelgroß ist dem Dan am liebsten. Überraschenderweise sollen die Arme haarig und die Augenbrauen stark sein, wozu sie wenig Veranlagung haben, denn die Körperbehaarung des Neger ist spärlich. In manchem wird so geradezu das Gegenteil ihres Rasse- oder Volkstyps angestrebt: der Hals soll lang sein, während die Dan durchaus zu gedrungener Gestalt neigen; die Lippen sollen nicht dick und die Nase nicht breit sein. Wir glauben, daß sich darin die Höherachtung jener fremden Rassen wie Fulbe, Berber, Araber ausdrückt, die sich von altersher durch die offenen Graslandschaften des Sudan gegen die Negergebiete vorgeschoben und sich vielerorts die Negerbauern unterworfen haben. Es fällt auch auf, wie in der bildenden Kunst der Neger oft unnegerische Züge, wie lange schmale Nase, kleiner schmaler Mund gebildet werden, so etwa bei den Masken der Baule, Guro und Senufo an der Elfenbeinküste (s. a. S. 131).

Eine schöne Frau wird mit einer Kuh verglichen, „weil eine Kuh soviel Fleisch hat“. In einem Lied heißt es auch „sie geht wie eine Kuh“.

Bei Männern wie Frauen schätzt man eine hübsche Weise des Lachens. „Bei manchen sieht es ja aus, als wollten sie greinen. Nein, man soll Lust bekommen, mitzulachen.“

Die Eitelkeit kann die Dan-Frau dazu führen, daß sie ein Kind vergiftet, das sie in jungen Jahren bekam. Sie schämt sich dann später, schon so ein großes Kind zu haben und dadurch nicht mehr jung zu erscheinen.

Die Frauen ihrerseits sind nicht weniger ausgesprochen in ihrer Wertschätzung der Männer. In Kampe kam täglich ein Mann zu uns, der früher seiner Schönheit und Tanzkunst wegen ein berühmter Liebhaber im Dan-Lande gewesen war. Die Frauen – so erzählte er – sandten ihm von fernher Geschenke zu, einmal einen Ring, einmal feines Essen; sie bissen ein Stück Colanuß ab und

reichten es ihm, um zu sagen „Ich liebe dich“. Manchmal, wenn er unterwegs auf dem Pfad Frauen begegnete, umringten sie ihn und trugen ihn der Reihe nach auf dem Rücken, um ihn zu ehren.

Traurig endete es mit diesem Don Juan: „Eines Tages behexten sie mich, so daß ich die Schlafkrankheit bekam. Man fand nie heraus, wer es getan hatte, aber wahrscheinlich war es einer der Tänzer aus der Gruppe, deren Hauptmann ich war. Ich war mit dem Großhäuptling Mongru in-Gaple gewesen, um dort zu tanzen. Die Leute dort träufelten Öl auf meine Schultern, wie man tut, wenn man jemand ehren will, und darin war die böse Medizin, die mich krank machte. Da verließen mich die schönen Frauen, weil mein Verstand verwirrt wurde und ich immer schmutziger wurde. Ich muß mir seither selber kochen, weil niemand mit mir essen will. Mein Bruder tut es allenfalls einmal, aber auch nicht gern, denn ich bade bisweilen drei bis vier Wochen lang nicht. Keine Frau findet sich bereit, mir Wasser zu bringen. Meine Tochter ist hier verheiratet, und mein kleiner Sohn ist auch in diesem Dorfe. Er gesellt sich manchmal zu mir, wenn ich durchs Dorf gehe oder tanze.“ Manchmal macht dieser Tänzer sich auf, ohne jemandem Bescheid zu sagen, und wandert ohne irgendeinen Grund weit über Land. Immerhin konnte er uns sein Schicksal selbst erzählen und sang und tanzte für uns. Er tue das, sagte er, damit er sich ein wenig Geld verdiene, um sich davon Lebensmittel zu kaufen. Er erfinde keine neuen Tänze, sondern tanze die ganz alten, die ihn sein Vater, der ein großer Maskenmann gewesen war, gelehrt hatte.

Reinlichkeit

Wir erwähnten schon, daß die Dan ein sehr reinliches Volk sind. Ein jeder Dan-Mann, jede Dan-Frau badet sich allabendlich mit warmem Wasser, wohlhabende Leute auch des Morgens. Als Mann begibt man sich hierzu hinter die Hütte, kauert sich in Hockstellung auf einen dort hingelegten flachen Stein und wäscht sich aus dem Wassertopf mit einem faserigen Bausch ab: erst die Hände, dann Kopf und Gesicht, wobei man die Hände gegen Augen und Nase drückt und sich mehrmals energisch schneuzt. Seife wird zum Baden nicht verwendet, obwohl die Dan solche zum Wäschewaschen herstellen (s. Dorfleben).

Die Frauen haben besondere Badeplätze, mit Steinchen ausgelegt, damit das Wasser absickert, am Waldrand, hinter den Hütten der einzelnen Familien, wo dichtes Buschwerk sie der Sicht entzieht. Die Pfade zu diesen Örtlichkeiten hat man als Mann zu meiden.

Säuglinge und Kleinkinder werden am frühen Vormittag, wenn die Sonne schon warm scheint, warm gewaschen, und zwar von Mutter oder Großmutter. Oft sieht man auch ein zehnjähriges Mädchen gewissenhaft ihre kleine Schwester waschen, ein Anblick, der uns immer besonders entzückt hat. Bei der Säuglingswäsche pustet die Mutter dem Kleinen mehrmals kräftig in das eine, dann in das andere Nasenloch, wobei aus dem zweiten Nasenloch herausfliegt, was heraus soll.

Seit etwa zehn Jahren errichten die Dan in Liberia für das Baden am Dorfrand kleine runde Umzäunungen aus Palmrippen, etwa 1,50 Meter im Durchmesser; der Grund wird auch dort ausgehoben und mit Steinchen aufgefüllt, so daß das Waschwasser rasch abfließt. Eine sehr vernünftige Neuerung, von der auch wir beim abendlichen Bad Gebrauch machten. Die Frauen baden jetzt auch meist hier.

Mit diesem Warmwasserbad bringen die Dan der Reinlichkeit ein wirkliches Opfer, denn oft liegt die Wasserstelle weit ab, so daß das Herbeiholen der nötigen Wassermengen für die von der Tagesarbeit ermüdeten Frauen recht lästig ist. Ein Mann würde nie selbst Wasser holen. Freilich, nicht nur das Reinlichkeitsbedürfnis läßt die Dan nach dem Bad verlangen: in der feuchten Urwaldhitze verdunstet der Schweiß kaum, so daß man abends das beengende Gefühl hat, die Haut könne nicht mehr atmen, zumal sich bei der Landarbeit noch der Staub in die Körperfeuchte mengt. Also empfindet

man das abendliche Bad als eine Befreiung, nach der man auflebt. Immerhin gibt es auch Negerstämme, die unter gleichen Verhältnissen leben und trotzdem nicht so reinlich sind, so z. B. die Kran, die südöstlichen Nachbarn der Dan. Kam auf dem Pfad eine Kran-Familie an uns vorüber, so rümpften unsere Träger die Nase: „Diese Kran riechen. Sie sind gar zu schmutzig. Sie baden sich oft drei Tage lang nicht!“

Auch ihre Zähne halten die Dan sehr sauber, indem sie sie nach den Mahlzeiten etwa fünf Minuten lang mit einem Stöckchen, das vorne auffasert, ausstochern und reiben. Diese Stöckchen, von einem bestimmten Strauch geschnitten, stecken immer beim Ausgang griffbereit unterm Hüttendach.

Zum Austreten gehen die Frauen von ihrem Badeplatz auf besonderem Pfad noch tiefer in den Busch, wo dann wieder ein Plätzchen freigeschlagen ist. Man legt ein großes Blatt unter, reinigt sich auch mit einem solchen oder mit einem Maiskolben, und zwar mit der linken Hand, damit die Rechte stets rein bleibe, deckt ein Blatt darüber und wirft es in den Busch, wobei die rechte Hand nur an einem Zipfel anfassen darf.

Eine Frau zufällig, etwa auf der Jagd, bei einer solchen Verrichtung zu sehen, gilt als sehr unglückliches Geschehnis für beide Teile. Es heißt, beide müßten dann, und wäre sie noch so alt, intim verkehren, damit auch sie von ihm ein Geheimnis zu wahren habe, denn eigentlich müßte sie ihn ja ihrem Mann anzeigen (s. S. 109). Geht die Frau später im Dorf an dem betreffenden Mann vorüber, während er bei seinen Freunden steht, so verläßt er die Gruppe als ein Zeichen, daß er auch jetzt, wo er durch ihr Vorbeigehen daran erinnert wird, nicht hinter ihrem Rücken von dem Gesehenen schwatzen wird.

Die Männer hingegen gehen zum gleichen Zweck auf einem der Hauptpfade etwa 100 Meter vom Dorf fort. Dort hat dann ein jeder seinen eigenen kleinen Seitenpfad zu seinem Plätzchen im Busch, das er aber nicht wie die Frauen durch Fortwerfen rein hält. In der Regenzeit sucht man gestürzte Bäume auf, um nicht im Unrat zu stehen. Dem Fremden zeigt der Gastgeber den Pfad zu seinem Baum. Mit Schmunzeln erzählt man uns, wie die kleinen Buben sich bemühten, auch schon wie die Erwachsenen auf dem Baum zu hocken. Im Gegensatz zu manchen ihrer Nachbarn gehen die Dan zum Austreten nie an einen Fluß, und es ist verboten, hierzu diejenige Seite des Waldes aufzusuchen, die oberhalb der Wasserstelle liegt.

Der Häuptling hat oft einen besonderen Ort im Busch, ähnlich dem der Frauen, und zwar in Verbindung mit seinem Palaver- und Trinkplatz. Dieser wird an einem kühlen Plätzchen im hohen Busch freigeschlagen. Wenn die Dörfler sich zu einer Verhandlung dorthin begeben, sagen sie: „Wir gehen zum Häuptlingsabort“. An diesem nur ihm zugänglichen Örtchen bewahrt der Häuptling auch einen Teil seines Eigentums auf, z. B. seinen Vorrat an Colanüssen.

Ab und zu sieht man heute, von Regierungsseite angeregt, Latrinenhäuschen am Rande der Dandörfer. Es scheint sehr fraglich, ob sie der Hygiene dienlich sind. Sie bilden eine Brutstätte der Fliegen, während die im Busch liegenden Fäkalien schon zwei Tage später von Kleintieren, Sonne oder Regen fast vollständig zersetzt sind.

Viele feste Gebote halten den Dan und insbesondere die Frauen zur Reinlichkeit an, und Reinlichkeit ist eine der wichtigsten Eigenschaften, die von einem Mädchen gefordert werden, wenn es einen tüchtigen Mann finden will. Ist eine Frau in ihrem Haushalt unsauber, sieht man dort z. B. den Eimer mit dem Badewasser nahe beim Trinkwassertopf stehen, oder betätigt sie sich trotz eines heftigen Schnupfens beim Kochen, so nimmt man in der Familienrunde kein von ihr zubereitetes Essen an.

Wenn mehrere Frauen in einem Haushalt sind, so vermeiden sie das Kochen während des monatlichen Unwohlseins. Es gibt aber bei den Dan nicht, wie bei anderen Negerstämmen, eine beson-

dere Hütte im Dorf, in der die Frauen während dieser Tage leben, und es wird auch nicht – wie bei anderen Stämmen – ein sichtbares Zeichen getragen, das diesen Zustand anzeigt. Früher wurde Rindenstoff verwandt, heute alte Stücke der selbstgewobenen Baumwollstoffe.

Ehe und Familienleben

(Das Leben der Dan-Frauen findet der Leser ausführlich geschildert in dem Buch „Schwarze Schwester“ von Ulrike Himmelheber.)

Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern vor der Heirat scheinen den Dan durchaus natürlich. Ja, sie glauben, daß ein zur Reife gelangtes junges Mädchen einen Partner vom anderen Geschlecht notwendig brauche, sonst werde sie dahin-siechen und sterben. Anders bei den Burschen. Bis vor kurzem pflegte man ein keusches Jünglingstum. Man beschnitt die Burschen erst mit etwa 20 Jahren. Vor der Beschneidung ist ihnen der Verkehr mit Mädchen streng untersagt und wird auch von keinem Mädchen geduldet. Solange konnte der Bursche wie ein Kind völlig nackt gehen. Er diente nur als Liebesbote für seine älteren Brüder. „Wegen dieser langen Keuschheit in der Jugend wurden die Männer so alt. Darum siehst du all die vornehmen, rüstigen Greise in unseren Dörfern.“ „Verkehrt ein Bursche bevor er 20 ist, so wird er schläfrig und krank.“

Dann aber ist Verkehr zwischen den Unverheirateten durchaus die Regel. Er vollzieht sich nach bestimmten Spielregeln. Wie bei uns darf die Initiative nicht offen vom Mädchen ausgehen. Sie zeigt aber dem Erwählten ihre Zuneigung, indem sie ihm gutes Essen zusendet oder das Badewasser bringt. Der Mann verwendet einen Liebesboten und die Frau muß ebenfalls eine andere Frau haben, die für sie vermittelt. Erhält sie einen Antrag, so sagt sie: „Ich will's erwägen“, und hört sich bei den anderen Frauen nach dem Ruf des Bewerbers um. Ist er häßlich, hat er schlechte Manieren, so bekommt er eine Absage, wird er gelobt, so übermittelt die Helferin ihr Einverständnis.

Eheschließung

Die Frau wird *gekauft*. Sie kostet eine oder auch zwei Kühe, aber dazu kommt im Einzelfall noch anderes Gut, besonders Stoffe und Schafe, oder diese nehmen überhaupt die Stelle der Kuh ein. Früher, als es nur wenige Kühe im Dan-Lande gab, kaufte man die Frauen für schwere Messingringe, und dies Zahlungsmittel ersetzt auch heute noch oft die Kuh.

Es ist Dan-Sitte, daß der Vater dem Sohne die erste Frau bezahlt, weil der Sohn als junger Mann noch gar nicht in der Lage ist, den Gegenwert aus eigenen Mitteln aufzubringen.

Wird das Mädchen als Kind erworben, oder hat man nicht genug Gut beisammen, so erstattet man den Kaufpreis in Raten. Manche Dan führen über die für die Braut geleisteten oder erhaltenen Zahlungen auch Buch, indem sie kleine hölzerne Nachbildungen der Güter an eine in der Hütte aufgespannte Schnur hängen. Die erste Gabe zählt dabei nicht mit.

Wenn dann das Mädchen nach voller Bezahlung wirklich bei ihrem Mann eintrifft, so muß er noch einmal etwa ein Zehntel des Kaufpreises als sogenanntes Willkommensgut an die Eltern bezahlen. Aber seine Verpflichtungen enden nie. Sein ganzes Leben lang muß er den Verwandten der Frau, wenn sie in sein Dorf kommen, wesentliche Geschenke geben und ihnen ab und zu Arbeitshilfe leisten, selbst über den Tod der Frau hinaus. Über den Ablauf der Kaufverhandlungen s. S. 102 f. Die Frauen werden wie alles andere Gut an die männlichen Verwandten vererbt. Erstes Anrecht hat

der älteste Sohn; ist kein Sohn da, dann der Bruder, dann des Bruders Sohn. „Ich hatte zwei Hauptfrauen. Eine hatte ich nämlich vom Bruder meines Vaters geerbt.“

Eine Heirat kann auf verschiedene Art zustande kommen: die beiden Heiratswilligen können sich aus freier Neigung finden, oder das Mädchen wird von ihrem Bewerber oder dessen Vater gekauft, solange sie noch ganz klein ist. In letzterem Fall bleibt es bei ihren Eltern, bis es mindestens das Reifealter erreicht hat. Erst wenn die Mutter einverstanden ist, verläßt sie das Elternhaus, um dann zunächst im Hause des Mannes als jüngste Frau eine untergeordnete Stellung einzunehmen, aber doch verschieden von den Sklavenmädchen (s. u.). Oft kauft der Vater ein solches Mädchen für den Sohn, während dieser selbst noch ein Kind ist.

Obgleich der Handel in einem solchen Falle ganz und gar zwischen den erwachsenen Männern ausgemacht wird, spinnt sich doch zwischen den Kindern, die einander versprochen sind, ein besonderes Verhältnis an. Ab und zu trafen wir kleine uns bekannte Jungen auf dem Pfad oder in einem ihrer Heimat fernen Dorf, und wenn wir sie fragten, was sie hier trieben, so war die Antwort: „Ich besuche hier meine kleine Frau.“

Im Dorf Zegle kommt ein besonders hübsches Mädchen von etwa acht Jahren auf unseren Dolmetscher Dan, Sohn des Großhäuptlings Mongru, zu, gibt ihm die Hand und schlüpft dann hinter ihn auf die Sitzmatte. „Das ist eine meiner Frauen“, erklärt uns Dan, „ich habe sie vom Dorfhäuptling hier gekauft.“ – Dan hatte zu Hause schon mehrere erwachsene Frauen. Nachdem das Kind eine Weile hinter ihm gekauert war, erlaubte er ihr, wieder hinauszugehen. Sie hatten kein Wort miteinander gesprochen, aber trotzdem lag eine gewisse Innigkeit in dem Wiedersehen, und Dan strahlte, als ich ihm sagte, wie hübsch ich das Kind fände. Auf dem Heimweg erzählte er, wie es zu der Verlobung – wenn wir es so nennen wollen – gekommen war. Vor zwei Jahren war ein Treffen von Häuptlingen gewesen. Da hatte der Häuptling von Zegle zu ihm gesagt, er möge ihn, Dan, am liebsten von allen Söhnen Mongrus leiden, sein Wesen gefalle ihm so gut. Er habe eine kleine Tochter zu Hause, die wolle er ihm als Frau geben. Dan war einverstanden, obgleich er das Mädchen nie gesehen hatte, und schenkte dem Häuptling zunächst ein paar Stoffe. Von da an zahlte er den Kaufpreis und hat bis heute in Geld und Gut (er nennt Stoffe und Töpfe, alles Importware) drei Fünftel des Preises bezahlt. Er weiß darüber ganz genau Bescheid.

Von einem solchen „angetrauten“ Mädchen erwartet man, daß sie, wenn sie heranwächst, nicht mit anderen Burschen in intime Beziehungen tritt, auch wenn ihr Verlobter – was meist der Fall ist – in einem anderen Dorfe wohnt. Unversprochenen Mädchen sind hierin keine Beschränkungen auferlegt, und man nimmt keinen Anstoß, ein Mädchen zu heiraten, das schon ein Kind geboren hat. Wenn die kleine Braut stirbt, begnügt man sich mit einem beliebigen Ersatzmädchen. Es kommt sogar vor, daß das Kind schon im Mutterleibe verkauft wird. Wird es ein Knabe, so nimmt es der Käufer an Sohnesstatt an. Ein solcher Sohn heißt Magua. Man bringt dann schon der schwangeren Mutter ab und zu Lebensmittel und sagt: „Dein Kind soll entweder meine Schwiegertochter oder mein Sohn werden.“

Wenn die Ausersehene noch ein Kind ist, achtet man bei der Wahl auf die Weise der Eltern, ob sie gediegene, fleißige Leute sind. Ist sie erwachsen, so sieht man sich nur die junge Frau selber an und fragt nach ihrem Lebenswandel, ohne auf das Herkommen zu achten.

Sehr oft erwirbt der Vater für sich selbst eine wesentlich jüngere Frau in der unausgesprochenen Absicht, sie später einem seiner heranwachsenden Söhne als Gattin zu überlassen. Seine Söhne werden sich dann mit der Frau befreunden, zwar hinter dem Rücken des Vaters, aber doch mit dessen stillschweigendem Wissen. Eines Tages merkt der Vater, daß das Mädchen sich von ihm abwendet, weil sie einen seiner Söhne wirklich liebt. Nun ruft er die Alten des Dorfes zusammen und sagt an, daß er von heute an jene Nebenfrau seinem Sohne als Gattin übergebe. In einem

Falle verließ der Sohn die Frau wieder. Sie ging zum Vater zurück und brachte diesem ein weißes Huhn und eine Matte zur Versöhnung. Im allgemeinen hat die junge Frau, wenn der Sohn sie vom Vater übernimmt, schon zwei, drei Kinder vom Vater, und sie ist meist älter als der Sohn. Aus diesem Altersunterschied und der Erfahrung, die sie im väterlichen Haushalt gesammelt hat, wird verständlich, weshalb sie Hauptfrau gegenüber den jüngeren Frauen, die der Sohn später heiratet, ist. Von einem unverheirateten Sohn, dessen Vater eine junge Frau hat, sagt man, „er wartet auf die Frau seines Vaters.“ Die Mädchen ihrerseits willigen nur ein, einen wesentlich älteren Mann zu heiraten, wenn er stattliche Söhne hat. „Sie schlagen sich dann untereinander um die Burschen“. Finden sich zwei Menschen in gegenseitiger Neigung, so darf, wie bei uns, die Liebeserklärung nicht vom Mädchen ausgehen. Der junge Mann wird sie eines Tages fragen, ob sie ihn liebt (s. Erz. S. 35). Wird er erhört, so folgt eine Verliebenzeit, in der er des Nachts mit der Fackel in der Hand durch den Wald ins ferne Dorf des Mädchens wandert. Bald gibt er ihr ein erstes Geschenk, nicht groß, aber immerhin einen bestimmten Wert darstellend, und sagt ihren Eltern gleichzeitig, daß er ihre Tochter liebe. Das Mädchen kommt in sein Dorf, er breitet eine Matte vor seine Hütte und träufelt ihr Öl auf Haupt und Schultern. Das Mädchen heißt von jetzt an *Dopue*, d. h. „freier Baum im Dorf“ = ein Baum, um den kein Busch wächst, der die Annäherung erschwert. Sie ist also immer noch frei und kann mit anderen Männern tun und lassen, was ihr beliebt. Ihre Eltern werden auf Fragen nach dem Heiratsstatus des Mädchens antworten: „es hat einer Öl über sie geschüttet“.

Wächst die Zuneigung zwischen den beiden, so wird der junge Mann dem Mädchen eines Tages ein größeres Geschenk machen und sie mit dem Saft der Colanuß zeichnen. Von jetzt an nennt man sie „*ga-je*“, das heißt „Baum mit Dornhecke ringsum“ = sie ist zwar noch frei, aber wer sich ihr nähert, der riskiert, mit dem Bewerber in Schwierigkeiten zu kommen.

Diese beiden ersten Geschenke erhielt das Mädchen selbst, nicht ihre Eltern. Sie haben also mit einem später zu zahlenden Kaufpreis nichts zu tun und brauchen nicht zurückgegeben zu werden, wenn das Mädchen den Bewerber verlassen sollte.

Nach einer weiteren Bewährungsfrist wird der Mann eines Tages dem Mädchen eine bedeutende Zahlung machen. Sie gibt diese den Eltern weiter, und der Bewerber wird diesen nun erklären, daß er das Mädchen zu heiraten wünsche. Zwar zählt diese Zahlung noch nicht zur eigentlichen Kaufsumme, aber die Eltern werden doch von jetzt an sagen: „*Voinu* ist die Frau von *Pe*“. Sie ist nun nicht mehr frei.

Pe muß nun sofort beginnen, etwas als Kaufgut anzuzahlen, und wird von jetzt an bei der Familie der Braut arbeiten.

Hat er selbst keine Mittel, das Mädchen zu kaufen, so sagt er den Schwiegereltern: „Ich will es meine Eltern wissen lassen.“ Eines Nachts brennt er dann mit dem Mädchen nach seinem Heimatdorf durch. Die Eltern der Braut wissen das genau, tun aber so, als könnten sie sich nicht vorstellen, wo ihre Tochter hingekommen ist.

Erst nach etwa einem Monat gehen sie in das Dorf des Schwiegersohnes: „Wer raubte unsere Tochter?“ Man gibt ihnen bereitwillig Auskunft. Sie beschwerten sich beim Vater. „Gib sie heraus, wir wollen sie wieder heimnehmen!“ „Nein“, antwortet der, „mein Sohn liebt eure Tochter.“ „Wohlan, so bezahle einen guten Kaufpreis.“

Es kommt dann vor, daß das Mädchen ihre Eltern bittet, noch keinen Kaufpreis anzunehmen, sie wolle erst noch eine Zeit lang mit dem Burschen zusammenleben, um sicher zu sein, daß er ihr wirklich gefalle. Denn haben die Eltern erst einen Teil der Kaufsumme angenommen, so kann das Mädchen nicht mehr zu ihnen zurückkehren, es sei denn, alle einigen sich.

Zu beachten ist hierbei die Verpflichtung des Mannes, zu seinen Schwiegereltern zu ziehen und für sie zu arbeiten, bis der Kaufpreis erstattet ist. Kann er diesen selbst nicht bezahlen, so muß er sich

die Braut „rauben“. Der Raub wird dann durch die Eltern mit dem Brautpreis gutgemacht. Wenn aber weder der Bräutigam noch seine Familie einen Brautpreis zahlen kann, die beiden jungen Leute aber durchaus beisammen bleiben wollen, dann bleibt der Mann sein Leben lang in der Familie der Frau und verdient sich seine Frau Tag für Tag von neuem durch seiner Hände Arbeit.

Über das Festsetzen des Kaufpreises erzählt ein etwa fünfzigjähriger Mann in Gape:

Zu meiner Zeit wurde ein Mädchen so gekauft: Wir brachten zuerst ihren Eltern ein Vorgeschenk, z. B. zehn Tücher, zwei Schafe und einen Vorderlader. Die Eltern der Braut werden dann sagen: „Wir wollen zuerst dein Haus sehen, und wenn wir es in Ordnung finden, werden wir dir unsere Tochter geben“. Damit meinten sie nicht eigentlich die Hütte, sondern sie wollten herausfinden, ob ihr Mädchen zu freundlichen und wohlhabenden Leuten käme. Wenn sie es so finden, so werden sie bald darauf wegen des Brautpreises kommen. Sie bringen dann ihrerseits ein Geschenk mit, z. B. einige Tücher und ein Schaf, dazu mehrere Töpfe Öl, Reis und eine Matte. So war's bei einer meiner Frauen.

Der junge Mann wird jetzt sagen: „Was ihr da bringt, macht mein Herz zufrieden. Ich will zu meinem großen Bruder – oder zu meinem Vater – gehen, daß wir den Kauf besprechen können.“ Er zeigt ihnen seine Hütte und schenkt ihnen ein Tuch und eine Matte. „Da, das ist für euch, um darauf zu schlafen.“

Am anderen Morgen werden dann die Eltern sagen: „Es ist jetzt ein neuer Tag, nun wollen wir aber unsere Sache bereden.“

Der Mann wird antworten: „Oh, meine Freunde, euer Wort erreicht mich. Aber es ist zweierlei, ein Pferd anzusehen oder es zu kaufen (Sprichwort). Jedoch, ich will euch eine Kuh für sie geben.“

Darauf antworten sie: „So gib uns die Kuh gleich!“

Dann mag es geschehen, daß er antworten muß: „Wartet hier fünf Tage, bis dahin will ich euch die Kuh schaffen!“ Er wird dann eine seiner Schwestern nehmen und sie anderwärts gegen eine Kuh verkaufen bei einem, mit dem er diesen Fall schon verabredet hatte. Dann gibt er noch zwei Tücher dazu und sagt: „Das ist ein Seil, an dem ihr die Kuh nach Hause führen könnt.“

Danach werden sie sich an den Armen nehmen und etliche Male sagen: „*Kanujoma*“, das heißt „Alles Gute, viel Glück!“

Die Kuh wird übergeben und sie gehen heim. So also kauft man eine Frau.

Der junge Mann nimmt nun seine Frau mit nach Hause, und sie ist fortan verpflichtet, für ihn zu arbeiten. Er baut seine Hütte neben der seiner Mutter, und die junge Frau tritt weitgehend an die Stelle ihrer Schwiegermutter, die – wie die *Dan* sagen – sich nun „hinsetzen darf“.

Der Verschwähte

Erzähler ist ein sehr alter Mann in Kpeape, der vom benachbarten Gbe-Clan stammt. Er wirkt tragisch-ernst, erzählt ohne Hemmungen, sanft, mitleiderregend.

Beim Vater waren es fünf Söhne von der gleichen Mutter. Mein Onkel *Kibo* hatte vier Söhne und ein Mädchen. Ein anderer Bruder meines Vaters ging weit fort und lebte mit der Frau eines andern, weil er nicht heiraten wollte. Die Schwester meines Vaters bekam fünf Kinder.

Meine Mutter hatte sieben Kinder: vier Buben und drei Mädchen. Davon leben noch vier. Zwei Schwestern sind älter als ich.

Mein Vater hatte lange Zeit nur diese eine Frau, obwohl es doch Landessitte ist, nach möglichst viel Frauenbesitz zu trachten. Die Mädchen wollten ihn aber nicht, obgleich er wohlhabend war. Sein eigener Stiefbruder (vom gleichen Vater) hatte in der Geheimgesellschaft einen Zauber gegen ihn gemacht, damit er kein Glück bei den Frauen haben sollte.

Ein jüngerer Bruder meines Vaters lebte mit ihm in der gleichen Hütte. Dieser jüngere Bruder zeugte mich. Der ältere Bruder war also mein Vater (Familienältester), während ich meinen eigentlichen Vater „Bruder“ nannte, denn ich war ja der Sohn einer Frau, die dem älteren Bruder gehörte. Sie war die einzige Frau im Hause. Die beiden Brüder hatten sie eben zusammen.

Als ich größer geworden war, sagte ich zu meinem Vater: „Ich will jetzt die Arbeit übernehmen. Leide Du nicht länger.“

Dann ging ich zu einem *Debome* (Ratgeber) und bat ihn, daß er mir einen Zauber mache, damit eine andere Frau ins Haus käme und meine Mutter nicht mehr arbeiten müsse. Der Ratgeber machte die Medizin und sagte: „Du

wirst vier Frauen bekommen.“ Nun mußt Du noch wissen, daß ich in einer anderen Hütte ein kleines Söhnchen von einer Witwe hatte. Der Ratgeber sagte, ich solle diesem erst ein Mädchen kaufen, dann würde ich die anderen drei Frauen für mich bekommen. „Wenn es Dir aber nicht gelingt, ein Mädchen für den Kleinen zu kaufen, wirst Du auch keine für Dich kriegen.“

Nun suchte und suchte ich nach einer Frau für mein Söhnchen, konnte aber keine finden. Schließlich fand ich die schon erwachsene Tochter eines Häuptlings, die einverstanden war. Ich ging zu ihrem Vater. Der sprach: „Du sagst, Du willst sie für Deinen kleinen Sohn, aber ich denke, Du willst sie für Dich.“ Und er nahm eine große Anzahl von Sängern hinter sich und kam in unser Dorf. Er sagte zu mir: „Bring jedem von uns eine Matte zum Schlafen“ (um zu sehen, ob wir vermögend seien). Und dann verlangte er noch mehr, so daß wir überall herumfragen mußten. Nun waren aber meine Eltern reich, obschon nur eine Frau im Hause war, und sie zahlten einen Preis, der weit über das Übliche hinausging, für das Mädchen. Der Häuptling sagte: „Schlachte ein Schaf!“ Ich antwortete: „Ich will es nicht töten, sondern es Dir auch noch zum Brautpreis geben (ein Vorteil für den Empfänger, da es ja sonst von allen zusammen aufgegessen worden wäre). Ich holte sogar ein weibliches und ein männliches Schaf und tat es noch zu all dem anderen Gut. Da zog der Häuptling in sein Dorf zurück und ließ mir seine Tochter.

Schon ein paar Wochen später führte mir einer eine weitere Frau zu und kurz danach brachten sie mir den Namen einer Frau, d. h. man erzählte mir von ihr und leitete so den Kauf ein. Danach starb mein Vater, und wieder einige Jahre später, nämlich im vergangenen Jahr, mein Erzeuger. Seither habe ich nochmal eine Frau geheiratet.

Die vorletzte Frau hat viele Kinder geboren, aber nur eines lebt. Die Kinder starben immer, bevor sie gehen konnten. Ja, das Kindersterben hat gewiß einen Grund, aber ich kenne ihn nicht. Sie sind eben krank und dann sterben sie. Die letzte Frau ist jetzt schwanger.

Von den vier Frauen sind zwei gestorben. Es lebt die, die ich für meinen Sohn gekauft habe, und die zuletzt Geheiratete. Seither habe ich keine mehr genommen, aber ich denke jetzt darüber nach, wie ich wieder eine bekommen könnte, aber nicht für mich, sondern für meinen Sohn. Ich habe ja jetzt schon graue Haare. (Er streicht sich über den Kopf.) Der Sohn wächst allerdings erst heran. Die Frau, die ich ihm damals kaufte, ist nie seine Frau geworden – ich habe das nur für den Ratgeber so gemacht. In Wirklichkeit habe ich sie als meine Frau gehabt.

Auf unsere Fragen erzählt er noch:

Mein Vater liebte mich sehr, mehr als meine Mutter mir zugetan war. Aber auch mein Erzeuger liebte mich sehr. Er war der erste, der mir ein Schwert schenkte, und er gab mir auch immer Kleider.

Ich lernte weben, schneiden und schwarz färben. Das wurde in meiner Familie geübt. Ich war ein guter Tänzer, und man rief mich auch, um große Bäume in der Pflanzung zu fällen; dazu braucht man ein bis zwei Stunden, für ganz große etwa von neun bis drei Uhr.

Als junger Mann war ich immer vergnügt. Aber dieses Jahr war ein Unglücksjahr für mich. Ich war so krank, daß der Mediziner mich in ein besonderes Lager im Busch verbrachte. Aber im übrigen habe ich es im Leben nicht hart gehabt.

Über Erziehung im Elternhaus befragt, antwortete er: Ja, ich habe mit etlichen Frauen Verhältnisse gehabt. Einmal hat der geschädigte Ehemann mir Fußring und Bauchkette als Schadenersatz abgenommen. Da hat mein Vater dann zu mir gesagt: „Siehst Du, das darf man eben nicht machen“.

Ich habe acht lebende Töchter und einen lebenden Sohn. Ich liebe sie alle gleich. Man wünscht sich, daß das erste ein Knabe sei, weil der einen später ersetzen soll.

Arbeitsmädchen

Wir dürfen nicht übersehen, daß in den wohlhabenden Familien der Dan kleine Mädchen aus anderen Familien und Dörfern leben, die keineswegs als zukünftige Frauen für die Söhne erworben

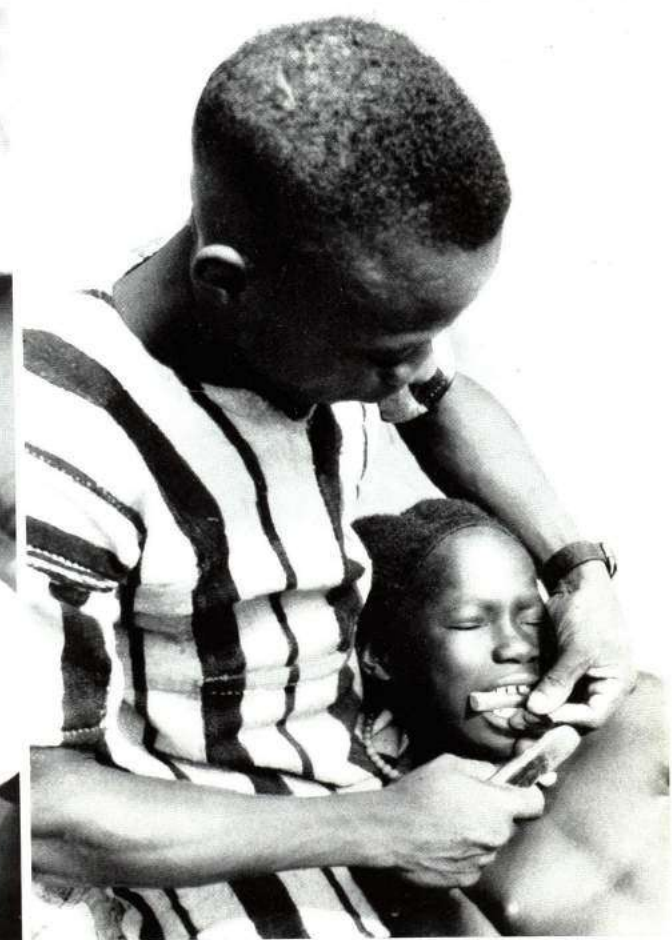
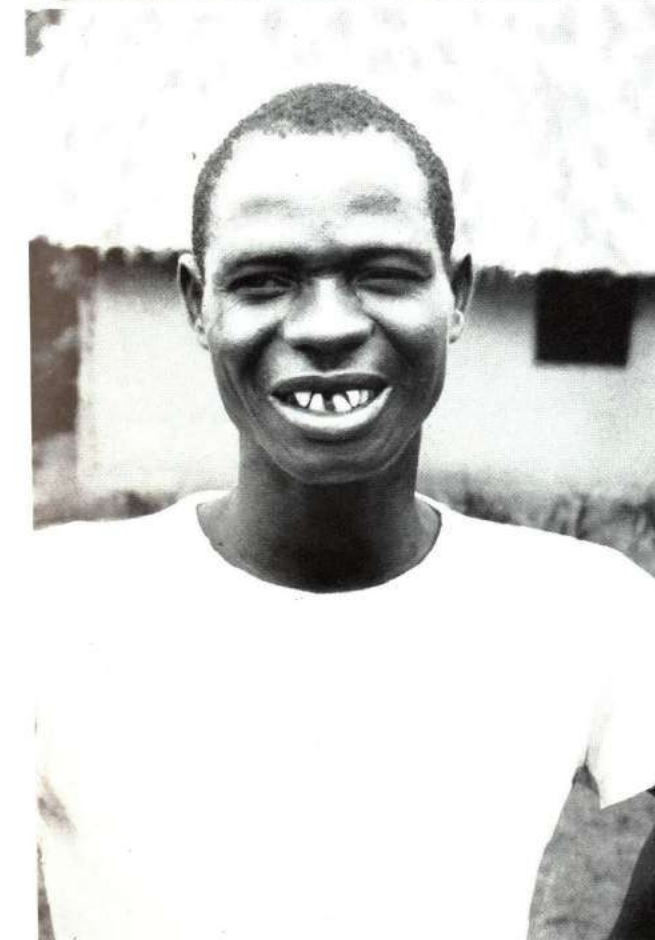
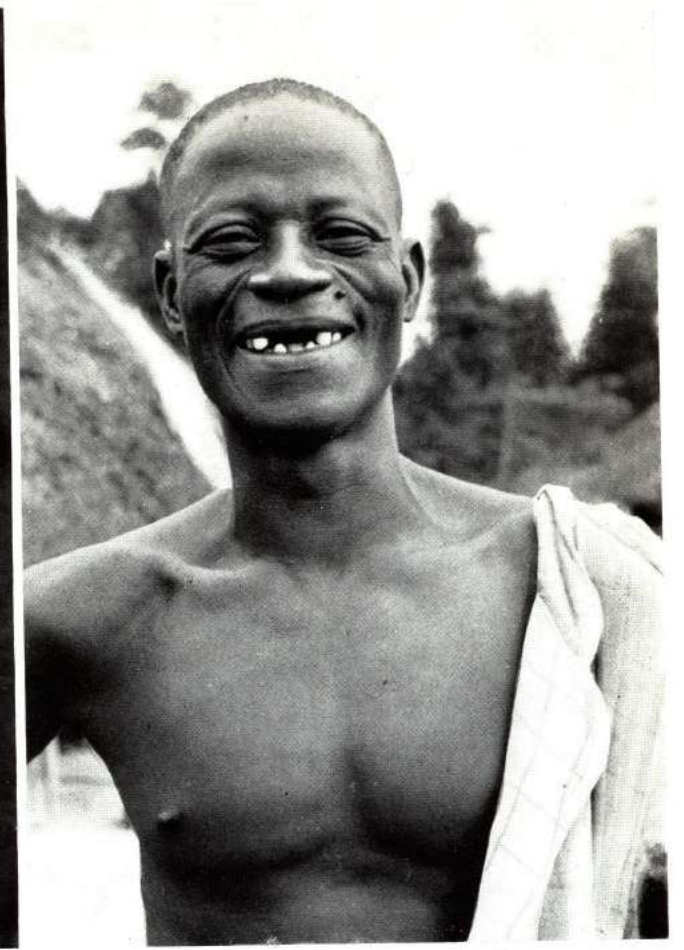
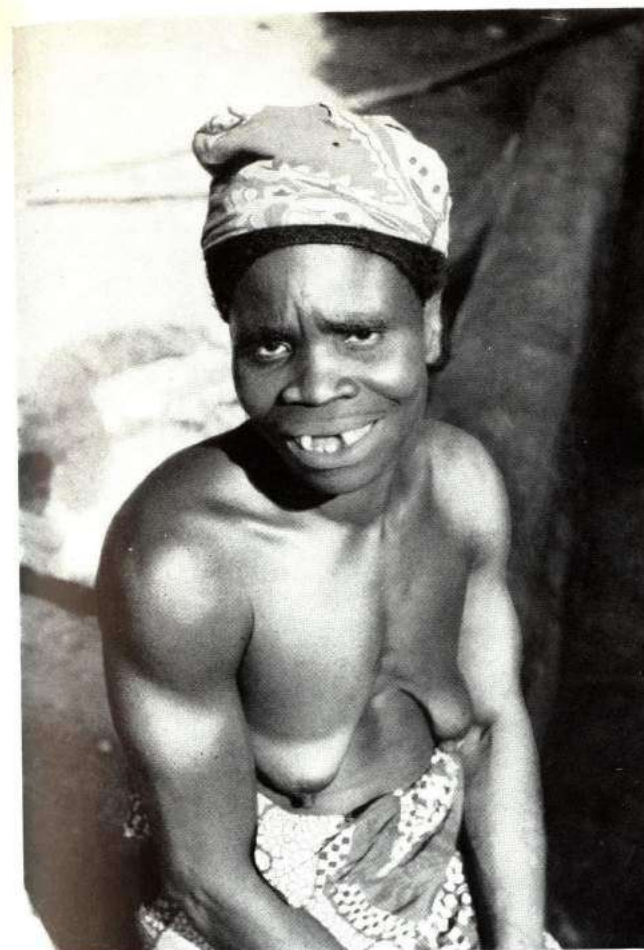
Tafel rechts:

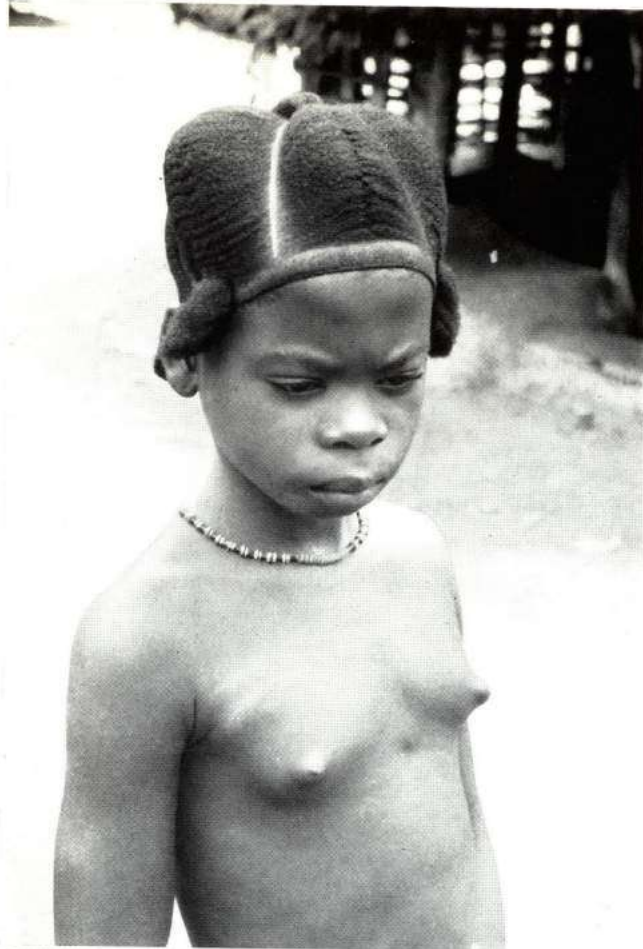
13a Absichtliche Entstellung des Gebisses: Die beiden oberen mittleren Schneidezähne sind ausgerissen worden. F44 219-7

b Absichtliche Entstellung des Gebisses: Die beiden unteren und die vier oberen Schneidezähne sind ausgerissen. F44 229-12

c Absichtliche Entstellung des Gebisses durch Ausreißen und Zumeißeln der Schneidezähne. F44 229-26

d Zumeißeln der Schneidezähne. Das Mädchen beißt auf einen Holzpflock, während der Meister den Zahn mit einem eisernen Meißel absplittert. F44 229-29

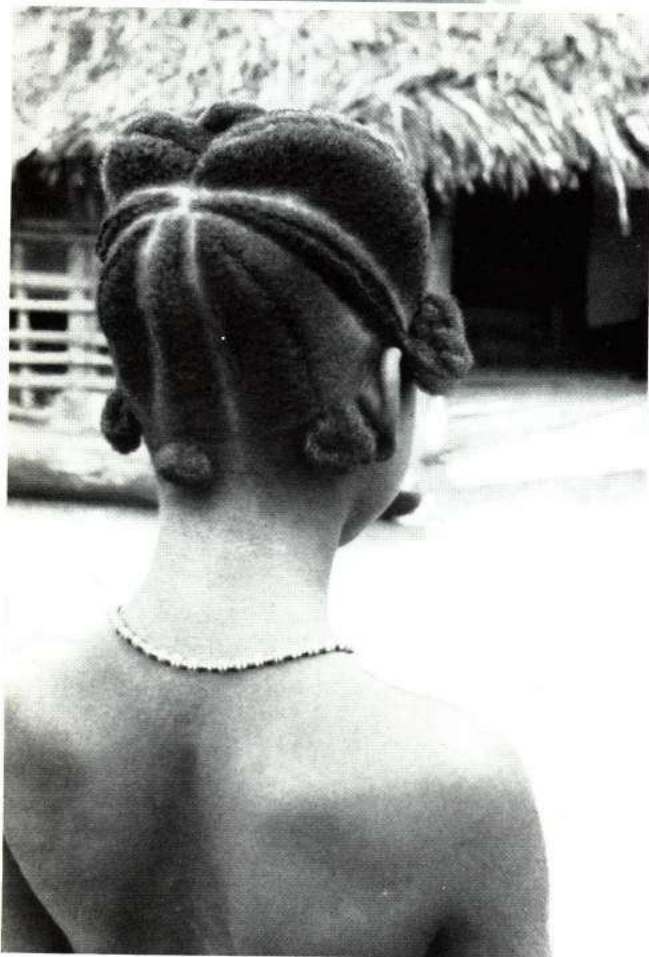




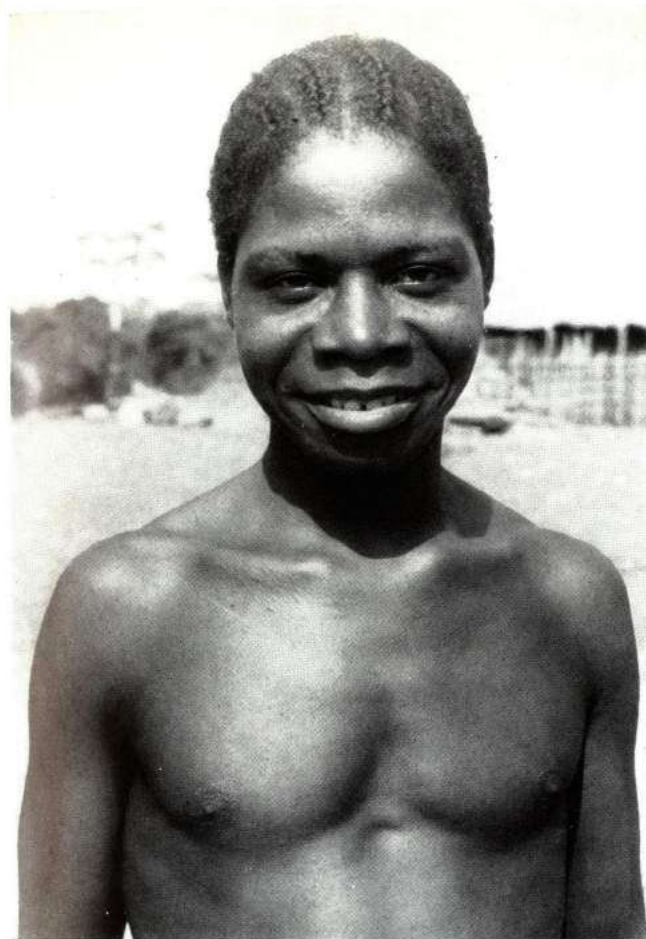
14 a Frisur eines Dan-Mädchens, Vorderansicht. Die Stirn wird von einem feingeflochtenen Haarkränzchen eingerahmt



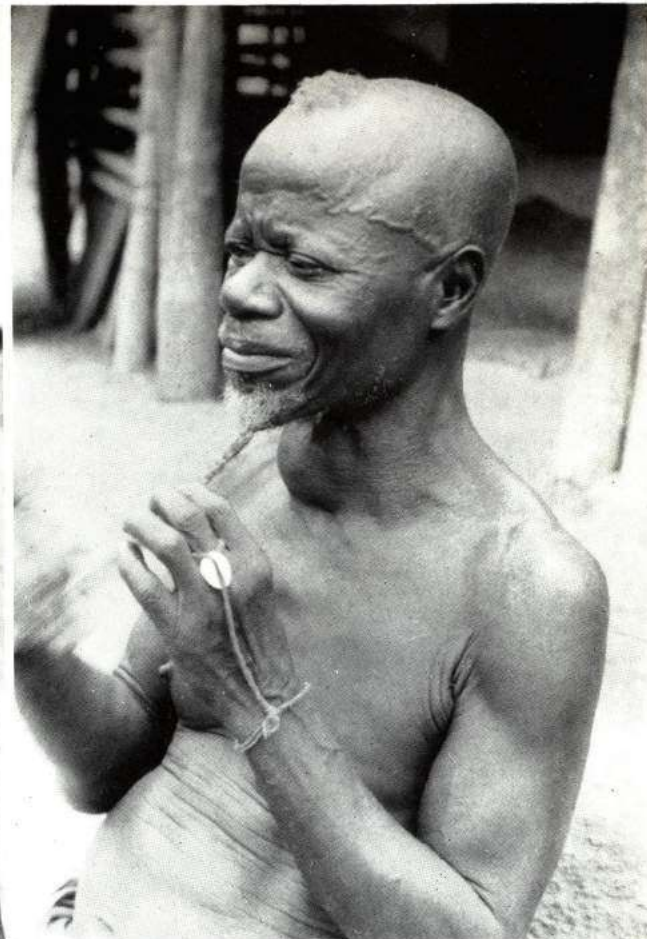
14 b Frisur eines Dan-Mädchens, Seitenansicht



14 c Frisur eines Dan-Mädchens. Vom Wirbel aus ziehen die Scheitel nach allen Seiten



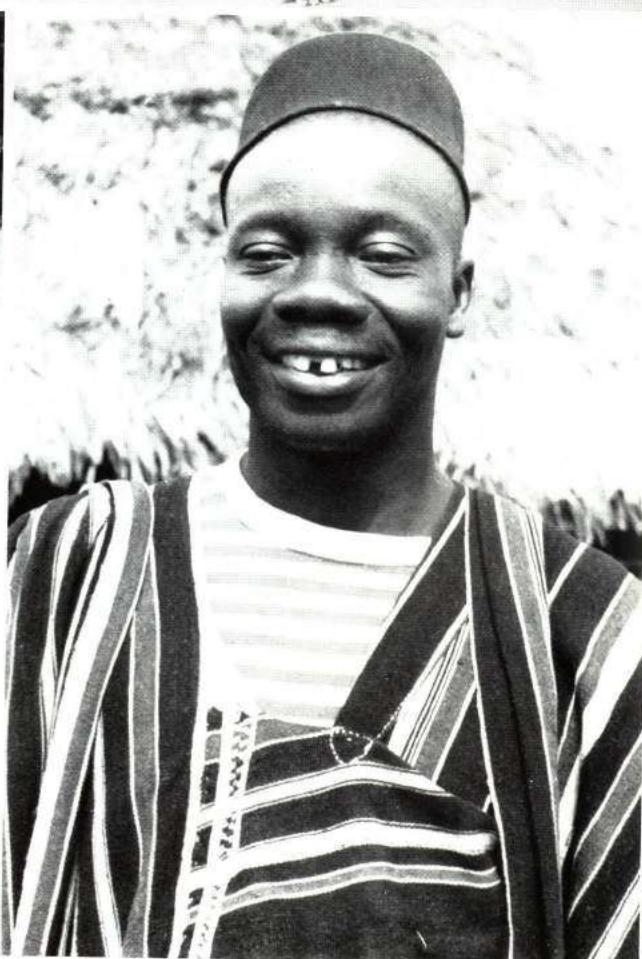
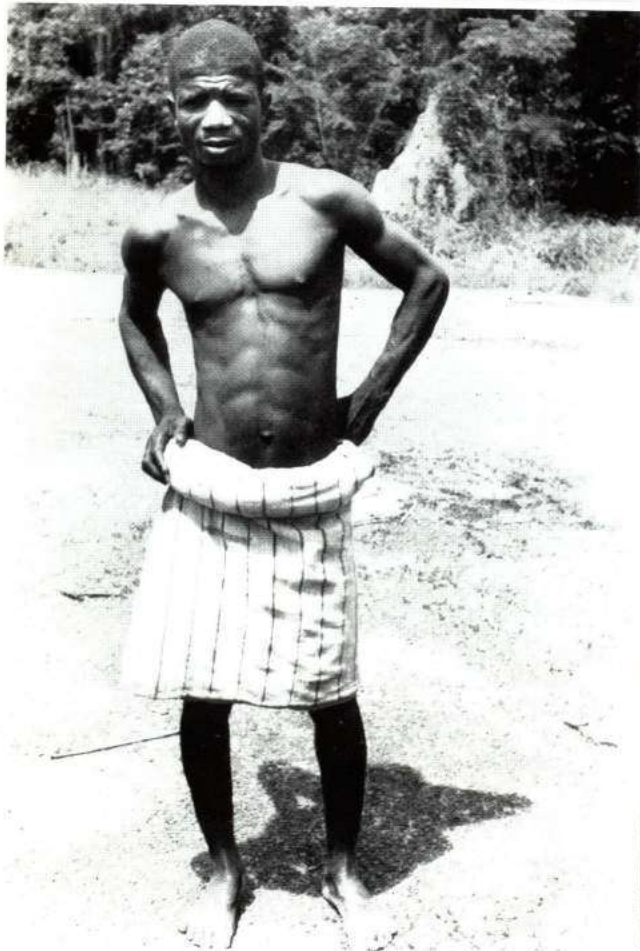
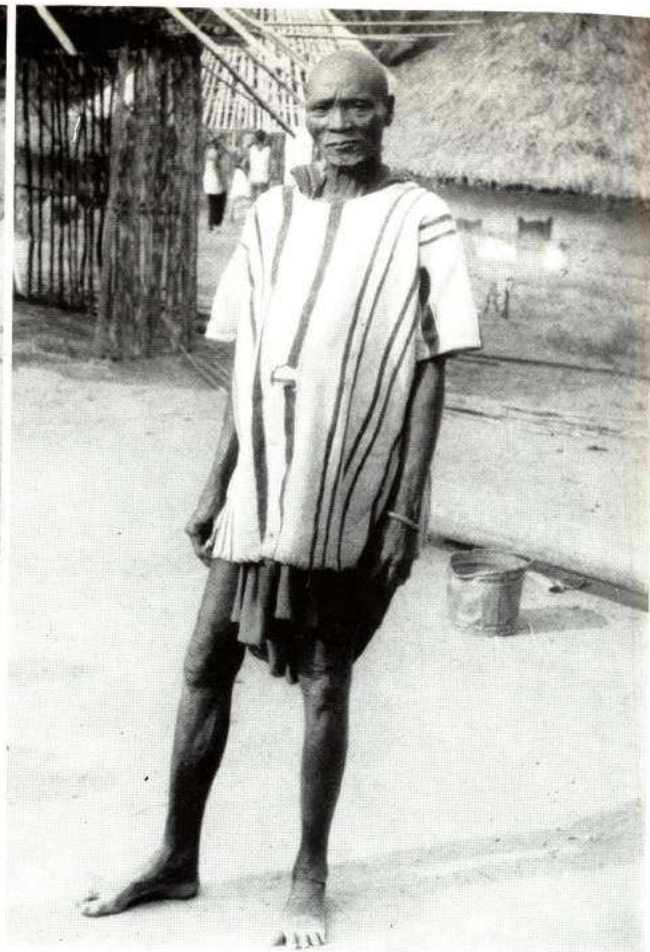
15 a Kunstvoll frisierter Dan-Bursche.



15 b Alter Dan flücht sein Bärtchen.



15 c Ein Dan rasiert sich mit einem vom Schmied für diesen Zweck gefertigten Messerchen.



worden sind, sondern lediglich als Arbeiterinnen. Man nennt sie „Kleine Frauen“. Schon mit etwa 12 Jahren finden wir diese Kinder von früh bis spät bei der Arbeit, beim Wasser- und Holzschleppen, Töpfe und Wäsche waschen und vor allem bei der schwersten Arbeit, dem Stampfen von Reis und Maniok, während die gleichaltrigen Töchter des Hauses im Dorf flanieren oder allenfalls leichte Arbeit tun. Wenn man jedoch weiß, wie sehr die Dan-Jugend unter Hunger zu leiden hat, so ist es wohl nicht immer ein schlechtes Los für das Kind, in solchem Dienstverhältnis bei wohlhabenden Leuten hart arbeiten zu müssen, aber dafür auch satt zu essen zu haben. Das Wohlergehen dieser Arbeitsmädchen hängt vom Charakter der Hauptfrau ab. Eine gute Hauptfrau ist zu diesen Arbeitsmädchen ebenso freundlich wie zu ihren eigenen Töchtern oder den Töchtern der Nebenfrauen. Die Mädchen ihrerseits gewinnen ihre Zuneigung, indem sie ihr „Respekt zeigen“.

Im Dorf Blale besang eine „kleine Frau“, begleitet von zwei andern Frauen, zwei Männern und zwei Schlitztrommeln, ihr Los:

Am Tag des Kuhfestes ist der Name der Kuh berühmt.
 Was aber könnte ich tun, damit die Leute meinen Namen preisen?
 Ihr habt eine Kuh verzehrt, aber mir habt ihr nichts davon gegeben.
 Neipie (ein Mädchen) zwar tat mir Gutes.
 Wenn ihr eine Kuh schlachtet, lobt ihr doch ihren Namen.
 Ich, Wassi, muß mein eigener Freund sein.
 Laß mich diesen meinen Freund (mich selbst) preisen.
 Chor: Ja, preise ihn.

Und in einem zweiten Lied sang sie:

Was für eine Frau hast du geheiratet,
 daß du jetzt niemanden mehr beachtest und so stolz tust?
 Am Tag, an dem man eine Kuh schlachtet, ist der Name der Kuh groß.
 Was könnte meinen Namen berühmt machen?
 Ich habe Holz gespalten und Wasser geschleppt.
 Ich habe den Hüttenboden neu gestrichen –
 Und doch preist niemand meinen Namen.
 Wenn er (der Bursche, den sie in den ersten Zeilen besang) ein Eisenbaum werden will (dickköpfig),
 so laßt ihn eben.
 Laß mich die andern Leute preisen, damit sie auch meine Leistung anerkennen.
 Ich habe kein Kind. Das einzige, das ich hatte,
 haben sie mir abgekauft und fortgenommen.
 Laßt mich auch Nusa und Woke (zwei Mädchen) preisen.
 Wenn ihr Nana preist, wird sie berühmt werden.
 Ihr eßt Kuhfleisch, mir gebt ihr nichts.

Tafel links:

- 16a Ein alter Dan hat sich zum Gang ins Nachbardorf gerüstet: Auf dem Rücken die geflochtene Jagdtasche, die den kurzen Bogen und Pfeile enthält, unter dem Arm das Sitzleder und den Fliegenwedel. FHH 211-6
 b Kleidung der Dan I: kurzes Hemd aus selbstgepflanzter, selbstgewobener Baumwolle. FHH 229-8
 c Kleidung der Dan II: ungeschneidertes Tuch aus Baumwolle, das um die Hüften gerollt oder um die Schultern geschlungen wird. FHH 212-23
 d Kleidung der Dan III: Wohlhabende suchen in der Kleidung die mohammedanischen Mandingo nachzuahmen. FHH 212-14

Vielweiberei

Das Arbeitsmaß der Dan-Frau ist sehr groß und bedingt in gewissem Maße die Einrichtung der *Vielweiberei*. Fast kann man sagen, die Frau ernährt die Familie. Der Mann besorgt auf den Pflanzungen im wesentlichen das, was die Frau körperlich nicht leisten kann, nämlich das Niederschlagen des Waldes. Danach „übergibt er die Pflanzung der Frau“, sie hackt nun den Grund zwischen dem dichten Wurzelgewirr des Waldbodens auf, sät den Reis oder steckt den Maniok, jätet, erntet. Dazu sammelt sie noch allerhand eßbares Getier im Walde, geht fischen, schleppt Brennholz und Wasser herbei, kocht, reinigt die Hütte, bekommt und wartet die Kinder. Ein Dan-Mädchen, noch ledig, besang diese Last mit den Worten:

„Ich will nie einen Mann heiraten,
denn wenn du heiratest,
mußt du jeden Tag Holz auf dem Kopf tragen,
so daß dein Haar nicht mehr richtig wächst.
Wenn je einer für mich einen Kaufpreis bezahlen sollte,
so werde ich doch nicht heiraten.
Selbst wenn ihr mir mit Schwert und Speer droht –
Ich werde doch nicht heiraten.“

Wir können dieser Sängerin allerdings entgegenhalten, daß die Dan-Mädchen im allgemeinen stolz sind, wenn sie jung geheiratet werden. Wir müssen dabei bedenken, daß in früheren Zeiten fast ständig Krieg im Dan-Lande war, so daß der Mann seine Aufgabe im Beschützen der Familie fand (s. Kap. „Kriege“). In der Nähe der Häuptlingsresidenz Towe lebt übrigens eine Frau, die neben ihren weiblichen Obliegenheiten auch alle männlichen Tätigkeiten auszuüben versteht: Wald roden, mit Pfeil und Bogen und mit Vorderlader jagen.

Dieses große Arbeitsmaß ist nun eine rechte Plage für die junge Frau, um so mehr dann, wenn sie viele Schwangerschaften durchmacht. Die Dan sagen, eine schwangere Frau solle erst recht arbeiten, sonst werde das Kind faul, aber das hat seine Grenzen. Und so mag es durchaus die Frau sein, die eines Tages ihrem Mann vorschlägt, er möge doch noch eine andere Frau erwerben, damit sie ihr bei der Arbeit helfe, vorausgesetzt, daß sie inzwischen genügend Gut erworben haben, um sich den Kauf leisten zu können. Im allgemeinen bespricht der Mann die Wahl mit seiner Frau, denn sie wird ja mit der „Neuen“ zusammen arbeiten müssen.

So sieht man sie also nun zu zweit einträchtig den Maniok für den gleichen Ehemann stampfen, und nach ein paar Jahren mögen es ihrer drei geworden sein. Wenn sie tüchtig arbeiten, so können es bis zu zehn werden, ja bei sehr wohlhabenden Dan-Häuptlingen auch noch wesentlich mehr.

Nun gibt es aber auch Gründe, weshalb der Ehemann von seinem Standpunkt aus sich mehrere Frauen wünscht. Die Eigenschaft, wirtschaftlich erfolgreich zu sein, steht an erster Stelle in seiner Einschätzung der Frau. Sollte sie keine Kinder bekommen, so schickt er sie nicht etwa zu ihren Eltern zurück, denn „kann sie nicht trotzdem Reis pflanzen?“

Ferner herrscht eine außerordentlich hohe Kindersterblichkeit, die nur mit mehreren Frauen eine genügende Nachkommenschaft erzielen läßt (s. Erz. S. 118). Ein deutscher Arzt gibt an, daß im Hinterlande von Liberia die Hälfte aller Kinder im ersten Lebensjahre sterbe. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß bei uns erst die moderne Medizin hierin eine Wandlung gebracht hat und heute noch in den südeuropäischen Ländern ähnliche Verhältnisse herrschen. – Auch unter den Frauen selbst ist das Sterben im Wochenbett sehr häufig, dazu die Unfruchtbarkeit oder auch die bei uns so gefürchtete Einkind-Sterilität durch die Gonorrhoe; die Gonokokken steigen unter der ersten Geburt auf und führen zu Entzündungen und Verschuß der Eileiter, so daß nie mehr eine Befruch-

tung stattfinden kann. Diese Krankheit hat in den letzten Jahrzehnten eine ungeheure Verbreitung in Afrika gefunden. Früher, als die Stämme sich gegenseitig befehdeten, wanderte der Eingeborene nicht landauf, landab, aus Furcht, totgeschlagen oder als Sklave verkauft zu werden. Heute zieht er frei herum, geht für einige Monate zur Arbeit an die Küste, und die an der Küste wohlhabend Gewordenen besuchen ab und zu ihre Verwandten im Busch, insbesondere zu Totenfesten der Familie. So hat sich die Gonorrhoe in einem Maße ausgebreitet, daß manche Ärzte angeben, in ihrem Gebiet seien fast kein uninfizierten Eingeborenen mehr.

Man mag an diesem Beispiel sehen, wie übel sich auch solche modernen Änderungen im Eingeborenen-Leben auswirken können, die *wir* als eindeutige Segnungen empfinden. Wer möchte bei uns glauben, daß der Friede, den wir den Negern gebracht haben, in Wirklichkeit kein reiner Gewinn für sie ist?

Charakteristisch für die traurigen Verhältnisse ist unser Lebenslauf S. 118. Der Erzähler hat nacheinander zehn Frauen geheiratet. Von ihnen blieben vier kinderlos, zwei starben zusammen mit dem ersten Kinde, zwei hatten Kinder, die aber alle starben, und nur zwei hatten das normale Schicksal, daß sie lebende Kinder haben und selbst am Leben geblieben sind.

Ein letzter Grund, warum ein Mann sich mehrere Frauen wünscht, liegt darin, daß die Dan-Frau nicht nur ein Jahr, sondern, wie auf Seite 75 beschrieben, wegen Mangel an tierischer Milch bis zu drei Jahren ihr Kind stillt (Abb. 10d). Während dieser langen Stillzeit soll die Frau kein anderes Kind empfangen, denn dieses würde ja dem Noch-Gestillten die Nahrung wegnehmen. Schande über den Ehemann, wenn dies doch geschieht! Darum schickt der Gatte die Frau oft in ihren Heimatort zurück. Sie kommt dann erst wieder, wenn das Kind abgestillt ist. In dieser Zeit möchte der Ehemann natürlich nicht unbeweibt sein.

Es ist kein Zweifel, daß die Eheleute dieses Gebot im allgemeinen streng befolgen. Es kommt allerdings vor, daß eine Frau ihr Kind vergiftet, weil sie so sehr den Wunsch hat, zu ihrem Manne zurückzukehren, ein Verbrechen, das bei der großen Kindersterblichkeit kaum entdeckt wird. Meist begehren die Frauen aber in der Stillzeit nicht nach dem Mann.

Man fragt sich, ob es denn bei den Dan einen so beträchtlichen Frauenüberschuß gibt, daß jeder Mann mehrere Frauen heiraten kann. Wenn wir diese Frage an die Dan richten, so antworten sie ohne Überlegung: „Aber natürlich, *viel mehr* Mädchen gibt es!“ In der Tat hat Dr. Junge im Hinterland von Liberia einen Hundertsatz von 1,8 Frauen zu einem Mann festgestellt. Verständlich, wenn wir bedenken, daß früher ständig Krieg im Lande war, und daß die Männer beim Waldroden Verletzungen mit folgenden Blutvergiftungen und auf der Jagd den Schlangenbissen ausgesetzt sind. Dazu ist auch die Kindersterblichkeit unter den Knaben größer als unter den Mädchen. Auf der anderen Seite – aber offenbar doch nicht ausgleichend – stehen die Todesfälle der Frauen im Wochenbett.

Da aber wohlhabende Dan weit mehr als zwei Frauen heiraten, bestünde an sich doch die Gefahr, daß viele Männer unbeweibt bleiben müßten. Jedoch, wenn ein Mann viele Frauen hat, so lebt er nur mit dreien oder vierten von diesen ehelich zusammen. Die anderen leiht er weiter an Männer, die willens sind, dafür bei ihm zu arbeiten. Doch darf ein solches Herleihen nur innerhalb des eigenen Dorfviertels geschehen. Will ein Fremder sich eine Frau ausleihen, so muß er in das Dorfviertel der Frau ziehen. Die Frau bleibt dabei das Eigentum ihres Besitzers, denn *er* hat sie ja gekauft. Trennt sich der Mann von seinem Arbeitgeber, so kehrt sie zu ihrem Besitzer zurück und mit ihr die von dem anderen Mann gezeugten Kinder, es sei denn, dieser ist in der Lage, sie zu kaufen. Von den mehrfachen Werten der Frau hat der Besitzer also an den Arbeitsmann nur den abgegeben, den die Frau als Haushälterin und als Angehörige des anderen Geschlechts besitzt. Dafür tauscht er die Arbeitskraft des Mannes ein. Nach wie vor arbeitet die Frau auf der Pflanzung des Besitzers, und er kann ihre Töchter verkaufen.

Die Vielweiberei wird gerade in unseren Tagen zu einem brennenden Problem. Afrika ist viel zu dünn besiedelt, als daß man es in dem Maße zum Rohstoff-Lieferanten Europas machen könnte, wie es die Weißen haben möchten. Während Länder wie China oder Indien in bäuerlichen Gegenden Dichten von fünfzig Menschen auf den Quadratkilometer haben, lebt in den Negergebieten Afrikas nur ein Durchschnitt von etwa sieben. Wandert man durch Afrika, so vergehen oft Wochen, ehe man wieder eine europäische Pflanzung trifft, weil die Arbeiter in solch weitem Umkreis angeworben werden müßten, daß sie Unsummen für die Werbung und Beförderung verschlängen. Es muß uns daran gelegen sein, die Bevölkerung Afrikas zu vermehren. Nun treten aber gleichzeitig die Missionen auf den Plan und versuchen, die Einehe einzuführen. Die Einehe wirkt einer Bevölkerungsvermehrung entgegen; sie bedeutet sogar eine Verminderung, denn sie verdammt die Überzähligen der Frauen zur Kinderlosigkeit. Kolonialregierungen und Missionen vertreten darum hier entgegengesetzte Standpunkte.

Aber auch für die Belange der Mission stellt die Einehe in Afrika ein Problem dar. Der Missionar hat es in Afrika gar nicht leicht, überhaupt geeignete Elemente für seine Religion der Weltabgewandtheit und Nächstenliebe zu finden. Die Neger sind von altersher nach ganz anderen Gesichtspunkten ausgelesen als denen der christlichen Ethik. Im Gegensatz zu uns vermehrt sich bei ihnen die besitzende Oberschicht am stärksten, denn der Besizende kann es sich leisten, eine größere Anzahl von Frauen zu erwerben. Die menschlichen Eigenschaften, die ihn zu Besitz bringen, sind eine gewisse Bauernschläue und Herrentum dem Nächsten gegenüber. Diese Eigenschaften also pflanzen sich bevorzugt fort und geben der Negergesellschaft das charakteristische Gepräge. Nur mit Schwierigkeit findet darum der Missionar in ihr Menschen, aus denen er Christen machen kann. Hat er aber schließlich eine kleine Gemeinde beisammen, so muß er ihr das Gebot der Einehe auferlegen, und so vermindert er eher die in seinem Sinne guten Eigenschaften, anstatt sie zu vermehren.

Noch in einer anderen Weise bringen sich die Missionen selbst um den Erfolg ihrer Arbeit. Sie sind natürlich bestrebt, die Hygiene zu heben und insbesondere die schreckliche Kindersterblichkeit einzudämmen. Nun ziehen aber aus einer Verminderung der Kindersterblichkeit die Mädchen mehr Nutzen als die Knaben. Die Geburtenzahl ist bei den beiden Geschlechtern ungefähr gleich, aber die Knaben sind anfälliger als die Mädchen. Bei schlechter Hygiene sterben nun auch verhältnismäßig gesunde Mädchen; hebt man die gesundheitlichen Verhältnisse, so sterben die Knaben nach wie vor in großer Zahl, während jene einigermaßen gesunden Mädchen am Leben bleiben. In Zukunft wird also bei der Hebung der hygienischen Zustände und der ärztlichen Fürsorge der Frauenüberschuß noch größer werden und so die Einehe bei den Negern erst recht widersinnig machen (s. a. S. 116 ff.). Die Afrikaner haben durch die Einrichtung der Vielehe den Vorteil, daß sich bei ihnen die Tüchtigen stärker fortpflanzen, weil diese sich mehr Frauen leisten können, während bei uns im Gegenteil die weniger Tüchtigen stärkere Fortpflanzung zeigen. Wenn sie die Vielehe beibehalten, so werden sie auf lange Sicht gesehen eine Steigerung ihrer Qualitäten erzielen, während wir die unseren vermindern.

Liebe, Treue

Das Verhalten der Dan in Liebesdingen ist recht widerspruchsvoll, aber vielleicht würde ein Dan unser Verhalten nicht minder unfolgerichtig finden. Bei den Dan wie bei uns suchen eben soziale Einrichtungen die natürlichen Gefühle in bestimmte Bahnen zu lenken oder ihnen gar entgegenzuwirken, und so ergibt sich gegensätzliches Handeln, je nachdem ob der Mensch aus natürlichem Antrieb oder aus gesellschaftlicher Notwendigkeit handelt.

Eheliche Untreue ist auf beiden Seiten außerordentlich häufig. Bei dem engen Zusammensein im Dorf, bei dem sich das tägliche und nächtliche Leben zum großen Teil im Freien abspielt oder gar auf einsamer Pflanzung ist die Versuchung gar zu groß. Der Ehemann muß seine Seitensprünge vor seinen Frauen verbergen, wenn ihm auch keine Strafe droht. Die Frau dagegen wird von ihrem Gatten heftig geschlagen.

Mit unserem Dolmetscher Tame, einem besonders liebenswürdigen Burschen, reisten seine Freunde besonders gern über Land, weil er sogar in der Regenzeit überall reichlich zu essen bekam – so beliebt war er bei den Frauen. Als er einmal einem Ehemann erzählte, wie gut dessen Frauen ihn versorgten, war dieser schockiert: „So etwas hält man geheim“, belehrte er den jungen, unerfahrenen Mann.

Bei Untreue der Frau wirkt sich vor allem der Umstand aus, daß der Dan seine Frau käuflich erwirbt, daß sie also sein Besitz, sein Eigentum ist, den kein Unbefugter antasten darf. Eheliche Untreue seiner Frauen trifft also bisweilen zwar sein Herz, wenn er seine Frau liebt, aber in jedem Falle sein Besitzerbewußtsein. Der andere hat sich an seinem Eigentum vergriffen, für dessen Erwerb er selbst jahrelang gearbeitet hat. So kommt es, daß wir zwar manchmal blutige Racheakte erleben, dann nämlich, wenn aus gekränkter Liebe gehandelt wird, in den meisten Fällen aber nur ein nüchternes Palaver um Entschädigung, die der Ehebrecher dem Ehemann schuldet, weil er sich widerrechtlich den Genuß einer dem Ehemann gehörenden Sache verschafft hat. Wie sachlich das Ereignis in den meisten Fällen aufgefaßt wird, sieht man daran, daß – für uns kaum glaublich – die Frauen selbst ihren Männern Mitteilung von dem Vorkommnis machen, und dann in öffentlichem Palaver in ausführlicher Breite unter Anhörung aller Beteiligten die Entschädigung festgesetzt wird, wonach Ehemann und Ehebrecher oft fortfahren, die besten Freunde zu sein. Kein Zweifel, daß viele Ehemänner ihre Frauen geradezu zum Ehebruch auffordern, um sich an der Entschädigung zu bereichern.

Für dieses Gestehen der Ehefrau gibt es mancherlei Gründe. Vor allem hat sie ihren Ruf als gute Gattin zu wahren, und das tut sie, wenn sie bekennt und ihre Strafe entgegennimmt. Daß die Frauen außereheliche Sünden begehen, nun, das ist immer so gewesen, damit muß ein verständiger Ehemann rechnen. Aber sie soll sie eingestehen, damit er vom Ehebrecher Entschädigung fordern kann. Es kann aber auch sein, daß die Frau von ihrem Liebhaber enttäuscht worden ist – er hat ihr nicht genug Geschenke gebracht –, so nennt sie aus Rache seinen Namen. War ihr Schlafgenosse ein von allen Frauen des Dorfes beehrter Liebhaber, so mag sie seinen Namen nennen, um damit zu prahlen und die anderen Frauen zu ärgern. Ein Anlaß zur ehelichen Beichte ist auch die Entbindung; hat die Frau ihr Gewissen nicht entlastet, so wird sie eine schwere Geburt haben. Bisweilen bezieht sich eine Frau auch fälschlich, nur um Streit zwischen den Männern zu stiften. Die Frauen fühlen sich nämlich als gemeinsame Front den Männern gegenüber, für die sie so schwer arbeiten müssen.

Hauptsächlich aber treibt die Frau die Angst vor dem „Heißwassermann“ zum Geständnis. Ein „Heißwassermann“ oder Jisjedome kann auf Grund von Zaubermitteln, die er von seinen Vorfahren geerbt hat, die Treue der Ehefrauen prüfen. Er bedient sich dabei verschiedener Methoden. Bei der einen, nach der er seinen Namen hat, befiehlt er der Frau, ihre Hand in siedendes Wasser zu tauchen. Bekommt sie Brandblasen, so war sie untreu. Oder aber er drückt ihr ein glühendes Eisen auf die Wade – wieder zeigt die Brandblase das Vergehen an. Er mag ihr eine Nadel durch den Arm stechen – blutet es nicht, so ist sie unschuldig. Oder er läßt ein bestimmtes Zaubermittel über ihre Augen rieseln – dringt es in die Augen, so ist sie schuldig. Letztere Prozedur soll nicht selten zur Erblindung führen. Die Furcht vor diesen schmerzhaften Verfahren läßt die Frau oft ein rechtzeitiges Geständnis vorziehen. Manche Ehemänner lassen ihre Frauen regelmäßig in dieser

Weise „testen“, andere nur, wenn sie Verdacht haben. Unsere Träger ließen den Jisjedome kommen, wenn sie von mehrwöchiger Fahrt mit uns zu ihren Frauen zurückkehrten.

Grund zum Verdacht besteht besonders dann, wenn der Mann viel Unglück in seiner Arbeit, in seinem Besitz hat, denn Unglück für den Mann kommt oft daher, daß die Frau einen Liebhaber hat. Es kann auch sein, daß der Säugling einer Frau krank wird, und man daran erkennt, daß sie wieder mit einem Mann verkehrt, während ihr Ehemann sie nicht berührt (s. S. 107).

Ziemlich häufig komme Abtreibung vor, sagen uns die Dan. Der Gründe sind vor allem zwei, Furcht vor Entdeckung ehelicher Untreue und Haß gegen den Ehemann. Die Frau trinke entweder einen Tee aus einem bestimmten Blatt, oder sie stoße sich harte Gegenstände gegen den Leib. Fehl- und Frühgeburten sind so häufig, daß man nie wissen kann, ob eine solche Absicht zu Grunde lag. So kommt es auch nicht vor, daß eine Frau dafür bestraft wird.

Um seinen Frauenbesitz vor unberechtigten Teilhabern zu hüten, unterhält der Dan die ganze Nacht über das Feuer in seiner Hütte. Wer aufwacht, schiebt die abgebrannten Scheite nach. Der Hausherr will sehen, wer bei seiner Frau nächtigt, und ob diese alle zugegen sind.

Durch dieses Vorherrschen des Besitzergefühls in ehelichen Fragen ist es zu erklären, daß der Dan unter besonderen Umständen auch bereit ist, seine Frauen anderen Männern zu überlassen. Wir lasen schon, daß er sie an Männer verleiht, die als Entgelt auf seinen Pflanzungen arbeiten. Die Frau kann auch verpfändet werden, wenn man etwa notwendig eine Kuh für ein Totenfest braucht. Sie muß dann bis zur Auslösung in der anderen Familie leben und arbeiten. Schließlich kommt es vor, daß Freunde in verschiedenen Dörfern sich bei gegenseitigen Besuchen die Frauen überlassen. Der Ehemann verläßt dann abends stillschweigend die Hütte und legt sich andernorts nieder. Endlich können sogar zwei Dörfer oder gar ganze Clane übereinkommen, künftig als Zeichen ihrer Freundschaft ihre Frauen als gemeinsamen Besitz zu betrachten (s. Erz. S. 24). Sie sagen dann: „Wir haben mit den Leuten jenes Dorfes „eine Frau“. Das bedeutet, daß jeder Mann der einen Seite mit jeder Frau der anderen ein nach unseren Begriffen ehebrecherisches Verhältnis haben kann, ohne daß der Gatte der Frau ihn darüber zur Rechenschaft ziehen wird. Unsere Erzählungen geben Beispiele. Auch in der engeren Familie herrscht bis zu einem gewissen Grade Gemeinschaft der Frauen: die jüngeren Brüder haben das Recht, mit den Frauen ihres großen Bruders, die Söhne mit denen des Vaters ehelich zu verkehren, ausgenommen mit der Hauptfrau, „da der Sohn ja sonst aller zauberischen Geheimnisse des Vaters erfahren würde“.

Eheliche Untreue kann natürlich auch tiefere Gefühle des Mannes verletzen. Es kommt dann oft zu schwerem Ehezwist bis zum Mord an der Frau. „Kürzlich ermordete ein Mann seine Frau, weil sie ihm immer wieder untreu wurde. Er hackte ihr erst beide Hände ab und versuchte dann, ihr die Haut abzuziehen. Als sie starb, floh er. Jetzt ist er im Regierungsgefängnis“. Selbstmord aus Liebesgründen ist gar nicht selten. So hat sich, als wir bei den Dan waren, ein junger Mann umgebracht, weil seine Frau zu häufig zu anderen Männern ging. Die Stimme des Volkes erläuterte das dahingehend, daß er doch besser den Mann oder die Frau umgebracht hätte; der Frau den Liebhaber zu lassen, das sei doch nicht richtig. Wir fragten, ob er sich vielleicht umgebracht hätte, damit sein Geist desto besser Rache an den Lebenden nehmen könne, wie mir dies bei anderen Stämmen geschildert worden war. Nein, das konnte man sich nicht vorstellen.

In einem weiteren Falle wurde aber dem Selbstmörder ein Messer auf sein Grab gesteckt, damit er Rache an seiner Frau nehmen könne, und im folgenden Fall handelt es sich ohne Zweifel um einen solchen Racheselbstmord: „Ein Mann hatte ein ganz kleines Mädchen – es war erst etwa fünf Jahre alt – geheiratet. Er ernährte es und zog es auf, bis es groß war. „Warum willst du mich nicht lieben?“ „Ich mag dich nicht, du hast zuviel Barthaare (du bist zu alt). Wenn du mich behalten willst, mußst du mich deinem Sohn geben.“ „So? Ich ziehe dich auf, und nun?“ Das Mädchen: „Ich will deinen

Sohn!“ Der Mann: „Dann werde ich etwas tun, daß du meinen Sohn nicht lieben kannst. Ich werde mich aufhängen.“ „Warum solltest du dich töten? Tu das nicht! Es sind noch viele hübsche Mädchen im Lande.“ Er aber wollte sie oder keine. Er ging, stieg auf einen Baum, legte sich einen Strick um den Hals, stürzte sich hinab und sein Hals brach. Indessen war die Frau ins Dorf gelaufen, weil er ihr auf der Farm gesagt hatte, er werde sich töten. „Mein Mann sagte, er wolle sich umbringen, und nun kommt er nicht zurück!“ Sie führte die Leute in die Richtung, in die er weggegangen war. Und da sahen sie ihn hängen und hin und her schwingen. Das war in Towe Town.

Es wurden uns noch weitere drei Fälle berichtet: Ein Mann wollte sich aus Eifersucht umbringen: er hing sich an einer Liane auf, aber diese riß. Er stieg wieder auf den Baum und rief laut nach seinen Mitbürgern. Ein kleiner Junge kam, zu dem sagte er: „Leb wohl, du wirst mich nicht lebend wiedersehen“ und stürzte sich von seinem Ast herunter. –

Ein Elefantenjäger im Dorf Blole mußte wiederholt erfahren, daß seine Frau ihn mit einem bestimmten Mann betrog, während er auf der Jagd war. Er schlug sie heftig, aber es geschah doch wieder. Da mißhandelte er sie so heftig, ja drohte, sie umzubringen, daß Großhüuptling Towe ihn in den Stock legen wollte. Er bat um Gnade und wurde wieder freigelassen. Als er nach dem nächsten Male seine Frau wieder geschlagen hatte, tötete er sich selbst.

Eine Frau im Dorf Diala beging immer wieder Ehebruch. Der Mann merkte es. Eines Tages sagte er zu ihr: „Komm, wir wollen in den Wald gehen.“ Dort erschlug er sie mit dem Buschmesser. Dann stieg er auf eine Palme, legte sich einen Strick um den Hals und stürzte sich hinunter. Sein Kopf riß ab. Im Dorf wußte niemand den Grund für das Geschehen. Die beiden Familien pflanzten je einen Stock auf die Gräber und sagten: „Wessen Stock grünt, der war im Recht.“ Der Stock des Mannes grünte.

Nur sehr selten sieht man die jungen Dan Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit austauschen. Allenfalls legt ein Bursche seinem Mädchen den Arm um die Schulter, während sie dastehen und einer Aufführung zusehen. Dagegen machen sie in ihren Liedern den Angeschwärmten des anderen Geschlechts ausgiebig den Hof, indem sie ihre guten Eigenschaften, ihre Schönheit preisen, und auch die verheirateten Frauen zögern nicht, ihre jungen Freunde im Lied zu preisen. In kleinen Spottversen wird auf die Hemmnisse der dörflichen Abenteuer hingewiesen:

Wenn ein verheirateter Mann Glück bei einer Frau hat
und die Nacht kommt, so daß er sich unbemerkt mit ihr treffen könnte,
dann kann er sie nicht finden.
Aber wenn seine Frau in der Nähe ist, oder ihr Mann ist bei ihr,
ja, da kann er sie allemal finden!
Selbst wenn Hungerzeiten sind,
so wird ein Mädchen für ihren Freund doch immer was zu essen finden.

Nur ganz selten erhalten die Lieder Passagen mit erotischen Deutlichkeiten. Es war schon viel gesagt, als ein Bursche im Dorfe Flole sang: „Laßt das langhalsige Mädchen das Wasser, das sie in ihrem Munde hat, in meinen Mund tun.“

Verkehr zwischen Geschwistern ist streng verpönt, kommt aber vor. Einige Zeit vor unserem Aufenthalt kam es aus diesem Grunde zu einem Selbstmord. Ein Mädchen war nachts aufgewacht und hatte gefragt: „Wer ist das, der da bei mir schläft?“ Es war ihr eigener Bruder. Er fürchtete sich nun so vor der Schande, daß er sich tötete. Im allgemeinen verurteilt aber nicht nur die öffentliche Meinung Inzesthandlungen, sondern auch der einzelne hat einen tiefen Abscheu dagegen. Eben darum erlegen die Zauberer den Männern, die gerne im Leben groß werden wollen, häufig den Verkehr mit der Schwester als Opfer auf.

Auch Vetter und Base ersten Grades können einander nicht heiraten.

Ein rührendes Liebesverhältnis liegt im sogenannten „keuschen Beischlaf“. Eine verheiratete Frau mag mit ihrem Liebhaber heimlich „auf der gleichen Matte schlafen“, aber ohne daß es dabei zum Verkehr oder auch nur zu ähnlichem Verhalten kommt. Ihr Gewissen bleibt dann unbelastet – sie hat ihrem Gatten nichts zu beichten.

Das Gefühl der Liebe ist bei den Dan nicht im gleichen Sinne kulturformend wie bei uns. Zwar enthalten mehr als die Hälfte der von uns auf Tonband aufgenommenen Gesänge Liebesmotive, aber in ihren Märchen finden sich solche nur selten, während doch bei uns fast ausnahmslos die glückliche Heirat die Geschichte beschließt. In ihrer bildenden Kunst fehlen Liebesmotive ganz und gar. Bei den Plastiken der Dan und anderer Negerstämme finden wir wohl bisweilen eine gewisse Betonung sexueller Eigenschaften, aber die Gedanken, die den Schnitzer und Betrachter hierbei bewegen, entspringen dem Wunsch nach Nachkommenschaft und nicht der dem Partner zugewandten Liebe. Allerdings haben wir vereinzelt auch Plastiken gefunden, in welchen der Schnitzer ein geliebtes Mädchen konterfeit hatte.

Frauenschicksal

Wie empfinden nun die Frauen selbst dieses Schicksal, bei dem sie so ungefragt wie eine Ware verkauft, verpfändet, verliehen, ausgetauscht werden können? Kennt man sie nur oberflächlich, so möchte man glauben, daß sie sich damit ganz gut abfinden, denn sie sind von einer immerwährenden guten Laune. Sie stampfen gemeinsam im Takt, oft singend, den Reis, empfangen jeden aus dem Wald zurückkehrenden Mann mit einem Scherz. Es ist ein ganz anderes, von Daseinsfreude erfülltes Dorfbild als bei uns, wo die meisten nur grau und trist ihrer Arbeit nachschlurfen, bis sie am Sonntag vielleicht ein Quäntchen Lebensgenuß im Wirtshaus oder auf dem Fußballplatz finden.

Wenn wir nun aber die Frauen einzeln zu uns in die Hütte holten und sie aufforderten, uns ihren Lebenslauf zu erzählen, dann kam es doch zutage, daß sich unter dieser äußeren Fröhlichkeit viel Herzeleid verbirgt. Unsere Geschichten erzählen, wie der Vater eines Morgens unvermittelt das Mädchen von seinen Gespielinnen fortholt, es dann weit über Land in ein fremdes Dorf führt und dort einem Manne übergibt, den es vielleicht noch nie gesehen hat. Da ist auch die böse Schwiegermutter, die nur darauf gewartet hat, daß eine Junge ins Haus kommt, denn, wie erzählt, darf sie jetzt „hinsitzen“, die junge Frau muß für sie arbeiten.

Man kann sich gut vorstellen, wie einsam sich so ein junges Ding fühlen muß in einem Dorf, in dem sie keine Freundinnen hat, wo sie die Anzüglichkeiten auf die einzelnen Dorfbewohner nicht versteht, als jüngst Hinzugekommene die unerfreulichsten Arbeiten tun muß. So hören wir immer wieder, daß sie nach wenigen Tagen durchbrannte, um heimlich in ihr Heimatdorf zurückzueilten, in Angst, daß sie jemand auf dem Pfad erwischen könnte. Denn sie gehört jetzt ihrem Mann, er hat sie gekauft, bei ihm hat sie zu bleiben. Wenn sie dann bei Vater und Mutter eintrifft, so wird sie bitter enttäuscht. Der Vater hat für sie den Preis empfangen, sich wahrscheinlich dafür wieder eine Frau oder eine Kuh gekauft und will und kann das Mädchen nicht zurückkaufen. Also wird sie – oft mit Schlägen – gezwungen, zu ihrem Mann zurückzukehren. Der einzige Lichtblick in diesen traurigen Jugendgeschichten ist der, daß die Frau fast immer sagt, der Mann selbst sei gut zu ihr gewesen.

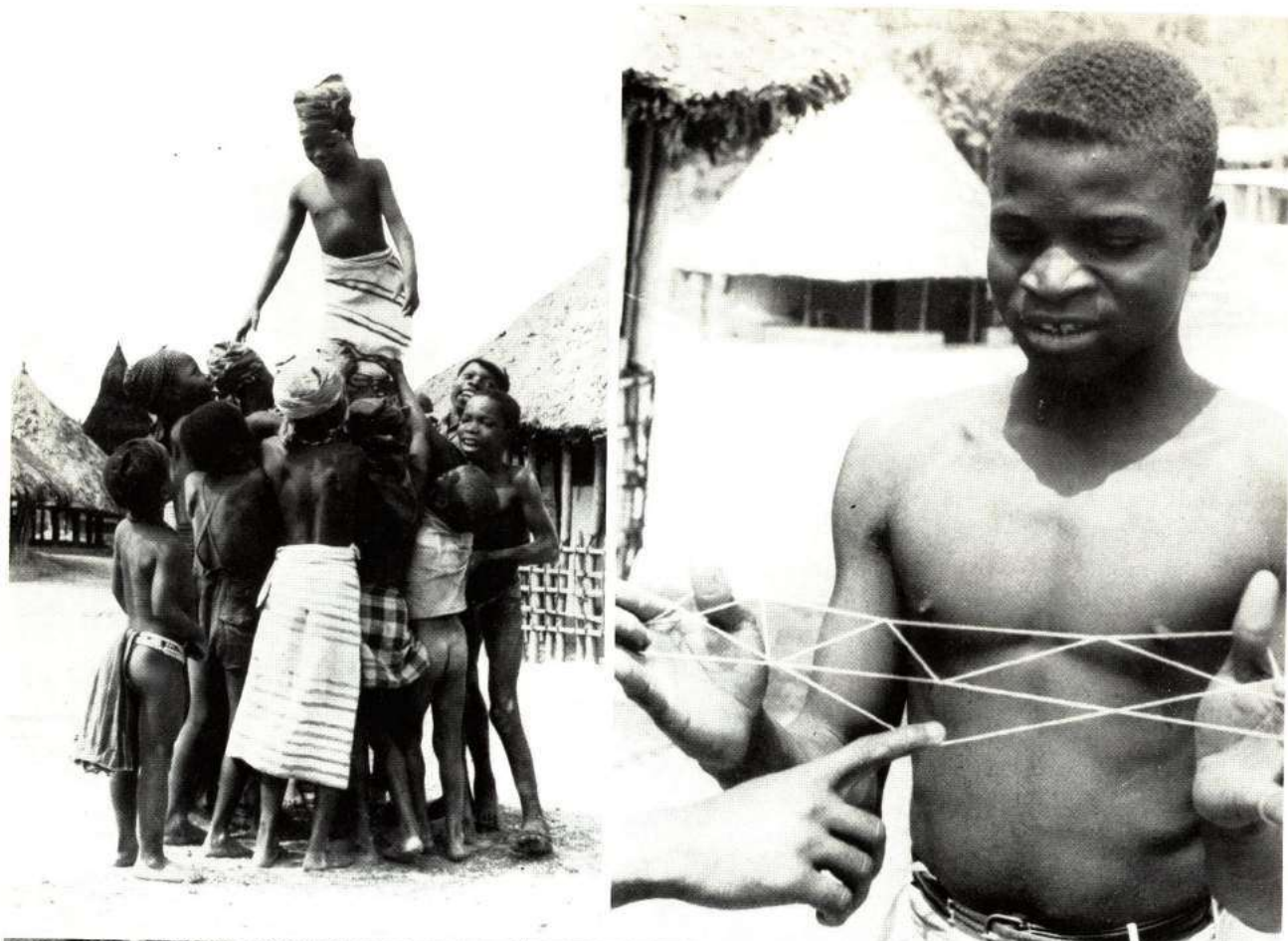
Es kommt sehr oft vor, daß sich ein Mädchen schließlich keinen anderen Ausweg aus ihrer Verlassenheit weiß, als sich das Leben zu nehmen. Die Dan-Mädchen haben dafür ihre eigene schlichte Weise, die einen sofortigen Tod herbeiführen soll: sie beugen sich nämlich über die Wasserstelle und atmen sich mit einem kräftigen Zug das Wasser in die Lungen; oder sie stopfen sich viel Asche in die Nase und atmen diese ein.

17a Die Hunde sind zum Reinigen der Kinder abgerichtet.



17b Die Säuglinge werden von ihren Müttern in die pralle Mittagssonne gelegt. Es soll eine heilsame Wirkung auf ihre Haut haben.





18a Spiel: „Mein lieber Mann.“

18b Fadenspiel.



18c Ein unserem Mühlespiel verwandtes Spiel.

Wenn die Frauen auch weit mehr arbeiten müssen als ihre Männer und in vielen Dingen, z. B. bei ehelichen Verfehlungen, deutlich schlechter gestellt sind als ihre Männer, so haben sie doch auch ihre guten Rechte, die die Männer nicht antasten. Die Frau allein verwaltet die Nahrungsvorräte. Kommt Besuch, so steht es nur ihr zu, Zehrung auszuhändigen. Unzubereitete Nahrungsmittel werden allerdings meist vom Hausherrn dem Gast überreicht. Wir werden noch erfahren, wie sie zeitlebens von ihrer Sippe geschützt wird, und wie die Frauen in ihren eigenen Geheimbünden mit Hilfe mächtiger Zaubermittel ihre Front gegen die Männer halten.

Außer den diesem Kapitel beigefügten Erzählungen von Dan-Frauen über ihr Lebensschicksal findet der Leser eine große Anzahl solcher Schilderungen aus dem Munde von Dan-Frauen in dem Buche „Schwarze Schwester“ von Ulrike Himmelheber.

Mädchenschicksal

Erzählerin ist eine etwa 35jährige Frau in Gban.

Ich wurde hier in Gban geboren. Mein verstorbener Vater war Clan-Häuptling. Meine Mutter war seine Hauptfrau. Sie lebt noch.

Ich war noch ein kleines Mädchen, als man mich verheiratete. Ich zog gleich zu meinem Mann. Er heißt Goma. Damals war er Dorfviertel-Häuptling in Zuople, das hier in der Nähe liegt. Ich hatte ihn kaum gekannt, aber mein Vater wohl. Er war öfter zu uns gekommen.

Ich weinte, als man mich nach Zuople brachte und sagte meinem Mann, ich wolle wieder heim. Als er es mir weigerte, lief ich heimlich davon. Wie ich zu Hause ankam, fragten meine Eltern: „Hast du von dem Mann Erlaubnis bekommen?“ Erst sagte ich „Ja“, dann „Nein“, und da führten sie mich zurück nach Zuople.

Von da ab blieb ich bei dem Mann. Er hielt mich gut. Er hatte eine Hauptfrau, aber er baute mir später eine eigene Hütte, und da war ich Hauptfrau über eine andere Frau.

Ich bekam sechs Kinder, wovon eines starb, als es im Krabbelalter war. Ich war immer froh, wenn ich wieder ein Kind bekam, und arbeitete trotzdem viel. All meine Kinder sind noch klein.

Wenn ein Sohn heiratet, so wird er seine Hütte neben der seiner Mutter bauen. Dann kann die Mutter hinsitzen und braucht nichts mehr zu arbeiten, denn die junge Frau wird das für sie tun. – Hat mein Mann eine junge Frau, die nicht arbeiten will, so weist er sie zurecht: „Eure Arbeit ist nicht zu hart“, sagt er, „tut sie, ihr habt selbst den Nutzen davon!“

Die böse Schwiegermutter

Erzählerin ist eine etwa fünfundvierzigjährige schwächliche Frau. Sie war die erste, die in Gapele zu uns kam, um zu erzählen. Zunächst ist sie schüchtern, berichtet stockend; erst gegen Ende, als ihr wesentliches Schicksal kommt und sie sich trotz ihrer bescheidenen Wesensart tapfer bewährt, berichtet sie flüssig und mit verhaltenem Stolz.

Als ich erst etwa 12 Jahre alt war und noch nicht in der Buschschule gewesen war, brachten mich meine Eltern nach Yale. Dort kannten sie jemanden, und an den verkauften sie mich wie einen Sklaven. Ich hatte meinen künftigen Mann nie zuvor gesehen. Meine Eltern hatten ein Jahr früher von ihm eine Kuh erbeten, die sie als Totenopfer brauchten, weil der Großvater gestorben war, und dafür hatten sie ihm ein Mädchen versprochen.

Ich gebar zwei Kinder, und die andere Frau meines Mannes ebenfalls. Ich stritt nie mit ihr. Als das zweite Kind zur Welt gekommen war, starb mein Mann, und ich blieb bei seiner Mutter. Sie war nicht freundlich. Immer stritt sie mit mir. Und wenn ich sagte „Ich will jetzt einen anderen Mann“, so antwortete sie jedesmal „Nein!“ Sie wollte eben, daß ich für sie arbeite. Sie sagte gar, ich sei eine Sklavin, weil man mich für eine Kuh gekauft hatte. Es ist nämlich ein Unterschied, ob da zuerst ein Mann ist, der sagt, „Ich will dich heiraten“, oder ob man das Kind so gegen eine Kuh verhandelt, ohne es zu fragen. Das empörte mich so, daß ich eines Tages zu ihr sagte: „Wenn du mich Sklavin nennst, dann gehe ich, denn Sklaven sind jetzt frei in diesem Lande“. Da konnte sie nichts machen.

Ich ging in meine Heimat zurück und wohnte bei meinem Vater. Meine Angehörigen sagten: „Wenn es wahr ist, daß sie dich eine Sklavin geheißt hat, werden sie nicht kommen, dich zu holen, denn jetzt dürfen alle Sklaven fortlaufen, ja sie sollen es sogar tun!“

Aber nach über drei Jahren, im vorigen Jahre, kam die Alte von Yale, um mich zurückzuholen. Ich sagte: „Ich bin eine Sklavin, ich gehe nicht!“

Sie sagte: „Ich bitte dich darum. Wenn du mitgehst, will ich dich um Verzeihung bitten.“

Ich antwortete: „Einen Sklaven bittet man nicht um Verzeihung“.

Da nahm die Alte sechzig Cent, gab sie mir und sagte: „Bitte, komm mit!“

Ich rief: „Oh, jetzt kann jedermann sehen, daß es wahr ist, daß du mich Sklavin genannt hast (denn du gibst mir das Geld, um mich um Verzeihung zu bitten), und ich gehe nicht mit!“

Da ging sie zurück. Sie war lange hiergeblieben – zwei Wochen – und während dieser Zeit hatten wir sie ernährt.

Dieses Jahr kam wieder ein Mann vom Viertel der Alten und in ihrem Auftrage. Er behauptete, ich sei seine Frau.

Wohl sagte ich, das sei erlogen, aber man glaubte mir nicht und sagte: „Gut, dann nimm sie halt mit!“

So kam ich wieder nach Yale mit meiner kleinen Tochter, die ich seither von einem andern Mann bekommen hatte.

Den Sohn und die Tochter von meinem ersten Mann ließ ich in Caple. Die Leute sagten zu meiner Schwiegermutter: „Freue dich, deine Schwiegertochter ist wieder gekommen!“

Aber sie antwortete: „Nein!“ Sie machte keinen Reis für mich und tat nichts zu meinem Willkomm. Ich war hungrig, denn niemand gab mir zu essen, und der Mann hatte keine Hütte.

Da ging ich wieder, und sie hielten mich nicht. So kam ich zurück. Der Mann hatte nur den Auftrag erhalten, mich zu holen, weil sie meine Tochter wollten, um sie zu verkaufen. Mich wollten sie höchstens, um die harte Arbeit für die Schwiegermutter zu tun. Als der Mann seinen Auftrag erfüllt hatte, ging er fort und kümmerte sich nicht weiter um mich. Und die Alte wollte mich eigentlich nur wegen der Tochter und hieß mich deshalb nicht willkommen, als sie sah, daß ich diese nicht mitgebracht hatte.

Dieses Palaver ist aber noch nicht zu Ende. Derselbe Mann kam nochmals. Mein Sohn Kabongo sagte zu ihm:

„Wenn du hierher kommst, beschimpfst du immer meine Mutter. Sie wird nirgends hingehen, sondern hierbleiben.“

Geh, und komm wieder mit der Alten, damit wir das Palaver verhandeln können!“ Er ist noch nicht wiedergekommen, aber wir erwarten ihn jetzt in dieser Zeit.

Ich bin wieder verheiratet, aber mein neuer Mann hat Angst vor jenen Leuten, so daß ich mein eigenes Wort reden muß. Ich war schon damals mit ihm verheiratet, als die Alte kam. Das kleine Mädchen ist eine Tochter von Kai, einem Mann, mit dem ich nach meiner ersten Flucht hier lebte. Er verließ mich und wohnt jetzt in einem andern Dorfe.

Hauptfrau und Nebenfrauen

Unter den Frauen eines Mannes ist stets diejenige *Hauptfrau* (Colli), die der Vater dem Sohn gekauft hat, also die als erste geheiratete. Sie darf nicht an Arbeitsmänner verliehen werden. Die alternde Hauptfrau wird allerdings bisweilen einem bewährten Hörigen zugesellt. Der Vater hat sie gegeben, sie gehört eigentlich dem Vater, also muß sie vom Sohne gut gehalten werden. Sie kann nie abgesetzt werden, auch wenn der junge Mann sie nicht mehr mag oder nie gemocht hatte. Erst nach ihrem Tode wird er unter den Nebenfrauen die geeignetste zur Nachfolgerin ernennen. Bei Festen der Familie ist die Hauptfrau deren Repräsentantin. Sie tanzt mit ihrem gewaltigen Reislöffel durchs Dorf und teilt dann damit den Reis aus.

Sind mehrere *Nebenfrauen* da, so arbeitet die Hauptfrau selbst nicht, sondern teilt nur den anderen ihre Arbeit zu. „Richtig ist es so“, berichtet eine unserer Erzählerinnen, „daß die Nebenfrauen aus eigenem Entschluß viel arbeiten, damit die Hauptfrau das nicht tun muß. Wenn z. B. eine Hauptfrau und fünf Nebenfrauen da sind, dann trägt die Hauptfrau kein Wasser, stampft keinen Maniok. Sie befiehlt nur, wer diese oder jene Arbeit tun soll, aber im allgemeinen lösen sich die Frauen von selbst darin ab, ohne daß man es ihnen sagen muß.“

Die zweite Frau heißt *Dua*, die jüngste *Denu* = kleine Frau; sie hat das Badewasser für den Ehemann zu holen und zu wärmen.

Es überrascht, daß die Hauptfrau, die ja nicht nach besonderen Charaktereigenschaften ausgelesen wurde, sondern oft als kleines Mädchen vom Vater gekauft worden war, nun in jedem Falle diese Vorgesetzten-Stellung einnimmt. Aber die jüngeren Frauen kommen ihr offenbar entgegen, indem sie von selbst tun, was zu tun ist. Viele Notwendigkeiten dieser Art regeln sich ja bei den Natur-

völkern einfach durch die „gute Sitte“, die jeden danach streben läßt, seinen Posten gut auszufüllen, weil er sich sonst allgemeiner Mißachtung aussetzt.

Doch darf man sich die Hausgemeinschaft des Dan beileibe nicht als eine ländliche Idylle vorstellen, in der jedermann rechtschaffen und frohgemut dahinwerkt. Die Vielweiberei führt oft zu Zwisten zwischen den Frauen. Da ist vor allem das Problem der ehelichen Zuneigung des *einen* Gatten. Alter Brauch war es, daß der Mann sich nach seinem Dünken nachts zu einer seiner Frauen in deren Hütte begab. Als später die größeren Hütten für mehrere Frauen aufkamen, baute man seitlich des Eingangs ein kleines Schlafkabinett für den Ehemann, in das er eine seiner Frauen berief, und später wieder wurde dieses abgelöst durch eine eigene Hütte für den Mann. Er sagte zu der Gewünschten: „Mach Feuer in meinem Schlafrum.“ Beehrte er die Hauptfrau, so sagte er zu einem Arbeitsmädchen: „Mach in meinem Raum Feuer für die Hauptfrau“. „In jenen Zeiten hielten sich eben alle Frauen bereit, wenn sie dachten, ihr Gatte möchte eine von ihnen als Schlafgenossin haben.“

Bei diesem Ehesystem, das dem Mann die Wahl der nächtlichen Genossin überläßt, entstehen ständig schwere Konflikte. Der Mann bevorzugt z. B. eine Lieblingsfrau, so daß die anderen Frauen monatelang nicht zu ihm kommen. Sie wissen sich allerdings zu wehren. Werden sie zu sehr vernachlässigt, so tun sie sich zusammen und prügeln den Gatten weidlich durch.

Es kommt auch vor, daß eine der Frauen die Schuldige ist, weil sie sich allnächtlich zum Gatten gesellt und diesen Platz gegen jede andere verteidigt. In einem solchen Fall, der uns im Dorfe Diaple bekannt wurde, schlich sich eine der vernachlässigten Frauen des Nachts herzu und goß der eigenützigen Rivalin im Schlaf kochendes Wasser ins Ohr.

Um diese Konflikte auszuschalten, gehen die Dan jetzt dazu über, jeder Ehefrau eine bestimmte Zahl von Nächten bei ihrem Ehemann zuzuteilen, nach deren Ablauf sie ihren Platz der Nächsten einzuräumen hat.

Ursache zum Streit unter den Frauen geben auch täglich die Kinder. Bei der Mahlzeit weigert sich dann die eine Mutter, das Essen zu genießen, das die andere gekocht hat – eine schwere Beleidigung. Aber nach einer Weile geht die eine zur andern: „Was, ist das nicht zum Lachen? Wegen des Kinderpalavers haben wir uns entzweit!“ Sie lachen und versöhnen sich. Oder die Hauptfrau vermittelt, aber manchmal dauert so ein Zwist auch einen ganzen Monat.

Viel Streit bringt auch der Umstand, daß die älteren Männer trachten, junge Frauen zu kaufen, um tüchtige Arbeiterinnen im Haushalt zu haben. Sie können es sich leisten! Zahllos sind die Anspielungen auf ein solches Mißverhältnis in den Liedern der Dan, und eine junge Frau sang uns ein Spottlied auf einen alten Bräutigam vor. (Letzte Aufnahme der beiliegenden Grammophonplatte.)

„Freie Frauen“

Neben den Ehefrauen gibt es bei den Dan auch sogenannte *freie Mädchen*. Es kommt vor, daß Eltern nicht gewillt sind, ihre Tochter zu verheiraten, nämlich dann, wenn sie ihr einziges Kind ist. „Was soll uns ein Brautpreis?“ sagen sie sich. „Wir brauchen junge Leute, die unsere Pflanzung bestellen“. Das Mädchen wird sich dann, anstatt einem Gatten in ein anderes Dorf zu folgen, nach ihrem Belieben unter den Burschen des Dorfes ihre Liebhaber wählen, und diese bestellen als Gegenleistung die Pflanzung der Eltern. Das Mädchen wird auch Kinder bekommen, und oft werden solche freie Frauen durch ihre unabhängige Lebensweise zu selbständigen Persönlichkeiten, die ihre eigenen Handelsgeschäfte betreiben. So kannten wir eine „freie Frau“, die regelmäßig aus dem Hinterlande Liberias zu Fuß nach der benachbarten Elfenbeinküste wanderte, einen Knecht hinter sich, der ihre Last trug, um dort einen kleinen Posten Ware einzukaufen, den sie in ihrem Dorfe wieder veräußerte.

Es gibt ferner „freie Mädchen“, die zwar heiraten sollen, aber noch von keinem Mann erwählt wurden, obgleich sie erwachsen sind. Ein solches freies Mädchen arbeitet bei einem wohlhabenden Mann und ißt dort, hat aber ihre eigene Hütte, in der sie schläft. Dort empfängt sie des Nachts ihre Liebhaber. Diese arbeiten für sie oder bringen ihr Geschenke. Das geht so lange, bis sich einer einstellt, der sie heiraten möchte und imstande ist, den Brautpreis an ihre Familie zu bezahlen. Es ist also nichts Unrechtes dabei, ein freies Mädchen zu sein. Es sind ihrer bis zu zwanzig in großen Dörfern. Freie Mädchen sind stets erwachsene Personen. Von einem jüngeren Mädchen erwartet man zwar, wie gesagt, keinen keuschen Lebenswandel, aber sie kommt in schlechten Ruf, wenn sie ihre Liebhaber zu oft wechselt. Als wir den Häuptling des Dorfes Mangople baten, uns die Namen der Umstehenden zu erklären, wies er auf ein Mädchen, das danach genannt wurde, daß sie alle paar Wochen einen anderen Liebhaber hatte. Während sie nur wenig verlegen dabei stand, erklärte er uns, daß das kein ordentliches Benehmen sei.

Die „freien Mädchen“ sind eine sozial ganz gesunde Art der Prostitution, weil sie die jungen Leute von den verheirateten Frauen fernhalten.

Jedoch gibt es auch eine sehr üble Form der Zuhälterei. Wohlhabende Frauen, besonders Witwen, kaufen Mädchen in jugendlichem Alter und machen dann mit ihnen die entsprechenden Geschäfte. Die jungen Männer bieten an, für sie zu arbeiten, um dafür mit den Mädchen zusammen sein zu dürfen. Dazu nehmen diese Zuhälterinnen viel Geld und Gut ein durch den Verkauf der Töchter, die ihre Mädchen zur Welt bringen.

Eine Sonderstellung haben die „Prinzessinnen“ – die Töchter oder Schwestern großer Häuptlinge. Sie sind zu vornehm, um für einen Mann zu arbeiten. Also bleiben auch sie ledig, haben ihre eigene Hütte und wählen sich ihre Liebhaber nach ihrem Geschmack. Der erkorene Mann zieht zu seiner vornehmen Geliebten. Bekommt die hohe Frau ein Kind, so gehört es ihr und bleibt bei ihr.

Großhäuptling Towe Tochter verliebte sich in einen ehemaligen Soldaten und bat ihren Vater, sie diesem als Frau zu verkaufen. Towe sagte: „Nein, das geht nicht gut!“ Sie aber bat und flehte, und da nahm Towe einen Brautpreis an. Nach ein paar Jahren lief sie ihrem Manne davon, weil sie ihn nicht mehr mochte, und kam zu Towe zurück. Ihr Mann kam bald darauf und wurde bei Towe vorgestellt. „Du mußt sie binden und verprügeln“, riet ihm Towe. So tat er, und sie wurde wieder fortgeführt. Aber dann lieh sich ihr ältester Bruder Geld und kaufte sie los. Um ihre Kinder mitnehmen zu dürfen, mußte sie für jeden Knaben zwölf Dollar und für jedes Mädchen sechzehn Dollar an den Gatten zahlen.

Besitz

Die erwachsene Frau ist voll ausgefüllt von ihrer großen Arbeitslast und der Sorge um ihre Kinder. Den Mann dagegen beschäftigen jetzt vor allem *Besitzfragen*. Er möchte wohlhabend werden, um selbst nicht mehr arbeiten zu müssen, und um in der dörflichen Gemeinschaft etwas zu gelten. Die Wohlhabenheit liegt letztlich in der Landfläche, die seine Familie bewirtschaftet. Das Mittel dazu sind die Frauen, die nicht nur das Land selbst bepflanzen, sondern auch Arbeitsmänner anziehen (s. S. 110).

Kostbarster Besitz sind daher Frauen, denn je mehr Frauen, desto mehr Land kann die Familie bestellen. Außerdem bekommt die Frau Töchter, die sich wieder verkaufen lassen. Die Frau ist also der produktivste, der bestverzinsliche Wert, den ein Neger besitzen kann. Das ist natürlich ein schwieriges Problem für die christlichen Missionen, die ihren Bekehrten die Einehe vorschreiben müssen. Sie verurteilen dadurch den schwarzen Christen dazu, zeitlebens auf der untersten sozialen Stufe seines Volkes zu verharren.

Das Besitzstreben der Dan zielt also vor allem auf diesen so vielfältig ertragreichen Wert: die pflanzende, Töchter gebärende, an Arbeitsmänner ausleihbare, verpfändbare Frau.

Für den überschüssigen Reis, den die Frau pflanzt, kann ihr Mann Kühe kaufen, für die Kühe ein kleines Mädchen für den heranwachsenden Sohn, das Töchterchen seiner Frau verkauft er seinerseits gegen eine Kuh, für diese eine weitere Frau, die er dann vielleicht einem Arbeitsmann überläßt. Dieser Handel – Reis gegen Kuh, Kuh gegen Frau, Tochter gegen Kuh – beschäftigt den Dan immerzu. Stets ist er auf Ausschau nach einem guten Frauengeschäft. „Jener Nachbar wird eine Kuh für das große Totenfest brauchen, das er für den eben verstorbenen Vater abhalten muß. Ich biete ihm meine Kuh an, er soll mir dafür seine Tochter zur Nebenfrau geben. Meine zweite Frau erwartet ein Kind. Wird's ein Mädchen, so will ich mir dafür die junge Frau aus dem Dorf Flole einhandeln, deren Vater in fünfzehn Jahren eine Frau für seinen kleinen Sohn brauchen wird.“ Immer wieder trafen wir die gleichen Dan-Großen auf dem Pfad unterwegs, einen fälligen Brautpreis einzutreiben, eine Tochter oder eine Kuh abzuliefern.

Ein anderer, beachtlicher Wert sind die Colanuß-Bäume, die freilich den Frauen und Kühen gegenüber den Nachteil haben, daß sie nicht beweglich sind.

Eine wichtige Quelle von Besitz sind die handwerklichen Tätigkeiten, insbesondere das Weben, da die Stoffe sehr begehrt sind und sich weithin verhandeln lassen; weiter Erzeugnisse von Metallguß und Schmieden. Junge Männer können gut verdienen durch Spielmannstum oder Zugehörigkeit zu einer Arbeitsgemeinschaft (s. S. 87). Landbesitz gibt es nicht, der Busch ist für jedermann frei.

Die Frau darf auf dem Markt die Ergebnisse ihrer Sammelwirtschaft – Schnecken, Termiten oder die von ihr gefangenen Fische und auch Bananen und Gemüse – zum Verkauf anbieten, aber es handelt sich da mehr um ein Tauschen, aus dem kein eigentlicher Frauenbesitz hervorgeht. Etwas mehr kann der Frau das Töpfern oder Korbflechten einbringen. Wirklich wohlhabend aus eigenem Tun können aber nur die Zauberfrauen (Zo) und die Zuhälterinnen werden. „Eine Frau kann durch Träumen reich werden, oder, wenn sie keinen Mann hat, auch dadurch, daß sie viel Reis anpflanzt, den sie dann an irgendeinen wohlhabenden Mann verkauft. Für den Erlös erwirbt sie kleine Mädchen. Dann kommen die jungen Männer und arbeiten für sie, um dafür bei den Mädchen wohnen zu dürfen. So bekommt sie dann wieder viele kleine Kinder.“ „In den alten Zeiten lebte einmal eine reiche Frau. Manchmal sagte sie: ‚Heute will ich eine Kuh schlachten‘. Dann sagte ihr Mann: ‚Ich habe keine‘. ‚Aber ich‘, erwiderte sie, und schlachtete eine aus ihrem Besitz.“

Im übrigen aber haben die Dan, wenn wir es so nennen wollen, Familienkommunismus. Der Vater verwaltet den Familienbesitz. Jeder steuert bei nach seinem Vermögen und erhält nach seinem Bedarf. Was die Söhne durch ihre Arbeit bei fremden Herren verdienen, das liefern sie stets dem Vater ab. Dieser mag dann etwa dem Jüngsten eine Flinte kaufen, wenn dieser ein guter Jäger ist, oder dem Ältesten eine Frau. Andere mögen zeitlebens nichts aus der Familienkasse zurückerhalten, aber sie nehmen Teil an der Jagdbeute jenes jüngeren Bruders. Aus dem gleichen Grunde ist es dem Dan selbstverständlich, daß die Frauen des älteren Bruders den jüngeren Brüdern im ehelichen Sinne zur Verfügung stehen; der ältere Bruder hätte nie das Recht und würde nie auf den Gedanken kommen, ihnen darob Vorhaltungen zu machen.

Es ist gewiß seltsam, daß bei einem Naturvolk Besitzfragen schon so im Vordergrund stehen können. Ja, es ist kaum zu glauben, welche sozialen Unterschiede in diesen schlichten Negerdörfern bestehen, immer bedingt durch den Unterschied an Besitz. Unsere Erzähler begannen ihre Lebensläufe fast immer mit der Feststellung: „Mein Vater war ein reicher (armer) Mann...“

Wie sehr der Besitz schon zu einem vom Arbeitsertrag getrennten Begriff geworden ist, zeigt sich darin, daß die Dan schon das Glücksspiel kennen, diese dekadenteste Form des Besitzerwerbs. Sie spielen mit fünf Kaurimuscheln, deren konvexe Seite gerade geschliffen ist, so daß sich beim Wurf

entweder diese Seite oder die der natürlichen Öffnung nach oben kehrt. Es handelt sich dann einfach darum, ob die Mehrzahl der fünf Muscheln so oder so liegt. Die Spielpartien dauern oft mehrere Tage, und Frauen und Sklaven können dabei die Besitzer wechseln. Spielschulden sind auch hier Ehrenschnulden: hat einer seine Hütte verwettet, so wird sie von den Gewinnern (denen sie nichts nützen kann, weil sie im Wohngebiet der anderen Familie steht) niedergerissen. Ja, die Dan berichten von Leuten, die das Spielen als Broterwerb übten, und sogar Falschspieler gibt es.

Ein großer Heirater

Der Erzähler ist ein vornehmer Greis in Gaple. Er kam mit einem Affenfell, dem Abzeichen der vornehmen Familienältesten, auf das er sich, gegen einen Pfeiler gelehnt, setzte. Er mußte, da gerade ein anderer erzählte, lange warten, bis er dran kam. Dann erzählte er mit Sachlichkeit, ohne sich an das Publikum zu wenden, im Gefühl seiner vielen gelungenen Affären.

Ich will Dir erzählen, was mein Vater und ich selbst im Leben vollbracht haben.

Mein Vater und meine Mutter waren von diesem Dorf. Meine Mutter war zuerst mit einem Mann in einem anderen Dorf verheiratet.

Meine Großmutter väterlicherseits war von einem Mann namens Asape geheiratet worden. Sie bekam zwei Söhne und drei Töchter (er nennt die Namen). Eine andere Frau von Asape hatte auch fünf Kinder. Das erste Kind wurde von einer Hexengesellschaft getötet. Nein, man hat es nicht etwa geopfert, sondern es starb und man fand heraus, daß die Hexenleute es umgebracht hatten. Die Eltern waren sehr erzürnt darüber und holten den Zo, daß er die Giftprobe mit Sass-Holz anstelle. Der Zo fing in der Tat mehrere als Schuldige. Es gab einen Kampf, weil manche sagten, es sei wahr, was er gefunden, andere, es sei nicht wahr. Die beiden Söhne meiner Großmutter, Gli und Tlo, kamen deshalb hierher nach Gaple. Sie sagten, das Dorf dort sei nicht gut.

Hier bekamen sie viele Kinder und kauften dafür viele Frauen. Ich war aber noch nicht auf der Welt. Und dann heirateten sie noch mehr Frauen. Bei den Kindern waren es ebensoviel Knaben wie Mädchen. Ich war dann der jüngste von all diesen. Als später die anderen alle schon verheiratet waren, hatte ich noch keine Frau. Und als mein Vater starb, war ich immer noch unverheiratet. Ich versuchte mein Bestes, und mit der Zeit bekam ich viele Frauen. Das Geld dafür verdiente ich als Spieler mit den Kauri-Muscheln.

Die erste Frau holte ich mir einfach aus einem anderen Dorf; ich rannte mit ihr fort und zahlte später den Brautpreis.

Was das Spielen angeht: Ich träumte oft von einem kleinen Ding, das mir sagte: „Berühre diesen oder jenen Gegenstand, dann wirst du gewinnen“. Ja, das gibt es. Ein Clanhäuptling träumte einmal so und konnte am nächsten Morgen schreiben. Niemand konnte von mir gewinnen. Wenn ich mit einem winzigen Einsatz einstieg, ging ich mit dem hundertfachen nach Hause.

Meine erste Frau gebar nie ein Kind. Sie war meine Hauptfrau, bis sie starb. Mein Vater hatte einige Colanußbäume hinterlassen. Ich unterbrach einmal mein Spielen, verkaufte von den Nüssen und erwarb von dem Erlös eine neue Frau. Diese bekam zwei Töchter.

Eine von diesen Töchtern nahm ich und gab sie einem anderen Manne. Von dem Brautpreis, den ich dafür bekam, kaufte ich mir eine neue Frau.

Die andere Tochter verkaufte ich auch und kaufte nochmal eine Frau.

Die für die erste Tochter eingetauschte Frau bekam ein Kind und beide starben, so daß der Erlös für die erste Frau gerade verschleudert war.

Die Frau für die zweite Tochter starb auch, so daß das, was ich für meine beiden Töchter bekommen hatte, einfach verloren war.

Da nahm der alte Oberhäuptling Boja, der ein großer Krieger war – der Vater von Batua, dem jetzigen Clanhäuptling – mich als Waffengeführten. Als wir ein Dorf erobert hatten und nach unserer Rückkehr gefeiert wurden und Geschenke erhielten, kaufte ich mir davon wieder eine Frau. Es war ein Mädchen namens Gebo. Sie bekam auch kein Kind. Als sie schließlich eines bekam, starben sie beide.

Wieder ein anderes Jahr nahm ich von meinen Colanüssen, verkaufte sie an einen Mandingo und erstand dafür ein Mädchen namens Sisson. Nun hatten wir Glück und bekamen fünf Töchter. Ich hatte also nun ein halbes Dutzend Frauen aber noch keinen Sohn.

Ich verkaufte eine von den Töchtern und kaufte mir davon eine Frau namens Ze. Die ist jetzt noch bei mir. Sie gebar drei Kinder, aber alle starben.

Nun nahm ich die zweite Tochter und kaufte mir dafür Kuija. Sie lebt noch. Sie hat eine Tochter gehabt, aber die ist gestorben.

Für die dritte Tochter kaufte ich mir eine zweite Sisson. Diese hat keine Kinder geboren.

Für die vierte kaufte ich mir Dua, die auch keine Kinder bekam.

Und für die letzte kaufte ich eine andere Dua. Diese ist noch ganz jung und hat noch keine Kinder.

Als mein Bruder starb, übernahm ich die leere Hütte mit seinen beiden Frauen. Die jüngere davon, namens Nia, bekam von mir einen Sohn. Er heißt Tije. Mit Nia hatte ich das Glück, zwei Knaben und zwei Mädchen zu bekommen. Und von der anderen, die die Hauptfrau meines Bruders gewesen war (mein Vater hatte sie ihm gegeben), bekam ich zwei Söhne und eine Tochter.

Dann heiratete ich Mawija. Diese gebar drei Söhne.

Von da an habe ich keine Frau mehr geheiratet, bis ich jetzt alt und krank geworden bin. Das heißt, eigentlich bin ich gar nicht krank. Nur das Wasser kann ich nicht mehr halten.

Ich war also ein großer Spieler und Krieger. Jetzt, wo ich alt bin, versuche ich noch zu spinnen. Ich nehme mir manchmal einen Buben mit, daß er mir von meinen Cola-Bäumen, die ich geerbt habe, Nüsse abmacht. Dafür kaufe ich mir dann Baumwolle, spinne sie selbst und lasse mir davon ein Kleid machen.

Ja, früher war ich jung und konnte selbst nach meinen Frauen sehen. Jetzt sorgen eben meine Söhne dafür, daß sie mir nicht weglaufen.

Ich habe viele Schafe und Ziegen. Und wenn ich Lust nach einem guten Essen habe, dann freue ich mich darüber, daß ich sagen kann, man soll mir eines meiner Haustiere schlachten.

Meine Frauen habe ich alle gleich geliebt. Von meinen Kindern war mir Tije (von Nia) der liebste, weil er mein erster Sohn war. Meine verheirateten Töchter besuchen mich bisweilen und bringen mir kleine Geschenke.

Ein kluger Mann

Erzähler ist Häuptling Uanti von Demple, ein stattlicher, vornehmer Mann, der für unsere Arbeit sofort Verständnis zeigt und sich dafür einsetzt.

In den alten Zeiten gab man bisweilen Leute als Pfand. Meine eigene Schwester wurde so von meinem Vater verpfändet.

Als meines Vaters Vater gestorben war, hatten die Alten des Dorfes zu ihm gesagt: „Dein Vater war so reich; schlachte eine Kuh, dann wollen wir dir das Demple-Land geben“. Da gab mein Vater meine Schwester dem Ma in Blontuo, um die Kuh zu bekommen. In den alten Zeiten hatten nämlich nur wenige Leute Kühe. Und er schlachtete die Kuh für die Alten.

Eines Tages besuchte ich meine Schwester in Blontuo. Ich war damals etwa 17 Jahre alt. Ma hatte einen Fischzaun. Die Leute von Blontuo nahmen mich dahin mit, um nach den Fischen zu sehen. Wir fingen soviel Fische, daß sie mir einen ganzen Tragkorb voll mitgaben. Als ich nach Butuo zurückkam, verkaufte ich dort die Fische an einen Mandingo. Ich bekam dafür sechs Schilling.

Nun ging ich nach Njo-Diaple, wo die Leute beim Spielen waren. Ich lieh zwei Dollar aus. Es war nämlich so, daß der Mann drei Dollar an mich zurückzahlen mußte, wenn er gewann, und wenn er verlor, so blieb er eben für die entliehene Summe an mich verschuldet.

Ich war eine Woche lang dort, da hatte ich statt der sechs Schilling zwölf. Ich blieb also weiter in Diaple und lieh und lieh zwei Wochen lang mein Geld aus. Dann fing ich mit dem Silber, das ich gewonnen hatte, einen Cola-Handel an, bis ich soviel hatte, daß ich mir eine Frau kaufen konnte.

Frauenhandel

Erzähler ist ein Greis in Gaple.

Ich war noch ein Kind, als meine Eltern starben. Die Familie Tianaka, die mit meinen Eltern zusammen gewohnt hatte, nahm mich zu sich. Tianakas Frau hieß Yole. Von ihr hatte er zwei Töchter, Songle und Deklua.

Ich hatte noch keine Frau. Eines Tages sagte Tia: „Bringe Deklua in jenes Dorf zu unseren Bekannten, damit diese sie kaufen!“

Als die Leute mir den Brautpreis bezahlt hatten, ging ich damit nach Sokomple und kaufte mir eine Frau dafür. Sie hieß Sona. Das war meine erste Frau. Sie starb aber bald. Sie war noch ganz jung gewesen; sie wurde krank und dann starb sie.

Nun gab mir Tianaka Songle zum Verkaufen. Von dem Preis, den ich für sie bekam, kaufte ich mir Dewe. Und als ich später einmal eine Kuh erwarb, handelte ich mir davon Debo ein. Debo bekam drei Mädchen. Eines davon verkaufte ich und erwarb dafür eine weitere Frau. Für die zweite Tochter kaufte ich mir meine Frau Nige, und für die dritte Goma.

Die Alten

Die Alten behaupten ihren Platz innerhalb der Dorfgemeinschaft, obgleich wir uns in einer bäuerlichen Gemeinschaft befinden, in der der Mensch nur nützlich zu sein scheint, solange er mit seiner Arme Kraft die Pflanzungen bestellen kann. Sie stellen die Verbindung her zur Welt der Vorvorden, denen man alle lebenswichtigen Erkenntnisse verdankt. Kommt man innerhalb der Familie in irgendwelche unlösbare Schwierigkeiten, so befragt man den Ältesten. Er forscht dann in seinem Gedächtnis nach Präzedenzfällen aus den alten, alten Zeiten, in denen er selbst noch jung war, und danach richtet man sich. In den Alten verehrt man also die Ahnen.

Außerdem besitzen die Alten die Zaubermittel und magischen Kenntnisse, ohne die die Jungen nicht zu Erfolg im Leben gelangen können. Ein junger Jäger muß von jeder Beute dem alten Jäger des Dorfes ein gutes Stück abgeben. Versäumt er das, so wird der Alte einen Zauber gegen ihn machen und er wird nie mehr etwas erlegen. Wir kamen einmal dazu, wie ein junger Jäger einem uralten Jäger eine Antilope als Geschenk brachte. „Vater“, sagte er, „nun gib mir doch endlich einmal das Zaubermittel für die Büffeljagd!“ Ohne das richtige Mittel also wagte er es nicht, auf Büffeljagd zu gehen. Er fürchtete, die Büffel würden ihn zu Tode trampeln. Der Alte aber gab die Medizin nicht heraus. So ist für jede Tätigkeit irgendein Alter im Dorf zauberisch zuständig. Er erhält Geschenke von den Jungen, die auf seine zauberische Hilfe bauen müssen.

Unsere Geschichten berichten mehrfach von kindlicher Anhänglichkeit an die alternden Eltern, und bei Kuhfesten erhielten zuerst die Alten ein schönes Stück Fleisch, um es mit nach Hause zu nehmen, aber den ganz alten, *greisenhaften* Eltern gegenüber scheint die Einstellung durchaus negativ zu sein. So wartet nur am *Ende des Lebens* ein trauriges Schicksal auf den Dan, Mann wie Frau. Man baut ihnen dann eine kümmerliche Hütte am Dorfrand, oder läßt sie auf einer Pflanzung der Familie leben (Abb. 23 a). Dabei muß man freilich bedenken, daß bei einem Naturvolk, das sich wenig kleidet und eng zusammen haust, die körperlichen Mängel und das Nachlassen in den guten Manieren sichtbarer und störender sind als bei uns. Die Dan sprechen mit einiger Scheu davon, daß man früher die Alten getötet und aufgegessen habe. Allerdings tat man das nicht innerhalb der eigenen Familie, sondern man überließ sie anderen Mitbürgern. Manche Dan sagen allerdings, nur die Kran, von denen auch Frau Donner diesen Brauch berichtet, hätten die Alten gegessen. Ein Märchen der Dan (S. 240) berichtet von der Abschaffung dieser Sitte, so daß wir vielleicht annehmen dürfen, daß sie zwar früher hier bestand, aber schon lange aufgegeben worden ist.

Für den Dan ist eben der Mensch, der nicht irgendwie nützlich ist, auch nicht erhaltenswert. Auch das verkrüppelt geborene Kind setzt er aus; wird ein Erwachsener zum Krüppel, so hat er ein recht trauriges Leben (s. Erz. S. 141, 159).

Nicht anders als in unseren bäuerlichen Gemeinden hat es die Großmutter leichter als der Großvater, sich noch nützlich zu machen. Solange sie geistig rüstig ist, steht sie dem Haushalt vor, teilt den jungen Frauen ihre Arbeit zu und sorgt für eine friedliche Häuslichkeit. Auch im höheren Alter kann sie noch die Kinder hüten und kochen, und sogar ein besonderes Handwerk ist den alten Frauen vorbehalten, das Töpfern. Man gibt solchen alten Frauen auch Kinder, für die niemand sorgen mag, deren Körper etwa voller Geschwüre ist, in Pflege. Manchmal nimmt die Alte auch ohne solchen Grund den Eltern ein Kind ganz ab, besonders ein kleines Mädchen. Häufig fanden

wir eine alte Frau eine kleinere Hütte ganz für sich allein bewohnen, und zwar meist am Dorfrand, „damit sie es nicht so weit zum Austreten hat.“

Ein alter Mann dagegen hat keine Aufgabe. Wenn er keinen Anhang hat, oder sich nicht durch Besitz oder Zauberkraft behaupten kann, so kümmert sich oft niemand um ihn, wie es manche unserer alten Erzähler ergreifend schildern. Oft und oft haben wir in Afrika gesehen, wie so ein Alter sich mühsam selbst eine Hütte baut. Er hat nicht mehr die Kraft, im Walde Stangen zu schlagen, und fügt nun mit mageren Armen Lehmklumpen zu einer Wand zusammen, eine dürftige Bauweise, die vielleicht nicht einmal die nächste Regenzeit überdauern wird.

Verarmt

Erzähler ist ein alter Mann in Gape.

Als ich jung war, war es meine Arbeit, für andere Leute den Wald für die Pflanzungen freizuschlagen. Das feine Tanzen oder sonst so etwas, wofür man Geschenke bekommt, konnte ich nicht. Außer dem Roden, das ich am besten konnte, verstand ich mich aber auch auf alle andere Art von Farmarbeit.

Am liebsten baute ich Hütten für mich und meine Familie. Für andere machte ich's nicht. Es gibt aber auch Leute, die das tun. Im Bauen war ich sehr geschickt. Mein Vater hatte es mich gelehrt. Das schwierigste ist das Dach, das so gemacht werden muß, daß das Gras, mit dem man es deckt, nicht leicht abgeht. Bisweilen ruft man dazu gar jemanden von einem anderen Clan.

Mein Vater war Clan-Häuptling. Als solcher hatte er damals die gleiche Stellung wie ein Clanhäuptling heute, nur daß man gegen ihn nichts unternehmen konnte wie heute, wo der Clanhäuptling gewählt wird (veranlaßt durch die liberianische Regierung).

Mein Vater kaufte mir drei Frauen, und ich erwarb noch zwei dazu. Zwei davon sind gestorben.

Ich hatte Geld und war auch ein führender Mann, der allgemein geachtet wurde. Aber dann verarmte ich, denn ich bekam nie einen Sohn, sondern nur Mädchen, so daß mir niemand bei der Farmarbeit half. Andere Burschen arbeiten nicht für einen einsamen Mann, es sei denn, sie bekommen es gut bezahlt. So bin ich also jetzt in meinem hohen Alter ganz allein und muß alle schwere Arbeit selbst machen.

Als mein Vater Häuptling war, kannte man im Lande nur ihn und Großhäuptling Ka, der Kample gegründet hat. Ka war weithin geachtet, wenn er auch nicht eigentlich regierte. Mein Vater und Ka waren Freunde, die sich ab und zu Geschenke schickten, z. B. Kühe oder Schafe. Ziegen sind ja hier verboten und durften früher nicht in das Gebiet unseres Clans gebracht werden. Ka hat auch zwei Töchter aus unserer Familie geheiratet.

Mit den Dan auf der anderen Seite des River Cess standen wir auf Kriegsfuß.

Ich bin nie an der Küste gewesen und nie übers Dan-Land hinausgekommen. Früher konnte man ja nicht so herumwandern.

Nachkommen und Verwandtschaft

Das Schwesterkind

Der einzelne fühlt sich vor allem seiner *Sippe* verpflichtet. Die Sippe ihrerseits steht unbedingt für ihre Angehörigen ein; kommt einer in Schulden, so bringt sie den Betrag für ihn auf. Sie rächt den Mord an einem ihrer Söhne.

Die Sippe einer Frau hat das Bestreben, ihr Anrecht an ihrer Tochter nicht ganz aufzugeben, wenn sie an einen Mann aus einem anderen Dorf verkauft wird. Sie tritt fürderhin für die Frau ein, z. B. dann, wenn ihr Mann sie schlecht behandelt. Stirbt der Ehemann, so kommen ihre Angehörigen und fragen: „Wem soll künftig unsere Tochter gehören?“ Derjenige, der die Frau geerbt hat, wird ihnen dann ein Geschenk geben. Taugt die Frau nichts, so daß die Familie des Mannes sie nicht behalten will, dann kehrt sie zu ihrer Familie zurück.

Ebenso will die Sippe der Frau auch ihre Verwandtschaft mit den Kindern ihrer Tochter betonen. Da gibt es z. B. bei den Dan den Brauch, daß die Schwester das Kind ihrer Schwester zurechtweisen darf, was die Schwester des Vaters nicht darf. Auf die Frage, welches seiner Kinder ihm das liebste sei, erwiderte uns zwar fast jeder Dan-Vater: „Mein ältester Sohn.“ Aber daneben gehen Gefühle und Pflichten des Vaters doch noch andere Wege, nämlich zu den Kindern der Schwester (von der gleichen Mutter), die im allgemeinen in einem anderen Dorf verheiratet ist. Die Töchter der Schwester nennt man vom Oheim gesehen „Nu“, die Söhne der Schwester „Bea“. Man sagt also, dieser Junge ist Bea für das Dorf Gaple, das heißt, seine Mutter stammt aus Gaple.

Die Kinder der Schwester haben Sonderämter und Sonderrechte. Wird eine Kuh geopfert, so ist es der Sohn der Schwester, der sie tötet, und er oder seine Schwester erhalten den Kopf, was nach manchen unserer Gewährsleute bedeuten soll: „Du bist das Haupt der Familie“, nach anderen „Dein Kopf muß klug werden“. Wenn dann die Gäste beim Kuhfest ein Stück Wild erlegen, bekommt das Schwesterkind – Knabe oder Mädchen – das Rückenstück, „weil diese die Wirbelsäule enthält“, und beim Festessen gebührt ihm die erste Schüssel Reis.

Das wichtigste Vorrecht der Nu und Bea ist das „Aneignungsrecht“. Sie dürfen sich beim Oheim nehmen, was ihnen beliebt, ohne daß man „auch nur die Stirn gegen sie runzeln darf“. „Eine Nu kann sich sogar eine Kuh holen“. „Sie braucht nur auf das Gewünschte zu spucken.“

Allerdings haben wir auch eine Geschichte aufgezeichnet, in der ein Nu-Mädchen immerzu den Frauen ihres Oheims die schönsten Stoffe wegnahm, bis diese eines Tages der Kleinen an der Wasserstelle auflauerten und sie züchtigten. Zur Strafe für diese Mißachtung des heiligen Vorrechtes wurden sie aber alle getötet.

Für die Burschen haben wir schließlich einen gewissen Sinn für dieses seltsame Recht gefunden. Da das Mutterdorf früher den Kaufpreis für die Mutter des Knaben erhalten hat, fühlt es sich diesem gegenüber in Schuld. Ist die Zeit gekommen, daß er sich verheiraten will, so darf er zum Oheim gehen und ihn bitten, zum Kaufpreis für die von ihm Auserwählte beizusteuern. Macht dieser Schwierigkeiten, so kann er sich einfach zwei Ziegen oder eine Kuh greifen, ohne Rücksicht darauf, wem sie gehört, „da ja der Kaufpreis auch seinerzeit unter den Familien des Dorfes geteilt worden war. Die Geschädigten werden dann schon mit den anderen abrechnen.“ Hat der Heiratsfähige aber noch kein Mädchen erwählt, so kann er zu seinem Oheim gehen und ihn um eine Frau bitten. Dieser wird ihm dann entweder eine seiner eigenen Frauen überlassen, oder der junge Mann darf eine Witwe des Dorfes für einen ermäßigten Preis kaufen. Eine Witwe muß es sein, weil ja die Töchter des Dorfes seine eigenen Basen sind; es kommt also nur eine Frau in Frage, die man von auswärts geheiratet hat, und eine solche wird im allgemeinen erst frei, wenn ihr Mann gestorben ist.

Die Bea und Nu haben aber auch schon als Kinder dieses Aneignungsrecht. Unser Koch erzählte uns schmunzelnd, wie er als Junge bisweilen mit einigen Kumpanen in das Dorf seiner Mutter gegangen sei, sich dort ein Zicklein gegriffen und es vor aller Augen mit seinen Freunden geschlachtet und aufgegessen habe.

Ein seltsames Gesetz, dessen Sinn uns nicht aufgegangen ist, beschränkt die Rechte der Söhne eines Dorfes: wenn ein Bea mit einer Ehefrau des Mutterdorfes intime Beziehungen anknüpft und wird ertappt, so kann er sich nicht wie sonst mit Entschädigung an den Ehemann aus der Schlinge ziehen, sondern er muß die Frau heiraten, das heißt, er muß sie kaufen, und zwar mitsamt der Hütte. Letzteres bedeutet wohl, daß er in das mütterliche Dorf zurückziehen muß. „Nur wenn er sehr arm ist, kann er mit einer Ziege als Entschädigung davonkommen.“

Diesen Vorrechten steht bei den Mädchen ein anderer Brauch gegenüber. Unsere Erzählungen berichten von Männern, die ihre Nu-Nichte lebendig begraben ließen, um mächtige Häuptlinge zu

werden. Was da als Einzelfall erzählt wird, war in Wirklichkeit ein weitverbreiteter Dan-Brauch. In etlichen Dörfern zeigten uns die Dan den Dorfbaum, unter dem ihre Väter eine Nu begraben hatten. Sie erzählten mit Stolz, daß ihr Häuptling dem Dorfe dieses Opfer gebracht hatte. Es ist ein Beispiel dafür, wie Mord eine soziale Tat von hoher Sittlichkeit sein kann. Indem der Häuptling seine Nichte opfert, die sein Blut auf die nächste Generation vererben würde, opfert er seine eigene Blutsukunft der Zukunft seiner Untertanen. Man machte das Mädchen durch eine Medizin „stumm“ und begrub sie stehend. Dann trieb man einen Pfahl, meist von einem Baumwollbaum, durch Kopf und Körper. Nach einiger Zeit begann dieser zu grünen und wuchs nun zum heiligen Baum des Dorfes heran, an dem der Häuptling seine Opfer darbrachte. „Der Baum wächst so, wie das Dorf wachsen soll!“ „Er ist der Platz für die Toten.“

Natürlich galt es, den Widerstand der Mutter zu überwinden. In einer Erzählung fand diese sich bereit, ihr Kind dem höheren Ruhme ihres Bruders zu opfern; im Dorf Banwie wurde sie nichtsahnend in eine ferne Pflanzung geschickt.

Noch an einer anderen Stelle stößt man auf Brauchtum, in dem ein solches Opfer der Nichte gemeint zu sein scheint. Wenn der Holzfäller-Geheimbund (S. 221) auszieht, einen großen Baum zu fällen, so führt er ein junges Mädchen, die Nichte eines der Holzfäller, mit sich. Das Mädchen wird schön geschmückt und mit einem kleinen Beilchen in der Hand (Abb. 30 p) da hingestellt, wo der Baum voraussichtlich hinstürzen wird. Das Mädchen deutet mit dem Beilchen, das es sanft hin- und herschwenkt, dem Baum die Stelle an, wo er hinfallen soll.

Es könnte sein, daß das Mädchen ein Opfer an den Wald sein soll, zum Ausgleich für die Wunden, die man ihm schlägt. Das Mädchen soll wohl eines Tages erschlagen werden, nur überläßt man es dem Walde, wann er sich das Opfer holen will.

In der Erzählung S. 124 heißt es, „alles Unglück, welches das Dorf treffen könnte, wurde in das Mädchen gesteckt; dann vergifteten sie es, damit das Unglück mit ihr weggehe“.

Vielleicht soll es ein Ausgleich hierfür sein, daß das Mädchen zu Lebzeiten beim Oheim nehmen darf, was sie mag. In einer Erzählung, in der die Tochter einer Nu geopfert wird, wird gesagt: „Wenn irgendeine Nu hier in anderer Leute Haus etwas nehmen will, so darf sie es tun, weil wir so etwas Nützliches mit der Tochter einer Nu gemacht haben.“

Die Nu des Dorfes Banwie

Im Dorf Banwie bei Butuo ist ein felsiger Platz, dabei der „Baum für die Toten“ steht.

Es war eine Schwester des Häuptlings im Dorf. Die schickten sie eines Tages weit fort in eine Pflanzung. Dann griffen sie ihre Tochter, gruben ein Grab, taten eine Medizin auf ihre Lippen, daß sie nicht schreien konnte, stellten sie in das Loch, holten einen Pfahl von einem Baumwollbaum und hämmerten ihn in den Kopf des Mädchens, daß er ganz durch sie hindurchdrang, und schaufelten dann Erde ringsum, daß er wüchse. Wenn er nicht Blätter treiben würde, müßte man's mit einem andern wiederholen. Als die Mutter kam, wurde sie von ihnen festgehalten und sie sagten: „Wir haben De (Zaubermedizin) aus deiner Tochter gemacht. Du darfst nicht sprechen und nicht weinen!“

Wenn irgendeine Nu hier in anderer Leute Haus etwas nehmen will, so darf sie das tun, weil wir so etwas Nützliches mit der Tochter einer Nu gemacht haben. Ja, sie kann in jedes Haus gehen. Bis heute ist es so: wenn eine Nu sich etwas aneignet und jemand sagt etwas dagegen, so muß er eine Kuh opfern.

Opfer des Schwesterkindes

Erzähler ist ein etwa 38jähriger Mann im Lepradorf Gaple. Beide Hände sind verstümmelt, der rechte Fuß ist halb abgefallen.

Ich will dir erzählen von einem Dorf Nietu drüben in Großhäuptling Tuassamas Gebiet, das zweimal niedergehauen und wieder aufgebaut wurde.

Es war einmal ein Bursche namens Katu, der lebte bei seinem Onkel in Bole, wo seine Mutter herkam. Als er erwachsen wurde, hatte er dort sein eigenes Viertel. Eines Tages sagte sein Onkel zu ihm: „Du bist jetzt ein Mann. Geh und gründe dir ein eigenes Dorf!“ Andere sagen, er habe gehen müssen, weil er den Schwestersonn seines Onkels beleidigt hatte.

Da ging Katu zu seinem Freunde Nua. Dort traf er seinen Onkel Bagadi, der auch aus seiner Mutter Dorf kam. Bevor Katu das Dorf baute, ging er zum Debome. Dieser machte eine feine, feine Medizin. All das Unglück, welches das Dorf treffen könnte, steckten sie in die Tochter der Schwester des Häuptlings Katu und vergifteten diese. damit das Unglück mit ihr weggehe.

Einmal tanzten ein paar Frauen im Dorfe. Es wurden gerade Termiten in der Sonne getrocknet, da aßen sie ein wenig davon. Der Ehemann einer dieser Frauen ärgerte sich, daß sie die Termiten aßen, ohne um Erlaubnis zu fragen, und beschimpfte sie. Da befahl der Häuptling des Dorfviertels, zu dem auch Bagadie und Nua gehörten: „Faßt den Mann und schlagt ihn! Was hat er die Frauen zu beschimpfen!“

Häuptling Katu aber wies sie zurecht. „Wie könnt ihr in meinem Dorfe einen Mann schlagen! Wir haben doch einen Zauber gemacht, daß in meinem Dorfe nichts Übles geschehen darf!“ Er bestrafte die Schuldigen.

Nun kam Unglück über das Dorf, weil jener Viertelhäuptling das Schwesterkind nicht geachtet hatte (das doch mit allem künftigen Übel begraben worden war). Die Leute aus seinem Viertel zogen fort, weil ihr Häuptling Streit hatte und die aus des Dorfhäuptlings eigenem Viertel auch, weil das Schwesterkind nicht respektiert worden war (und man deshalb Unglück befürchtete). Nur Katu selbst blieb im Dorf und ist vor kurzem gestorben.

Sohn und Schwestersonn

Erzähler ist Dan Mongru, Sohn des Großhäuptlings Mongru in Kample.

Es war einmal ein großer Häuptling, der hatte einen eigenen Sohn und einen Schwestersonn. Beide wurden zusammen aufgezogen und sahen sich ähnlich wie Zwillinge.

Die Leute im Lande mochten den Schwestersonn lieber, und man kannte ihn besser, weil er mehr herumwanderte, als der eigene Sohn des Häuptlings. Dieser selbst aber machte keinen Unterschied zwischen ihnen. Er liebte sie beide gleich und kaufte schließlich jedem ein Pferd.

Als der Häuptling aber sah, daß der Schwestersonn so viel mehr Glück im Leben hatte, daß er eines Tages sicher Häuptling über seinen eigenen Sohn sein würde, dang er vier Jäger, die ihn töten sollten. Er hatte eine Pflanzung im Walde, auf der man seine Ziegen, Schafe und Kühe aufzog. Dort sollte es gleichsam aus Versehen geschehen. Er sprach zu den Jägern: „Wenn ihr das für mich tut, werde ich euch dies und das und jenes als Belohnung geben.“

Dann sagte er zum Schwestersonn: „Gehe morgen ganz in der Frühe hinaus auf die Farm und bringe zwei Widder her, denn ich will eine Kuh schlachten, da brauche ich die Widder als Nachopfer.“ Die Jäger aber hatte er beauftragt, den Schwestersonn unterwegs zu ermorden.

Der junge Mann sattelte sein Pferd und machte sich fertig. Es waren ungefähr zweieinhalb Stunden zu reiten.

Nun lebte da nahe bei der Pflanzung eine alte Frau, die hatte gehört, wie der Vater den Jägern diesen Auftrag gegeben hatte. Als der Bursche daherkam, rief sie: „Wer reitet dort vorbei?“

Er: „Wer ruft mich?“

„Komm zu mir, ich bin eine alte Frau! Hilf mir, es ist mir etwas zugestoßen!“

Der Reiter stieg ab und ging dorthin, wo ihn die Stimme rief.

„Wo ist dein Pferd?“ fragte die Alte. „Bringe es auch! Ich habe dir etwas zu sagen.“

„Sag mir, weshalb du mich gerufen hast!“

„Bringe erst das Pferd her, dann will ich's dir sagen.“ Als er das Pferd hergeführt hatte, sprach sie: „Ihr seid reiche Leute, aber betrachte du mich dennoch als deine Großmutter. Ich will dir jetzt etwas zu essen machen, bevor du weiterziehst.“

„Nein, laß das, ich will nichts!“

Jetzt erzürnte sich die Alte. „Mein Sohn, wenn du dich einem Menschen widersetzt, der dich retten will, wirst du bald von jemandem gefesselt werden.“

„Nun, Alte“, lenkte der Sohn ein, „ich bin unterwegs, um etwas Wichtiges zu erledigen, und ich hatte mich auch nur ein wenig geärgert, weil du sagtest, du seiest meine Großmutter.“

Indessen sagte im Dorf der Häuptling zu sich: „Nun müßten die Jäger ihn wohl getötet haben“. Er rief seinen Sohn, ergriff seine Hand und sprach: „Du bist jetzt ein Mann. Du sollst hier alles übernehmen. Reite nach der Pflanzung und schau dir den Weg an! Ich denke, dort hat sich etwas ereignet.“

Der Sohn nahm sein Pferd und ritt fort. Er galoppierte, so schnell er konnte, den Pfad entlang, während die Alte immer noch mit dem Bruder argumentierte.

Wie dieser das Geklingel des Pferdezaums vernahm, sagte er zu der Frau: „Hörst du, wie du mich aufhältst? Nun hat der Vater meinen Bruder nachgeschickt, weil ich so lange ausgeblieben bin.“

In diesem Augenblick schossen die Jäger den Reiter nieder. Er fiel über das Pferd, und als die Jäger gewiß waren, daß er tot sei, liefen sie fort.

Sein Bruder kam herzu, und als er sah, was geschehen war, lief er zu der Pflanzung und holte alle Leute von dort, vergaß aber auch die beiden Widder nicht. Sie nahmen den Toten auf und trugen ihn ins Dorf. Der Schwestersonn ritt schnell voraus, um seinem Onkel die schreckliche Kunde zu melden.

Als der Häuptling ihn sah, rief er: „Wie? Haben die Jäger etwa meinen eigenen Sohn ermordet?“ Er kam darüber von Sinnen, ging in seine Hütte und erhängte sich.

So wurde der Schwestersonn Häuptling, und das ganze Land gehörte ihm.

Ja, so war es! In den alten Zeiten wollten die großen Häuptlinge oft nicht, daß der Schwestersonn ihnen nahe sei, solange sie regierten.

Der letzte Satz soll wohl das bekräftigen und verallgemeinern, was die Geschichte gezeigt hat, daß nämlich der Schwestersonn gleiches Recht wie der leibliche Sohn hatte, aber der Vater den leiblichen vorzuziehen pflegte.

Si's Lebensgeschichte

Erzähler ist ein etwa vierzigjähriger Mann im Dorf Bujale.

Ich habe noch keine Frau geheiratet, aber ich bin Bea in diesem Dorfe, das heißt es ist meiner Mutter Dorf. So kam ich hierher und man gab mir hier eine Frau; dafür arbeite ich. Es ist eine Frau, die von auswärts hierher geheiratet worden ist; sie ist also nicht von meiner Mutter Familie, sonst dürfte ich sie ja nicht heiraten. Sie gehört einem sehr alten Manne, der nicht mehr auf der Farm arbeiten kann. Darum hat er zu mir gesagt: „Ich gebe dir diese Frau; arbeite du dafür auf meiner Farm, damit ich zu essen habe.“

Alle meine Brüder waren schon verheiratet, da sandte dieser Alte nach mir. „Was sollst du leiden und keine Frau haben, ziehe hierher zu mir, ich gebe dir eine!“

Ich liebte diese Frau schon früher, aber ich fürchtete mich vor dem Alten. Ich hatte eben kein Gut, um mir eine Frau zu kaufen. Jedermann hier mag mich gern, und sie wollen alle, daß ich hierbleibe.

Ich kann so viele verschiedene Handfertigkeiten, z. B. das Fischen am Fischzaun. Wenn jetzt Regenzeit wäre, würde ich dir drei, vier Tragkörbe voll Fische gebracht haben. Und wenn Streit mit den Dan auf der französischen Seite ist, und sich niemand hinüberwagt, so kann ich ruhig zu jenen Leuten gehen, weil ich ein Krieger bin.

Wenn der Alte stirbt, wird die Frau nur bei mir bleiben wollen. Ich muß nur die Hüttensteuer für den Alten bezahlen. Und wenn ich dann nach seinem Tode hierbleibe, dann muß ich auch für die Frau nichts an seine Familie bezahlen. Wenn ich aber in mein Dorf zurückkehren wollte, dann müßte ich die Frau dalassen. Ich will aber hierbleiben, bis ich sterbe. Ich bin vom Dorf Zeile.

Meine Mutter hatte vier Söhne und eine Tochter. Ich bin der jüngste der Söhne. Vor mir war das Mädchen geboren worden. So spielte ich immer mit meiner Schwester.

Als ich etwa elf Jahre alt war, schickte meine Mutter mich und meine Schwester in die Farm, um die Affen von der Maispflanzung zu verjagen; die fressen doch so gern den Mais. Ich stahl mir dann einmal von dem Maiskorn.

Da sagte meine Schwester: „Wie? Das werde ich der Mutter sagen!“ Und sie sagte es.

Die Mutter rief mich: „Warum macht ihr beide immer Streit in der Pflanzung!“

Ich sagte: „Das Haus hier gehört doch mir; denn wenn irgendeiner kommt und zahlt für meine Schwester, so wird sie fortgehen, ich aber bleibe. Sage ihr, wenn der Vater tot ist, wird das Haus mir gehören. Und wenn sie dann verheiratet ist und einmal so sehr Lust auf Fleisch hat, wird sie zu mir kommen und mich darum bitten.“

Mein Vater war auch ein Krieger. Als er starb, holten sie mich, damit ich den Kopfschmuck übernehme, den ich gestern trug. Wenn wir einen Festtag haben, setze ich ihn auf, dann kommen die Singer und singen hinter mir, und ich versuche so herumzuspringen und für den Kampf wild zu werden, wie ich es bei meinem Vater gesehen habe. In den alten Zeiten rief mein Vater dazu: „Ich bin der Löwe und niemand kann den Löwen fangen“. (Löwen werden hier im hohen Urwald angeblich bisweilen gesehen.)

Meine Schwester hat dann weit hinüber ins französische Gebiet geheiratet. Gestern ist sie gekommen, weil meine Mutter krank gewesen war und nach ihr gesandt hatte. Da hat sie mir die Geschichte aus meiner Jugend erzählt, die ich dir eben berichtet habe.

Eine bedeutende Familie

Erzähler ist der Clan-Häuptling Do des Yau-Clans in Blole.

Mein Vater, der mich gezeugt hat, der konnte so vieles, schnitzen und schmieden und Metallgüsse machen, daß sie ihn Kuipu nannten, das heißt „der weiße Mann“ – weil er wie die Weißen so wunderbare Dinge tun konnte.

Der Vater meiner Mutter war sehr wohlhabend. Er war sogar der Reichste hier in Blole. Er hieß Sauwie. Er hatte einen Bruder namens Njoa. Die waren von einem Vater und einer Mutter. Der Vater hieß Tiage. Dieser Tiage fing seine eigenen Leute, hand sie und verkaufte sie ins Bassaland oder auch einfach in Towetown hier im Danland.

In jenen alten Zeiten war es so gefährlich im Lande. Wollte man nur die vier Stunden von hier bis Butuo wandern, so ging man vorher zum Debome und ließ sich einen starken Zauber machen, damit man unbeschadet ankäme. Und man heiratete nur Leute aus den umliegenden Dörfern, aus Angst, gefangen zu werden. Nur wer einen ganz starken Zauber hatte, konnte es wagen, sich ins Niqualand zu verheiraten.

Sauwies Mutter war von Diaple beim Gaple-Clan. Tiage war dorthin gegangen, weil er ein großer Krieger und Jäger war. Er schoß dort so viele Elefanten und anderes Wild! Man kaufte ihm aber das Fleisch nicht ab, sondern die Leute sagten: „Wir haben kein Geld und geben dir dafür dieses Mädchen namens Diagbei.“ Diagbei aber mochte den Tiage nicht, da ließ er sie eben dort.

Tiage hatte einen Bruder namens Togbubiasiu. Der war auch ein Krieger. Sein Name bedeutete „Der-Krieg-kann-nicht-verloren-werden“. Zu diesem sagte Tiage: „Laß uns gehen und versuchen, daß wir das Mädchen herkriegeln!“ Das gelang ihnen auch. Sie waren lieb zu ihr und da kam sie mit. Er nannte sie Bieddiagbei, d. h. „Die Elefanten-Diagbei“.

Tiage und diese seine Frau zeugten also Sauwie. Und sie nannten ihn auch „Elefanten-Sauwie“, Bie-sauwie. Nach ihm hatten sie dann den zweiten Sohn Njoa. Und dann kam ein Tochter namens Goma. Goma sollte nach dem Bo-Clan verheiratet werden. Sauwie sagte: „Meine Schwester kann nicht nach dem Bo-Clan heiraten“. Es paßte ihm nicht, daß seine Schwester für Geld verkauft werden sollte.

Alle drei Geschwister wohnten also hier. Njoa hatte einen Freund namens Buadiagbei, der auch hier wohnte. Der verliebte sich in Goma. Aber Sauwie wollte sie auch ihm nicht geben. Sie bekam einen Sohn, den nannte sie Mabea („Ich flehe euch an“) und ein zweites Kind namens Do, und das bin ich.

(Sauwie, den der Erzähler am Anfang seiner Geschichte als Großvater bezeichnet, ist also der Mutter-Bruder).

Mein Vater Buadiagbei konnte Metallgüsse machen und ich auch. Er ging zu meinem Onkel Sauwie und sagte: „Ich möchte meine Kinder in mein Dorfviertel nehmen.“

Sauwie verweigerte es. Er sagte: „Ich weiß ja nicht, was du morgen machst.“

Goma starb, als ich noch ganz klein war. Man gab mich an Tibu, daß sie für mich Sorge. Tibu war eine von Njoas Frauen.

Wenn wir als Kinder Streit hatten, da konnten sie mich lange peitschen, ich lief trotzdem nicht fort. Da nannten sie mich „Mametuale“, d. h. „Du-schlägst-ihn-aber-du-wirst-selbst-vor-ihm-davonrennen“.

Mein Großvater hieß Gbiagbia. Der war ein Krieger. Als ich aufwuchs, war ich auch ein Krieger. Aber ich wollte auch wie mein Vater reich werden. Ich sagte, wo immer wir hinziehen, muß ich und meine Leute Streit suchen und Krieg machen. Mein Bruder Mabea war ein ganz großer Krieger. Er machte es ebenso: immer Streit und Krieg suchen!

Einmal ging ich nach Male. Die Leute umzingelten mich. Ich focht mit meinem Messer und verwundete viele von ihnen – es waren auch einige von Großhäuptling Tapes Kindern dabei. Dann lief ich fort.

Von Sauwie bis zu mir hat uns niemand mit einer Kugel oder sonstwie zu verwunden vermocht. In der ganzen Familie nie eine Wunde!

Bevor wir Krieg in ein anderes Land trugen, sandten wir weithin nach Kriegern, und die kamen alle in einem Dorfe zusammen. Dann machten die Debome viele verschiedene Medizinen. Wenn sie sagten: „Wir sind fertig, es kann losgehen,“ dann zogen wir aus und schliefen eine Nacht im Busch. Wir hatten einen besonders klugen Mann mit uns. Der sagte: „Laßt uns erst die Gewohnheiten der Leute studieren, bevor wir den Krieg beginnen“.

Die Gegner hatten ein Stadttor. Einer kundschaftete aus, wo diese Öffnung war. Er kam zurück und zeigte den anderen den Weg. Die Krieger hatten viele Spielleute und Sänger hinter sich. Manche schlugen Trommeln, die sie unterm Arm trugen. Manche stülpten sich Schaffelle auf den Kopf und machten sich das Gesicht noch schwärzer mit Ruß. So sahen wir furchterregend aus. Andere zogen sich fein an; sie bekleideten sich vornehm mit Baumwollstoffen; die waren ja damals noch selten. Die kamen von den Mandingo, und nur da und dort konnte ein Dan sie herstellen. Damals raubte man den Mandingos einfach ihre Lasten und jagte sie fort.

Wir pflanzten damals auch schon Cola-Nüsse, aber man verkaufte sie von Dorf zu Dorf bis zur Mandingo-Grenze.

Zu jener Zeit konnte man nur von hier bis Gaple gehen, wenn man zuvor eine große Medizin gemacht bekam, die einen zu einem Krieger machte, sonst würden sie einen fangen und in den Stock legen. Denn damals kämpfte ja Dorf gegen Dorf und sogar ein Dorfviertel gegen das andere. Wenn eine Frau fortlief, gleich gab's Krieg. Einfach so, wegen jedes Palavers.

Einmal zogen wir gegen Yuopie. Ich mit. Als wir an das Tor kamen, feuerten wir viele Schüsse auf sie ab, und als meine Flinte kaputtging, setzte ich mich einfach hin und reparierte sie auf der Stelle, während sie auf mich schossen. Meine Verwandten sagten: „Die Leute werden ihn töten, und uns dann auslachen. Laßt uns auf ihn warten, bis er fertig ist!“ Als ich die Flinte gemacht hatte, ging ich den anderen nach in die Stadt und schoß weiter.

Zu jener Zeit war ich ein Metallgießer und ein Kettenschmied. Wenn ein Reicher kam und sagte „Komm, mache mir einen Messingring für den Fuß meiner Frau!“ so konnte ich das. Ich goß auch aus Messing Pulverhörner, denen ich die Form eines Schafhornes gab. Für so ein Messinghorn oder für eine Kette bezahlte man mir eine Kuh. Von allen Gießern war ich es, der das angefangen hat. Das Horn hing dann an der Kette unter der Schulter. Und trotz dieser besonderen Fertigkeiten machte ich jedes Jahr eine Reisfarm für meine Familie; meine Angehörigen mußten nie Hunger leiden. Schon mein Vater Njoa hatte die Gewohnheit, recht große Pflanzungen zu machen.

Die erste Frau, die ich heiratete, hieß Deti. Sie ist meine Hauptfrau gewesen, ist aber gestorben. Ein Mann namens Zeaujole von diesem Clan nahm sie mir weg. Ich war in dessen Dorf gegangen, um meine Schwester zu besuchen und ihr einen Metallring zu gießen. Als ich dann wieder hier war und meine Frau mit dem Mann durchgebrannt war, sagte ich: „Ich gehe in das Dorf meiner Schwester, und wenn ich nicht herausbringe, wer meine Frau hat, dann schieße ich einfach jemanden tot“.

Zwei meiner Freunde sagten: „Geh und tu, was du willst, wir kommen mit!“

Als ich zu dem Dorfe kam, sagten die Leute: „Der Maskenteufel ist hier, du darfst nicht hereinkommen.“

Ich sagte: „Ich komme von Seitu (was nicht wahr war), und dort kennt man die Maskengeschichten“.

Der Teufel begann mir nachzulaufen. Da sagte mein Freund zu ihm: „Was der hier mit dir tun mag, soll nicht unser Palaver sein“.

Die Leute machten gerade ein Opfer. Ich sagte: „Ich sage nicht, ihr sollt euer Opfer unterbrechen, aber wenn ich nicht sofort meine Frau sehe, werde ich jemanden töten. Wenn ich das nicht tue, mögt ihr mich totschielen.“ Dabei sprang ich über mein Gewehr um es zu beenden.

Da gaben sie mir meine Frau.

Erben

Es erbt stets der älteste Sohn vom Vater. Ebenso wie der Besitz, so wird auch jede Fertigkeit vom Vater auf den Sohn vererbt, und zwar auch Fertigkeiten, die mehr auf geistigem Gebiet liegen, also z. B. Maskenämtner, die Fähigkeit, Hexen zu finden oder die Zukunft vorauszusagen. Jede solche Sondereigenschaft – auch die Handwerke – gründet sich auf bestimmte Zaubermittel, die der Vater seinem Sohne hinterläßt. Außerdem übernimmt der Sohn vom toten Vater dessen Eigenschaften und Kenntnisse, indem er vor der Beerdigung mehrmals über die Leiche schreitet und dabei den Toten bittet, ihm seine Fähigkeiten zu übereignen. Er läßt sich diese über der Leiche stehend mit Handbewegungen auf, so als wolle er eine Last auf seine Schultern heben. Vor dem Tode des Vaters kann ihm der Sohn also in seinem Beruf nicht ebenbürtig sein. Daher die Antwort eines schon vierzigjährigen Schmiedes in einem unserer Lebensläufe: er betrachte sich noch als Lehrling, bis sein Vater sterbe.

Das Schwesterkind erbt niemals vom Oheim. Wenn wir nach dieser Möglichkeit fragten, waren die Dan sehr erstaunt: „Nein, davon haben wir nie gehört“.

Unsere Erzählung S. 124 schildert, wie ein Vater eindeutig seinem eigenen Sohn den Vorzug vor dem Schwestersohn gibt.

CLAN UND HÄUPTLING

Der Clan ist nicht wie die Sippe eine Blutsgemeinschaft, sondern die Gemeinschaft verschiedener Sippen oder Sippenteile. Diese Gemeinschaft kommt durch den Unternehmungsgeist einer starken Persönlichkeit zustande, die sich ein eigenes Häuptlingstum schafft. Der Clan trägt den Namen dieses Mannes, z. B. Gbele = die Leute des Gbe.

Es stand jedem Dan frei, sich aus seinem bisherigen Sippen-, Clan-, Dorfverbände zu lösen und sich mit seinem Anhang irgendwo im Urwald niederzulassen. War er eine kriegerische Persönlichkeit, die in den steten Fehden Schutz gewährte, so zogen andere Familien zu ihm und ganze Dörfer unterstellten sich ihm. „Wer kämpfen konnte, war Häuptling.“ „Wenn einer ein großer Krieger war, machten wir ihn zum Häuptling.“

Der Häuptling ist also keineswegs bestrebt, die neue Gründung für seine eigene Familie zu behalten. Er wünscht den Zuzug anderer Familien, damit das Dorf an Stärke gewinne. Es kommt zwar auch vor, daß ein Häuptling selbst seinen Sohn fortschickt, damit der sich ein eigenes Dorf gründe. Damit schwächt er aber seine Macht nicht. Der Sohn muß ihm einen Anteil an seiner Jagdbeute liefern, und im Kriege kehrten solche Ablegerdörfer zum Stammort zurück.

Die ins Dorf zugezogenen Sippen bilden eigene Dorfviertel mit eigenen Dorfviertelhäuptlingen. So kamen zum Krieger Ka, dem Vater des Großhäuptlings Mongru, drei fremde Sippen in seine Residenz Kample, die heute noch ihre eigenen Viertel bewohnen (Erz. S. 60).

Die ehrgeizigen Persönlichkeiten, die unbedingt große Häuptlinge werden wollen, sind etwas sehr Auffallendes bei diesem schlichten Bauernvölkchen, das eigentlich gar nicht die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine solche Herrscherpersönlichkeit bietet. Man hat den Eindruck, daß es dem Häuptling gar nicht so sehr um Macht und damit um persönlichen Gewinn geht, sondern darum, einen großen Namen, also Ruhm und Ruf im Lande zu haben. Sein eigentlicher Machtbereich beschränkt sich ja auf höchstens ein Dutzend Dörfchen, aber sein Name mag weit darüber hinaus im Lande erklingen.

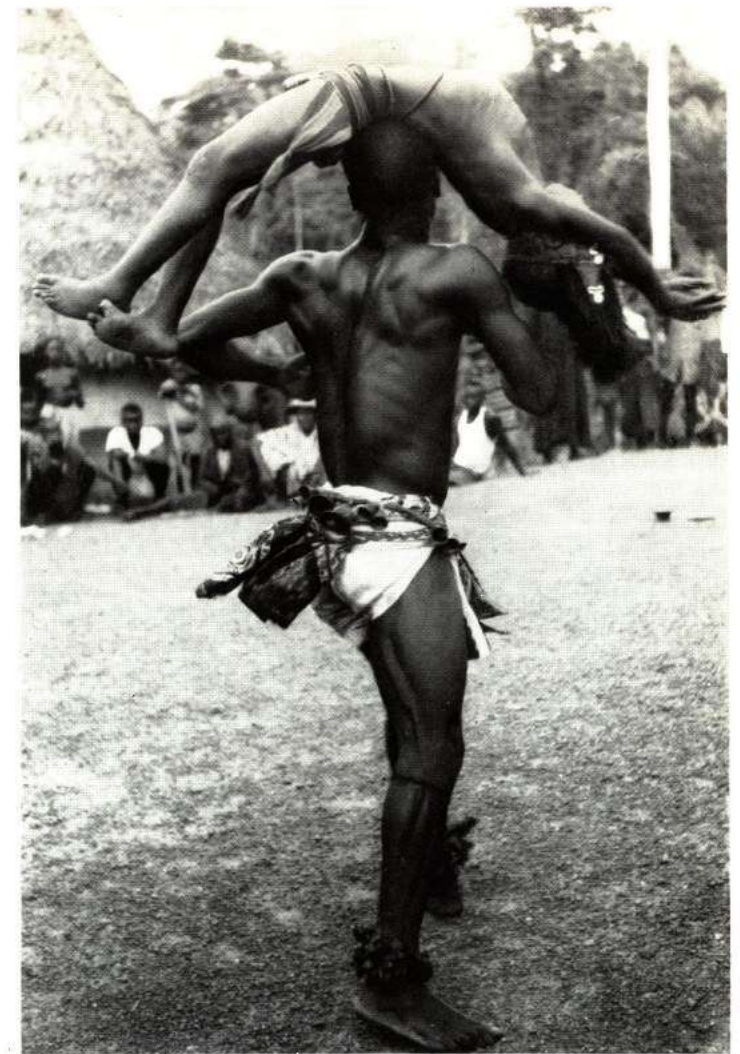
Bei der Gründung seines Dorfes zieht er den Zauberer hinzu. Dieser soll ihm anraten, was für ein Opfer er bringen muß, damit Leute zuziehen und sein Name groß werde. Der Zauberer erlegt ihm eine recht gräßliche Handlung auf, Beischlaf mit der eigenen Schwester etwa, oder wie wir lasen, das Lebendig-Begraben seines teuersten Kindes. Unsere Erzählungen S. 123 f. schildern das in dramatischer Weise (s. a. Kap. Zaubermittel).

Den deutlichsten Ausdruck findet dieses Geltungsbedürfnis der Häuptlinge bei den Kuhfesten. Jeder Häuptling ist es seinem guten Namen schuldig, daß er ab und zu aus seinem Viehbestande eine Kuh schlachtet und dazu jedermann einlädt, der Lust hat, zu kommen. Landauf, landab gehen seine Boten. Er läßt Spielleute kommen, und dann dauert so ein Kuhfest Tage oder gar Wochen, ehe die Kuh wirklich geschlachtet wird.

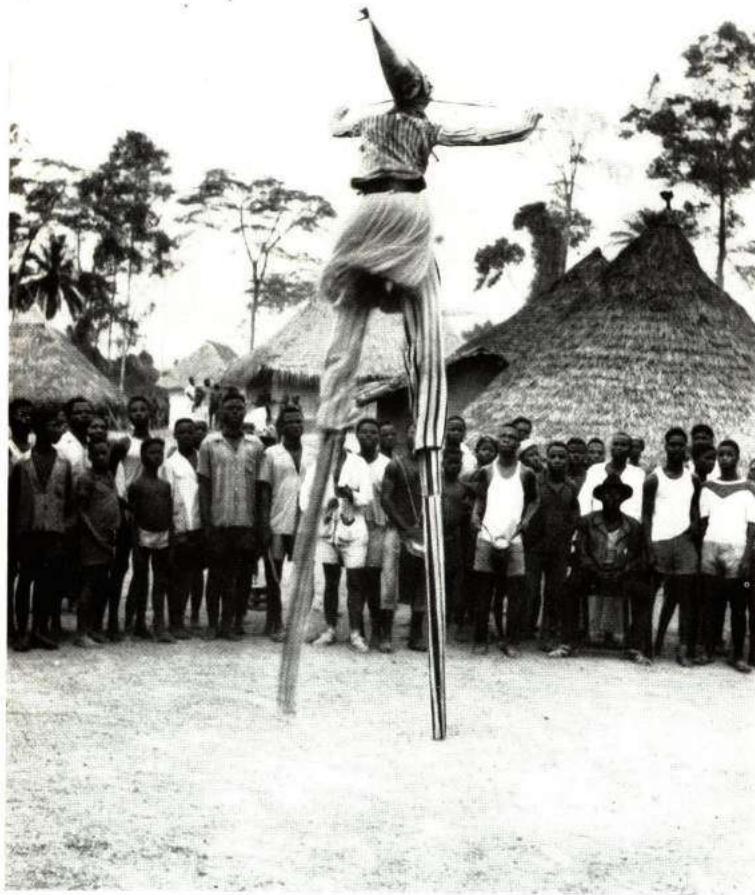
Der Häuptling tötet die Kuh nicht selbst. Er beauftragt seinen Schwestersohn „Bea“ damit und geht solange mit seiner Hauptfrau auf dem Pfad weit vom Dorfe weg. Er möchte nämlich die Kuh nicht im Sterben „sprechen“ hören, sonst würde er selbst in zwei oder drei Monaten sterben. Hat der Bea dann die Kuh geschlachtet, so bringt er den Schwanz zur Häuptlingsfrau hinaus auf den Pfad. Im Dorfe Bujole zeigte man uns einen stattlichen Stein, auf dem der Ahnherr den Kühen den Kopf abschlagen ließ.

Einer unserer Bericht, ein alter Mann in Meaple-Bona, erzählt, wie sein Vater, der ein sehr wohlhabender Mann war, ein solches Kuhfest abhielt: „Er tat das,“ sagte der Erzähler, „damit

19 Die „Schlangenakrobaten“. Die Mädchen ahmen mit ihren biegsamen Körpern Schlangen nach.



20 a Vermummter Stelzentänzer, vor ihm seine Trommler



20 b Vermummter Stelzentänzer

jedermann wisse, daß er ein reicher Mann sei. Irgendeine Frau wird sich freiwillig melden und sagen: „Ich will dieses Mal das Fleisch kochen, so daß jedermann erkennen kann, wie gut ich kochen kann.“

Erst bekommen alle Alten ein Stück, das sie hernach mit nach Hause nehmen. Ein Vorder- und ein Hinterbein bekommt die Hauptfrau. Sie kocht damit „Großes Fleisch“ und „Großen Reis“. Ja, soviel Reis kochte sie, daß man eine ganze Hütte damit hätte füllen können. Diesen Berg von Reis nannten wir Buwa, weil wir nämlich unsere Gewehre darüber abschossen. Der Knall des Gewehres hört sich ja so an: „buwa“. Dann brachten auch alle anderen Frauen unseres Dorfes ihren Reis, bis eine lange Reihe von Töpfen dastand. (Die Hauptfrau tanzte zuvor vor dieser Prozession reistragender Frauen, ihren mächtigen Festtagslöffel schwingend, durchs Dorf [Abb. 32 a].) Die Bea bekamen ihren Teil Reis zuerst und gingen dann hinter eine Hütte und aßen ihn dort. Dann riefen wir alle Leute herbei und teilten Reis und Fleisch aus. (Der Erzähler wischt sich bei der Erinnerung an diese Genüsse den Mund.) Alle Leute kamen und sagten „danke, danke!“ zum Häuptling.

Jetzt gab der Häuptling den Kuhkopf einer seiner verheirateten Töchter, die mit ihrem Manne von auswärts gekommen war. Diese würde später den abgegessenen Schädel zusammen mit etwas Reis in ein Tuch binden, ihn ihrem Vater zurückbringen und dazu sagen: „Danke, danke für die Kuh!“ Er nahm dann den Kuhkopf und hing ihn an die Wand.

Zufrieden sagten die Leute: „Wir haben etwas gar zu Feines gegessen. Jetzt müssen wir aber noch nach unserem eigenen Essen suchen.“ Sie nahmen Jagdnetze und gingen in den Busch. Ein Mann drang in den Wald und machte Lärm, und wenn ein Wild kam, fingen sie es mit Netzen. Der, in dessen Netz es war, rief: „Kommt, kommt!“ und dann töteten sie es mit Speeren, Stöcken und Messern. Das Rückenstück gaben sie der Nu des Häuptlings.“

Auch Art und Aufwand der Hofhaltung des Häuptlings sind der kleinen Zahl von Menschen, die ihm untersteht, nicht gemäß. Man fühlt sich erinnert an die schwülstige Hofhaltung unserer kleinen deutschen Barock-Potentaten.

Die markanteste Figur am Hofe eines bedeutenden Dan-Häuptlings ist der Siabo, der Sänger oder Schmeichler. Große Dan-Häuptlinge, wie es früher fünf oder sechs im Lande gab, und heute die drei Großhäuptlinge, haben deren zwei, Clanhäuptlinge einen. Sie sind ständig um den Häuptling. Ihre Aufgabe ist es, ihn in seiner Häuptlingsrolle zu stärken, sowohl vor seinem Volk als auch ihm selbst gegenüber. Wenn der Häuptling öffentlich zu sprechen hat, so stellt sich zunächst der Siabo neben ihn und ruft mit lauter Stimme Lobreden auf seinen Herrn ins Volk: „Mann über allen Männern, was hast du heute in deinem Kopf? Wir hätten nichts zu essen, wenn du nicht wärest, wir hätten keine Kleider, wenn du nicht unser Häuptling wärest!“ So geht das weiter, bis dem Häuptling das Herz so von Stolz geschwellt ist, daß er dann auch wirklich mit Autorität sprechen kann. „Der Siabo macht den Häuptling sich groß und stark fühlen.“

Der Sänger des Clanhäuptlings Miame in Butuo sang seinem Herrn zu mit den Worten:

„Du bist die Ölpalme, die all die guten Arten von Öl spendet!
Guten Morgen, nützliche Palme.
Guten Morgen, Pfeffer!
Du bist die mächtige Trommel in Deas Dorfviertel.
Du bist die Regenzeit.
Guten Morgen, Bongo-Antilope, mit ihren starken Beinen!
Du bist ein großer Häuptling;
Wenn du über Land gehst, schweigen alle Menschen.“

Der Kran-Häuptling Utompe in Belewale hat eine Sängerin. Hat er einen Streit mit einem anderen Häuptling, so singt sie: „Wie, so ein kleines Palaver? Ein großer Häuptling wie du läuft vor kleinem Palaver davon?“ Darauf Utompe: „Es gibt kein Palaver, das mich in meinem eigenen Lande fortlaufen ließe!“ Die Sängerin: „Also? Willst du das Palaver immer noch fallen lassen?“

Bei Staatshandlungen, oder wenn der Häuptling durchs Dorf geht, wedeln die Siabo mit dem Kuhschwanz, dem Abzeichen des Häuptlings, „damit er sich groß fühle und um die Leute aufzufordern, still zu sein“.

Kommt ein Fremder zum Häuptling, so geht die Unterhaltung – wie bei uns noch am victorianischen Hof über den Marschall – so hier über den Siabo. Der Fremdling darf das Wort nicht unmittelbar an den Häuptling richten, sondern er redet mit dem Siabo, der sich dann an den neben ihm sitzenden Häuptling wendet. Es handelt sich nicht so sehr darum, eine höfische Sprechweise, die dem Fremden unbekannt sein könnte, dem Häuptling gegenüber anzuwenden, sondern darum, die Person des Häuptlings möglichst vom Volke abzurücken. Darum antwortet der Häuptling auch wieder auf dem Umweg über den Siabo.

Will der Häuptling über Land gehen, um eine wichtige Sache zu verhandeln, so wird ihm der Siabo oft raten, einen Vertreter hinzuschicken, da die Angelegenheit doch nicht wesentlich genug sei, daß der Häuptling sich selbst darum bemühe.

Kommt ein Gast von Rang, und der Häuptling will diesem zu Ehren eine Kuh schlachten lassen, so mag der Siabo sagen: „Wie? Du großer Häuptling, dein Großvater war schon Häuptling, dein Vater war Häuptling – und *du* willst nur eine Kuh geben? Von der werde *ich* nichts essen! Gib ihm mindestens zwei!“

Der Siabo sorgt aber auch dafür, daß dem Häuptling werde, was des Häuptlings ist. Erlegt der Häuptling eine Strafe auf, so kann der Siabo sagen: „Nein, er soll das Doppelte zahlen!“ Ist viel Volk beisammen, so fordert er die Leute auf, dem Häuptling Geschenke zu bringen. „Die Siabo sprechen alte, alte Dinge, sie führen eine große Sprache, um die Leute zu veranlassen, immer noch wertvolleres zu bringen als der Nachbar.“

Dafür stehen dem Siabo Rechte am Eigentum des Häuptlings zu. Er ist der Schatzmeister. Braucht der Häuptling Geld, so gibt der Siabo es heraus, und er hat das Recht, dabei für sich zu nehmen, was er braucht. Der Siabo sorgt also für die Einkünfte des Häuptlings und ist dafür an ihnen beteiligt. Es steht dem Siabo zu, für sich zu fordern, was ihm gefällt. Selbst der Sohn des Großhäuptlings Mongru sagte: „Wenn der Siabo zu mir sagt: „zieh dein Kleid aus und gib es mir, so muß ich es tun.“ Und er betonte, daß das durchaus vorkomme. „Es mag vorkommen, daß er eine Frau im Lande liebt. Dann wirft er sich vor dem Häuptling nieder und ruft: „Ich stehe nicht eher auf, als bis du mir sie gibst!“

Der Siabo ist ganz und gar der Vertraute seines Herrn. Er kennt alle geheimen Angelegenheiten des Häuptlings. Wie sehr er sich eins fühlt mit dem Häuptling, mag man daraus ersehen, daß der Siabo aus eigenem Entschluß Krieg erklären konnte. „Er sitzt da und sinnt und denkt und denkt, und plötzlich sagt er: Morgen erkläre ich den Borple-Leuten den Krieg.“

Der Siabo ist also eine Art zweites Ich des Häuptlings. Es steigert Name und Besitz des Herrschers und teilt dafür in gewissem Maße auch dessen Rechte. Siabo zu sein, erfordert keine angeborene Eigenschaft; im allgemeinen folgt dem Siabo sein Sohn im Amte. Einer der Siabo des Großhäuptlings Mongru gehörte einer Häuptlingsfamilie im französischen Gebiet an, die er verlassen hatte. Eines unserer Märchen (S. 239) erzählt von dem Siabo der Sonne.

Neben dem Siabo steht ein anderer, kaum weniger wichtiger Hofbeamter, Gobo oder Chlanze, der Stellvertreter des Häuptlings und sein täglicher Helfer. Vor der Öffentlichkeit hat er sogar den höchsten Rang am Hofe, aber seine Stellung ist mehr eine geschäftliche, während die Siabo dem

Häuptling persönlich nahestehen. Immer wieder heißt es: „Die Siabo wissen die geheimen Dinge des Häuptlings.“

Rät der Siabo dem Häuptling, zu einer bestimmten Verhandlung nicht selbst zu gehen, so ist es meist der Gobo, der ihn vertritt. Wird eine Verhandlung geführt, bei welcher der Häuptling in irgendeiner Beziehung persönlich beteiligt ist, so bespricht er vorher den Fall mit seinem Gobo und legt ihm seine Einstellung dar. Bei der Verhandlung spricht dann nur der Gobo, während der Häuptling scheinbar unbeteiligt abseits seinen Palmwein trinkt, um sein Ansehen nicht in hitziger Rede und Gegenrede aufs Spiel zu setzen. Bisweilen fällt diese Rolle auch dem Siabo oder einem der im folgenden erwähnten Ratgeber zu.

An Ratgebern Noa (= stark, treu, fest zusammen) hat ein größerer Häuptling fünf bis sechs. Es sind nicht etwa die Dorfviertel-Häuptlinge der Residenz, sondern unabhängige wohlhabende Leute aus diesem Dorfe, „solche, die vier bis fünf Frauen haben“. Sie leben nicht im Häuptlingsgehöft, gehen aber dort immer ein und aus. Sie sind der engere Freundeskreis des Häuptlings in privaten und öffentlichen Dingen, Tabakskollegium und Braintrust in einer Körperschaft. Auch sie werden vom Häuptling im Lande herumgeschickt, um Streitfälle in seinem Namen zu entscheiden.

Auch der Hofastrologe fehlt bei Großhäuptling Mongru nicht. Es ist ein Mann mit Zauberkennnissen, wie wir ihn noch kennlernen werden. Er ist für des Häuptlings Zaubermittel zuständig. Er wird es erkennen, wenn man für einen Krieg bereit sein muß und wird voraussagen, wieviel Männer auf beiden Seiten fallen werden. Bekommt der Häuptling Fieber, so bleibt der Zauberer die ganze Nacht außerhalb seines Gemaches sitzen. Wird es schlimmer, so muß er herausfinden, wer einen Zauber gegen den Häuptling gemacht hat. Der Arzt in unserem Sinne, der die Medikamente kennt, ist ein anderer, Lidakame = der Blättermann (s. S. 164). Auch ein solcher gehört zum Hofstaat Mongrus. Er behandelt nur den Häuptling und die anderen Vornehmen.

Weniger wichtige Beamte sind der Ausrufer „Dubome“ und „Tame“, die Boten. Dubome ist ein jüngerer Mann mit besonders starker Stimme, die ihn befähigt, Nachrichten vom Dorf zu den oft weit abliegenden Farmen zu rufen. Es ist kaum zu glauben, wie der Dubome sich über kilometerweite Entfernungen hin Gehör verschafft. Er stellt sich dazu frühmorgens auf einen erhöhten Platz. Vielleicht trägt das Meer der Waldwipfel den Ruf ebenso weit dahin wie es eine ruhige Wasseroberfläche tut? Auch bei Verhandlungen oder an Markttagen tritt er auf. Der Häuptling erscheint dabei mit seinem Gefolge, um neue Anordnungen kundzutun. Er sagt sie mit leiser Stimme seinem Ausrufer, und dieser ruft sie dann laut übers Volk hin, „um sie richtig zur Geltung zu bringen“. Es steht dem Häuptling nicht an, sich selbst darum zu kümmern, daß seine Rede das Volk beeindrucke.

Tame sind die Boten des Häuptlings, deren er wieder etwa ein halbes Dutzend hat. Gehen sie für ihn über Land, dann tragen sie irgendeinen dem Häuptling gehörenden Gegenstand in der Hand, einen Stab (Abb. 31 d), ein Kleidungsstück, um auszuweisen, daß sie wirklich in seinem Auftrage kommen.

Manchmal gibt es auch einen Yeituame, einen Spaßmacher, aber er gehört nicht zum Hofstaat. Er ist ein wirklicher Narr, ein Geistesgestörter, der nicht imstande ist, selbst eine Farm zu machen, und den keine Frau heiraten würde. Er geht weit ins Land hinein für Wochen und Monate, um sich mit seinem komischen Benehmen etwas zu verdienen. Der Häuptling gibt ihm auch ab und zu Mahlzeiten oder ein kleines Geschenk.

Bei diesem Häuptlingshofstaat wird man das Gefühl nicht los, daß er einer anderen Welt, nicht derjenigen der Dan, zugehört. Sollte er vielleicht aus einer Zeit stammen, in der die Dan in naher Beziehung zu den großstaatlichen Mande des Sudan gelebt haben? Vielleicht haben sie damals wie so viele Negerbauern fremde Häuptlinge bekommen, die dieses üppige Zeremoniell bei ihnen einführten. Wir glaubten sogar manchmal in den Häuptlingsfamilien der Dan noch anderes Blut erken-

nen zu können, so etwa bei dem Häuptling von Diaple (Abb. 24 a). Im allgemeinen würden solche Häuptlinge freilich Dan-Frauen geheiratet haben, so daß ihre Nachkommen nur noch wenig von fremder Ahnenschaft erkennen lassen.

Ein großer Häuptling wie Mongru hat mehrere Hauptfrauen, deren jede eine eigene Hütte hat, in der sie mit einigen seiner jüngeren Frauen zusammenwohnt. Auf Reisen begleitet den Häuptling eine seiner jüngeren Frauen, und zwar eine recht hübsche, um des Häuptlings Ansehen zu stärken. Sie heißt für diese Zeit Tadung = des Häuptlings Reisefrau. Eine Hauptfrau geht nie mit über Land.

„Bliebau“ ist die Frau, die die andern in der Farmarbeit befehligt.

Schließlich hat ein Häuptling eine Lieblingsfrau, die in einer kleinen Hütte gleich neben seinem großen Hause wohnt. Großhäuptling Mongru sahen wir dort oft ein und ausgehen. Auf dem kleinen Vorplatz dieser Hütte verrichtete er bisweilen seine mohammedanischen Andachten (Mongru war kürzlich zum Islam übergetreten). Eigentlich darf niemand außer ihm in das Liebeshäuschen. L'amour, ce n'est pas toujours un plaisir – das gilt auch für die Lieblingsfrau, denn eines Tages fällt der Blick des Häuptlings auf ein anderes hübsches Kind im Lande, dann heißt es ausziehen. Darüber ist manche so gekränkt, daß sie in ihr Heimatdorf zurückkehrt. Überredet man sie zu bleiben, „so kommt es vor, daß sie den Häuptling verhext“. An Mongrus Hof hat man auch Selbstmord der entlassenen Lieblingsfrau erlebt. Jedoch wird eine derart ausgezeichnete Frau nicht einfach – wie ich irrtümlicherweise in meinem Buch „Der gute Ton bei den Negern“ schrieb – „in das graue Heer der Nebenfrauen zurückgestoßen, die des Häuptlings Pflanzungen bestellen“. Sie bekommt eine eigene Hütte und es werden ihr einige „kleine Frauen“ (Sklavenmädchen) und Burschen zugeteilt, um für sie zu arbeiten. So behält sie immer eine gehobene Stellung am Häuptlingshof.

Als wir in Butuo abends Tonbandaufnahmen machten, besang einer der Sänger in deutlichen Anspielungen die Schönheit von Voni, der Lieblingsfrau des anwesenden Clan-Häuptlings Miame, was sich Miame mit sichtlichem Behagen anhörte: „Ich muß mich erst baden, bevor ich mich an Voni heranwagen kann. Komm, Voni, komm!“

Im Hüttenkomplex des Häuptlings wohnen etliche Männer, die, wie der Jäger, bestimmte praktische Aufgaben haben. Einige von ihnen sind Sklaven, die sich in manchen Fällen freiwillig in seinen Dienst gestellt haben, weil sie anderswo geflohen sind; auch Leute, die so in Schulden geraten sind, daß die Gläubigersippe sie sonst irgendwohin verkauft hätte, bieten sich bisweilen dem Häuptling als Sklaven an, damit er sie auslöse.

Bei Mongru, der viele Frauen hatte, schlossen sich an seinen engeren, durch Tore verschlossenen Hüttenkomplex noch eine ganze Reihe weiterer Hütten, in denen Dienstleute wohnten, denen er Frauen gegeben hatte.

Der Häuptling betrachtet grundsätzlich in den ihm unterstehenden Dörfern alles als sein Eigentum. Dan, der dritte Sohn des Großhäuptlings Mongru, den wir als Dolmetscher bei uns hatten, lehnte das von uns angebotene Verpflegungsgeld zuerst ab mit der Begründung, er könne in jede Hütte gehen und sich etwas kochen lassen, da dies ja sein Land sei. Als wir ihm den für jeden Mann abgezählten Lohn für die Träger aushändigten, behielt er vor unseren Augen einen Teil für sich ein. Immer wieder erlaubte er sich derartige Übergriffe, und nie hörten wir ein Wort des Widerspruchs von den Geschädigten. Es gehört eben grundsätzlich alles dem Häuptling. Das ist verständlich, wenn wir uns erinnern, daß der Clan durch die Unternehmungslust des Häuptlings oder seiner Vorfahren entstanden ist, daß er das Stammdorf gründete und alle Zugezogenen sich freiwillig ihm unterstellten.

So erklärten uns auch die Dan, alles, was sie an Besonderem schufen, also handwerkliche Meisterwerke, machten sie zum Ruhm ihres Häuptlings. Daher kommt es, daß wir z. B. die bei den Dan seltenen Holzfiguren, meist Porträts bestimmter Frauen, fast nur im Besitze der Häuptlinge finden. Ein Schnitzer, der eine solche gefertigt hat, bringt sie seinem Häuptling. Er erhält dafür ein

stattliches Gegengeschenk. „Alles, was man lernt, lernt man für seinen Häuptling.“ Bei manchen Dan-Clanen ist es üblich, daß man, wenn man in Gesellschaft Platz nimmt, sagt: „Ich setze mich im Namen meines Häuptlings“.

An einem anderen unserer Dolmetscher, der ein Sohn des Großhäuptlings Towe war, erlebten wir, daß die Geltung der Häuptlingsfamilie weit über den Clanbereich hinausreicht. Im ganzen mittleren Dan-Gebiet sprach er mit den Häuptlingen im Befehlstone, und Unterkunft und Trägerverpflegung waren stets im Nu da, und dies, obgleich sein Vater von den Liberianern abgesetzt worden war. Eines Tages aber stand Jung-Towe ganz im Hintergrund, mußte eigens zum Dolmetschen gerufen werden und war fortan nicht mehr zu gebrauchen – wir waren zu den Nord-Dan gekommen, wo zwar Towe's Name auch wohlbekannt war, aber von dem Mongrus überschattet wird. Immerhin erinnere ich mich noch gut an den staunenden Blick zweier Dorf-Notabler in jenem Gebiet, als Jung-Towe ihnen bescheiden seine fürstliche Herkunft kundtat.

Wir können also bei jedem Häuptling von einem engen Herrschaftsgebiet und einem weiten Geltungsbereich sprechen. Heute allerdings herrschen die drei *Groß*-Häuptlinge kraft der Vollmacht, die ihnen die Regierung gibt, über andere Clanhäuptlinge, so daß ihr Herrschaftsgebiet so groß sein mag, wie früher ihr Geltungsbereich.

Bei alledem fährt der Untertan wohl nicht schlecht. Da dem Häuptling ohnehin alles gehört, kommt er kaum in Versuchung, seine Untertanen über Gebühr auszusaugen, um bei sich selbst Reichtümer zu horten. Er fordert auch keinen Anteil am Jagdwild, außer dem, was ihm aus magischen Gründen als Häuptling vorbehalten bleiben muß, das sind die besonders gefährlichen Tiere Leopard, Alligator und Riesenschlange. Die Jäger müssen ihm diese abliefern, damit sie sich nicht aus Haut oder Zähnen Zaubermittel machen, die sie stärker und tapferer als den Häuptling machen würden. Beim Krokodil kommt hinzu, daß seine Galle giftig ist und deshalb zu Giftmorden verwendet werden kann. Das Tier muß deshalb unaufgeschnitten zum Häuptling gebracht werden. Dieser begibt sich dann selbst mit großem Gefolge an den Fluß; dort wird die Gallenblase herausgenommen, in ein Stöckchen geklemmt und mit einem Messer, das ebenfalls an ein Stöckchen gebunden ist, aufgeschlitzt. Die Galle fließt dann, wie ein Regenbogen schillernd, auf dem Wasser fort.

Vom Elefanten stehen dem Häuptling die Stoßzähne zu. Wird ein großes Tier, etwa ein Elefant oder ein Büffel, erlegt, so muß man es ihm gleich melden. Er schickt dann einen Vertreter hin und läßt das Fleisch aufteilen, damit es keinen Streit gibt.

Der Häuptling eines Dorfes ist berechtigt, einen Anteil zu verlangen, wenn ein Fremder in der Nähe seines Dorfes ein Tier erlegt hat.

An seiner eigenen Person treibt der Häuptling keinen besonderen Aufwand – er ist kaum als Häuptling zu erkennen, wenn er auch stets ein gutes Gewand trägt. Seine Abzeichen sind eine kleine Peitsche und ein Fliegenwedel aus einem Kuhschwanz, den aber auch andere einflußreiche Leute tragen können. Mongru hat in seinem Hause noch als besonderes Häuptlingszeichen ein langes Schwert, das er gelegentlich seinen Boten als Ausweis mitgibt, und ein „kleines Eisen“, das einem Beilchen ähnlich sein soll. Das wichtigste „Abzeichen“ des Häuptlings, an dem man ihn jederzeit erkennt, ist sein Gefolge, von dem er bei jedem Gang durchs Dorf umgeben ist.

Die Großen des Dan-Landes gehören der Elefantengesellschaft an, einem Geheimbund, der seinen Mittelpunkt im Häuptlingsort Tapita hat (s. Abschnitt „Geheimbünde“).

Die Kinder gewichtiger Häuptlinge haben eine Sonderstellung. Man erwartet von ihnen, daß sie nicht wie gewöhnliche Burschen als Spielleute durchs Land ziehen und sich beschenken lassen. Der Älteste begleitet ständig seinen Vater. Er sitzt neben dem Vater und hört zu, wenn dieser sich mit seinen Ratgebern bespricht, Gäste empfängt oder Klagen anhört. Die Töchter großer Häuptlinge heiraten, wie schon berichtet, nicht, weil sie zu vornehm sind, um für einen Mann zu arbeiten.

Ma, der Häuptling

Erzähler ist ein hagerer, intelligenter Mann von etwa 45 Jahren in Gaple. Er ist Jäger und hat uns in Kampfe bereits Jügergeschichten erzählt. Er berichtet in ernster, gewissenhafter Weise (s. a. Erz. S. 29).

Früher herrschte hier Ga, nach dem der Ort Ga-ple heißt. Er führte einen langen Krieg gegen die Sau (Dan-Clan) bei Zologbatro nahe dem River Cess. Schließlich kamen die Sau hierher und boten Hühner als Friedensgeschenk.

Als Ga starb, hinterließ er seinen Sohn Fanau. Aber es war auch mein Großvater Ma da. Und Ma's Kopf war hart.

Ma schnitt einmal eine Liane im Busch. Dazu kletterte er an einem Baume hinauf. Als er herunterschaute, sah er drunten auf einmal alle Leute des Dorfes stehen. Sie riefen: „Ma, schau dir die Sonne noch einmal an, du wirst sie nie mehr sehen! Wir werden dich heute noch töten!“

Fanau, Ga's Sohn war auch unter ihnen. „Wartet“, sagte er zu den anderen, „ich werde versuchen, Ma selbst zu töten. Wir wissen aber nicht, wer von uns beiden überleben wird. Darum laßt uns etwas abseits gehen und die Köpfe zusammenstecken, damit ihr hört, was ich euch sage.“

Wie sie so abseits gingen, sprang Ma herab und entrann.

Und Ma ging und baute sich ein eigenes Dorf. Fanau starb. Ma war jetzt ein reicher Mann, und selbst die Leute, die zuvor gegen ihn kämpfen wollten, beherrschte er, und sie arbeiteten für ihn. Als Fanau starb, rief er alle seine Leute zusammen. „Ich rufe euch, weil ich eine Kuh für euch schlachten will.“ So tat er.

Da sagten alle: „Du bist der größte Mann im Lande!“

Eines Tages kamen Franzosen von Danané im französischen Lande hierher. Ma schenkte ihnen eine Kuh und sagte: „Ihr seht, wir haben auf unseren Hütten Stroh. Wo ihr Blätterdächer seht, das ist nicht mein Land.“

Die Franzosen zogen weiter, und wo sie Blätterdächer trafen, bekriegten sie die Eingeborenen, die Ma-Leute dagegen nicht. Schließlich wurde der Führer der Franzosen, namens Bea, getötet. Die Franzosen trugen ihn nach Danané zurück.

Wenn fortan die Gaple-Leute nach der französischen Seite kamen und die Franzosen sie umbringen wollten, sagten sie: „Wir sind Gaple-Männer von Ma's Leuten“. Dann schenkte man ihnen etwas und tat ihnen nie etwas zuleide.

Später kamen dann die schwarzen Leute von Liberia, um hier zu kämpfen. Sie zogen nach Kampfe. Häuptling Ka von dort sandte einen Mann hierher und forderte uns auf, Öl und Reis für die Schwarzen zum Essen zu senden und ein Huhn als Friedensgeschenk. Ma verweigerte es. Da kamen sie auch hierher, uns zu bekriegen, und ebenso taten sie im ganzen Lande. Ma kämpfte bis er starb. Er hinterließ einen Sohn Boja und einen anderen namens Buea; dessen Sohn bin ich. Ich war damals noch ein kleiner Junge; aber der Krieg dauerte, bis ich herangewachsen war und hinter meinem Vater kämpfte. Schließlich brachte man den Liberianern ein Huhn und sie schlossen Frieden mit meinem Vater.

Mein Vater schaute sich nun nach einer Frau für mich um. Ich hatte dann sechs Söhne von drei Frauen. Den vierten nannten wir nach Ma. Und als siebentes hatte ich ein Mädchen. Diese starben alle. Ich heiratete noch vier Frauen, und sieben weitere Kinder blieben am Leben. Ich habe also jetzt sieben Frauen, Zo, Ko, Sa, Zeade, Duna, Majo, Diba, Bobuale, die zusammen vierzehn Kinder geboren haben, von denen sieben leben.

Die Kinder starben an ganz verschiedenen Krankheiten und nicht als kleine Kinder. Eines hatte Schlafkrankheit. Es gibt eben keine rechte Medizin hier. So sterben gar so viele Kinder. Als mein erster Sohn starb, wollte ich mir die Kehle durchschneiden, so traurig war ich.

Jetzt gibt es keine Kriege mehr. Ich bin ein Jäger. Ich möchte auch so reich werden wie mein Vater, der übrigens noch lebt. Und was der Leopard ißt, das gebe ich meinen Kindern zu essen, und wo dieser hingeht, da gehe ich mit, sonst würden meine Feinde mich verachten.

Großhäuptling Towe

Von dem inzwischen verstorbenen Großhäuptling Towe hatten wir viel gehört, bevor wir ihn trafen. Towe ist eine im ganzen Lande hochangesehene Persönlichkeit. Er war nicht nur ein großer Häuptling, sondern vor allem ein berühmter Mediziner, und die folgende Lebensgeschichte zeigt, daß er von eben dieser Eigenschaft seine Häuptlingswürde ableitet.

Es wurden uns in den Dörfern seines Landes die wunderlichsten Dinge von ihm erzählt: wie er ins Feuer gehen und als Rauch in die Luft fliegen könne, daß er sich in einen jungen Mann oder in ein

Mädchen verwandeln könne. „Du wirst sehen, wenn wir morgen zu ihm kommen, ist er vielleicht gar nicht als alter Mann da, sondern du triffst ihn als ein schönes, junges Mädchen.“

Unter den Liberianern verlor Towe sein Häuptlingsamt. Er lebte auf seiner Pflanzung, etwa eine Stunde von seiner früheren Residenz entfernt, die noch seinen Namen trägt.

Unterwegs dorthin hörten wir, daß Towe uns am Vortage erwartet hatte und heute zu einem Kranken in ein ziemlich fern gelegenes Dorf gerufen worden war.

Er kam dann ininigem Abstand hinter seinen gehfähigeren Leuten auch noch recht rüstig den Pfad daher. Towe ist nicht, wie die Negerhäuptlinge sonst fast immer, ein stattlicher Mann, sondern mittelgroß, fast schwächlich; seine hohe Stellung hat er sich durch seinen klaren Verstand erworben.

Auf dem Kopf trug Towe seinen berühmten Zylinderhut, dessen Geschichte wir alsbald erfahren sollten. Als er näher herzukam, bemerkten wir, daß er als einziger im Dan-Lande noch einen jener alten mehrreihigen Rasselringe am linken Bein trug. Towe war kahl, nur auf seinem Hinterhaupt steht ein sorgfältig in einen Kranz geflochtenes Haarinselchen. In dessen Mitte ragt ein eigentümliches Beutelchen auf, so als wäre von der Kopfhaut selbst ein Säckchen abgeschnürt. Es ist eines der Zeichen seiner Zaubermacht.

Nun bitte ich Towe, uns seine Lebensgeschichte zu erzählen. Nach einer kleinen Pause beginnt er in deutlichen kurzen Sätzen.

Ja, ich bin der größte unter den lebenden Dan. Großhäuptling Mongru ist nur ein kleiner Junge gegen mich, Großhäuptling Juoni Voga bei den Mano, ja, den habe ich ja eingesetzt, und Großhäuptling Tuassama – pah! (wegwerfende Handbewegung. Später erfahre ich, daß mit Tuassamas Ahnen etwas nicht stimmt. Er soll aus dem Sklavenstand hervorgegangen sein, ist aber heute bei weitem der vornehmste unter den Dan-Großen.) „Nur der verstorbene Tappe war mir überlegen.“

Die Dan kommen aus dem Osten, von der französischen Seite.

Wir aber, die Kwila-Leute (Towe's Clan), kommen ursprünglich von Kpain im Manoland, oder vielmehr, dorthin kam unser ältester Vorfahr. Er war ein Mann namens Dan aus der Familie der Dedohaina, ein Ringer und ein Häuptling. Ein Dan-Häuptling, nämlich der von Baple, sandte nach ihm, daß er komme, seine Ringerfertigkeit zu zeigen. Er kam und besiegte viele von den Dan. Da gab ihm der Baple-Häuptling eine seiner Töchter zur Frau, und Dan blieb bei ihm. Sie bekamen viele Kinder. Dan's ältester Sohn hieß Ze.

Die Baple-Leute verbreiteten sich weit über das Land: Nuelopie, Beletuo, Gbaple, Gbetuo sind alles Baple-Leute. Die Kpain-Leute unter ihnen nannte man Lao-Leute, d. h. Mano-Leute. Noch heute kann ein Mano zu uns kommen und sich eine Frau nehmen, ohne Sühne zu bezahlen.

Mein Urgroßvater war dieser Ze, ein alter großer Häuptling vor langer Zeit. Er war ein reicher Mann. Sein Sohn hieß Nia, und dessen Sohn Dia. Dia ging ins nördliche Dan-Land nach Bole und gewann dort eine Frau namens Gue. Sie war eines reichen Mannes Tochter. Kanva hieß er. Sie gebar ihm einen Sohn namens Krüagro. Sie lebten im Kwilaland (etwas nördlich vom heutigen Towetown).

Eine Sippe, die Geviu, machte Krieg gegen sie, weil sie nicht wollte, daß die Krüagro-Leute immer ihre Häuptlinge sein sollten. Sie waren aber nicht imstande, diese zu besiegen. Da zogen sie weg und zerstreuten sich in vielen Richtungen.

So verlor Krüagro viel wichtigen Anhang. Eines Tages sprach er: „Wenn so viele von meinen Leuten fort sind, will ich auch wegziehen und bei meiner Tochter leben.“ Als er dort hinzog, war er immer noch ein reicher Mann. Auch der Sohn seiner Tochter wurde ein reicher Mann und ein großer Krieger.

Kanva, der Häuptling von Bole, sagte: „Ich habe doch meine Tochter den Kwila-Leuten gegeben. Die haben aber den Brautpreis nie bezahlt. So will ich mir ihren Sohn Krüagro dafür holen und ihn als meinen Sohn bei mir halten.“ So geschah es, und sie holten sich nicht nur Krüagro, sondern auch seine Mutter und alle Kinder, die sie geboren hatte.

Es waren viele, viele Leute, die so mit Krüagro in die Bole-Gegend zogen. Sie bauten dort ein großes Dorf Gartuo, „das Dorf in den Dornen“. So wurde Krüagro wieder reich. Das Dorf ist jetzt verlassen, aber man kann dort noch den Felsen sehen, auf dem Krüagro zu sitzen pflegte.

Als Krüagro älter wurde, sagte er zu Kanva: „Nur weil für meine Mutter kein Brautpreis bezahlt worden war, habt ihr mich hierher verschleppt. Jetzt bin ich aber groß und will in meines Vater Land zurückkehren“. Kanva sagte: „Gut, du magst ziehen“.

Krüagro sagte dann: „Ich habe aber damals in dem Land dort drunten allerhand böse Sachen gemacht. Darum will ich zuerst eine Medizin haben.“ Er hatte Angst zurückzukehren. So machte er sich auf den Weg nach der anderen Seite des River Cess.

Die Medizinleute dort gaben ihm eine Hütte, hinter der stand ein riesiger Baumwollbaum. Nun war aber Krüagro ein sehr schöner Mann, so daß die Frauen im Dorf ihm nachliefen. Da riefen die Männer die Wanderameisen und sagten ihnen, sie sollten in Krüagros Haus gehen. Dann verriegelten sie die Tür. Das taten sie, bevor eine Frau zu ihm hineingegangen war. Die Ameisen begannen, den Mann zu beißen. Er versuchte sich zu befreien. Da kam eine Frau und rief: „Krüagro! Wie kommt es, daß die Ameisen dich überfallen haben?“ Die anderen Frauen liefen herzu und die Männer sagten zu ihnen: „Wir haben das gemacht, weil ihr dem Krüagro so nachlaßt.“ Die Frau aber gab Krüagro eine Medizin, die blies er auf die Ameisen, und alle verschwanden... Wenn du etwa meinst, das sei nicht wahr – ich habe heute noch die Medizin und kann sie dir zeigen! Ich kann jederzeit die Ameisen rufen lassen. Sie werden dann alle um mich herumgehen und mir nichts antun.

Jetzt sprachen die Männer untereinander: „Wir wollen was anderes versuchen, wenn die Frauen uns das verdorben haben mit ihrer Medizin.“ Und während Krüagro schlief, nahmen sie die ganze Hütte und hingen sie auf den hohen Baumwollbaum. Als nun die Frauen kamen, ihren Freund zu besuchen, war die Hütte nicht mehr da. Und als Krüagro erwachte, schaute er hinunter. Es war keine Möglichkeit, zu entkommen. Die Frauen sahen die Hütte da oben im Baum und scharten sich alle zusammen, bis es ihrer ganz viele waren. Nun gingen sie zu einer Frau namens Ze. Und auf deren Rat machten sie es so: Eine setzte sich auf die Schulter der anderen, dann eine dritte obenauf und so weiter, bis sie in die Baumkrone reichten. „Steig an uns hinunter!“ sagten sie zu Krüagro, und so tat er. Dann nahmen die Frauen die Hütte herab und setzten sie an die alte Stelle.

Jetzt sagte Ze zu Krüagro: „Wenn du heimkommst, darfst du dich nie mit warmem Wasser waschen. Wenn du immer mit kaltem Wasser badest, wirst du jung bleiben und deine Zähne werden nie ausgehen. (Towe zeigt uns, daß er selbst noch ein vollständiges Gebiß hat.) Und du wirst lange leben.“ Krüagro sprach: „Gut. So will ich's halten.“ „Du mußt nun aber hierbleiben“, fuhren die Frauen fort, „bis die Leute von deinem Land uns für die Medizin Elefantenzähne bezahlt haben.“ „Einverstanden“, sagte Krüagro und er blieb, bis jemand aus Bole – einer von denen, die aus Kwila mit ihm gekommen waren – ihn suchen kam. (In Kwila war übrigens das Land jetzt menschenleer. Der Mann hieß Bioga und war ein Elefantenjäger. Der hatte gesagt: „Ich will nach Krüagro sehen.“ Als er sich im Dorf Gagau befragt hatte, wiesen sie ihn hierher ins Nachbardorf.

Unterwegs hatte er Elefanten gesehen. Mit einem Schuß streckte er einen davon nieder. Er nahm die Zähne heraus; dann schlief er im Wald. Als er anderen Tages seinen Vater im Dorf sitzen sah, lief er auf ihn zu, und sie umarmten sich. Seine Elefantenzähne hatte er in Blätter gewickelt. Die gab er jetzt dem Krüagro. „Da, das habe ich auf dem Weg gefunden.“ Da waren sie sehr vergnügt, und alle die Zauberleute des Dorfes tanzten und spielten mit ihnen. „Morgen kannst du gehen“, sagten sie. Sie nahmen ein langes Stück schwarzen Baumwollstoffes und ein Schafhorn. Da taten sie die Medizin hinein. „Trage dieses Horn mit der Medizin an dem Bande. Schneide dir immer ein Stück ab und trag's, bis es unbrauchbar ist; dann nimmst du ein neues. Wenn das letzte Ende aufgetragen ist, wirst du sterben.“ Sie gaben ihm dazu einen eisernen Haken. „Ziehe diesen Haken hinter dir her, und wo er sich im Busch verfängt, da baue dein Dorf. Geh nicht nach Bole zurück!“

Krüagro ging nun zuerst in seines Vaters Ze verlassenes Dorf Yali, aber der Haken verfing sich dort nicht. Er schlug eine andere Richtung ein, und eines Tages blieb der Haken hängen, so daß er ihn gar nicht mehr lösen konnte. „So laß uns hier unsere Siedlung errichten“, sprach er. Sie hatten ein Stühlchen mit. „Setz dich“, sagte Bioga. Und dann fuhr Bioga fort: „Die Elefantenzähne, die du hergeben mußt, werden bewirken, daß dein Jäger jeden Tag ein Tier erlegen wird. Und kaum hatte Krüagro auf dem Stuhl Platz genommen, da hörten sie einen Schuß. Es waren drei von Krüagros Leuten, die früher schon weggelaufen waren, bevor Krüagro nach Bole kam, und also gar nichts von ihm wußten. Die hatten da ein Wildschwein erlegt. Bioga schaute nach ihnen – da wollten sie fortlaufen. „Bleibt da, euer Vater ist hier, Krüagro, der in sein Land zurückgekehrt ist. Kommt mit, daß wir unsere Heimat wieder aufbauen!“ Da nahmen die Leute das erlegte Wildschwein und brachten es Krüagro.

Dann bauten sie Hütten und sandten Boten in alle Richtungen, um auch die anderen zu holen. Und so errichteten all die Kwila-Leute ein neues Dorf namens Beletuo. Als es fertig war, rief Krüagro sie zusammen und ließ zehn Kühe schlachten. Einige beauftragte er dann, eine Reisfarm anzulegen, und zu denen, die das Schwein getötet hatten, sagte er: „Ihr sollt euer eigenes Viertel haben und reich und einflußreich sein. Ihr sollt meine Jäger sein!“ So teilte er alle ein. Zu den Geviu sprach er: „Damals, als wir noch hier im Lande wohnten, hatten wir Krieg miteinander. Nun sollt ihr meine Krieger sein!“ Und zu den Vavi: „Wenn jemand einen Leoparden erlegt, soll er euch gehören“.

Einer der Söhne von Krüagro hieß Kea. Er war reich und ein Heiler und ein Zo-Zauberer, das heißt ein Mann, der auch in der Nacht überall hinsehen kann. Und dieser Krüagro war auch mein Vater.

Bevor ich Häuptling wurde, also damals als wir noch in Beletuo wohnten, jagte ich mit dem Hund. Ich war noch nicht verheiratet. Ich hatte fünf Hunde, mit denen ich vor allem Wildschweine jagte. Einmal, als ich abends von der Jagd ins Dorf zurückkehrte, hörten wir das rote Eichhörnchen sprechen. Da sausten alle meine Hunde in jener Richtung davon. Als ich auch an die Stelle kam, sah ich viele Wildschweine, die stellten meine Hunde und töteten sie alle fünf. Dann verfolgten sie auch mich; ich rannte und kletterte schließlich auf einen Termitenhügel und wurde so vor ihnen gerettet. Am Abend sagte der alte Kwebi in Beletuo zu mir: „Laß das Jagen sein. Geh ins Bassa-Land und schau, daß du dort Kühe für mich verhandeln kannst. So tat ich in der Folge und brachte oft viel wertvolles Gut nach Hause.

Jetzt will ich dir erzählen, wie ich ein Medizinmann wurde.

Wenn früher jemand in der Stadt starb, durften nur die wichtigen Männer des Dorfes den Toten sehen, alle anderen liefen fort. So rannte ich auch einmal vor einem Toten davon, verirrte mich und schlief im Busch. Da träumte ich, das große Zaubermittel, das mein Urvater vor langer Zeit aus dem Osten, dort wo jetzt die Franzosen regieren, gebracht hat, liege an diesem Platze. Es war ein Elefantenzahn und ein Geisterwesen, ähnlich wie ein Mensch und doch wieder keiner – ich kann es nicht beschreiben. Ich fand die Medizin und habe sie heute noch. Von da an konnte ich zu den Tieren sprechen, z. B. zu einer Kuh sagen: „Kuh, geh dort hin!“

Ich wurde nun mächtiger als alle anderen Zauberer im Land. Wenn ich Sasswood auf meine Augen riebe, könnte ich z. B. Deine Stadt im Lande der Weißen sehen und dir davon erzählen. Ich könnte Euch auch einen Stock geben, der euch erzählen würde.

Einmal ging ich nach Tapita. Der Häuptling Tape dort sagte zu mir: „Ich bin ein großer Mann, aber ich habe keinen großen Namen.“ Er gab mir eine Kuh und eine Frau als Geschenk und bat, daß ich ihm helfe. Ich machte ihm eine Zaubermedizin. Ich rieb selbst die Medizin auch auf meine Augen, da sah ich ein Land in England und Amerika. Dort war ein Haus, das war wie aus Elfenbein gebaut – ganz glatt anzufühlen. Die Leute da sagten zu mir: „Wir kommen in dein Land, aber niemand vermag uns zu bekämpfen.“ Dann erwachte ich. Ich rief Tappe und erklärte ihm, was ich gesehen hatte. „Wenn die Leute kommen, so ist es sinnlos, gegen sie zu kämpfen. Wir werden uns mit ihnen einigen müssen.“ „Laß uns hier ein Loch graben“, sagte ich dann. Dahinein tat ich Medizin.

Ich schenkte dann Tape auch eine Kuh und eine Frau. Tape schickte mir einen Messingtopf und Pulver dagegen in mein Quartier und ließ mir danken. Ich sagte ihm: „Ich gehe jetzt heim, aber wenn die Fremden kommen, darfst du nicht kämpfen.“ Dann kehrte ich nach Hause zurück.

Damals gab es noch Große im Dan-Land. Ich rief sie in mein Haus und erzählte ihnen von meinem Traum. Ich sagte: „Ich habe keine Hexenkraft, sondern nur Zaubermittel, um uns zu retten.“ Einer der Großen, namens Meango, sagte: „Ich höre dich.“ Von da an wußten alle Leute im Lande, daß ich so viele Medizinen hatte.

Großhäuptling Tuassama war damals ein Krieger. Er ging mit seinen Leuten nach dem Dorf Vone, um gegen die Liberianer zu kämpfen, die von der Küste her gekommen waren, um nach Gummi zu suchen. Als ich das hörte, sagte ich: „Ich ziehe nicht mit.“ Da sprachen die anderen unter sich: „Laßt uns ihn fangen und töten!“ Und zwar war es so, daß die Tuassama-Leute meine Kwila-Leute aufforderten, sie sollten mich selbst töten.

Damals war der große Fluß in der Nähe des heutigen Dorfes Towe ein großer Sumpf, in dem man leicht versank. Mein Dorf bestand nur aus zehn Hütten. Wir bauten eine Mauer zwischen dem Dorf und dem Sumpf. „Wenn die Krieger kommen, mich zu töten, retten wir uns auf die andere Seite.“

Die Kwila-Leute sprachen unter sich: „Laßt uns Towe rufen, daß wir ihn töten.“ Zwei Männer, Beda und Kasia, widerrieten es. Dann war noch ein Brüderpaar da, von dem der älteste sagte: „Doch!“ der jüngere aber dagegen war. Schließlich sagte man: „So wollen wir ihn wenigstens ins Dorf bringen und ihn verhören.“ Als man zu mir kam, rief ich meine Ältesten zusammen. Die sagten: „Wir wollen dich im Kampf verteidigen.“ Ich aber sagte: „Nein. Wenn wir kämpfen, werde ich nur vieles verlieren.“ Und ich ging und stellte mich den Leuten: „Hier bin ich!“

„Du bist es, der die Liberianer ins Land gebracht hat!“ sagten sie. Weil ich den Kampf gegen sie widerriet, dachten sie, ich mache gemeinsame Sache mit ihnen. „Nein, das bin ich nicht.“ „Aber du warst es doch, der Tape riet, nicht zu kämpfen.“ „Ich sah die Fremden im Traum. Ich hab es damals schon allen gesagt.“

Da sprachen sie: „Wir wollen ihm Gifholz geben, um zu sehen, ob er lügt oder die Wahrheit spricht.“ „Gut“, sagte ich, „das will ich tun.“ Und wieder sprachen sie so: „Wir wollen ihm doch kein Gifholz geben, wir wollen ihn einfach totschiessen.“ Alle waren nun einverstanden, da stand Kweago auf, der älter als alle anderen war, und sprach: „Nein, ich bin nicht damit einverstanden. Wenn ihr ihn töten wollt, müßt ihr ihm erst Gifholz geben; wenn das ihn fängt (wenn er krank davon wird), dann mögt ihr ihn töten.“ „Ich trinke das Gift; wenn es mich fängt, mögt ihr zuerst meinen Sohn töten (der heute Clanhäuptling ist) und dann mich selbst.“ Dann trank ich das Gift und es tat mir natürlich nichts.

Nun wurde das Land, das Tuassama heute gehört, damals von Gonsa regiert. Nach diesem sandten die Kwilaleute jetzt und baten ihn, zu kommen. „Wir haben solche Angst vor Towe. Wir haben alles versucht, ihn zu töten – komm du und töte ihn!“ Gonsa kam, rief alle Großen, schloß sie in ein Haus ein. Dann rief er mich zu sich und ging mit mir in den Busch. Er erzählte mir, wofür man ihn gerufen habe. „Da du aber bei der Giftholz-Probe frei warst – wie sollte ich dir etwas tun! Gib mir ein Geschenk, dann gehe ich heim.“ Da gab ich ihm zwei Kühe, ein Gewehr und einige Messingeimer. Gonsa nahm etwas Wasser, trank davon und sprach: „Das Land dort droben gehört mir. Nun trink du die andere Hälfte des Wassers, dann soll Dir die andere Hälfte des Landes gehören.“ Ich nahm das Wasser und trank es.

Jetzt rief Gonsa alle Leute zusammen und sagte: „Dies Land gebe ich Towe.“

Damals gab es also nur Tape, Gonsa und mich als Großhäuptlinge. Tuassama, Mongru und der Mano-Häuptling Juoni Voga achten mich als den Größeren.

Meinen Helm, (den Zylinder) hat mir Tape geschenkt, als ich ihm den Traum offenbarte. Als mich später die Leute töten wollten, hat der Helm mich gerettet. (Tatsächlich kämpfte Tape nicht wie andere Dan-Gruppen gegen die Liberianer. Er ging selbst nach Monrovia und bot den Liberianern sein Land an.)

Towe starb, während wir auf unserer Expedition 1955 abermals das Danland durchwanderten. Das Echo von seinem Tode erklang alsbald in den Liedern der Spielleute. „Wir sind jetzt Waisen“, sangen sie oft mitten in einem anderen Lied. „Oh, Towe ist in die Unterwelt gegangen. Manchmal, wenn ich etwas singe, scherze ich, aber daß heute ein anderer an Toves Stelle sitzt, ist kein Scherz.“

RECHTSVERHÄLTNISSE

Rechtsfälle

Bei den Dan ist das Leben sehr genau durch Rechtsanschauungen geregelt. Wie wäre es sonst auch möglich, daß etwa die Bezahlung einer Frau sich über mehr als ein Jahrzehnt hinziehen kann!

Im allgemeinen handelt es sich bei den *Rechtshändeln* der Dan immer um den Streit zwischen einem Geschädigten und einer schädigenden Partei. Das asoziale Verhalten als solches wird nicht geahndet; es soll nur der Geschädigte entschädigt werden. So gibt es auch keine Begnadigung, denn übte der Rechtsprechende Gnade, so würde er ja den Geschädigten schädigen. Wir haben es also nur mit Zivilprozessen zu tun; nicht mit Strafprozessen. Etwas anders liegt der Fall, wenn ein Mitglied einer Geheimgesellschaft ein Bundgeheimnis verraten hat. Dann bestraft der Bund selbst durch Prügel oder Auferlegung einer Buße.

Die Dan sind, wenn man so sagen darf, ein rechtsfreudiges Volk. Sie machen eine wahre Kunst daraus, an ihrem Nachbarn ein Fehl zu finden, und es ist ihnen dann ein Hochgenuß, um irgendeiner Nichtigkeit willen stundenlang und unter Aufwendung von unzähligen Zeugen zu palavern. Die Clan-Häuptlinge besitzen hierzu ein Palaverhaus. Von der Decke herab hängt ein kurzer Strick mit einem Querholz; dieses muß der Sprecher mit der rechten Hand erfassen, damit er nicht in Versuchung kommt, mit dem Finger auf den richtenden Häuptling zu deuten, denn das wäre eine Art Verfluchung, eine magische Schädigung.

Die *gewichtigsten* Rechtsfälle entstehen durch Uneinigkeit beim Frauenkauf, Schädigung durch Zauberei und durch Mord, die *zahlreichsten* durch Untreue der Frauen. Dagegen sind Diebstahl und Beleidigung selten. In Kampe erlebten wir an Großhäuptling Mongrus Hof den Fall, daß ein junger Mann Kaufgeld für eine Frau aus seiner Familie angenommen, diese dann aber doch einem anderen gegeben hatte. Die Verhandlung wurde aufregend dadurch, daß er – als man gegen ihn entschied – zum Großhäuptling sagte: „Ist das die Art, wie bei dir ein Palaver entschieden wird?“ Mongru: „Wie sprichst du denn mit mir?“ Der Angeklagte: „Ist mir gleich!“ Darauf wurde er von einem peitschenbewehrten Diener Mongrus abgeführt.

Ein andermal in einem kleinen Dorf hatte ein junger Mandingo, der dem Dorfhäuptling als Jäger diente, die Häuptlingsfrauen beleidigt. Es ergab sich aber bei der Verhandlung, daß diese ihm nichts zu essen gegeben hatten. Der Häuptling entschied so weise gegen seine eigenen Frauen, daß jedermann zufrieden war; die versammelten Alten dankten ihm.

Wir haben uns oft über die hohen Geldbußen gewundert, die einem Schuldigen auferlegt werden. Im Allgemeinen muß er diese aber nur zu einem geringen Teil bezahlen. Er soll sich nur vor dem Gläubiger recht demütigen, vor ihm auf die Knie fallen und um einen Nachlaß bitten. Kommt er damit nicht zum Ziel, so bittet er einen würdigen Alten, mit ihm zu kommen und für ihn zu bitten. Da fühlt sich dann der Geschädigte so geschmeichelt, daß er nicht länger auf seinem strengen Recht besteht.

Blutrache

In Kampe erlebten wir einen Fall von Blutrache. Ein älterer Mann hatte ein ganz junges Mädchen geheiratet. Seine eigene Hauptfrau aber entzog sie ihm, indem sie die Frau einem jüngeren Mann in Dienstehe gab. Aus Eifersucht oder gekränktem Stolz ermordete der Alte das Mädchen im Walde mit Hieben seines Buschmessers auf den Leib. Dann floh er ins französische Gebiet, wurde verfolgt,

und wir erlebten seine Einbringung. Als die Kunde von seiner Gefangennahme in Kample anlangte, wurde die Bevölkerung von einem seltsamen Rausch ergriffen. Palmwedelschwingend tanzten sie mit Gesang durch das Dorf, eine Staubwolke um sich, mit stierem, in sich gekehrtem Ausdruck, mitten unter ihnen der gestrenge Regierungsschreiber des Großhäuptlings, der sonst von Kopf bis Fuß „civilized man“ war. Die Aufführung hatte etwas Blutrünstiges und wäre vielleicht in anderen Zeiten in ein düsteres „Festessen“ ausgeartet.

Schließlich hörte man in der Ferne Trommeln, das in den nächsten zwei Stunden langsam näher rückte. Die Erregung der Leute steigerte sich immer mehr, viele liefen dem Gefangenen entgegen, und dann kamen sie: ein langer Zug, erst Kinder und Weiber, dann die Häscher und schwarzen Beamten, die sich vornehm in Hängematten tragen ließen, und unter ihnen, alt, mit einem schwarzen, ärmlichen Hemd angetan, der Mörder. Man hatte seine Hände auf dem Rücken um einen langen dicken Stock gefesselt, der senkrecht hochstand und sich bei einem Fluchtversuch im Walde verfangen hätte.

Großhüptling Mongru und seine Ratgeber saßen vor dem Hüptlingshause. Der Mörder wurde vorgeführt. Erst ließ sich der Schmeichelsänger Mongrus vernehmen; laut rief er über das Volk hin, und nach jedem Satz bestätigte die Menge mit langgezogenem „eh“ die Wahrheit seiner Lobreden. Dann wurde der Mörder nach vorn geschoben. Mit klarer Stimme und in großer Ausführlichkeit erklärte er seine Tat.

Schließlich sprach Mongru kurz, wie es ihm als Großhüptling diesem Geringen gegenüber anstand: „Wie konntest du, ein alter Mann, dich so vergessen . . .“

Am gleichen Tage äußerte die Tochter des Mörders auf dem Markte, sie sei traurig, daß das geschehen sei, denn sie müsse es ja bezahlen. Am folgenden Morgen lag sie tot in der Hütte, vergiftet von der Sippe der Ermordeten, die gleichzeitig wissen ließ, daß sie sich damit noch keineswegs zufrieden gebe, daß sie sich weitere Opfer suchen werde.

Entgegen diesem Fall kam es früher auch vor, daß die Sippe des Mörders zehn Kühe als Buße anbot und die Sippe des Ermordeten sich damit zufrieden gab. Hatte sie nicht so viel Gut wie verlangt wurde, so verkaufte man den Mörder an einen anderen Stamm, um die Entschädigung beizubringen.

Die Einführung der staatlichen Gerichtsbarkeit macht nichts besser, im Gegenteil. Früher wurde der Mord am Mörder gesühnt, oder dessen Verkauf brachte die Buße ein. Seitdem der Staat sich die Bestrafung des Mörders vorbehält, sieht sich die Sippe des Ermordeten um ihre Rache oder Bußzahlung betrogen und befriedigt sie, wie ihm obigen Falle, an einem unschuldigen Mitglied seiner Familie, was sie früher nur tat, wenn sie des Mörders nicht habhaft werden konnte.

Gift

Heimlicher Mord wird durch Gift verübt, oder indem man Katzenhaar (Katzen finden sich da und dort in Dan-Dörfern) fein schneidet und ins Essen gibt. Es tötet langsam.

Es ist ganz unfaßlich, aus was für belanglosen Gründen der Dan zum Gift greift, so daß jeder ständig in Angst vor den Giftkünsten seiner Mitbürger lebt. Wir haben es erlebt, wie zwei junge Männer vergiftet wurden, weil sie als erfolgreiche Jäger Aufsehen erregten. Aber nicht sie selbst waren gehaßt, sondern man wollte durch ihren Tod ihren unbeliebten Vater treffen, dem man den Ruhm seiner Söhne nicht gönnte. Oft und oft vergiftet man einer Mutter ihr kleines Kind, aus keinem anderen Grunde, als weil eine andere Frau des gleichen Gatten eifersüchtig auf die Schönheit des Kindes ist. Zahlreiche Bräuche sollen das Vergiften erschweren. Beim Palmweinausschenken muß der Schenk den ersten Trunk selbst tun. Alle Trinker beobachten ihn dann beim Eingießen. Er darf dabei den

Fingernagel nicht zu nahe am Spund haben, da er Gift unter dem Nagel haben könnte. Jeder Trinker muß aus dem gleichen Grunde die kreisende Trinkkalebasse unten, nicht am Rande halten. Wird ein Dan von seinem Freund eingeladen, dessen Jagdbeute mit ihm zu verzehren, so mag er ihm das vorgelegte Stück zurückgeben und sich dasjenige nehmen, das der Gastgeber sich selbst zugedacht hatte, denn wer weiß, ob er nicht die eine Fläche seines Messers vergiftet hatte. Brachte ein Dan-Hüptling uns Nahrungsmittel als Geschenk, so aß er stets ein paar Körner Reis davon vor unseren Augen oder er tauchte den Finger in das dargebotene Palmöl und leckte ihn ab zum Zeichen, daß kein Gift darin sei. Etliche Male bin ich als Arzt zu Vergifteten gerufen worden. Verwirrend für den Europäer ist dabei, daß die Dan keinen Unterschied machen zwischen Verzaubern und Vergiften, so daß man nicht immer mit Bestimmtheit sagen kann, ob es sich tatsächlich um einen Giftfall oder vielleicht nur um eine schwere seelische Erschütterung durch die Vorstellung, verzaubert zu sein, handelt.

Die vielen Abwehr-Fetische, die die Dan haben, sollen sie also immer gleichermaßen gegen Zauber und gegen Gift schützen.

Da das Vergiften so alltäglich ist, nimmt man bei allen Todesfällen, die sich nicht leicht erklären lassen, Giftmord – bzw. Hexerei – an. Zu verhängnisvoller Bedeutung kommt diese Ansicht, wenn jemand stirbt, während er in einem anderen Dorfe zu Gast ist. In diesem Falle gilt Giftmord von vornherein als erwiesen. Die Mitbürger aus dem Heimatdorfe hatten dann das Recht, das Gastdorf vollkommen auszuplündern und sich Angehörige der vermeintlichen Mörderfamilie zu fangen, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Ein Krüppel

Erzähler ist ein Krüppel in Meaple-Bona, der verkümmerte Beine hat, so daß er sich nur auf seinem Gesäß, auf die Arme gestützt, fortbewegen kann. Er ist etwa 25 Jahre alt.

Mein Vater war ein reicher Mann, weil er eine große Reisplanzung machte und den Reis verkaufte; den wird man am besten in der Regenzeit hier im Dorf los oder auch an die Mandingo. Bisweilen warb er auch ein paar Leute, die den Reis mit ihm südwärts zum Verkauf trugen. Meine Mutter ging viel fischen, um sich auch etwas zu verdienen. Sie trug die Fische nach dem Hüptlingsort Ban oder verkaufte sie an die Mandingo.

Meine Mutter ist südwärts gegangen. Warum, weiß ich nicht. Sie kommt nie. Es ist schon lange her. Mein Vater lebt hier und hat fünf andere Frauen. Meine Mutter war die Hauptfrau. Vater und Mutter haben zusammen die anderen Frauen gekauft. Meine Mutter hat nur drei Kinder gehabt. Meine Schwester ist hier verheiratet, mein Bruder lebt mit uns.

Man hat mir gesagt, ich sei ein gar so feiner Bub gewesen. Als ich die Krankheit bekam, konnte ich schon laufen, aber noch nicht sprechen. Da hat man mich verhext. Es war eine von meines Vaters fünf Frauen. Der Vater wußte damals nicht, daß sie es war, aber als die Medizin sie erwischte, gestand sie es dem Vater, bevor sie starb. Sie war eifersüchtig, weil sie selbst kein Kind hatte und die Hauptfrau ein so feines.

Von den fünf Frauen meines Vaters hat eine zwei Kinder, eine eines, die anderen drei haben noch keine. Ich habe nie etwas gelernt. Ich kann mit anderen zusammen singen, aber sonst sitze ich den ganzen Tag nur herum. (Später stellt sich heraus, daß er auch gut Matten flechten und spinnen kann.)

Selbstmord

Wir haben schon auf den Seiten 111, 112 und 132 Fälle von *Selbstmord* erwähnt, die sich aus getäuschter Liebe oder aus Verzweiflung über ein trauriges Schicksal ereignen. Selbstmord ist ja auch bei Naturvölkern sehr häufig. Selbstmord-Arten sind bei den Dan, außer dem auf Seite 112 beschriebenen Einatmen von Asche oder Wasser, der Sturz von einem hohen Baum, Erhängen, Ertränken

mit einem schweren Stein um den Hals, Erschießen durch den Mund, Vergiften mit der Asche einer bestimmten Wasserpflanze, Schnitt oder Stich in den Leib oder Durchschneiden des Halses mit einem sehr scharf geschliffenen Messer. Herz und Schlagadern als Tötungsstellen scheinen unbekannt. Selbstmord erfolgt meist wegen Untreue der Frau oder aus Scham über ein begangenes Verbrechen. Irgendwelches rechtliches Brauchtum, wie Zahlung einer Entschädigung an die Verwandtschaft oder den Häuptling durch den, der den Selbstmord verschuldet hat, ist damit nicht verbunden.

Rechtsprechung

Masken

Für die Wahrung ihrer Rechtsverhältnisse haben sich die Dan eine besondere Autorität geschaffen: die Masken (Abb. 25 a und 29). Kann ein Streitfall nicht vom Familienoberhaupt oder vom Dorfhäuptling beigelegt werden, so ruft man die Maske. Es erscheint dann also ein maskierter Mann, der durchaus ein Bürger des gleichen Dorfes sein kann, und spricht Recht. Er trägt ein Bastkostüm, das bis zum Boden reicht; trotzdem wissen die meisten, wer sich darunter verbirgt.

Die Maske vererbt sich in der Familie und damit der Rang, den diese in der Masken-Hierarchie einnimmt. Die Masken gliedern sich nämlich in verschiedene Ränge. In Streitfällen von geringerer Bedeutung tritt zuerst eine Maske von niederem Rang auf, und erst, wenn sie sich nicht durchsetzen kann, mag man eine höhere herbeibitten. Auf keinen Fall darf man jedoch einer Maske den Respekt versagen, indem man sie etwa verspottet oder gar schlägt. Das Dorf würde in Schutt und Asche sinken, der Urwald darüber hinwuchern.

Schwere Konflikte zwischen ganzen Sippen oder Dörfern, vor allem Kriege, werden von den obersten Masken entschieden. Die Maske erscheint, von einem ebenfalls maskentragenden Herold angekündigt, nimmt feierlich auf einem umgestülptem Reismörser Platz und spricht ihr unanfechtbares Urteil. Oder sie tritt mitten auf den Kampfplatz, läßt sich zwischen den Kämpfenden nieder und erhebt die Hand, um Frieden zu gebieten. Niemand würde es dann noch wagen, seinen Speer gegen den Feind zu schleudern.

Solche wichtigen Masken sind im Besitz der führenden Familien des Landes. Sie stehen untereinander in Verbindung, wie ja die Rangfolge zeigt, und gehorchen einer „großen Maske“. Es ist jedoch nicht so, daß eine Maske niederen Ranges in jedem Fall auf einen Einsatzbefehl von oben zu warten brauchte. In ihrem eigenen Wirkungsbereich kann sie durchaus selbständig handeln.

Fragt man die Dan, wie das Maskenwesen entstanden sei, so antworten sie: „In den alten Zeiten gab es bei uns keine Autorität. Da kamen die Alten überein, daß man Masken respektieren sollte.“

Auf die Frage, wie die einzelnen Masken entstanden seien, antworten die Dan jedoch: „Masken werden immer im Busch gefunden. Die Maske erscheint einem Mann im Traum und sagt ihm, daß sie an einer bestimmten Stelle im Busch auf ihn warte. Am andern Tag begibt sich der Auserwählte dorthin, findet die Maske und kann sie fortan tragen.“ Die Achtung, die der Maske gezollt wird, gründet sich also vor allem auf den Glauben, daß sie ursprünglich auf übersinnlichen Wegen zu einem Menschen gekommen ist. Die Maske ist ein selbständiges Wesen, das sich einen Menschen zum Träger auserkoren hat.

So wie die Dan keine geschlossene Stammesorganisation haben, die alle Dan umfaßt, sondern sich in eine Anzahl von Häuptlingschaften gliedern, deren Grenzen je nach den kriegerischen Ereignissen und inneren Wanderungen schwanken, so gibt es auch im liberianischen Gebiet der Dan mehrere Großmasken, deren jede von etwa 25 Dörfern als richterlicher Machthaber anerkannt wird.

Da ist z. B. im Gebiet des Großhäuptlings Towe die große Maske Sagba. Sagba heißt „Pfeil und Bogen“; der Name soll besagen, daß die Maske gefährlich ist.

Sagba wohnt in einer geheimgehaltenen Siedlung von nur drei Hütten in der Nähe von Towe's Dorf im Urwald. Eine der Hütten ist eine Schmiedewerkstatt, und dort unter dem Dach wird die Sagba-Maske aufbewahrt. Auch hier finden wir also den Schmied wieder neben den politischen Machthabern, den Häuptlingen, im Geheimen wirken. Stirbt der Schmied, so muß ein Mann aus seiner Familie „die Maske aufnehmen“.

Kein Fremder und keine Frau darf Sagba's Siedlung betreten. Sagba's Frauen senden die Nahrung dorthin.

Um Sagba scharf ein Bund. Nur dessen Mitglieder dürfen im Freien bleiben, wenn Sagba das Dorf betritt. Die anderen müssen in die Hütten verschwinden. Auch Sagba spricht Recht, doch erscheint er nur äußerst selten, etwa alle zwei Jahre. „Dann wird einer von den Großen des Landes sterben.“ Man darf sich dann nur in der Dan-Sprache unterhalten, darf keine Schuhe oder andere westliche Kleidungsstücke tragen, keine Uhr oder Taschenlampe bei sich haben. Sagba sitzt immer gegen die Sonne gewendet; drehte er sich um, so würde es Nacht werden.

Selbst als Großhäuptling Towe starb, kam Sagba nicht ins Dorf. Er berief alle Masken des Landes nach Towe's Stadt und sandte ein Zeichen, daß auch er jetzt in seiner Siedlung die Maske trage und tanze: Als nämlich die Bewohner von Towe's Dorf am Morgen erwachten, sahen sie ein großes Feuer droben in einem Baum am Rande des Dorfes.

Es gibt noch andere Masken mit weniger gewichtigen sozialen Funktionen, z. B. eine Nachtwächter-Maske. Ihre Aufgabe ist es, darüber zu wachen, daß niemand des Nachts aus Bequemlichkeit oder Furcht im Dorf statt am Waldrand austreten geht.

Ich werde das Maskenwesen der Dan ausführlicher in der neuen Auflage meines Buches „Negerkünstler“ beschreiben.

KRIEGE

Wenn wir zu Beginn unserer Unterhaltungen mit den Eingeborenen diese aufforderten, uns irgend-
etwas zu erzählen, so begann man meist mit einer Kriegsgeschichte. *Kriege* gibt es nun unter den
Dan seit etwa zwanzig Jahren nicht mehr, da die Americo-Liberianer in zwei großen Feldzügen auch
diesen fernsten Winkel Liberias befriedet haben. Aber auch in den Köpfen der jungen Dan ist das
Kriegsmachen von einst noch sehr lebendig. Die Namen ihrer großen Krieger kennt jedermann, auch
solcher, die längst gestorben sind. Im Dorfe Butuo wurde uns ein hochragender Greis vorgestellt,
der sich zunächst vornehm beseite hielt: Er war einer der ganz großen Dan-Krieger gewesen.

Über ihre großen Krieger, ihre Taten, ihre Abenteuer singen die Spielmannstrupps der Dan Gesänge,
die zwei, drei Stunden lang dauern. Wir haben Teile davon auf Tonbänder aufgenommen.

Krieg und Kriegsgeschrei muß einst sehr viele Alltage der Dan ausgefüllt haben. Manches heutige
Dan-Brauchtum mag darin seinen Grund haben. So fällt den Frauen der Hauptteil der landwirt-
schaftlichen Tätigkeit zu; die Männer hatten sie eben gegen feindliche Überfälle zu schützen. Wich-
tiger noch war wohl die Verteidigung des Dorfes mit den Kindern, Hütten, Haustieren und allem
sonstigen Besitz. In Gabun sah ich die Dörfer darum in Straßenform längs des Pfades angelegt und
an beiden Enden ein Wachthaus, in dem die Männer sich den Tag über aufhielten. Das hat sich dort
auch bis heute erhalten, obschon längst keine Kriege mehr unter den Gabuner Eingeborenen statt-
finden. Ein anderer Brauch, der aus diesen unruhigen Zeiten stammt, ist es, daß der Mann *ohne Last*,
aber mit seinem Buschmesser bewaffnet, *vor* oder *hinter* seinen schwer tragenden Frauen geht, wenn
die Familie über Land wandert. Er mußte sie gegen plötzlich auftauchende Feinde schützen.

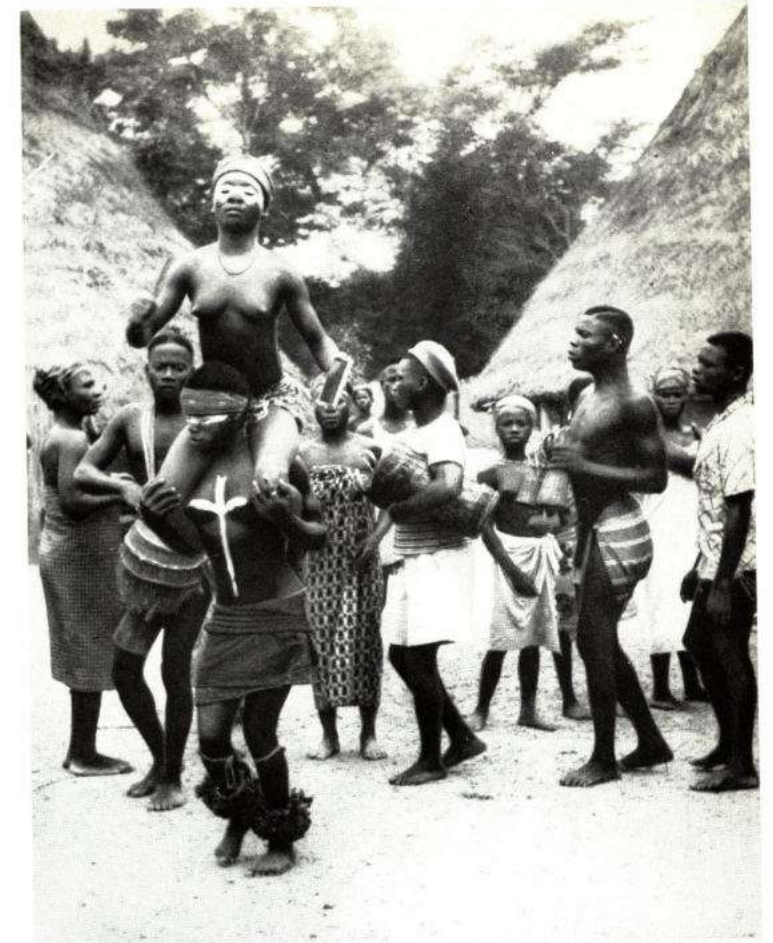
Es kämpften fast immer Dan gegen Dan, und offenbar zog man dabei gern gegen die Landsleute jen-
seits des großen Flusses, des River Cess, zu Feld. Große Kriege, etwa alle Dan gegen die Mano, hat
es nie gegeben, sondern es handelte sich fast immer um kleinere Züge eines Dorfes oder einer
kleinen Dorfgruppe gegen eine andere.

Die Kriegsgründe waren meist persönlicher Art: da war eine Frau gestohlen worden, dort hatte
jemand seine Schulden nicht bezahlt, hier hatte man sich am Fischplatz gestritten. Oft ist der Krieg
eine Vergeltung für einen früher verlorenen Kampf. Auffallend ist es, daß fast nie Gebietsstreitig-
keiten zu Kämpfen führten, und daß man einen Krieg auch nicht begann, um den anderen ihr Eigen-
tum zu rauben oder sie in die Sklaverei zu führen. Nur von einem derartigen Krieg haben wir gehört;
die Kran, deren Gebiet keilförmig ins Land der Dan vorstößt, hatten versucht, noch weiter vorzu-
dringen.

Wir dürfen uns diese Kriege nicht als überlegte, nach erprobten Plänen durchgeführte Kämpfe feind-
licher Heere vorstellen. Man marschierte einfach in kleinen Trupps unbemerkt auf das feindliche Dorf
zu, schlief im Busch, ging vor Tag das letzte Stück und verließ dann den Pfad, um seitlich aus dem
Busch anzugreifen – denn die Pfade wurden vom Dorf möglicherweise beobachtet. Die Dörfer waren
mit Lehmmauern, Holzzäunen oder Dornenhecken umzogen, in denen sich Tore befanden, die des
Nachts verschlossen wurden. Sie sind heute an allen Dan-Dörfern verschwunden. Nur die Dornen-
hecken hat man uns im Busch gezeigt. Man kann sich vorstellen, daß sie wirklich ein undurchdring-
licher Schutz waren. Auch erhielten wir eine Geschichte darüber, wie das Errichten der Lehmmauern
von den Konor gelernt wurde. Es galt also für den Feind, irgendwie die Schutzvorrichtungen zu über-
winden. Man kam aber auch aus dem Dorf heraus, um den verhaßten Feind zu verjagen.

Als Waffen hatte man vor allem Stöcke, dann Speere und Schwerter, auch Pfeil und Bogen, aber
keine Schilde. Noch heute sieht man die Dan mit Schwertern in Fellscheiden über Land gehen. Sie

21a Einbringung eines Mädchens ins Buschlager
(Stamm der Kran).



21b Die Beschneiderin kehrt nach gelungener Ope-
ration frohlockend ins Dorf zurück. Der Zaun
sperrt den Pfad zum Mädchenlager gegen das
Dorf zu ab (Stamm der Kran).



22a Dan-Knaben im Buschlager wenige Minuten nach der Beschneidung. Bei dem Knaben in der Mitte wurde das deckende Blatt weggezogen, um das Glied zu zeigen.



22b Dan-Knaben im Buschlager.



22c Dan-Knaben im Buschlager

tragen sie nicht umgehängt, sondern unterm Arm oder durch ihre Reisebündel gesteckt auf dem Kopf. Später kamen dann die langen Vorderlader dazu, die man in Westafrika schon seit Jahrhunderten besitzt. Hier bei den Dan scheinen sie aber erst vor einigen Jahrzehnten Eingang gefunden zu haben, denn unsere Kriegsgeschichten erzählen von den Zeiten, in denen es noch keine Gewehre gab, als den Zeiten der Urgroßväter der heutigen Dan. Einmal wird auch von Pfeilen mit vergifteten Eisenspitzen als Kriegswaffe berichtet.

Frauen beteiligten sich nicht am Kampfe. Der Nachschub wurde von den Jungen – etwa elfjährigen, sagt man – herangebracht. Eine große Rolle spielte das Kriegsgeschrei. Sie warfen ihre Speere in die Luft und riefen: „Ich bin ein Mann, ich werde kämpfen!“

Die wichtigste Eigenheit der Dan-Kriege waren die „Krieger“ oder vielleicht besser „Helden“ (Kruo), die darin auftraten (Abb. 24 c). Sie betrieben das Kriegshandwerk zwar nicht ständig, hatten auch ihre Pflanzungen wie jeder Dan, waren aber auf Abruf bereit, jedem zu helfen, der sie für seinen Krieg haben wollte. Es waren Leute, die durch besonderen Mut ausgezeichnet waren. Dieser wurde dem Krieger noch auf zweierlei Weise erhöht: durch Zaubermittel, die er in einem Horn mit sich trug, oder unter die Augen oder auf Arme und Beine schmierte. Sie machten ihn unverwundbar.

Ganz unmittelbar wurde sein Mut gestärkt durch seine „Mut-Musikanten“, die wir ja schon bei den Häuptlingen als Siabo kennengelernt haben. Die Krieger hatten ihrer eine ganze Anzahl. „Es waren Sänger und Trommler dabei. Manche bliesen auf einem kleinen Horn. Auch eine kleine Flöte aus Bambus war da, die man dem Führer blies, damit er stark werde. Ein Sänger mit zwei Glocken ging neben ihm her. Ab und zu fiel er neben dem Krieger nieder und flehte ihn an, so wie es die Feinde tun würden, wenn sie sich ergäben. Kämpfte sein Herr, so rief er: ‚Fang ihn mir, fang ihn mir!‘ So machte er ihn stark und erschreckte mit großem Lärm den Gegner. Diesen Mann mit den beiden Glocken nannte man den Siabo.“

Der Gesang eines solchen Kriegersängers, den wir auf Tonband aufnahmen, begann mit den Worten:

„Krieger, schieße dein Gewehr ab, rette uns!“
 Der Krieger: „Ich bin noch schwach!“
 „Wohl, wir wissen, daß du noch schwach bist,
 aber durch unser Singen wirst du stark werden.“

Auf die Brust schnürten sich die Krieger Entenbälge und Katzenfelle und auf den Rücken Affenfelle, nicht so sehr, um den Körper zu schützen, sondern um recht groß und mächtig zu erscheinen. Auf dem Kopf trugen sie einen gewaltigen Federschmuck.

Oft kam es zu Zweikämpfen zwischen Krieger.

Bisweilen zog ein Krieger auf eigene Faust aus, um irgendwo Krieg zu suchen. Eine unserer Geschichten berichtet von einem, dessen „Geist ihn quälte, zu kämpfen“. Es läßt sich vorstellen, daß in manchen Menschen der Kampftrieb so übersteigert ist, daß der Mann davon umgetrieben wird. Auch unsere Sprache kennt ja das Wort „streitsüchtig“.

Der Kriegsheld genoß große Achtung.kehrte er siegreich heim, so feierte ihn der Häuptling, der ihn gerufen hatte, indem er ihm zu Ehren eine Kuh schlachten ließ, und er und andere Vermögende beschenkten ihn. Sein Häuptling sorgte dafür, daß ihm die Dörfler bei seiner Farmarbeit halfen, wie sie es auch für den Häuptling selbst tun.

Dann gab es noch eine Art Krieger-Geheimgesellschaft, die „kuila-Gesellschaft“. „Sie hatten eine Medizin, um gut zu kämpfen. Nur für bedeutende Leute war das. Ab und zu trafen sie sich, nur so

vier oder fünf aus verschiedenen Gegenden. Es war aber keine eigentliche Geheimgesellschaft. Die Kuila-Leute durften sich nicht schön kleiden, sondern gingen fast nackt. Wenn sie dann nach dem Kampfe in das Dorf kamen, machten sie so – nackt – allerhand komische Aufführungen, aber niemand durfte darüber lachen. Wenn man einen von ihnen am Weg sitzen sah, durfte man auch nicht vor ihm vorbeigehen, sondern mußte den Pfad verlassen und *hinter* ihm sich durch den Busch zwängen. Wenn in einer anderen Gegend Krieg war, und die beiden Parteien konnten kein Ende finden, so gingen die Kuila-Leute hin und trennten sie. Man würde immer auf sie hören; sie waren aber, wie gesagt, selbst auch große Kämpen.“

Wenn auch ab und zu von Hunderten von Toten berichtet wird, so scheinen die Kriege doch im allgemeinen nicht sehr blutig verlaufen zu sein. Freilich muß man bedenken, daß bei den Dan der Krieg ganz unerwartet kam, und so die seelische Wirkung des Todes von einigen Dörflern, so mitten aus dem Frieden heraus und vor aller Augen, vielleicht größer und grausamer war als bei unseren seltenen Kriegen, die man lange zuvor kommen sieht und in denen man meist einen höheren Zweck zu erkennen glaubt. Trotzdem wird man beim Anhören der Berichte das Gefühl nicht los, daß für die Dan der Krieg eine Art Theater war, zumindest keine tieferste Angelegenheit.

Wollte eine Partei den Kampf aufgeben, so näherten sie sich zum Zeichen der Unterwerfung mit Palmwedeln und überreichten ein weißes Huhn. Dann wurde eine Entschädigung festgesetzt: Kühe, Schafe, Matten.

War der Sieg vollständig, dann nahmen die Sieger die Haustiere weg und holten sich Stoffe und Werkzeuge aus den Hütten. Danach hielten sie die Strohbesen ins Feuer und zündeten damit das Dorf an, was bei den dünnen Grasdächern ein leichtes war. Merkwürdigerweise wurden aber im Kampf keine Brandpfeile über die Dorfmauer geschossen, vielleicht, weil man dann die in Aussicht stehende Beute mitverbrannt hätte. Man nahm Kinder als Sklaven mit, aber nur selten Erwachsene.

War die Entschädigung bezahlt, so war das Palaver beendet und man vertrug sich wieder. Ab und zu blieb man als Zeichen besonderen Überlegenheitsgefühls in des Feindes Land, legte daselbst Pflanzungen an und wohnte so lange dort, bis die Ernte gereift und aufgegessen war.

Es blieb aber nicht etwa das besiegte Dorf auf lange Jahre hin tributpflichtig. Das ist ein Punkt, den die liberianischen Eingeborenen bei ihren neuen aus Amerika gekommenen Herren nicht verstehen können. Gewiß, sie sind von ihnen besiegt worden, aber daß die Americo-Liberianer jetzt nach Jahrzehnten immer noch Geld und Reis und Soldaten von ihnen holen und man für sie auf den Straßen arbeiten muß, das, so meinen sie, sei doch nicht recht!

Heute sind Kriege unter den Dan nicht mehr möglich. Die liberianische Verwaltung würde die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Der Kampftrieb der Dan findet aber dennoch von Zeit zu Zeit eine Entladung in einer seltsamen Weise, die man „makka“ nennt. Makka ist eigentlich der Name des Federschmucks der Krieger. Wenn irgendeinen Dan-Mann plötzlich die Kampfwut ankommt, so kann er aus seiner Hütte springen, einen Stock ergreifen und in wildem Tanz und Gesang alle Männer zum Dorf-Kampf aufrufen. Dann müssen alle mitmachen, jeder greift, was sich als Waffe anbietet, und es beginnt ein wilder Kampf aller gegen alle, nicht etwa familien- oder dorfviertelweise, sondern jeder schlägt auf jeden ein. Die Frauen ziehen sich schleunigst in die Hütten zurück, nur ganz mutige bleiben draußen.

Ab und zu zeigten uns die Dan fingerlange Nachbildungen eines Schießbogens aus Eisen. (Abb. 31 c). Dieses Instrumentchen besitzen Leute, die für Makka besonders anfällig sind. Kommt der Kampfgeist über den Besitzer, oder erscheint ihm der Bogen nachts im Traum, so legt er diesen morgens hinaus in die Sonne. Dann müssen alle Männer aus ihren Hütten rennen, die Frauen versperren die Türen, und der Kampf beginnt.

Man kann Makka auch tanzen. Wir haben das zweimal miterlebt, im Dorfe Kample beim Großhäuptling Mongru anlässlich der Einlieferung jenes Mörders, und im Dorfe Flole, als ein Soldat kam, um Steuern einzutreiben. Man tanzt da in ungeordneten Haufen, dicht aneinander gedrängt, mit einer seltsamen, unheimlichen Inbrunst durchs Dorf. Jeder hat in der Menge nur eben den Raum, um sich in kleinen Schritchen tanzend voranzuschieben, aber er beobachtet seine Nachbarn mit drohender Spannung: wehe, wenn ihm einer auf den Fuß tritt, oder es wagt, ihn wegzuschieben – dann läßt sich sein Kampfdrang nicht mehr zurückhalten, er *muß* zuschlagen, und die allgemeine Prügelei beginnt. Diese Art, Makka zu üben, ist uns ja aus Bayern wohlbekannt. Ebenso wie dort ist es aber nicht nötig, daß es zum Kampf kommt. Es mag auch beim dräuenden Tanze bleiben.

In Flole nahm man den geldbegehrenden Soldaten in die Mitte und tanzte mit ihm zusammen Makka – hinaus zur Wasserstelle, wo man einen an geheimem Ort aufbewahrten alten Kriegerspeer dazuholt, den man über der tanzenden Menge schwang. Der Soldat seinerseits tanzte mit, und von Zeit zu Zeit hob er unter Ausrufen sein Gewehr hoch über die Köpfe empor. Man hatte diesen Makka-Tanz improvisiert, um dem Soldaten zu sagen: „Vergiß nicht, wir haben Makka! Wenn du in deinen Steuerforderungen zu weit gehst, so kann Makka in uns losbrechen!“ Zum Zeichen, daß er sich dessen bewußt sei, schwang der Soldat sein Gewehr über den Köpfen der Tanzenden.

Wir möchten glauben, daß viele Dan-Kriege früher aus einem solchen „Makka“-Wahn entstanden sind, und daß wir im Makka-Tanz im Grunde die alten Kriegstänze vor uns haben, in denen man sich in eine dumpfe Kampfeswut hineintanzte.

Es gibt auch Dörfer, die ein für allemal Freunde sein wollen. Sie schließen einen Friedensvertrag. Mitunter findet man den Pfad zwischen zwei solchen Dörfern im hohen Wald durch saubere Rodung zu einer anheimelnden Lichtung erweitert. An dieser Stelle kommen die beiden Dörfer von Zeit zu Zeit zusammen, um ein Friedensfest miteinander zu feiern.

Die Dorfmauer

Erzähler ist ein sehr alter Mann in Kpeople I.

Ich will dir von meiner Familie erzählen. Sie heißt Yuome, und eine andere Familie namens Glealime, später Zeablime, gehört auch dazu.

Während einer alten Fehde kamen diese Familien zum Zro-Clan. Da sagten sie: „Wir wollen unseren Namen ändern in ‚Kangre‘, ‚Die Eingeschlossenen‘“, denn ringsum wohnten feindliche Leute.

Nun sandten sie einen Mann zu den Konor, um von diesen die Art zu erfahren, wie man eine Dorfmauer baut und das Zaubermittel dazu zu bekommen. Man macht sie nur aus Lehm, ohne Gerüst oder Steine, aber ganz dick, und rings um das Dorf. Vielleicht hießen wir auch deshalb „die Eingeschlossenen“.

Die Kangre hatten eine Hauptfrau namens Yengua. Deren Sohn Mea ging einmal in ein anderes Dorf und wurde da ermordet. Er war der letzte Sohn der Hauptfrau. Da rief diese zwei junge Männer namens Guepu und Guepi, damit sie die Mörder umbrächten. Die beiden waren eben bei einer Geheimgesellschaft besonders für das Mörder-Suchen ausgebildet worden. Yengua führte sie zu dem Dorf, in dem ihr Sohn ermordet worden war, und die jungen Männer töteten dort etwa fünfzehn der wohlhabenden Männer.

Nun sagten die Leute dort unter sich: „Wir müssen ihnen nachgehen und ihr Dorf zerstören“. Wie es üblich war, gingen sie bei Nacht, aber als sie anlangten, war da keine Möglichkeit hineinzukommen wegen der Mauer. Sie kehrten ohne Erfolg zurück.

Da beschlossen sie, die Kangre-Leute zu ihren Herren zu machen, denn dieser Sache, der Mauer, wären sie ja doch nicht gewachsen. Sie hingen sich junge Palmwedel um den Nacken als Friedenszeichen und gingen so hinüber und machten meinen Ahnen zu ihrem Häuptling. Wenn also meine Vorfahren damals nicht ins Konorland gesandt hätten, um das Mauer-Bauen zu erlernen, wäre heute niemand mehr von unserer Familie da.

Zwei feindliche Dörfer

Erzähler ist der Vater unseres Erzählers Songa in Kample, selbst ein alter Krieger.

In alter Zeit bekämpften sich die beiden Dörfer Senle und Bongwe. Das kam von einer Frauengeschichte. Ein Krieger namens Deru von Bongwe kam eines Tages nach Senle. Ein Mann dort befreundete sich mit seiner Frau. Die Frau erzählte es selbst ihrem Mann, dem Deru. Als dieser aber Schadenersatz verlangte, verweigerten es die von Senle.

Deru ging zurück nach Bongwe und erzählte den großen Kriegern seines Dorfes den Vorfall. Er nahm Asche und streute sie ihnen auf den Kopf; das bedeutete „Zorn“, und daß sie nun alle mit ihm kämpfen mußten. Die Krieger sprachen: „Gut, wir hören dich. Morgen werden wir dir Antwort geben“.

Am selben Nachmittag nahm Deru sein Gewehr. „Ich gehe nur mal auf den Pfad, dann komme ich wieder“, sagte er. Er ging aber geradewegs nach Senle. Als er in die Nähe des Dorfes kam, erblickte er einen starken jungen Mann von Senle. Er schoß ihn nieder, und als er tot dalag, schlug er ihm den Kopf ab. Er versteckte den Kopf im Busch am Dorftrand. Dann rief er die Dörfler heraus. Als sie alle herbeigekommen waren, holte er den Kopf und warf ihn den Leuten vor die Füße: „Seht, den tötete ich, und wenn ihr keine Buße bezahlt, werde ich euer ganzes Dorf niederbrennen“. Dann machte er einen Satz und rannte zurück nach Bongwe.

In Senle sprachen die Leute zueinander: „So was! Wegen einem Frauenpalaver tötete der Deru einen Mann von uns! Wir erklären ihnen den Krieg und werden viele, viele von ihnen töten“. Am nächsten Morgen sandten sie einen Siabo, das ist ein Sprecher oder Sänger, der einen Häuptling reich macht und im Krieg unverwundbar ist, nach Bongwe. Der Sänger fragte, ob der Totschlag ein Fehltritt sei, oder ob das ganze Dorf Bongwe ihn billige. Sie antworteten: „Wenn du nicht ein Sänger wärst, würden wir dir die Augen ausstechen, drum geh rasch fort von hier“. Und sie machten sich fertig zum Kampf.

Am gleichen Tag kam eine Gruppe von Leuten aus Senle auf dem Pfad daher. Als sie vor Bongwe angelangt waren, riefen sie nach dem großen Krieger Deru. Die von Bongwe antworteten: „Wer ruft da nach unserem Vater? Wer ist denn das?“ Die Ankömmlinge schmähten darauf die Bongwer und ihre Mütter und ihren großen Krieger. „Wenn ihr richtig beschnittene Männer seid, so kommt her und empfangt euren Lohn!“ Da stellten sich die Bongwe-Leute draußen auf dem Pfad zum Kampf.

Von da an kämpften Senle und Bongwe zwei Jahre lang miteinander. Schließlich kam ein großer Häuptling namens Ime Bebe von einem anderen Dorf mit einem weißen Perlhuhn. Damit trat er zwischen die Streitenden, hielt es in die Höhe und bat sie, doch Frieden zu geben. Sie hörten auf ihn und ließen ab vom Kampf. Dann prüfte der Häuptling den Sachverhalt ihres Streites, beide Parteien sprachen gut dazu und jedermann war zufrieden. Das war das Ende.

Ja, ein Palmwedel um den Hals und ein weißes Huhn oder Perlhuhn in der Hand bedeutet: „Ich möchte Frieden machen“.

Ich kann dir noch eine andere Geschichte von einem Zwist zwischen Bongwe und Senle erzählen.

Ein Mann namens Gruossi in Bongwe konnte die Dan-Medizin herstellen, die zu einer Geheimgesellschaft gehört. Er verkaufte die Medizin, und von dem Geld kaufte er eine Kuh, die dann die „Dan-Kuh“ hieß. Jetzt kamen die Senle-Leute und schlugen die Dan-Kuh tot. Sie waren nämlich Leoparden-Menschen, also töteten sie die Kuh als Leoparden. Das sagten sie hernach ganz offen zu den Bongwe-Leuten. Diese fragten: „Warum habt ihr das nun wieder gemacht? Ihr müßt uns dafür eine Entschädigung bezahlen“. Aber auch dieses Mal weigerten sich die von Senle, Buße zu geben. Und so gab es wieder Krieg.

Da kamen die Leute von Weiengle, brachten ein weißes Huhn und sagten: „Macht doch Frieden!“ Die von Bongwe sagten: „Nun ja, ihr Senle-Leute wißt, wie man sich in Leoparden verwandelt und ihr werdet uns schon noch mehr Kühe holen, wenn wir uns nicht vertragen. Da machen wir lieber Frieden!“

Großer Krieg der Dan westlich und östlich des River Cess.

Erzähler ist ein etwa 50jähriger Mann in Gapple. Er berichtet selbstgefällig, mit Witz.

Mein Großvater hieß Fluowaide. Mein Vater hieß Tiagio, sein Bruder Ban. Mein Vater Tia lebte in Biule im Borple-Clan, Ban in Dole im französischen Gebiet.

In Dole war ein Krieger namens Bea. Dieser ging einmal nach Duple. „Ich möchte, daß mein Name hoch steigt über alle Menschen“, sagte er zu den dortigen Zauberleuten.

„Was für Taten hast du denn schon vollbracht in deinem Lande, daß dein Name so hoch steigen soll?“ fragten sie.

„Mein Land liegt an einem großen Strom; an einer Stelle sind viele Felsen im Wasser, und es gurgelt und zischt da. Jeder kennt diese Stelle bei uns.“ (Darum wollte auch er gewaltig werden wie sein Strom.)

Die Zauberer sagten: „Wir wollen dir eine Medizin machen. Wenn du heimgehst, so probiere sie an dem Ort aus, wo das Wasser solchen Lärm macht“. Sie gaben ihm eine Art kleiner Kerne. „Wenn du an das Wasser kommst, so tu die Medizin in deinen Mund und schreie laut in das Wasser, dann wird es sich beruhigen.“

Auf dem Heimweg tat Bea so. Da glätteten sich die Strudel und das Wasser floß ruhig dahin. Es war nämlich ein großer Wasserfall da gewesen, aber nun war die Klippe des Felsens gebrochen, so daß das Wasser sanft darüber hinströmte. Das war gerade dort bei Borple. Bis dahin hatte man den Lärm des Wassers weithin gehört bis in ferne Dörfer, aber nun war es auf einmal ganz still.

Bea sagte: „Oh, das ist wirklich eine feine Medizin. Ich bin also wohl im Stande, mit meinen Feinden zu streiten“. Als er heimkam, befahl er allen seinen Leuten: „Geht ins Land hinaus und sucht Streit, wir wollen in den Krieg ziehen!“

Beas Frau ging zum Fischen. Da geriet sie in Streit mit Frauen von Bole vom andern Ufer des Stromes.

Als sie ihrem Mann davon erzählte, machte der sich fertig, um gegen jenes Dorf zu Feld zu ziehen. Wie er mit seinen Leuten nach Bole kam, tötete er dort sechs Feinde. Die von Bole aber erschlugen fünf der Seinen. Jetzt sagten die Leute von Bole: „Oh, wenn das so sein soll, so wollen wir uns sammeln und den Kampf aufnehmen!“ Und sie kämpften weiter gegen Bea.

Bea sandte eine Botschaft nach Biule (= Borple), wo seine Mutter herkamte.

Diese ließ ihm sagen: „Schicke auch zu den Zro-Leuten, also hierher!“ Und er rief auch einen großen Krieger aus dem Tuassamaland namens Duobei. Viele, viele Leute sammelte er um sich.

Auch einer der Zo-Zauberer von Tapita kam, weil er gute Medizin für den Krieg zu bereiten verstand. Er sagte zu den Leuten: „Wenn ihr jetzt aufs andere Ufer geht, so will ich euch dafür eine Medizin machen, damit ihr den Zo der Leute dort fangen könnt. Wenn ihr den habt, so können sie nicht mehr kämpfen“.

Sie gaben dem Krieg einen Namen: Gbanegru. Damals gab es nämlich zwei große Männer im Lande, Butanse und Gbanegru. Gbanegru lebte drüben auf der französischen Seite. Sein Name bedeutet „Wenn wir dir folgen, fürchten wir nichts“.

Sie teilten sich jetzt. Alle Leute vom Zro-Clan hier und die Borple brachen zusammen auf. Die vom Lande des Großhäuptlings Tuassama hatten Duobei als Führer, der kannte den Weg. Zuerst brannten sie drüben das größte Dorf Zea nieder. Sie jagten alle Leute davon. Ebenso machten sie es in einem anderen Dorfe Deaimple, und da blieben sie. Nun kam der Zo, von dem der Tapita-Zauberer gesprochen hatte, und rief vor dem Dorf: „Meine Leute, macht mir auf!“

Als er hereinkam, fingen sie ihn. Sie sagten zueinander: „Gestern sagte uns unser Zo, wenn wir diesen Mann fangen, ist der Krieg aus. Wir dürfen ihn nicht töten“. „Rufe dein Volk!“, befahlen sie ihm.

Er sagte: „Kämpft nicht weiter!“ Das war in der Nacht.

Frühmorgens kamen die Feinde und trugen ein Huhn in der Hand, das bedeutet „Wir können mit euch nicht mehr kämpfen“, und Palmwedel um die Schultern, die bedeuten „Es tut uns leid, was wir getan haben“.

Sie gaben acht Kühe als Buße. Die wurden so geteilt, daß die Gbe und Tuassama-Leute vier bekamen und vier die Zro-Leute. Da war Friede.

Langer Krieg zwischen den Dörfern Bole und Butuo

Erzähler ist der Clan-Häuptling Do des Yau-Clans in Bole.

All die vielen Kriege, die wir früher untereinander hatten, kamen von Frauen-Palaver oder davon, daß einer einen Fremden belästigte, der in einem unserer Dörfer Gastrecht genoß. Dann begann der Gastgeber den Streit (und es gab Krieg zwischen den betreffenden Dörfern). Oder es stahl jemand aus einem anderen Dorfe auf unseren Farmen Maniök, einer schoß auf ihn, und so ging's los.

Ein Mann von Bole namens Glia hatte eine Frau namens Kotu. Ein Mann vom Butuo-Clan (Niqua) hatte ein Verhältnis mit dieser Kotu. Als Glia deswegen nach Butuo ging, schlugen sie ihn dort. Als wir das hier in Bole hörten, taten sich vier Krieger von uns namens Saniakbe, Uaintakbe, Tanomekbe und Woviela zusammen. Sie zogen gen Butuo und töteten dort viele Einwohner.

In Butuo lebte ein Mann namens Dapego, dessen Mutter war von Bole. Den fragten die Butuo-Leute: „Weißt du was über diesen Krieg, da doch deine Mutter aus Bole kommt?“

„Nein“, antwortete er, „ich weiß ganz und gar nichts davon. Jedoch will ich den Krieg von hier nach Bole tragen. Wenn jemand auf uns schießt, dann weiß ich etwas über den Krieg zwischen euch und ihnen.“

Da sandte Dapego eine Botschaft in seines Onkels (seiner Mutter) Dorf hierher nach Blole, daß man Blole mit Krieg überziehen werde, und er selbst werde ganz vorne mit dabei sein.

Da kamen also die Butuo-Krieger hierher. Viele Krieger hatten sie. Ich kann mich an einen namens Mamea von Flole erinnern, der war ihr Hauptmann.

Die Butuo-Leute versuchten ihr Bestes. Erst brachten sie den Krieg in die alte Stadt Boaple, die heute nicht mehr da ist. Es wurde keine Flinte auf sie abgeschossen. Alle Einwohner flohen.

Der Krieg ging weiter, bis ich geboren wurde. Und ich habe selbst noch mitgekämpft, solange dauerte er. Das einzige, was ab und zu eine Pause brachte, war ein Gegenangriff von uns auf Butuo, wobei wir immer viele von ihnen töteten und fingen.

Wir hatten einen Krieger namens Bie, der hatte einen Sohn Wili. Als der Krieg schlecht für uns stand, sagte er: „Wir wollen fliehen“. Immerhin – kein Schuß traf ihn. Er rief laut, und alle seine Leute hörten seine Stimme, und obgleich sie auf der Flucht waren, stießen sie zu ihm und fanden in weitem Bogen nach Hause zurück.

Danach gab's wieder eine Pause in diesem Kriege. Da flohen die Krieger von uns, die in Butuo in Gefangenschaft waren, allmählich zurück nach Blole. Alle vereinigten sich hier. Und mein Großvater Sauwie nahm vier Kühe und ein Gewehr dazu und sandte es den Butuo-Leuten, um sie zu bitten, unsere restlichen Gefangenen zurückzusenden; wir wären nicht im Stande, Butuo zu besiegen.

Da war auch einer unserer Krieger namens Niagwesu dabeigewesen. Wenn der sich die Haare schneiden wollte, dann mußte er sie mit einem Stein herausreiben, weil er kein Messer anrühren durfte. Das war sein Verbot. Den fingen sie auch. Aber nach einer Nacht gelang es ihm zu fliehen.

Nachdem wir das Friedensgeschenk gesandt hatten, mußten wir uns nachträglich oft darüber ärgern. Die Butuo-Leute holen ja ihr Wasser aus dem gleichen Fluß wie wir hier, nur weiter unten. Wenn immer sie dort einen von uns sahen, sagten sie: „Ja, ja, wir wissen schon: weil ihr uns nicht besiegen könnt, macht ihr nun in das Wasser!“

Ich wuchs heran und konnte mit der Flinte in den Krieg gehen. Einmal kam ein Mann vom Butuo-Clan namens Gbeaka hierher. Die Alten sagten: „Tötet ihn!“ Und das taten wir. Ich selbst war damals gerade drüben in Butuo, um Colanüsse zu kaufen. Da mußte ich heimlich fliehen. Ein Freund in Butuo versteckte mich zuerst und brachte mich dann hierher.

Als die Butuo-Leute den Vorfall hörten, brachten sie einen ganz schweren Krieg zu uns und dieser dauerte Tag um Tag fort. Waren sie heute hier, so waren wir morgen drüben. Lange, lange dauerte dieser Krieg. Dann ergaben sich die Butuo-Leute, und das war das Ende.

Krieg zwischen zwei Clanen

Erzähler: Ein alter Mann in Gaple.

Mein Urgroßvater Klua war ein großer Krieger. Einmal war Krieg zwischen dem Sro- und dem Zau-Clan, der heute zu Mongrus Gebiet dort bei der französischen Grenze gehört. Die Zau kamen nach Yola. Mein Urgroßvater aber ging hinter sie und als ihr Nachschub für Yola des Weges kam, tötete er drei von ihnen. Die Überlebenden liefen nach Yola und schrien: „Es ist ein Krieger da auf dem Weg – er tötete drei von uns!“ Man machte ihn aus und versuchte, ihn zu fangen. Klua aber rief ihnen zu: „Ich bin ein Mann, der zu kämpfen weiß – geht lieber fort. Ich will euch nur sagen, daß ich hierbleibe!“ Die Zau riefen zurück: „Wir werden hier auf und ab gehen und keine Angst vor dir haben“. Da nahm Klua sein Gewehr, schoß und tötete wieder einen Mann. Die Zau sagten unter sich: „Wahrlich, das ist ein Krieger!“ „Oh“, höhnte Klua, „ihr seht ja wie kleine Kinder aus!“ Er hielt sein Gewehr vor sich: „Das ist meine Flinte. Die hat zwei Ohren (zu hören, ob ich jetzt die Wahrheit sage): Ich fürchte mich vor niemanden!“ Dann ging er heimwärts.

Die Zau verfolgten ihn. Da nahm er sein Buschmesser, schlug zwei Stämmchen ab, legte sie quer über den Weg und rief: „Wer hier drübergeht, den werde ich erschießen!“ Zwei gingen bis an das Bäumchen vor, da erschoss er sie beide. Er hieb ihnen die Köpfe und die Hände ab, legte die Hände auf die Köpfe und hielt das in die Höhe, um den Feinden zu beweisen, daß er sie tatsächlich getötet hatte.

Als Klua dann zu seinem Clan zurückgelangte, feierten ihn seine Landsleute. Sie gaben ihm Matten als Geschenk. Als er nach Blale bei Gaple kam, sagte er zu den Leuten: „Bringt mir meinen Feder-Kriegsschmuck!“ Sie gaben ihm dort acht Matten und ein Schaf und schlachteten zwei Schafe zu seinen Ehren.

Für eine Zeit war nun Friede. Die Zau zogen zurück in ihr Land. Dann ging einer unserer Alten zu Großhüptling Ma nach Gaple. Und diese beiden Großen machten aus, daß sie die Zau in ihrem Lande angreifen wollten. Sie wählten einen Mann vom Sro-Clan und sandten ihn nach Großhüptling Tuassamas Land. Dort lebte ein großer Krieger namens Lia Bögabö. Und einen anderen Boten sandten sie nach Saniquelle ins Mano-Land zu einem anderen

großen Krieger. Und noch einen zu einem Helden im Yau-Clan. All diesen Kriegern ließen sie bestellen, daß es Krieg geben könne.

Danach verging ein Jahr. Der Krieger im Tuassama-Land starb in dieser Zeit. Er konnte darum nicht kommen.

Nun versammelten alle ihre Mannen. Die Mano kamen, und die Yau. In der kleinen Stadt Lole ließen sie alle zusammenkommen, um sie zu zählen. Auch ein Krieger namens Ge kam mit den Seinen. Es waren nun viele, viele Kämpfer da und man sagte: „Ihr Yola-Leute sollt anführen, ihr kennt den Weg“. Der Mano-Krieger Saude sprach: „Wir wollen die Leute teilen. Ihr Leute vom Zro-Clan müßt zuerst fechten“.

Ge vom Zro-Clan begann also den Kampf. Saude hielt bei einem anderen Dorf und bekriegte dieses auch. Bei dem einen Dorf töteten sie zehn, bei dem anderen, Buena, zwanzig Leute. Ge wurde dabei durch den Arm geschossen.

Dann trafen sich die beiden Truppen in einem dritten Dorf. Unsere Krieger beschlossen, das Dorf niederzubrennen und dann den Rückzug anzutreten. Jetzt gingen die Zau-Leute hinter sie (schnitten ihnen den Rückweg ab). Auf dem Rückweg stießen daher die Unseren mit dem Feind zusammen, und der Kampf begann wieder. Ge erhielt seinen zweiten Schuß, diesmal durch den Leib. Er sagte: „Ich will nicht weitergehen“. Und zu seinem Sohn Te sprach er: „Ich kann nicht mehr gehen. So kann ich nicht mit euch ziehen“. „Dann will ich auch hierbleiben“, antwortete sein Sohn. Ge aber sprach: „Wenn ich nicht mehr gehen kann, werden sie mich gewiß töten. Es hat keinen Sinn, daß du hier bleibst. – Geh!“ Da ging Te den anderen nach, und während er sich entfernte, hörte er, wie die Feinde seinen Vater erschossen.

Nun kamen die Kämpfer alle in Yola zusammen. Ma, der Großhüptling, kam selbst dorthin zu ihnen und lud sie nach Gaple ein. Dort schlachtete er eine Kuh für sie, „weil ihr alle wieder heimgekehrt seid“. Er dankte ihnen sehr. Dann zogen sie in ihre Heimat zurück.

GESITTUNG

(Die Gesittung der Dan haben wir ausführlich in dem Buch „Der gute Ton bei den Negern“ geschildert.)

Eine menschliche Gemeinschaft, ein Zusammenleben in Familie und Dorf ist nur denkbar, wenn der einzelne bereit ist, sein Interesse wieder und wieder dem Wohl des Ganzen hintanzustellen. Wir finden also die zehn Gebote im wesentlichen auch hier. Die Dan würden als ihnen besonders wichtig hinzufügen: „Du sollst nicht Streit suchen!“ Sie wohnen ja in ihrem Dorf viel enger beisammen als unsere Bauern, die doch durchaus ein Privatleben in ihrem Haus und Hof kennen. Im Dan-Dorf spielt sich dagegen die tägliche Arbeit draußen zwischen den Hütten ab, die handwerkliche Betätigung, das Stampfen von Ölnüssen, Maniok, Reis, ja selbst Kochen und Essen, und so sind die Reibungsmöglichkeiten viel größer. Wir haben selbst einmal miterlebt, wie eine Gruppe von Männern mit einem Burschen zum Großhäuptling Mongru kam und bat, jenen aus ihrer Dorfgemeinschaft ausstoßen zu dürfen, da er ein unverträglicher Charakter sei. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß es tatsächlich viel Streit in den Dan-Gemeinden gibt. Wir hatten oft den Eindruck, daß sie ausgesprochen streitsüchtig sind.

Über die unmittelbar soziale Notwendigkeit erheben sich die Ächtung von Habgier und Geiz und die Aufforderung an die Großen des Volkes, ihre Mitmenschen von Zeit zu Zeit an ihrem Besitz teilhaben zu lassen. Ein Lied, das einer Mannschaft von Farmrodern von ihrem Hauptmann zugelesen wurde, erzählt und mahnt:

Mein Sklave heißt Soa,
der hatte einen Bruder namens Lessie;
sie arbeiteten beide gut bei mir.
Wenn es gutes Essen gab, sagte Soa: „Gib ihm nicht viel!“
Aber wenn es Maniokblätter gab, (die man nicht gern ißt)
so ließ er seinem Bruder viel.
Wenn ihr so etwas tut, habt ihr ein schlechtes Herz;
und wenn ihr ein schlechtes Herz habt,
könnt ihr nicht Häuptling werden.

Diese Einstellung, die Bedürfnisse des Mitmenschen nicht außer acht zu lassen, erreicht ihren Höhepunkt in dem Bestreben der Dan, „sich einen guten Namen zu machen“. Es ist für die Dan das gesellschaftliche Ideal, vergleichbar der englischen Gentleman-Vorstellung. Bei jeder wesentlichen Handlung denkt der Dan daran, welches Echo sie in der Gemeinschaft finden wird, und nichts Schlimmeres kann ihm geschehen, als daß jemand „ihm seinen Namen verdirbt“.

So kommt es, daß ein Dan sich willig bereitfindet, für einen Großen des Landes diese oder jene Dienstleistung zu vollbringen, ohne vorher mit ihm abzumachen, was er dafür erhalten wird. Der angesehene Mann würde sich hüten, dem Arbeiter durch ein schäbiges Geschenk Gelegenheit zu geben, „seinen Namen zu verderben“.

Der Beschenkte seinerseits darf die Gabe auf keinen Fall verbergen; er muß damit ins Dorf gehen und allgemein kundtun, wie großmütig er belohnt worden ist, kurz, man darf nicht versäumen, seinem Wohltäter „einen guten Namen zu machen“.

Wenn Sänger auftreten, so vergessen sie nie, an irgendeiner Stelle ihres Liedes das Lob der Häupt-

linge oder anderer gewichtiger Persönlichkeiten einzufügen, von denen sie Gutes erfahren haben, auch wenn diese gestorben sind, und ebenso auch die Namen von Dörfern, in welchen sie besonders gerne weilen.

Schließlich werden aber auch höhere, edlere Tugenden betont: Tapferkeit, Scham über ein Versagen.

In ihren Märchen haben die Dan eine eigene Figur, die Spinne, die als Personifikation menschlicher Laster, gleichzeitig allerdings auch der Schläue, gilt. Entsprechend freut man sich, wenn sie in der Geschichte den verdienten Reifall erleidet. Sie ist geizig, habgierig, undankbar, grausam.

Vergleichen wir mit unseren eigenen Sittengesetzen, so sind die Akzente bei den Dan mitunter verschoben: Ehebruch ist nicht gar so schlimm, Großmut des Besitzenden dagegen eine unbedingte Forderung, deren Nichtbeachtung ihm Schande bringt. Noch mehr weichen die Ansichten ab bei den vom Christentum besonders geforderten Tugenden. Niemand verlangt vom Dan, daß er seinen Feinden vergebe. So suchen wir auch in unseren zahlreichen Kriegsgeschichten vergeblich nach einer ritterlichen Tat. Auf der anderen Seite kann für den Dan die Tötung eines Menschen sowohl als Blutrache wie auch als Opfer, und vielleicht sogar als Tötungsakt an sich, ein religiöses, sittliches Opfer sein.

Allgemein tritt der Dan seinem Mitmenschen mit gutem Willen entgegen und ist bereit, ihn zu achten. Diese Einstellung findet ihren Ausdruck in den umständlichen und abgestuften Grußsitten. Seit Jahrhunderten grüßt man hierzulande – schon Dapper berichtet davon – indem man sich die rechte Hand reicht und dann, wenn sich die Hände voneinander lösen, den Mittelfinger gegen den Mittelfinger des anderen schnalzen läßt, ein- bis dreimal, je nach der Achtung, die man einander zollen will. Schnalzt es nicht, so wird der Gruß wiederholt, denn ein lautloser Händedruck bedeutet unter Männern Mißachtung. Fernerstehenden mag man nur auf einige Entfernung die Hand halten, ohne es zum Händedruck kommen zu lassen. Frauen grüßen sich durch zartes Streichen der Handflächen aneinander, oder auch durch ein „distanziertes Umarmen“, bei dem nur die Hände auf die Ober- und Unterarme der anderen Frau gelegt werden. Auf diese körperliche Begrüßung folgen dann in gemessener Reihenfolge allerhand Begrüßungsformeln.

Man ist hilfsbereit. Als wir einmal eine alte und eine junge Frau zusammen Reis stampfen sahen, fragten wir, ob sie wohl Hauptfrau und Nebenfrau eines Mannes seien. „Oh nein,“ war die Antwort, „das ist nicht möglich. Eine junge Frau würde nie zulassen, daß ihre Hauptfrau noch so schwere Arbeit tut. Gleich würde sie herzufliehen, ihr die Stange wegnehmen und sagen: ‚Geh in die Hütte – ich mache das allein!‘ Die Alte ist sicherlich eine alleinstehende Frau. Die Junge hat sie beim Stampfen gesehen und ist hingelaufen, um ihr zu helfen.“

Eine besondere Rolle spielt bei den Beziehungen von Dan zu Dan das sogenannte „Respektgeben“. Man muß stets darauf bedacht sein, die Persönlichkeit des Mitmenschen anzuerkennen, auch wenn er ein armer Mann oder vielleicht erst ein Kind ist. Ein Häuptling mag einen Knaben bitten, mit seinen flinken Beinen eine Nachricht für ihn über Land zu tragen.

Umgekehrt ist die Schmähung, die Verächtlichmachung einer Person ein großes Unglück für den Betroffenen. Ganz geringfügige „Blamagen“ mögen einen Dan veranlassen, sein Dorf zu verlassen. Der junge Dan-Liebhaber sucht seinen Nebenbuhler nicht in ritterlichem Messen der körperlichen oder geistigen Kräfte auszustechen, sondern er trachtet, ihn vor seinem Mädchen lächerlich zu machen.

Um so schwerer wiegt eine echte Beleidigung. Dabei unterscheidet man „große“ und „kleine“ Beleidigungen. Bei einer großen Beleidigung wird ein Vergleich mit dem männlichen oder weiblichen Sexualorgan gebraucht. Kommt es zu einem schweren Streit und die Sache wird vor den

Häuptling getragen, so wird stets gefragt, ob der Angeschuldigte eine „große“ oder eine „kleine“ Beleidigung gebraucht habe.

Besonders wert halten die Dan die Gastlichkeit. Auch hierin wahren sie eine Reihe von festen Regeln, die dem Gast den Aufenthalt angenehm machen, ihn vor Kränkungen und peinlichen Lagen bewahren.

Vor allem gilt, daß das gastgebende Haus wirklich *alles* für den Gast tue. Er soll es nicht nötig haben, etwa im Nachbarhaus um Palmwein zu bitten, oder sich von einer anderen Familie das Badewasser holen und heiß machen zu lassen. „Er ist *unser* Gast“, hörten wir unsere Gastgeber bisweilen zu anderen Dörflern sagen, die uns auch eine Aufmerksamkeit zugedacht hatten.

Es folgt, daß der Dan sich gern an einen Mitmenschen als dessen besonderen Freund anschließt. Sie helfen sich dann gegenseitig auf der Pflanzung, und wenn sie später voneinander getrennt werden, so senden sie sich von Zeit zu Zeit Geschenke.

Man hat bei den Negern schon oft einen Mangel an Mitleid festgestellt. Der Neger hat Mitleid mit den Kindern, und Mitleid ist auch als eine Tugend bekannt. Aber es ist doch erstaunlich, wie mitleidlos er oft sein kann. Da hatte sich einer unserer Träger schwer die Hand verbrannt. Seine Kameraden lachten ihn nur aus. Warum war er so ungeschickt! Wir müssen dabei bedenken, daß der Dan nicht von einer göttlichen Macht allgemein verbindliche Weisungen für sein Verhalten gegenüber den Mitmenschen erhält, sondern sich diesen nur insofern verpflichtet fühlt, als sie in seinem eigenen Leben eine nützliche Rolle spielen.

Mehr noch als bei uns wird das Essen durch Anstandsregeln zur Sittsamkeit erhoben. Dabei unterscheidet man, was für die Frauen und was für die Männer schicklich ist.

Im allgemeinen wird in der Hütte gegessen, wobei man die S. 90 beschriebenen Sitzplätze einnimmt. Die Männer mögen sich zum Essen beim Sippenoberhaupt treffen oder in ihrer eigenen Hütte speisen. Im ersteren Fall können bis zu fünfzehn Männer um eine Schüssel versammelt sein.

Die Knaben essen grundsätzlich für sich. Säuglinge läßt man tunlichst in der Hütte der Mutter, da sie während des Essens bisweilen ihren Bedürfnissen nachkommen und dadurch den Erwachsenen den Appetit verderben.

Vor dem Essen wäscht jedermann sich die Hände. Die kleinen Mädchen haben dafür zu sorgen, daß Wasser zum Händewaschen und Trinken da ist. Das Gefäß zum Händewaschen muß an deutlich sichtbarer Stelle, irgendwo „oben“ hängen oder stehen, etwa auf dem Trockenbrett, damit niemand aus Versehen Essen hineinfüllt. Das Trinkwasser steht in einem großen Topf nahe beim Hausherrn an der Wand; obenauf schwimmt eine goldgelbe Kalebassenschale als Schöpfer. Es soll so dastehen, daß ein Gast nicht erst danach fragen muß.

Bevor man zu essen beginnt, greift der Hausbesitzer sich eine Handvoll Reis und streut sie vor die Tür als Opfer an die Ahnengeister. Hat er den Yifafetisch im Haus, oder einen anderen bedeutenden Zaubergegenstand (s. Kap. Religion), so mag er auch diesem ein Reisopfer bringen: „Yifa, hier ist dein Essen.“

Eine Frau hat sich stets mit ausgestreckten übereinandergeschlagenen Beinen – nie mit hochgezogenen Knien – hinzusetzen. Sie muß darum schräg zu dem in der Mitte stehenden Topf Platz nehmen; dabei müssen die Beine links, der Topf rechts von ihr stehen. Ein Mann kann sich in jeder beliebigen Haltung zum Essen setzen oder sich auch in Hockstellung hinkauern.

Während des Essens geben die Erwachsenen freiwillig von ihrem Fleisch ein wenig an diejenigen Kinder, die sich durch Bescheidenheit und ordentliches Benehmen auszeichnen. Seine letzte Handvoll Reis reicht der Vater einem seiner Kinder.

Beim Essen unterhält man sich nicht, und auch nach beendeter Mahlzeit ist es schicklich, noch für eine Weile nichts zu sprechen.

Es ist unschicklich für eine Frau, zu lange beim Essen zu verweilen.

Die „kleinen Frauen“ (Sklavenmädchen) bekommen die Reste, weil sie meist nicht recht satt werden, und auch um sie für das Reinigen der Töpfe, das ihnen obliegt, zu entschädigen.

Wie ißt man Maniok, die abendliche Speise der Dan? Der Maniok oder Dumboi wird als grau-gelblicher Laib aufgetragen. Der Esser klaubt sich mit den Fingern vom Rande ein Stück ab und knetet daraus in der rechten Hand, nicht mit beiden Händen, einen Kloß. Dazu braucht er eine ganze Weile, denn es gilt, gewisse holzige Teilchen herauszudrücken und zu entfernen. Hat man dem gemeinsamen Laib etwas zu viel entnommen, so legt man das Übrige an den Rand des Topfes für den nächsten Kloß, aber auf keinen Fall zum Laib selbst.

Jetzt wird der Kloß in die in einem anderen Gefäß stehende Tunke getaucht, die ihn schlüpfrig macht, denn er soll ja ungekaut hinuntergeschlungen werden (s. S. 65).

Beim Eintauchen hält man ihn zwischen Zeige- und Mittelfinger, und mit dem Daumen und Goldfinger holt man ihn heraus. Die Hand führt ihn zum Mund, wo ihn ein einzelner Finger einschiebt. Darnach werden alle fünf Finger schnell abgeleckt, aber nur mit der Spitze der Zunge. Es ist unschicklich, beim Eintauchen über den Arm eines anderen hinwegzugreifen, der sich eben Dumboi für seinen nächsten Kloß holt.

Ißt man Reis, so schüttet man die Tunke aus dem Fleischtopf auf den Reis, oder man taucht die Finger in den Fleischtopf und schleudert etwas von der Tunke auf den Reis, bevor man sich eine Portion davon greift. Man „streicht“ den Reis in den weit aufgesperrten Mund, wobei man den Kopf zurücklegt, damit nichts herunterfällt. Die Finger dürfen nicht in den Mund kommen. Man soll sich dabei nicht über die Schüssel beugen, damit nicht Reiskörner aus dem Munde in das gemeinsam gegessene Gericht zurückfallen. Dann schüttelt man die Hand seitlich von der Schüssel ab, bevor man wieder zugreift.

Beim Maniok-Essen dürfen die Frauen im Gegensatz zu den Männern nie eine ganze Handvoll greifen, weil es einer Frau nicht wohl ansteht, einen großen Kloß hinunterzuschlingen.

Reis soll man gemächlich kauen, nicht gierig hinunterschlingen. Auf keinen Fall darf man dabei husten. Hat man sich verschluckt, so muß das Korn trotzdem hinunter.

Ißt man mit würdigen Leuten, so ist es schicklich, den gemeinsamen Reistopf mit dem Daumen der linken Hand zu halten, während man sich mit der rechten eine Portion greift.

Das Fleisch wird erst nach dem Reis oder Maniok verteilt. Fällt mal Fleisch versehentlich mit der Tunke auf den Reis, so ißt man es nicht, sondern legt es in den Topf zurück. Die Person, die das Fleischgericht gestiftet hat, bestimmt, ob das Fleisch überhaupt bei dieser Mahlzeit gegessen wird. Wenn ja, so schiebt sie es einem Esser zu und reißt sich ein Stück ab. Das bedeutet: ich habe mein Teil, verfare du mit dem Rest, wie du willst. Nimmt er sich aber nichts davon, so will er es zurückhaben. All dies geht ohne Sprechen, ohne Anbieten, Bitten und Danken vor sich.

Einen Nachtisch kennen die Dan nicht. Nur die angehängte Reiskruste vom Boden des Topfes ist ein begehrter Schlußbissen. Er gehört eigentlich der kleinen „Arbeitsfrau“ des Haushaltes, damit diese wirklich satt wird, weil sie doch auch am meisten arbeiten muß. Wenn ein Junge des Haushaltes die Kruste häufig für sich nimmt, wird sie ihn behexen. Oft wird die Kruste auch von der Ehefrau oben auf den Reis gelegt, und der Vater greift sie als seinen ersten Bissen. Das tut er aber nicht aus Gier, sondern weil der Geruch der Reiskruste von den Hexenleuten gefürchtet wird; sie meiden Leute, die danach duften.

Für Männer und Frauen gilt gleicherweise, daß man nur mit der rechten Hand ißt. Sie ist die „reine Hand“. Für alle unaesthetischen Handlungen gebraucht man die Linke. Wenn in gewissen Geheimbünden mit der linken Hand gegessen wird, so bedeutet das für die Mitglieder eine Überwindung, gewissen Bräuchen unserer Kadetten vergleichbar.

Beim Essen soll man nichts vergeuden, also vor allem nichts auf den Boden fallen lassen.

Streng verpönt sind Gier und Neid beim Essen.

„Schau auf dein eigenes Essen, und nicht darauf, was andere nehmen!“

Neidet einem jemand einen guten Brocken Fleisch, so schiebt man ihn auf seine Seite der Schüssel.

„Da hast du es!“ Es gilt als große Schande, so vor allen wegen seiner Gier bloßgestellt zu werden.

Als sehr ungehörig gilt es, wenn eine Frau von dem für die Allgemeinheit zubereiteten Essen etwas für ihren Mann in ihrer Hütte zurückbehält.

Ist man als junger Mann zu Gast geladen, oder hat man selbst einen Gast, so darf man nicht gegen Ende der Mahlzeit sagen „danke, ich bin satt“, und fortgehen. Das darf man nur im eigenen Familienkreis. Es ist eben nicht höflich, andere Leute alleine weiteressen zu lassen, weil diese dann als unbescheiden erscheinen könnten. Sie hätten dann eigentlich keine andere Wahl, als ebenfalls aufzuhören und ungesättigt aufzustehen.

KRANKHEITEN

Die große Plage im Dan-Leben ist das Kranksein. Im tropischen Klima gedeihen ja viel mehr Krankheitserreger als bei uns. Außerdem ist der nacktgehende Urwäldler Hautinfektionen besonders ausgesetzt, und das Fehlen hygienischer Einrichtungen läßt ihn verseuchtes Wasser trinken und setzt ihn der Ansteckung durch seine Mitmenschen aus, ganz zu schweigen natürlich vom Mangel an Erkenntnissen über Krankheitsursachen und an wirksamen Heilmethoden.

Die augenfälligste Krankheit im Dan-Lande ist die Himbeerkrankheit – Frambösie – ein wie die Syphilis durch Spirochäten hervorgerufenes Leiden, das auch in seinem Verlauf und in seinen Komplikationen der Syphilis ähnelt, aber nicht durch Geschlechtsverkehr übertragen wird. Unsere Geschichten berichten über die Art, wie die Dan sie vergebens behandeln.

Ebenfalls oft zu sehen ist die Lepra, die uns außerordentlich verbreitet zu sein schien. Eine amerikanische Mission im Dan-Lande hat vorbildliche Arbeit geleistet, in dem sie ein Leprösendorf einrichtete (beim Ort Gaple). Die Kranken kommen freiwillig dorthin. Sind sie schon sehr in ihrer Handlungsfähigkeit beeinträchtigt, so werden sie von gesunden Verwandten begleitet, die dann vorbeugend regelmäßig eine Chaulmograölspritze bekommen. Die Kranken bauen sich dort selbst mit Hilfe der gesunden Verwandten ihre Hütten und legen Pflanzungen an. Das Dorf steht unter der Leitung eines Häuptlings. Dieser war eine besonders eindrucksvolle Erscheinung. Ebenfalls leprakrank, aber noch ohne sichtbare Körperschäden, war er schon als gesunder Mann in seinem Heimatdorf Häuptling gewesen und regierte jetzt seine kleine Krankenkolonie mit ruhiger Würde und dem menschlichen Verstehen, das ihm sein eigenes Kranksein gab. Als wir das Dorf zum erstenmal besuchten, hieß er einen Tanztrupp, uns seine Kunst zeigen. Zuvor erhob er sich von seinem Stuhl und hielt eine Ansprache an uns, in der er ausführte, daß so ein wenig Tanzen – von der Mission nicht gern gesehen – für seine Leute wichtig sei, denn was sollte sie sonst am Leben erhalten, wenn sie gar keine Freude mehr darin fänden?

Der Häuptling hatte einen unternehmungslustigen, ebenfalls leprakranken Gehilfen, der als erster hier im Urwald gesiedelt hatte. Als sich auf Anregung der Mission andere Leprakranke zu ihm gesellten, ging er selbst über Land und suchte in allen Dörfern die Leprösen auf, um sie für sein entstehendes Dorf zu gewinnen. Sie kamen in Scharen, so daß die Mission dem Zustrom Halt gebieten mußte. Das Lepradorf ist also bei weitem nicht genügend groß. Nach wie vor ist der Dan in jedem Dorf der Ansteckung mit Lepra ausgesetzt. Die Missionare behandeln den Aussatz mit regelmäßigen Einspritzungen von Chaulmograöl. Den Erfolg beurteilen sie so: 25prozentige Heilung, 50 Prozent gleichbleibend, 25 Prozent unaufhaltbare Verschlimmerung.

Als andere schreckliche Plagen gibt es die verschiedenen Arten von Geschwüren, unter denen auch unsere Träger ab und zu zu leiden hatten, dann die Gonorrhoe, Elephantiasis, Amöbenruhr. Dazu kommt die Unzahl der Krankheiten, die den davon Befallenen vielleicht noch nicht so schmerzhaft leiden lassen, aber darum nicht weniger gefährlich sind: vor allem Malaria, die den Kindern durch ihre gewaltigen Milzschwellungen das auffallend dicke Bäuchlein macht; die Schlafkrankheit, die Bilharzia. Eine Besonderheit sind riesige Kröpfe bei den nördlichen Dan entlang dem River Cess, vor allem bei den Frauen; erst in neuerer Zeit sollen sie in so großer Zahl auftreten. In der Gegend von Butuo sahen wir sehr oft Blindheit auf einem Auge, wohl durch Trachom oder Gonorrhoe. Gonorrhoe kann auch durch Fliegen aufs Auge übertragen werden, was natürlich in dieser insektenreichen Gegend in Frage kommen mag. Ein blindes Auge zu haben, ist dem Dan höchst peinlich. Mehrfach trafen wir Schlafkranke, die sich in Behandlung der französischen Schlafkrankheitsstation

zu Danane begeben hatten, aber davongelaufen waren, bevor die Behandlung zu Ende war. Sie hatten körperliche Gesundheit erlangt, waren aber geistig wirr. Einer gab uns an, die Spritzen hätten ihm überhaupt nicht weh getan. (Medizin soll durch Schmerzen oder bitteren Geschmack zeigen, daß sie Kraft hat.) Da habe er sich gesagt: „Ihr könnt mich hier doch nicht zum Narren halten!“ und sei nach Hause zurückgekehrt. Es war jener schöne Narr, dessen Liebeserlebnisse auf Seite 97 erzählt sind. – Schlafkranke Frauen zwingt man als Heilmaßnahme zum Beischlaf, obwohl sie sich dagegen wehren.

An hygienischen Maßnahmen kennen die Dan eigentlich nur das Isolieren von Kranken. Hautkranke werden an den Dorfrand verbannt, wodurch natürlich nur die Ansteckung durch unmittelbare Berührung vermieden wird. Von anderen Übertragungsmöglichkeiten wissen sie nichts. In einer unserer Geschichten vermuten sie allerdings, daß die Wasserstelle an einer Krankheit Schuld trägt und verlassen darum das Dorf.

Über die Heilkunde der Dan mit den Debome als Diagnostikern und den Lidakame als Heilern werden wir auf S. 163 f. berichten. Die blätterkundigen Lidakame verfügen gewiß wie unsere Volksmedizin über manche durch die Erfahrung gefundene und bewährte Mittel. Eine bestimmte Organisation, die „Schlangengesellschaft“, sammelt diese Kenntnisse und sorgt dafür, daß sie von Generation zu Generation fortgeerbt werden (s. S. 205 ff.).

Ein Heilkundiger der Kru (Abb. 25 b), der in der Nähe Tapitas bei den Dan praktiziert, schildert sein Vorgehen bei einem neuen Patienten wie folgt: „Ich stecke mir manchmal vor der Untersuchung etwas in den Mund oder reibe mir das Gesicht damit ein. Ich befühle den Kranken am ganzen Körper. Dann stopfe ich ihm ein Pulver in die Nase. Nießt er nicht, so steht es schlecht um ihn. Wenn er so sehr krank ist, daß er in der Nacht stöhnt, so frage ich: ‚Wie war das vorige Nacht?‘ Und wenn er da auch nicht geschlafen hat, so weiß ich ebenfalls, daß es schlecht um ihn steht. Ist der Befund so übel, daß ich ihn nicht heilen kann, so komme ich eben einfach nicht wieder.“

Die Verabreichung des Nießmittels bei Schwerkranken wird uns mehrfach von den Heilkundigen als ein Mittel angegeben, den Grad des Krankheitszustandes zu ermitteln. Möglich wäre es, daß bei einem Sterbenden der Nieß-Reflex nicht mehr ausgelöst werden kann.

Eine ganz seltsame Aussage, die alle Umstehenden bestätigten, war diese: „Wenn ein Kind krank ist, sagt der Heilkundige, man solle ihm den Markt zeigen. Man legt es dann auf den Marktplatz, bevor der Markt beginnt, und holt es danach wieder heim. Ja, so vergeht die Krankheit.“ Soll man wohl annehmen, daß das fröhliche Marktgetriebe bisweilen einen wohltuenden Einfluß auf das Kind hat, das sonst in der dumpfen, dunklen Hütte neben dem flackernden Feuer döst?

Die Dan haben möglicherweise eine bakterizide Pflanze entdeckt. Sie sagen, man finde daran fast immer eine tote Ameise kleben. Der Saft brenne. Diese Pflanze legen sie auf Wunden. Es ist erstaunlich, daß sie überhaupt die Vorstellung haben, daß es gilt, Lebewesen in der Wunde zu töten. Eine ähnliche Wirkung scheinen die Haare des Schimpansen zu haben. Die Dan sagten uns, drei Tiere seien immun gegen die mörderischen Treiber-Ameisen, denen sonst alles Getier und mitunter auch Greise und Säuglinge zum Opfer fallen: Schimpansen, Krokodil und Waran. Auf der Missionsstation von Kpeople im Kran-Lande wurde ein zahmer junger Schimpanse von den Treiberameisen überfallen; er äußerte nicht das geringste Unbehagen, und später fand man viele tote Ameisen in seinem Fell, auch an Stellen, die er mit seinen Händen nicht erreichen kann. Allerdings schien diesem – oder allen? – Schimpansen eine besondere Unempfindlichkeit zu eignen. Eines Tages zog er sich eine große Schnittwunde an der Hand zu. Während der Missionar sie nähte, hielt er in der andern Hand seine Milchflasche und trank sie seelenruhig leer.

Eine Epidemie

Erzähler ist ein schwerer, etwas grober Mann in Gaple. Er sitzt plump vor uns, erzählt zögernd, ohne Mienenspiel, aber doch mit einer gewissen Freude an den eigenen Mitteilungen.

Mein Vorfahr war Asabi. Sein Sohn hieß Kri, dessen Sohn war To. To's Sohn ist Denja. Dieser ist mein Vater. Er lebt noch hier.

Als ich ein Mann wurde, heiratete ich, und wir bekamen ein Mädchen, das wir nach einer Pflanze „Bo“ nannten. Dann kam ein Knabe an, der heißt „Kuokuo“ = „Ich habe den Krieg verloren“. Meine Hauptfrau gab ihm diesen Namen, weil der Junge von einer meiner jüngeren Frauen geboren wurde.

Ich will dir nun erzählen, was für eine Krankheit wir einmal im Lande hatten, an der viele Leute starben. Sie hieß Sao. Ich war damals ungefähr dreizehn Jahre alt. Meinen großen Bruder Vai tötete sie auch. Sie kam von Nordosten aus dem französischen Gebiet und brachte viele Leute in jedem Lande um. Ja, sie ging über das ganze Land. Sie tötete auch die kleinen Kinder, und sogar die Tiere starben daran.

Zuerst hatten die Leute Kopfweh und Schmerzen im Bauch, so daß sie nichts essen wollten. Dann bekamen sie Durchfall und Blut war darin und Würmer dabei. Ja, viele kleine Würmer. Und das war der Grund, warum sie starben. Es gab keine Medizin dagegen. Damals waren noch keine Mandingo hier im Lande, und darum auch keine Ärzte. Unsere Dan-Heilkundigen versuchten, Medizin dafür zu finden. Sie sagten sich, daß das diesmal kein Hexenpalaver sei, sondern daß Gott Abi die Krankheit über das ganze Land verteilt habe, denn es starben die Menschen zur gleichen Zeit in Gaple, Kpeople und Bongwe.

Wir trugen die Leute weit in den Busch hinaus, um sie zu begraben. Wenn wir sahen, daß einer sterben mußte, legten wir ihn auf einer Matte vor die Hütte, damit er nicht drinnen stürbe. Das taten wir, damit die Kranken besser Luft bekämen. (Die Dan legen Sterbende überhaupt gerne vor die Hütte, damit ihr Geist nicht in der Hütte bleibe.) Nach einem Jahr ging die Krankheit vorbei.

(Bei der Krankheit handelte es sich vermutlich um Amöbenruhr, die dann die bei den meisten Eingeborenen vorhandenen Würmer zu Tage förderte.)

Invaliden-Schicksal

Erzähler ist ein kranker Mann im Dorf Sale.

Ich bin ein junger Mann, aber weil ich krank bin, habe ich nichts und auch keine Frauen. Davon will ich dir erzählen.

Mein Vater hatte von seinen vier Frauen sechs Kinder, zwei Knaben und vier Mädchen. Mein großer Bruder ist gestorben.

Einmal ging ich zu den Kran, um mir Matten zu kaufen. Dort begann meine Krankheit, und ich mußte deshalb zwei Monate im Kranland bleiben. Es fing damit an, daß ich immer Durchfall hatte. Dann begann mein rechtes Hüftgelenk zu schmerzen und steif zu werden, und es entstand eine große Geschwulst, die aufbrach. Drei Jahre hatte ich dies offene Geschwür und ich konnte nicht ohne Stock gehen. So begann mein hartes Leben.

In Gaple hatte ich eine Frau geheiratet, aber sie verließ mich jetzt. Als ich noch gesund war und jagen konnte und überhaupt alle Arbeit verrichten, war ich ihr recht und sie war bei mir geblieben; aber wie ich krank wurde, betrachtete sie mich nicht mehr als ihren Mann. Ich hatte übrigens erst hier begonnen, an ihre Brüder den Brautpreis zu entrichten. Kinder habe ich nicht.

Ich sagte zu meiner Frau: „Erst, als ich gesund war, war ich dir recht. Wenn du gehen willst, nun, so werde ich eben hier in meiner Hütte bleiben und allein leben, und man wird sehen, was das Ende davon ist. Ich habe die Krankheit nicht gerufen, daß sie sich auf meine Schultern setzt, sondern Gott Abi hat sie auf meine Schultern gesetzt.“

Ich habe es sehr schwer in diesem Leben. Wenn ich hungrig bin, muß ich mir Nahrung kaufen, ja, sogar Wasser und Brennholz muß ich kaufen. Auf meiner ersten Farm habe ich noch ein paar Bananen- und Planten-Palmen. Da schicke ich ab und zu jemanden hin, und der verkauft dann ein paar Früchte davon für ein geringes, und so kann ich mir wieder Holz einhandeln. Es kocht niemand regelmäßig für mich. Ich muß eben immer jemanden bitten, jeden Tag von neuem. Meine Familie lebt noch hier, und manchmal, wenn sie ein gutes Herz haben, helfen sie mir. Aber wenn man halt nicht auf der Pflanzung arbeiten kann, leidet man.

Niemand ist so traurig im Leben wie ich.

Mord an einer herzlosen Frau

Erzähler ist ein etwas grobschlächtiger Mann in Gaple. Er spricht zögernd, aber doch mit Freude am Erzählen.

Es war da ein Mann namens La, der bekam Aussatz an beiden Händen. Seine Frau hieß Nike. Als er so krank wurde, wollte seine Frau nichts mehr von ihm wissen und ging zu einem anderen Mann namens Dan.

La machte seiner Frau Vorwürfe: „Weil ich krank bin, läßt du mich allein!“ Und als die Frau einmal wieder zur Farm ging, schliff er sein Messer, ging auch dorthin und rief: „Komm her. Ich werde dich jetzt hier auf der Stelle töten, denn du bist eine lockere Person. Ich habe doch für dich bezahlt und nun läufst du zu einem anderen Mann. Du sollst mich pflegen! Statt dessen gehst du deinem Vergnügen nach. Und darum werde ich dich umbringen“.

Er warf sie auf den Boden und stieß ihr das Messer in die Seite. Es waren nur ein paar kleine Kinder auf der Farm gewesen. Die liefen jetzt ins Dorf und brachten die Kunde dorthin. Der Mann hatte sein Messer genommen und war davongelaufen. Einige vom Dorf verfolgten ihn und fingen ihn ein. Sie schnürten ihm einen langen Stock auf den Rücken (der sich bei einem Fluchtversuch im Unterholz verfangen würde) und brachten ihn zum Clanhäuptling nach Lepula. Der übergab ihn einem Soldaten, damit er ihn nach Saniquelle führe. Der Distriktkommissar ließ ihn ins Gefängnis sperren.

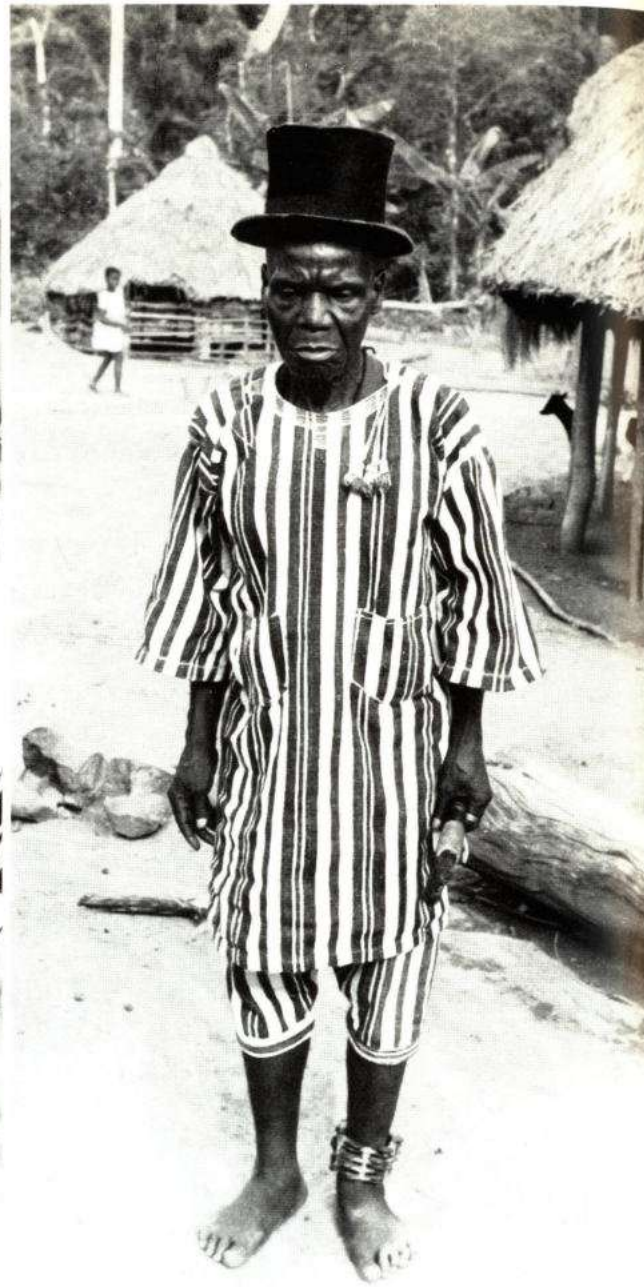
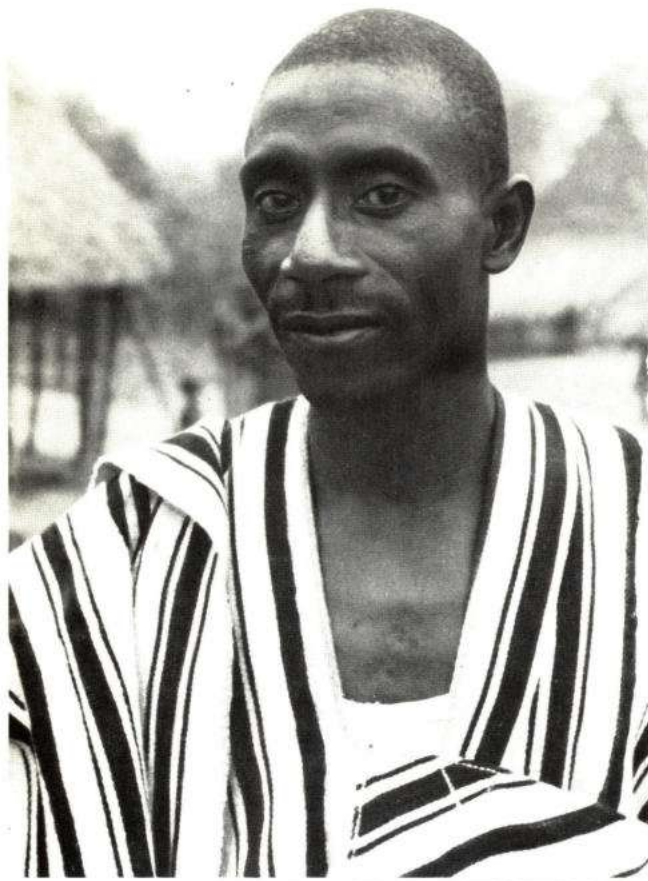
Als Präsident Tubman nach Saniquelle kam, ließ er ihn kommen und fragte: „Warum hast du deine Frau umgebracht?“ Als er seine Geschichte erzählt hatte, fragte der Präsident: „Wieviel Jahre bist du schon im Gefängnis gewesen?“ Er sagte: „Nur ein Jahr, Herr Präsident“. Der Präsident sagte dann: „Du hast einen Grund gehabt, deine Frau umzubringen. Wäre das nicht so, müßtest du im Gefängnis bleiben, bis du stirbst“. Dann gab er einem seiner Leute Auftrag, den Mann in die Leprösen-Kolonie nach Ganta zu bringen.

23a *Alter blinder Mann am Rande des Dorfes in kümmerlicher Hütte ausgesetzt.*



23b *Frisches Grab, darauf die durch Löcher unbenutzbar gemachten Töpfe der Toten und das Rindenstück, mit dem das Grab zugeschaufelt wurde.*





24 a Der Häuptling des Dorfes Diaple zeigt deutlich sudanischen Einschlag

24 b Großhäuptling Towe mit seinem historischen Zylinderhut (s. Lebensbericht)

24 c Krieger mit Fetischen im Haar, die ihn tapfer und unverwundbar machen

RELIGIÖSE VORSTELLUNGEN

„Das Verhältnis der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen. Je deutlicher die Aussagen auf diesen Gebieten zu sprechen scheinen, desto mehr muß man sich vor einer unbedingten Annahme, einer Verallgemeinerung derselben, hüten.“

Diese Sätze, mit denen Jakob Burckhardt seine Ausführungen über die Religion in der „Kultur der Renaissance“ einleitet, möchte man heute, hundert Jahre später, eher noch schärfer fassen. Die Unsicherheit religiösen Anschauungen gegenüber ist vollständig. Man hat als Ethnologe das Gefühl, daß uns hier die grundlegenden Erkenntnisse noch fehlen, daß wir uns etwa an dem Punkt befinden, an dem die Rassenkunde vor der Entdeckung der Mendelschen Gesetze, die Physiologie vor Entdeckung des Blutkreislaufes stand. Eben erst beginnt die Völkerkunde unter dem Eindruck der parapsychologischen Experimente Rhines und anderer zu fragen, ob es wirklich „magische“ Wirkungen gibt. Welche Erkenntnisse über das menschliche Denken werden wir wohl in den nächsten Jahren aus den tierpsychologischen Forschungen über die angeborenen Verhaltensweisen bekommen? Kurz, wir stehen auf den ersten Sprossen einer hohen Leiter, deren Erklimmen uns erst einen Überblick über die verschiedenen Impulse und Funktionen geben wird, deren gedankliche Auswirkungen wir heute noch unter dem summarischen Begriff „Religion“ zusammenfassen. Bis dahin wäre es wohl am richtigsten, nur das Beobachtete zu beschreiben. Trotzdem können wir bisweilen der Versuchung nicht widerstehen, diejenigen Erklärungen anzuführen, die sich uns bei den Dan anzubieten scheinen. Die wichtigsten nach unserer Auffassung irrationalen Verhaltensweisen und Vorstellungen der Dan sind:

1. Jeder Dan hält in seinem Leben eine ganze Reihe von Verboten, die sich zumeist auf das Jagen und Essen von bestimmten Tieren beziehen.
2. a) Jeder Dan ist im Besitz von Zaubermitteln, die ihm im Lebenskampfe beistehen.
b) Um solche Fetische scharen sich Geheimbünde, deren soziale Auswirkung ebenso groß ist, wie die der Körperschaften Sippe, Clan oder Stamm.
3. Der Dan glaubt, daß bestimmte Menschen übernatürliche Einsichten und Kräfte hätten: a) die Debome, b) die Zo, c) die Dime, d) die Besitzer einer besonderen Zauberkraft „ndi“.
4. Der Dan glaubt an die Möglichkeit, daß Menschen sich in Tiere verwandeln oder sich Tier-Eigenschaften zulegen können.
5. Der Dan glaubt an eine Seelen-Wesenheit.
6. Der Dan glaubt an Götter und Koblode.

Der Ratgeber „Debome“

Woher nimmt der Dan das Vertrauen in seine, wie uns scheinen will, vielfach untauglichen Methoden mit der übersinnlichen Welt umzugehen?

Einmal hat er die Überzeugung, daß Altüberkommenes richtig sein müsse. Es ist die Weise der Väter gewesen, so zu handeln und sie haben damit den Lebenskampf bestanden, sonst wäre er, der heutige Dan, nicht da. Tut er es ihnen gleich, so wird er ebenso bestehen. So kommt es, daß die Dan auf die Frage, warum sie diesen oder jenen seltsamen Brauch üben, oft keine andere Antwort wissen als die, daß es ihre Väter schon so gemacht hätten.

Zum zweiten vertraut der Dan auf bestimmte geistliche *Führerpersönlichkeiten*, die ihn anweisen, so oder so zu handeln, um auf die übersinnlichen Mächte Einfluß zu gewinnen. Manche Menschen sind nämlich befähigt, in die Welt dieser höheren Wesen hineinzublicken. Es sind die *Debome*, deren es in einem größeren Dorf ein bis zwei, in einem kleineren oft keinen gibt. Wir haben verschiedentlich auch weibliche *Debome* getroffen.

„De“ ist der Name eines Geistes, „Bome“ heißt Häuptling. Der De-Geist wohnt in Zaubergegenständen, von denen jeder *Debome* einen besitzt; meist ist es ein mit Zaubermitteln gefülltes Tierhorn. Aus diesem spricht De zum *Debome*, und dieser sagt seinen Mitmenschen, was De ihm offenbart.

Der große De-Geist, von dem sich alle De im Lande herleiten, residierte in Blimiple im Borple- oder Biu-Clan. Aber eines Tages lief er dort fort, und niemand weiß, wo er hingegangen ist. Das ganze Borple-Land weinte!

Fragten wir einen *Debome*, wie er mit De in Verbindung trete, so antwortete er stets: „Ich kann gut träumen.“ Er führt diesen Traumzustand bisweilen auch künstlich herbei, er versetzt sich in Trance, wie wir es bei den Dan und bei anderen Stämmen gesehen und fotografiert haben. Im Dan-Dorf Zeile sah ich ein *Debome*-Ehepaar die Ursache für einige rätselhafte Todesfälle in der Gemeinde suchen. Die Frau versetzte sich mit pumpenden Bewegungen in Trance und war in diesem Zustand nur für ihren Ehemann ansprechbar. Ihre Medizin – einen Wedel – in der Hand schüttelnd, befand sie sich in einer krampfartigen Spannung. Von Zeit zu Zeit erreichte diese einen Höhepunkt, sie zitterte aufs heftigste und beantwortete nun die Fragen ihres Mannes in einem seltsamen Jammerton. Ein andermal, bei den Baule, war ein Orchester aufgebaut, und der Seher war mit besonderem Schmuck angetan. Zuerst führte er einige Kunststücke vor, verschluckte z. B. ein ganzes Ei, bis dann allmählich seine Bewegungen zuckend und sein Blick abwesend wurden. Als er aus diesem Zustand erwachte, offenbarte er, was er in der Welt der übersinnlichen Wesen erfahren hatte. Der Kranke, dessentwegen er gerufen worden war, habe versäumt, einem gewissen Fetisch das regelmäßige Ei-Opfer zu bringen. Die Veranstaltung war dadurch besonderes eindrucksvoll, daß eine der anwesenden Frauen ganz unvorhergesehenerweise ebenfalls in Trance verfiel. Eine ganze Weile später sah man sie noch mit verkrampften Bewegungen und stierem Blick durchs Dorf irren.

Außer durch Trance und Träume kann der *Debome* die Wahrheit auch durch Muschelwerfen, Ins-Wasser-Schauen und andere Verfahren finden. „Der *Debome* kann zittern (Trance) oder spielen.“ Für das Muschelwerfen nimmt er wie die Spieler fünf Kaurimuscheln, die an der konvexen Seite so abgeschliffen sind, daß die Muschel beim Wurf gleichermaßen auf die offene Seite oder auf den Rücken zu liegen kommen kann. Fällt die Mehrzahl mit der Öffnung nach oben, so ist das für das fragliche Anliegen günstig.

Man kann *Debome* aus innerer Berufung werden, oder weil der Vater schon *Debome* war. Im letzteren Falle wird der Sohn – wie wir es schon bei anderen Berufen lasen – beim Tode des Vaters feierlich über dessen Leiche schreiten und sich die Eigenschaften des Toten „aufladen“; außerdem wird er dessen Zaubermittel erben.

Doch genügt weder angeborene Gabe noch Erbe, um wirklich ein De-Bome zu sein. Um mit dem De-Geist in Verbindung treten zu können, muß man Mitglied in der De-Geheimgesellschaft werden. Wir werden im folgenden noch an anderen Beispielen sehen, daß eine übersinnliche Gabe entweder durch Erbe erworben oder angeboren sein kann, die Anwendung der Gabe dann aber von der Zugehörigkeit zu einem Bund abhängt.

Im Kapitel „Bünde“ werden wir lesen, daß manche Geheimbünde die Aufgabe haben, auf magischem Wege bestimmte Berufseigenschaften zu vermitteln. Ganz in diesem Sinne ist die De-Gesellschaft für das Wahrsagen zuständig.

„Die De-Gesellschaft ist allen anderen Geheimbünden übergeordnet“, sagen die Dan, „weil ja alle

Bünde, bevor sie eine Versammlung abhalten, beim *Debome* anfragen müssen, ob dies geraten sei.“ Die De-Gesellschaft besteht an verschiedenen Orten im Dan-Lande, z. B. in dem schon mehrfach genannten Dorfe Diaple. Dem dortigen De-Bund ist wiederum der des Dorfes Gbaunwie übergeordnet, in welchem eine besonders mächtige De-Frau wohnt. Die De-Gesellschaft von Gbaunwie stand Pate bei der Gründung derjenigen von Diaple, gab ihr die Zaubermittel.

Weithin bekannt ist die De-Gesellschaft des Saule-Clans im Südwesten des Dan-Landes. Die Saule sind, von allen Dan anerkannt, die größten „Zauberer“ unter den Dan, und sie waren es schon zu Zeiten, als sie noch auf der andern Seite des River Cess wohnten.

Von nah und fern wandern die Dan zu diesem Zauberer-Clan. Auch Angehörige anderer Stämme, besonders der Mano und Kran, suchen sie auf, um sich „Medizin machen zu lassen“. Ihre besten Kunden sind die Häuptlinge oder solche, die es gerne werden möchten, denn die Saule können Zaubermittel herstellen, die es ermöglichen, über andere zu herrschen und „einen großen Namen im Lande“ zu bekommen. Stolz zählte uns ein alter Saule die Häuptlinge auf, die er durch seine Mittel „gemacht“ hatte, und berichtete, wie dieser und jener immer wieder nach ihm schicke, damit er komme und den Fetisch, der in seiner Kraft nachzulassen scheint, wieder stärke.

„Der Großhäuptling der Mano, Johnny Voga, rief mich oft, damit ich Medizin für ihn mache. Als die Liberianer ihn abgesetzt hatten, machte ich ihm Medizin, und da setzte ihn die Regierung wieder als Großhäuptling ein. Bisweilen kommen Mano, Kran und sogar Leute von der französischen Seite (des River Cess) zu mir, um sich von mir die Zukunft sagen zu lassen. Viele, viele haben mich so um Rat gefragt – ich kann mich längst nicht mehr an alle erinnern.“

Die Saule können aber auch Zaubermittel machen, um sich eine bestimmte Frau willig zu machen oder um reich zu werden, oder ganz allgemein für „Glück“. Auch holt man sie von fernher, wenn ein neues Dorf gegründet werden soll, um Medizin dafür zu machen.

Jede Saule-Familie hat ihre besonderen Kenntnisse, die der Vater, bevor er stirbt, dem Sohne offenbart. Um zu weissagen, wird in der einen Familie eine Muschel ans Ohr gehalten. Eine andere Saule-Familie hat dafür einen Baum: Ein Mann namens Kai vom Dorf Sabo im Kru-Land, der viele Medizinen hatte, war einmal zu den Saule gekommen und da gestorben. Auf seinem Grab wuchs ein Riesenbaum empor. Man nannte ihn „Kaiba“, Sohn des Kai. Zu dem Priester, der den Baum pflegt, spricht er, während die anderen Menschen nur ein Rauschen hören. Der Priester muß aber „zittern“, das heißt, er muß sich in Trance versetzen können, und er muß Kran sprechen können. Gegenwärtig gibt es aber keinen solchen Baumpriester dort.

Zum *Debome* geht der Dan in allen Lebensnöten, in denen er sich keinen Rat weiß. Wir lasen schon, daß der *Debome* gefragt wurde, als ein Häuptling einen günstigen Platz für sein neues Dorf suchte. Der Ratschlag des *Debome* war unpraktisch: er wies dem Manne nicht eine Stelle mit felsigem Untergrund, sondern hieß ihn einen Haken hinter sich herschleifen und dort haltmachen, wo dieser sich verfange. Das große Dorf Diaple fanden wir schon Mitte Januar, also drei Monate vor Beginn der Regenzeit, fast ohne Wasser. „Der *Debome* hat uns eben diesen Platz gewiesen, und der kümmert sich nicht um das Wasser.“ Er tut eben kund, was sein De-Geist ihm eingibt.

Der *Debome* vermag sowohl in die räumliche als auch in die zeitliche Ferne zu schauen. Er kann also offenbaren, was aus einem Verwandten geworden ist, der als Sklave verkauft wurde, und er kann voraussagen, wie ein Jagdzug ausgehen wird.

Weiter vermag der *Debome* die übersinnlichen Ursachen für irdisches Mißgeschick zu erkennen. Der Dan ist der Ansicht, daß alles Übel, das ihm auf dieser Welt zustößt, einen ganz bestimmten, faßbaren Grund haben müsse, und wenn ihm dieser verborgen ist, so hat er dafür den *Debome*. Durch diese Fähigkeit erhält der *Debome* eine besonders wichtige Aufgabe im Dan-Leben, nämlich die des diagnostizierenden Arztes. Der Dan führt eine Krankheit im allgemeinen auf die zauberische

Einwirkung einer ihm feindlich gesinnten Wesenheit, Mensch oder Tier, zurück. Einmal sahen wir am Wegrand einen alten Dan mit feierlich-eindringlichen Worten auf einen Termitenhügel einreden, während seine Tochter und seine Enkelin mit Schüsselchen voll Reis hinter ihm standen. Im Dorf angekommen, erfuhren wir, daß der Mann eine juckende Hautkrankheit hatte. Der Debome hatte herausgebracht, daß jemand irgendetwas von dem Kranken, vielleicht Haare, in den Bau geworfen habe, damit ihn die Haut so zwicke, wie Termitenbisse. Der Debome gab ihm die Weisung, durch besondere Gaben die Termiten zu besänftigen.

Damit ist freilich nur der erste Schritt zur Heilung getan. Die Quelle ist verstopft, die immer von neuem Krankheit in den Patienten spie. Die eigentliche Heilung ist dann Sache eines anderen, des Lidakame, des Blättermannes (Lide = Baumblatt), der die Arzneien kennt. Er ist ein Handwerker ohne übersinnliche Begabung, ein Wurzelsepp, ein Kräuterweib (s. a. bei „Krankheiten“).

Der Arztberuf ist also zweigeteilt in Erkennen und Heiler, Diagnostiker und Therapeut. In den Büchern, die europäische Ärzte in Afrika geschrieben haben, lesen wir immer wieder die Klage, daß der Neger zuerst zu seinem schwarzen Doktor gehe, bevor er den weißen Arzt befragt. Das läßt sich verstehen. In den Augen des Negers ist der weiße Arzt nur ein Lidakame, ein Blättermann, da er ja nur Spritzen und Pillen gibt. Die eigentliche übersinnliche Ursache der Krankheit kann er nicht feststellen. Die Dan haben uns diese Ansicht einmal sehr nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht, wie wir weiter unten berichten werden (S. 180).

Die Heilmittel der Dan bestehen aber nicht nur aus Medikamenten zum Einnehmen oder Aufreiben, sondern auch aus Opfern und Verboten. Diese beiden letzteren kann nur der Debome angeben. Insofern ist der Debome also in jedem Fall auch an der Heilung beteiligt.

Wir haben nun allerdings um der Klarheit willen etwas schematisiert. Tatsächlich hat der Debome bisweilen auch Arzneikennnisse und wendet sie an. Es liegt ja nahe, daß er diesen zweiten Schritt zur Krankenbehandlung selbst tut, also Debome und Lidakame in einer Person ist. Aber seine Seherfähigkeiten als Debome sind das wesentliche an seiner Person; ein Debome kann gleichzeitig Lidakame sein, aber ein Lidakame niemals Debome.

Eine dritte wichtige Aufgabe des Debome ist die des Fetischmeisters für die Dorfmedizin, die ein jedes Dorf sich in seinen Anfangszeiten anschafft, „wenn es erst zwei oder drei Hütten hat“ (s. Abschnitt „Zaubermittel“), und für die Fetische, die einen Menschen unter seinen Mitbürgern groß und mächtig machen, wie wir es von den Saule lasen, und schließlich für Zaubermittel in allen Fällen persönlicher schicksalhafter Nöte, wie etwa, wenn eine Frau keine Kinder bekommt. Andere Fetische, wie solche für Jagd oder Hexenabwehr, sind nicht Sache des Debome. Sie werden zumeist in bestimmten Geheimbünden hergestellt.

Endlich geht man auch zum Debome, um zu erfahren, welche Verzichtshandlungen (tabus) man auf sich nehmen muß, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen oder ganz allgemein im Leben glücklich und erfolgreich zu sein.

Was für seltsame Menschen, diese Debome, und was für eigenartige Gedanken gehen ihnen durch den Kopf!

Wie soll man sich die Traumschau des Debome vorstellen? Vermag er seine Träume in eine bestimmte Richtung zu lenken, die er sich vor dem Einschlafen vorgenommen hat?

Die Eskimos auf der Nunivak-Insel erzählten mir etwas Derartiges: Eine Frau war auf einer Eisscholle ins Meer hinausgetrieben worden, „da versuchten ihre Brüder im Dorf, von ihr zu träumen, um zu erfahren, wo sie sei“.

Wie sicher ist sich doch der Debome seiner Gabe. Der Debome ist es, der dem ehrgeizigen Häuptling eine Inzesthandlung befiehlt, damit er berühmt werde; der Debome spricht zu ihm: „Töte dein liebstes Kind!“

Wir nennen den Debome am besten den „Ratgeber“, wobei wir uns darüber klar sind, daß der Debome Ratschläge gibt, die er durch seine Träume aus einer anderen Welt erhält. „Man geht zum Debome, wenn einem etwas fehlt, oder wenn man etwas Bestimmtes werden will.“ Der Debome ist ein weiser Mann, ein Helfer, ein Freund seiner Mitbürger.

Unstet und flüchtig . . .

Erzähler ist ein schwächlicher Greis in Deaple, klein, kümmerlich; er spricht aber deutlich und mit kräftiger Stimme, mit Gesten, die dem Gesagten etwas Eindeutiges geben.

Mein Vorfater Dea kam mit seinem Anhang in alter Zeit vom Lande der Dan drüben auf der anderen Seite des River Cess. Er baute sein Dorf da, wo jetzt die Gable-Mission steht. Warum er von da drüben wegzog? Nun, alle Dan kommen von dort. Als er hierherkam, waren aber schon andere Dan im Lande. Diese bekämpften ihn und seine Leute.

Einer der Krieger von Gbeibona namens Pengo sagte: „Ich werde kämpfen gegen den Mann vom anderen Ufer. Er soll hier nicht bleiben dürfen!“

Ich will dir aber erst noch etwas anderes erzählen! Pengo hatte ein Mädchen gekauft, das aber noch bei seinen Eltern lebte. Deren Bruder Songue ging zum Debome und fragte ihn: „Was soll ich tun, damit ich reich werde?“

Er antwortete: „Geh und fange deine eigene Schwester und tue das so oft, bis sie ein Kind von dir bekommt. Dann wirst du reich und über das ganze Land berühmt werden.“

Pengos Vater ging dann einmal in das Dorf dieses Mannes, um die Schwester von Songue abzuholen. Man wies ihm und seiner Frau eine Hütte an. Als er das Mädchen sah, fragte er ihren Bruder: „Wie kommt es, daß sie schwanger ist?“

Da antwortete Songue: „Weil ich mit ihr geschlafen habe.“

Das Kind wurde geboren, aber Songue wurde nicht reich und war sehr unglücklich über das, was er getan hatte. Er ging wieder zu den Zauberleuten und bat, sie möchten die Last von ihm nehmen. Sie sollten ihm eine Medizin machen, daß er wieder fröhlich sein könne. Da töteten sie ihn.

Ein anderer Mann von Deaple, namens Dagau, dem das heilige Wasser beim Dorfe Deaple I gehörte, ging auch auf die andere Seite des River Cess zu den De-Leuten, um sich beraten zu lassen.

Sie sagten: „Geh zu dem Dorf, von dem die Zauberleute den Songue getötet haben und sage den Leuten, du hättest es getan.“

Dieser Dagau hieß vorher Datogo, das heißt „Perlhuhn“. Ich will dir jetzt erzählen, wie er danach zu dem Namen Dagau kam. Er sagte also nun, er sei der Mörder.

Die Leute sprachen: „Was redest du so? Der Mann ist lange tot. Man hat nach dem Mörder gesucht und ihn nicht gefunden, und nun behauptest du, es gewesen zu sein?“ Und sie nannten ihn Dagau nach einem Affen im Busch, weil er so etwas Schlechtes getan hatte. Er ist tot, aber das Wasser heißt noch heute nach ihm, und es gehört seiner Familie, den Bewohnern von Deaple II.

Nun zurück zu Pengo! Dieser hatte eine seiner Frauen mit dem Messer gestochen, damals, als man mit dem Mann von der anderen Seite des Flusses kämpfte.

Man sagte zu ihm: „Du solltest lieber deinen Leuten helfen und gegen den Fremdling zu Felde ziehen!“

Da stieg Zorn in ihm auf. Er kam hierher und tötete einen Sohn von Dea namens Juaga. Sein Grab liegt zwischen Gable und Deaple, an einer Stelle, die durch einen großen Baum kenntlich ist, den man damals gepflanzt hat.

Die Leute sagten zu Dea: „Bringe ein Huhn, daß wir Pengo damit um Frieden bitten können!“

Dea aber sagte: „Nein“. Dann wandte er sich an alle und sprach: „Da keine Hilfe für mich ist, will ich von hier fortgehen“. Und er machte sich auf und zog nach Glale, dort hinter Butuo. Er ging zu einem Mann namens Bassu, der verwandt mit ihm war, um bei ihm zu siedeln.

Bassus Sohn hieß Venkuba. Der hatte ein schlechtes Herz. Er sagte zu Dea: „Du mußt nach Sogbou nahe beim Land der Kran gehen und dort dein Dorf bauen.“

Dea ging. Dann aber erforschte er sein Herz und sagte: „Ich bin vor meinen Feinden fortgelaufen“. Und er kam zurück und baute bei Sogbole (nicht Sogbou) hier im So-Clan sein Dorf.

Pengo sagte: „Ich bin kriegsmüde“. Er ging nach Kale auf die andere Seite des River Cess. Und so war Frieden im Lande.

Damals lebten die Leute nie lange an einem Platz, weil so viel Krieg im Lande war, und so kam Dea schließlich wieder hierher (und gründete das Dorf, das nach ihm Deaple heißt).

Zauberer-Palaver

Erzähler ist ein alter Mann im Dorf Towe.

Dobo war ein Debome bei den Dan. Einmal riefen ihn die Mano, damit er ihnen sage, wo sie eine neue Siedlung anlegen sollten. Dobo kam und machte ihnen die Medizin für ihr Dorf. Das war das Dorf Doglie im Manoland.

Dobo hatte seine Frau mitgebracht. Mit der befreundete sich nun der Sohn des Mannes, der ihn hatte rufen lassen. Dobo sagte: „Bring mir den Kerl her. Ich will keine Entschädigung. Ich will ihn töten“. Er vergrub eine Medizin im Boden, machte einen Zaun darum, stellte den Mann davor und schlug ihn mit einem Kuhschwanzwedel. Da starb der Mann auf der Stelle. Und die Manoleute sagten gar noch: „Danke, danke!“, weil sie so Angst vor ihm hatten; er hatte ja auch ihre Dorfmedizin gemacht.

Dobo hatte einen Sohn Kei. Der kam jetzt aus dem Dan-Land östlich des River Cess zu seinem Vater ins Manoland. Dort machte er Freundschaft mit einer Frau, und diese sagte es hernach ihrem Mann. Der sprach zu Dobo: „Als einer von uns deiner Frau nachlief, tötetest du ihn. Nun bring du deinen Sohn, damit wir ihn töten“.

Die anderen Leute aber steckten die Köpfe zusammen und sagten: „Wenn wir Kei töten und Dobo am Leben lassen, wird er die Medizin von unserem Dorf nehmen und es wird zusammenbrechen. Drum wollen wir gleich alle drei, Dobo, Kei und die Frau, töten“.

Nun war da ganz nahe bei Doglie das Dan-Dorf Baple. Als die Baple-Leute von dem geplanten Anschlag gegen ihren Landsmann Dobo hörten, gingen sie zu ihm und warnten ihn. Dobo machte eine Pulvermedizin und stäubte sie abends über den ganzen Ort Doglie, damit alle Leute fest schliefen. Im Morgengrauen lag das Dorf noch tief im Schlaf – da verschwanden sie schnell und kamen nach Beletuo. Als die Manoleute erwachten, fragten sie: „Wer verriet dem Dobo, was wir vorhatten?“

Der Häuptling der Baple-Leute sagte: „Ich war es“.

„Dann müßt ihr fort von hier“, sprachen die Mano. Und so kamen sie hierher und gründeten Baple hier bei Towe.

Dobo kam also zu Basia und Sifiaba. Aber er meinte: „Ich habe Zauberkräfte und kann darum nicht mit euch zusammen in einem Dorf wohnen. Ich will mir eine eigene Siedlung bauen“. Er hatte einen Holzhaken, auf den rieb er Medizin und zog ihn hinter sich her. Beim Suofluß blieb er hängen. Da setzte sich Dobo hin und hier baute er das Dorf Sali, weil all die Sa-Leute kamen, um es mit ihm zu bauen. Später zogen sie dann alle hierher und bauten das Dorf Sakuila.

Wie ein fremder Zauberer die Dan-Zauberer versuchte

Erzähler ist ein Mann vom Clan der Saule, die Zaubermittel bereiten.

Es kam einmal ein Mann namens Dazolu vom Stamm der Kran zu uns. Seine Frau hieß Yede. Er war ein großer Mediziner und kam, um die Sau-Leute zu versuchen.

Zuerst ging er zu einem Mann namens Uiya Debu. „Ich komme, um zu sehen, was an eurer Medizin dran ist“, sagte er.

Der Sau-Mann ging in den Busch und kam mit gewissen Kräutern wieder.

„Das da ist keine rechte Medizin, das brauchst du gar nicht erst zu stampfen (die Blätter werden sonst im Holzmörser zerstampft). Zeige mir einen anderen, den ich nach seiner Medizin fragen kann!“

Uiya sagte: „Äh, du sagst, ich bin kein rechter Mediziner und ich soll dir einen anderen zeigen?“ Dann führte er ihn aber doch zu einem, der hieß Yia Bobu.

Yia Bobu holte auch Blätter. Dann nahm er zwei Mörser und sagte: „Ich werde diese schweren Holzmörser tanzen lassen“.

Da meinte Dazolu wieder: „Für mich ist das nichts Besonderes, Mörser tanzen zu lassen. Zeig mir einen richtigen Zauberer!“ Da wies man ihn zu einem namens Tua.

Tua nahm eine Katze, zog ihr das Fell ab und rieb schwarze Kohle darauf. Dann sagte er: „Tanze!“ Da tanzte das Katzenfell.

Aber wieder meinte Dazolu: „Der Zauber ist nicht groß genug für mich. Ich habe eine Medizin in einem Eichhörnchenfell, die wird hier in eurem Dorf ein Bad nehmen“. Er nahm das Zaubermittel und hing es in eine Hütte. Dann rief er den Vögeln: „All ihr Vögel des Dorfes, kommt und nehmt ein Bad in dieser Hütte“.

Da flogen viele Vögel in die Hütte, Hühner, Enten, Nektarvögel, und flogen ein und aus.

Danach sagte er: „Ich will immer noch einen anderen Zauberer von euch sehen!“

Da schickte man ihn ins Dorf Tangué zu einem Mann namens Göju. Als er dort angelangt war, sprach er zu Göju: „Ich komme zu dir wegen einer Medizin“.

Göju antwortete: „Oh, du junger Mann, du bist so lange in unserem Lande, bleibe in dieser Hütte über Nacht!“ Als Dazolu einmal in der Nacht aufwachte, fand er sich mitten im Urwald, weder in einer Hütte noch in einem Dorfe. Am anderen Morgen fragte er Göju: „Aber wo schliefen wir denn vorige Nacht?“

„Ich weiß es nicht, wo du geschlafen hast.“

Dann kochte Göju Reis und brachte ihn Dazolu in seine Hütte. Als Dazolu die Schüssel nahm, da wuchs der junge Reis vor ihm in die Höhe und es waren keine Reiskörner mehr in der Schüssel.

Nun sprach Göju: „Laßt uns Wasser für des Fremden Bad wärmen!“ Dazolus Frau trug das Wasser für ihn in die Badehütte. Als dieser sich aber das Wasser auf den Rücken sprengte, da wurde es zu Salz.

Wieder wurde es Nacht. Als Dazolu aufwachte, fand er sich in einem Fluß, und nur sein Kopf sah aus dem Wasser. Als er am nächsten Morgen fragte, wo sie denn in der Nacht gewesen seien, antwortete Göju wieder, er wisse es nicht.

Dazolu ging ein wenig vor das Dorf spazieren. Als er zurückkam, hatten die Leute seine Zaubermittel in große Schafe verwandelt, die ihm den Eingang wehrten. Da klagte Dazolu: „Alles, von dem meine Macht abhing, hat sich in Schafe verwandelt. So ergebe ich mich euch“.

Die Sau-Leute sprachen: „Du mußt uns eine Kuh bezahlen. Wir sind Sau-Leute, und nun siehst du, wie es geht, wenn einer uns über sein will“.

Da sandte Dazolu jemanden in sein Dorf und ließ eine Kuh kommen. Nun machten die Sau-Leute ihm eine Medizin mit Namen Kauqui nach dem Affen Kau, der ein schwarz-weiß-rotes Fell hat, das man Kau nennt.

Als Dazolu dann nach seiner Heimat aufbrach, sagte Göju zu ihm: „Es werden Krieger auf dem Pfad auf dich lauern und versuchen, dich zu fangen. Aber sie werden dir dann doch nichts tun. Sie werden dich überwältigen und dir ein Gewehr geben, damit du auf ihrer Seite kämpfst. Dieses Gewehr soll deine Medizin sein“.

So kam es. Als Dazolu heimging, machte er einen Abstecher wegen eines alten Prozesses; da brach gerade Krieg aus, man fing ihn und gab ihm ein Gewehr, damit er auf der einen Seite mitkämpfe. Dazolu aber blieb heimlich in dem Dorf, als alle anderen Krieger in den Busch zogen. Dann machte er sich auf, seiner Heimat zu. Tanzend und singend schritt er dahin.

Von da ab wurde er immer mächtiger, bis er alle Leute weithin beherrschte und reich wurde wie der alte Großhäuptling Towe. Er ist der einzige Mann, der es je probiert hat, die Sau-Zauberer zu versuchen.

Verbote

Ein jeder Dan, Mann, Frau und Kind, hält sein Leben lang eine Reihe von *Verboten*. Im allgemeinen sind es Eßverbote, und meistens beziehen sie sich auf Tiere, sowohl Haustiere als Wild; aber wir fanden auch Pflanzen und den Palmwein darunter. Weiter gibt es Verbote, die sich auf Gegenständliches beziehen, z. B. das Anbringen von hölzernen Pforten an der Hütte. Eine Dan-Familie durfte ihre Hütte nicht mit Gras decken.

Das Verbot kann für eine einzelne Person gelten, für eine Familie oder die ganze Sippe, oder auch für ein Dorf und einen Clan, also auch für soziale Körper, deren Mitglieder nicht unmittelbar verwandt sind. Auch die Dan als ganzes Volk haben einige Verbote gemeinsam.

Wir erfahren, daß die Verbote meist schon seit mehreren Generationen in der betreffenden Einheit vererbt wurden. Die Ehefrau nimmt die Verbote des Mannes zu den ihren an. Die Kinder nehmen die väterlichen Verbote, der älteste Sohn auch die der Mutter, an.

Es gilt als schwere Beleidigung, einem Menschen das ihm verbotene Tier zum Essen vorzusetzen. Auch wenn es aus Unkenntnis geschieht, ist man ihm eine Sühne schuldig.

Fragen wir einen Dan, wie seine Familie dazugekommen sei, gerade dieses Tier zu schonen, so erzählt er uns eine Geschichte, die er von seinen Vätern gehört hat. Sie gibt die Herkunft des Verbotes in einer durchaus phantastischen, märchenhaften Weise an, die nie der wirkliche Ursprung des Verbotes sein kann. Die Erklärungen sind immer von einer der beiden folgenden Arten: entweder das betreffende Tier hat den Ahnen einmal aus Gefahr gerettet, so daß man es jetzt zum Dank schonen

muß – oder es heißt, eine Ahnfrau habe außer ihren Kindern einmal ein Tier der betreffenden Art geboren, so daß man sich mit dieser Tierart verwandt fühle.

Nun sind wir aber bei den Dan in der Lage, das Entstehen von solchen Verboten heute noch fortwährend beobachten zu können. Ein Mann kommt zum Debome und wünscht ein Zaubermittel, um wohlhabend zu werden. Der Debome macht die Medizin und gibt ihm gleichzeitig auf, fortan keine Schwarzantilope mehr zu essen; die Medizin fordert das, sonst wird sie nicht wirken. Irgendeine ursächliche Verbindung zwischen dem Zweck der Medizin und dem Verbot besteht nicht. Nur einmal fanden wir eine solche: einem Mann, der wegen Kinderlosigkeit zum Debome ging, wurde befohlen, keine Welse mehr zu essen. Die Welse sind die Ahnenfische, sie senden die Kinder (s. S. 186 ff.).

Bewährt sich das Zaubermittel, so geht es mitsamt dem Verbot auf die Nachkommen über.

Wir können freilich nicht mit Gewißheit sagen, ob die alten Verbote, um die sich Geschichten ranken, ursprünglich ebenso als Gebote des Debome entstanden sind.

Es ist zu bemerken, daß Dan, die zufällig das gleiche Verbotstier haben, deshalb nicht als Verwandte angesehen werden und daß sie daraus keine sozialen Folgerungen, etwa ein Heiratsverbot, ableiten. Andererseits erkennen sich Sippenangehörige, die räumlich getrennt wohnen, bisweilen an der bestimmten Gruppe von Verboten, die sie halten. In einer unserer Geschichten mahnt einer den fortgezogenen Verwandten: „Du issest keine Schimpansen und Ziegen, deshalb sollst du nicht so weit fortziehen!“

Verschiedenes zu den Verboten:

1. Bei den Borple-Leuten werden viele Ziegen und Schafe gehalten, obgleich sie „verbotene Tiere“ sind, aber sie bringen keinerlei Nutzen. Wenn eines der Tiere stirbt, geben sie es den Mandingo, die es essen.
2. Stellt ein Debome bei der Geburt eines Kindes fest, daß es die Wiedergeburt eines Menschen ist, der früher lebte, so nimmt es dessen Verbote an.
3. Nur in einem einzigen Falle wurde uns berichtet, daß ein Mann sich nach seinem Tode in das Verbotstier der Familie verwandelte (Hund). Dieses Ereignis war so außergewöhnlich, daß sich die betreffende Familie entschloß, von ihrem Dorf fortzuziehen.
4. Zwillingen gibt man einmal die Zwillingsverbotstiere zu essen, nämlich Schlangen und Schwarzantilopen, „damit sie vergessen, daß sie Zwillinge sind“ (weil sie als zauberisch begabt gelten, s. S. 170).
5. Zwei Tiere werden von vielen Menschen aus freien Stücken geschont: der Schimpanse wegen seiner Menschenähnlichkeit – „er kann gehen, sprechen, handeln wie ein Mensch, und man sieht ihn mit den Händen essen, wie es die Menschen tun“ – und das Schaf, wie ich vom Stamm der Bassa hörte, weil es sich beim Schlachten so ganz und gar nicht zu Wehr setzt.
6. Es kann, wie gesagt, auch ein Dorf als ganzes ein bestimmtes Verbot haben, obgleich es sich ja aus verschiedenen Familien zusammensetzt, die mitunter nicht miteinander verwandt sind. So gibt es z. B. das Dorf Zeadle, das keine Affen tötet. Infolgedessen kommen dort die Affen allabendlich ins Dorf und holen sich – so wurde uns erzählt – ihr Abendessen unbekümmert aus den Mörsern und Kochtöpfen der Frauen. Andere Dörfer schonen bestimmte Vögel, die am Dorfrande nisten. Immer hat man das Gefühl freundschaftlicher Zutunlichkeit diesen Tieren gegenüber, nicht etwa Furcht oder Verehrung. Von diesen Verboten geht es unmerklich über zu Stadtgesetzen, die keinen solchen „höheren“ Sinn mehr haben. Irgendetwas ist verboten, z. B. eine Matte mit der Rückseite nach oben in die Sonne zu legen. Diese Gesetze dienen oft dazu, Fremde hereinzulegen. Kommt da so ein reicher Mandingo und legt seine Matte mit der falschen Seite nach oben, gleich wird er vom Ältestenrat verurteilt, und zwar oft so schwer, daß er die Strafe nicht bezahlen kann und seinen eigenen Diener oder gar Sohn für ein Jahr als Pfand zurücklassen muß.

Nicht zu verwechseln mit den Stadtverboten ist das Weihetier. Der Debome kann ein Huhn, eine Kuh oder ein anderes Tier des Dorfes bestimmen, das man nicht schlachten darf.

Die Verbote der Häuptlingsfamilie

Erzähler: Sango in Kample.

Zu der Zeit, als unser allererster Vorfahr lebte, konnten gewisse Hexenmenschen sich in Krokodile verwandeln. Als unser Ahn einmal auf einem Baumstamm über einen Fluß ging, schnappte ihn ein Krokodil, zog ihn in das Wasser und immer weiter bis zur Quelle des Flusses und dort in die Erde hinein.

Der Menschen-Alligator brachte ihm dann etwas zu essen. Unser Ahn saß unter der Wurzel des Baumes, der die Nüsse trägt, die diese Familie heute nicht essen darf. Nun ist es so, daß der Vogel mit dem langen Schnabel – Sonja – immer auf diesen Baum fliegt, um die Nüsse zu fressen, und das kleine fingerlange Tier Vo liebt die Nüsse auch.

Nun kam Vo und fraß die Nüsse, und einmal, als der Menschen-Alligator gerade fort war, drang des Vogels Fuß durch ein Loch in die Höhle, in welcher der Mann war. Da konnte er durch das Loch den Himmel sehen.

Als der Mann das Loch in der Decke seiner Höhle sah, kratzte er es mit den Händen größer und öffnete so sein Gefängnis. Er entkam, hieb sich einen Pfad durch den Busch und kam so in sein Dorf zurück.

Er war nun etwa zweieinhalb Jahre von zu Hause weggewesen. Die Leute im Dorfe hatten um ihn geklagt, und schließlich sagten sie: „Da ist eben nichts zu machen, er muß irgendwo im Busch umgekommen sein!“

Sie veranstalteten jetzt ein großes Fest, zu dem viele Leute aus der Umgebung kamen und etwa zehn Kühe geschlachtet wurden. Als sie gegessen und gespielt hatten, stellte er sich auf einen erhöhten Platz und sprach zu all den vielen Leuten: „Wenn irgendeiner von unserer Familie zu euch in eure Dörfer kommt, dürft ihr ihm diese drei Dinge nicht zu essen geben: die Nüsse, das Vögelchen und das kleine Tier. Denn das sind unsere Brüder. Sie retteten mich“. Auch seiner eigenen Familie verkündete er das und fügte hinzu: „Denn sonst müssen wir sterben. Weil sie mich gerettet haben, müssen wir sie nun auch schonen. Wir tun ihnen das gleiche Gute, das sie uns getan haben. Wir gehen in den Busch und jagen doch diese Tiere nicht, wir sehen die Nüsse und stecken sie doch nicht in den Mund. Wenn einer von unserer Familie aus Versehen eines von diesen Tieren in der Falle fängt, und es lebt noch, so läßt er es laufen, und wenn es tot ist, gibt er es einem anderen oder er läßt es einfach da liegen und verwesen“.

Weshalb die Do-Sippe keine Hunde ißt

Erzähler ist der Häuptling des Dorfes Blona.

Es lebte ein Mann namens Gamefu in einem großen Dorfe. Gamefus Enkel Gi starb, während er in einem anderen Dorfe war, und die Leute dort gaben ihm sein Gewehr mit ins Grab, ohne zu wissen, daß er es nur geliehen hatte.

Zwei Jahre danach kamen die Leute, denen das Gewehr gehört hatte, und verlangten es von Gamefu zurück. Gamefu bot ihnen eine andere Flinte an. „Nein, wir wollen unser Gewehr!“

„Aber das wurde doch vor zwei Jahren mit meinem Enkel begraben!“

„Das ist uns gleich – grab es aus!“ So mußte das Grab geöffnet werden, um das Gewehr, das schon in Stücke zerfallen war, zurückzugeben.

Ein Jahr danach gingen die jungen Leute jener Familie zum Jagen. Einer von ihnen fiel hin, und ein Holz verletzte ihn in der Seite. Eine von Gamefus Frauen fand ihn. Die Eingeweide waren herausgetreten. Die Frau schob diese zurück und zwängte eine Muschel unter die Haut, um ihnen Halt zu geben, dann vernähte sie die Wunde. Nach drei Monaten genas der Mann.

Wieder ein Jahr später ging Gamefu zu der Familie und forderte seine Muschel zurück.

„Wie könnten wir die zurückgeben? Wir wollen euch viel Geld dafür geben.“

Gamefu aber wies das Geld zurück. Zwei Jahre lang stritt man darüber, dann wurden die Leute verurteilt, die Muschel aus dem Mann herauszuschneiden.

Nun wollte diese Familie den Gamefu und seinen Anhang aus dem Dorfe jagen. Er weigerte sich aber fortzuziehen, und es gab darüber Krieg. Viele von Gamefus Leuten wurden getötet, aber schließlich verließ die andere Partei das Dorf. Doch der Krieg dauerte an.

Nun holte Gamefu sich einen Debome (Ratgeber), damit er ihm eine Medizin mache, die ihm den Krieg gewinnen helfe. Der Debome nahm einen Hund und rieb ein Zaubermittel auf ihn, daß er bellen würde, wenn der Feind sich nahe. Und wirklich, als die Krieger kamen, warnte das Tier. Zwar kam's zum Kampf und der Hund wurde dabei getötet, aber Gamefu siegte doch, weil der Hund den Feind rechtzeitig gemeldet hatte. Da sagte der Zauberer: „Von jetzt an darf deine Familie keine Hunde mehr essen“.

(Die Dan essen im allgemeinen keine Hunde. Eine Nachbarsippe der Do aber, die Gbea, tut das. Zu den Gbea gehören die Dörfer Betuo, Gle, Nuopie. Sie hatten früher ihren eigenen Clan-Häuptling, der ein großer Krieger war. Die Gbea essen ihrerseits keine Schimpansen und keine Ziegen.)

Ein Mann der Do starb und verwandelte sich in einen Hund. Da sagte man unter den Do: „Wir müssen hier wegziehen“. Und so zogen die Do fort und kamen an den Rand des Gebietes, das zu Tapita gehört. Sie kamen an einen Fluß Saidlu und sahen keine Möglichkeit, ans andere Ufer zu gelangen. Sie sagten: „Wir müssen eben hinüberschwimmen“. Viele stiegen also in den Fluß, aber Gamefu nicht. Man baute ein Floß und so gelang's ihm auch.

Nun schnitt Gamefu einen Hakenstock, band eine Schnur daran und sagte: „Wo er hängen bleibt, da bauen wir unser Dorf“. Wo heute das Dorf Blonaple ist, verding er sich. Als sie den Platz für die Dorfanlage säuberten, fanden sie Elfenbein. Danach nannten sie die Siedlung Elfenbeindorf = Blosona, und daraus ist dann Blona geworden, der Name, den dieses Dorf heute trägt.

Dort starb Gamefu. Sein Sohn hieß Fanlu. Der hatte mehrere Söhne: Simola, Tambu, Su, Dea, Sea, Diabli und Gi. Gi ist der, der damals verunglückte und mit dem Gewehr begraben wurde.

Schafskinder

Erzähler ist der Häuptling „Tau“ des Dorfes Zuole auf der Straße von Zakripie nach Tapita, den ich im Dorf Zea befragte. Zea und Zuole gehören zum Do-Clan.

Die Zuo-Leute kommen von dem Borple-Gebiet, das man auch Biu nennt. Unser Vorfahr war dort ein reicher Mann. Aber er bekam kein Kind. Alle seine Brüder und Schwestern hatten Kinder, nur er nicht. Da ging er zum Debome, damit dieser ihm einen Zauber mache. Der Debome machte eine gebrannte Medizin, die er auf Maniok rieb, und sprach: „Nur ein Schaf kann ein Kind von dir gebären! Eine Frau wird nie ein Kind von dir haben.“

Der Häuptling legte den Maniok vor den Schafstall, das Schaf fraß ihn und wurde trächtig. Und eines Tages, als sie den Stall aufmachten, da hatte das Schaf einen Menschenknaben geboren. Man rief den Häuptling herbei, und man nannte das Kind „Blanakunse“, das heißt „Sorge gut für ihn“.

Der Häuptling zog den Knaben auf und er gedieh aufs Beste. Als er erwachsen war, starb der Vater. Inzwischen hatte das Schaf noch eine ganze Anzahl anderer Menschenkinder geboren.

Der Sohn sprach: „Ich will meinem toten Vater eine Kuh opfern.“ „Wie willst du eine Kuh opfern, da du doch selbst ein Tier bist“, meinten die andern Angehörigen. Und sie verbargen alle Schlachtmesser, so daß es nicht geschehen konnte.

Nachts aber erschien der tote Vater dem Sohn im Traum und gab ihm zwei der verborgenen Messer. Als der Morgen kam, schlachtete er damit eine Kuh. Und es gab großen Streit zwischen seiner Familie und den ferneren Verwandten, die ihm das Opfer hatten verwehren wollen. Da nahm der Schaf-Sohn alle seine Kinder und zog mit ihnen fort und hierher nach Zuole.

Daher dürfen alle diejenigen Mitglieder des Do-Clans, die in Zuole leben, keine Schafe essen. Hier in Zea ißt man dagegen keine Rot-Antilope.

Zauber Macht „Ndi“, Zwillinge

Es will uns nicht gelingen, eine Definition für das zu finden, was wir unter *Zauber* verstanden haben möchten und was jeder Dan ohne weiteres mit dem Wort „Ndi“ zusammenfaßt. Sagen wir grob: nicht alltägliche Kräfte oder Wirkungen, die von Mensch oder Ding ausgehen.

Die Zauber Kraft kann unmittelbar im Menschen selber sein, und zwar ist sie es dann von Geburt an. Oft kann man das bei der Geburt schon daran erkennen, daß das Kind seltsame Fähigkeiten hat, daß es etwa schon Zähne hat oder „sprechen kann“. Ein Mann, der selbst Zauber Kraft hat, kann es

einem Kinde ansehen, daß es ebenfalls ndi hat. Das ist durchaus keine negative Eigenschaft – im Gegenteil! Menschen mit Zauber Kraft sind z. B. als Mitglieder in Geheimbünden willkommen, weil sie die zauberische Macht des Bundes stärken. Auch ich selbst habe meine Aufnahme in fünf ihrer Bünde zum Teil dem Umstand zu verdanken, daß die Dan mich für mit Zauber Kraft begabt halten, während sie an sich glauben, daß Weiße diese Eigenschaft nicht besitzen können.

Solche Kinder mit ndi sucht man aus, um sie als „Schlangemädchen“ (s. S. 230) oder als „heilige Mädchen“ der Axt-Gesellschaft (s. S. 221) auszubilden. Ein normales Mädchen wäre dazu nicht tauglich. Im Dorfe Diaple beobachteten wir während mehrerer Tage zwei Mädchen, die sich immer in der Nähe unserer Hütte herumtrieben, und obgleich sie noch nicht das Reifealter erreicht hatten, ständig mit den jungen Burschen des Dorfes flirteten. Sie waren bis vor kurzem Schlangemädchen gewesen. Auch wir waren von ihrem Liebreiz „bezaubert“. Die Dan erkennen willig und bewundernd diese Sondereigenschaften an, den „Zauber“, der von manchem Wesen ausgeht, und so spricht er ihm Zauber Kraft zu.

Am seltsamsten geboren ist für den Dan der Zwilling. Alle Völker der Erde werden ja durch dieses Ereignis irritiert.

Wir müssen bedenken, daß man bei einem Naturvolk viel seltener eine Zwillinggeburt erlebt als bei uns. Diese Völker leben ja meist in kleinen Dörfern, von denen sie sich nicht allzuweit entfernen, so daß der Einzelne in seinem Leben längst nicht so viele Menschen sieht wie wir in unseren volkreichen Städten und während unserer ausgedehnten Reisen. Unter hundert Menschen werden nun nur zwei als Zwillinge geboren. Ein Neger wird also in seinem Leben nur einigen wenigen Zwillingen begegnen. So wirkt das Ereignis für ihn viel seltsamer. Dabei sind es gewiß nicht die eineiigen Zwillinge, die durch ihre unbegreifliche Gleichheit seine Phantasie in Schrecken setzen, denn sie machen wieder nur etwa ein Viertel aller Zwillinggeburten aus, werden also den meisten Negern überhaupt nie zu Gesicht kommen. Nein, es ist die Tatsache der Doppelgeburt selbst, die so unheimlich wirkt.

Viele Völker reagieren darauf durch den Mord an einem der Kinder. Sie geben dafür auch Gründe an, aber recht verschiedene. So bringen die Indianerfrauen einen Zwilling um, weil sie sich schämen, so wie die Tiere mehrere Junge auf einmal geboren zu haben. Die Eskimos ihrerseits sagen: zwei Kinder, zwei Väter – also bringt die Mutter selbst eines der Kleinen um, bevor der Vater etwas davon gemerkt hat. Die Dan bewegt die Furcht, daß das – wie ihnen scheint – unnatürlich geborene Wesen ungewöhnliche, gefährliche Eigenschaften haben könnte. Sie sagen: „Wir wissen eben so gar nicht, wo die Zwillinge herkommen.“ Da halten sie es für die beste Lösung, aus der Doppelgeburt eine normale, einfache zu machen. Doch scheuen die Dan den Mord in diesem Falle, wahrscheinlich auch aus Furcht vor der Rache der Zwillinge, und so überlassen sie es den Zwillingen selbst, zu entscheiden, ob sich einer von ihnen wieder in die Welt zurückziehen will, aus der sie gekommen sind. Sie lassen bald nach der Geburt ein schon herangewachsenes Zwillingpaar allein zu den Zwillingen gehen mit dem Auftrag, diesen die Speisen der Erwachsenen, Reis mit Palmöl, in den Mund zu geben. Essen die Säuglinge diese, so werden sie am Leben bleiben, verweigert sie aber einer von ihnen, so zeigt er damit an, daß er nicht erwachsen werden wird. Und in der Tat stürben solche Zwillinge immer. Das läßt sich leicht erklären. Die Mutter wird wohl das Kind, das seinen eigenen Tod vorausgesagt hat, fortan gar nicht mehr richtig ernähren, sondern die Nahrung, die sie hat, dem anderen zukommen lassen, und so stirbt dann das Kleine wirklich.

Wir müssen allerdings hinzufügen, daß diese Deutung, es handle sich um einen verschleierte Mord, vielleicht nicht zutrifft. Auf die Frage nämlich, ob man schon Drillinge erlebt habe, wurde uns erwidert: „Ja, einmal, und da haben wir eines der drei Kinder umgebracht. Zwillinge sind uns aber willkommen, die lassen wir am Leben“. Sie scheuten sich also nicht, den Drilling umzubringen und uns das zu sagen. Warum sollten sie dann bei den Zwillingen nicht ebenso offen zu Werke gehen?

Zumindest heute ist ihnen also nicht bewußt, daß ihre Reis- und Ölprobe einem Mord gleichkommt. Kommen Zwillinge zur Welt, so ruft man einen Debome (Ratgeber), um nach seinem sachverständigen Rat alle gebotenen Maßnahmen zu ergreifen. Hierzu gehört, daß nach der Zwillings-Geburt erst ein anderer Mann mit der Mutter schlafen muß, bevor sich der Gatte ihr wieder ehelich nähern darf. Gleich nach der Geburt zeigen die Zwillinge wunderbare Eigenschaften: „Wenn ein gewisser Hexensucher, der ihnen zugeteilt ist, zu ihnen allein in die Hütte geht, so können sie sich aufsetzen und mit ihm aus einem Topf essen, ja ihm ihren Namen nennen. Bald merkt man, daß sie Zaubereigenschaften haben und besonders schlau sind. Es gibt darum zahlreiche Märchen, in denen ein Zwillingspaar die Rolle des klugen kleinen David spielt, der durch seinen Verstand mit einem grobschlächtigen Bösewicht fertig wird.

Zwillinge haben eine große schwarze Schlange „hinter sich“; die können aber die gewöhnlichen Menschen nicht sehen. „Wenn man sie aber ärgert, dann können sie einem die Schlange in die Hütte schicken; will man die Schlange töten, so verschwindet sie einfach. Die schwarze Schlange ist nicht giftig, aber sie erschreckt die Leute.“ Einmal wird gesagt, die Zwillinge seien eben dadurch von den anderen Menschen verschieden, daß sie die schwarze Schlange zu ihren Diensten haben. Tötet ein Zwilling eine von diesen Schlangen, so muß er sterben.

Beim Aufziehen der Zwillingskinder – wenn sie beide am Leben bleiben – muß man folgendes beachten:

1. man muß ihnen eine kleine, mit Leder überzogene Maske geben; solange sie klein sind, wird sie zwischen die Kinder gelegt, wachsen sie heran, dann wird sie von ihnen abwechselnd getragen, bei einem Pärchen vom Knaben; besonders auf Reisen müssen sie die Maske mithaben;
 2. man muß den Zwillingen oft etwas schenken, und zwar immer beiden dasselbe;
 3. sie müssen immer gleich angezogen sein, gleiche Schmuckstücke tragen;
 4. Zwillinge dürfen keine Schwarzschnaken und Schwarzantilopen essen; man kocht ihnen aber einmal, solange sie noch klein sind, gerade diese verbotenen Tiere, „damit sie vergessen, woher sie kamen“, „damit sie keine Zauberei machen können“, und „weil sonst eines Tages einer den anderen totschiessen wird; so aber vergessen sie ihr Zwillingssein.“
 5. Vater und Mutter der Zwillinge dürfen fortan auch keine Schwarzantilopen mehr essen.
 6. wenn ein Regenbogen bestimmter Art am Himmel ist, dürfen Zwillinge nicht ausgehen.
- Aus den Zwillingen können späterhin Ratgeber, Hexenfänger, oder allgemein Leute „mit Zauberkraft“ werden. „Manche können träumen, aber sie haben keine Zauberkraft.“ Kurz, nur das Außergewöhnliche ihrer Natur steht fest, nicht aber die Richtung, die es nehmen wird.
- Wir hatten bei den Dan einen Koch, Sohn des Großhüptlings Mongru, der als Zwilling geboren war (s. Erz. S. 173). Er erzählte uns, wie er z. B. einmal als Kind von einer Nebenfrau des Vaters gescholten worden war. „Als sie dann abends ihren Reis kochte, zerbarst ihr der Topf auf dem Feuer, und die ganze Mahlzeit war verloren. Ich aber saß in der Hüttencke und lachte bloß.“ Ein solcher Mensch wird natürlich von seinen Mitbürgern gefürchtet, aber wie weit das geht, ist doch überraschend. Da waren die beiden Zwillinge von Mongru, die schon, als sie noch kleine Buben waren, von ihrem eigenen Vater, dem mächtigen Großhüptling, so gefürchtet wurden, daß er ihnen nie ein strenges Wort sagte. Den beiden Lausbuben gefiel das nicht schlecht, sie nutzten Vaters Angst für allerhand kleine Erpressungen aus. „Nie übervorteile einen Zwilling. Er würde dir sehr schaden.“ Dabei gilt übrigens immer der als der gefährlichere, der nach unseren Vorstellungen der jüngere ist, der später Geborene. Die Dan stellen sich vor, daß dieser der stärkere sei, „weil er den anderen vorausgeschickt hat“.
- Der Erstgeborene heißt Ze, der zweite Pi („vor“ und „nach“), bei Mädchen Koa und Yu. Sie bekommen aber außerdem noch gewöhnliche Namen.

Ein Zwillingspärchen wird nicht so ungerne gesehen wie Zwillinge gleichen Geschlechts. Dafür geben die Dan einen eigentümlichen Grund an: die Zwillinge könnten später im Leben den Wunsch haben, Vater oder Mutter zu töten. Bei einem Pärchen würde der Knabe die Mutter, das Mädchen den Vater opfern wollen, und sie würden sich nicht einigen, während zwei Knaben rasch schlüssig wären, die Mutter umzubringen, zwei Mädchen den Vater. Frau Donner hat bei den Kran erfahren, weshalb sie diesen Wunsch haben könnten: „das zweite Kind, meint man, müsse sich seine Seele durch Tötung eines anderen Menschen verschaffen“.

Der Leser wird sich vielleicht hiernach und besonders nach den folgenden Erzählungen unseres Koches Gö, der selbst ein Zwilling ist, fragen, ob Zwillinge vielleicht aus irgendwelchen, uns noch unbekannteren Gründen zu geistiger Abnormität neigen. Wir haben darum zwei deutsche Zwillingsachverständige gefragt, ob man etwa in Gefängnissen oder Irrenhäusern besonders häufig Zwillinge antreffe. Wir erfuhren, daß dies nicht der Fall sei, daß man kein ungewöhnliches Verhalten bei Zwillingen feststellen könne.

Zwillingsgeschichten

Erzählt von unserem Koch Gö, einem Sohn des Großhüptlings Mongru. Gö ist selbst ein Zwilling. Er mag etwa sechzehn Jahre alt sein, ist geschickt und hat ein zurückhaltendes Wesen. Sein Gesicht ist hübsch, man möchte nach seinem Ausdruck keine besonderen Eigenschaften in ihm vermuten. Erst als wir ihn gegen seinen Willen noch in unserem Dienst behalten müssen, sehen wir ihn bisweilen dumpf brütend in einer Ecke hocken. Ab und zu kommt Gö von selbst, wenn wir gerade keine anderen Erzähler um uns haben, und sagt, er wolle uns etwas berichten. Es ist dann immer eine Zwillingsgeschichte, die er selbst miterlebt hat, oder in der er selbst eine Rolle spielt. Er bekommt dafür kein Geschenk von uns, erzählt also aus eigenem innerem Drang. Ab und zu baten wir ihn von uns aus, uns etwas zu erzählen; zwei- oder dreimal sagte er dann, es sei ihm jetzt nicht drum zu Mute. Er erzählt Erlebnisse, die uns oft sehr unwahrscheinlich, wenn nicht gar als rein erdichtet erscheinen, aber er tut das mit ernstem Eifer, und auch die anderen Zuhörer äußern nie Unglauben, sondern lauschen aufmerksam den wundersamen Dingen, die Gö zu berichten weiß. So möchten wir auch hier wiedergeben, was er uns gesagt hat, für den Fall, daß es in späterer Zeit einmal von einem Standpunkt aus interessant sein möchte, den wir heute noch nicht einzunehmen vermögen.

Als wir, mein Zwillingsbruder Ka und ich, geboren wurden, ließen die Leute vier Tage vergehen, nachdem die Nabelschnur abgefallen war. Dann sandten sie nach einer Frau namens Ze, die ein Zwilling aus dem Dorf Zologbatuo war. Diese hatte noch viel mehr Zauberkraft als wir beiden heute. Meine Mutter – sie heißt Quetti – kochte Reis und schüttete rotes Palmöl darauf. Nun trugen die Leute den Reis in eine Hütte, brachten uns zwei Kinder auch dorthin, und dann ging Ze, die Zwillingsfrau, alleine zu uns. Sie gab uns den Reis und wir aßen ihn alle beide. Die Leute staunten und sagten: „Oh, die beiden Buben werden lange leben!“ Und sie fingen an, zur Feier des Ereignisses Spiele zu spielen. Unser Vater, der Großhüptling Mongru, schenkte Ze ein Frauentuch. Wie wir größer geworden waren – wir mochten etwa zehn Jahre alt sein – wurden in Seaule auch Zwillinge geboren. Da sandten die Leute dort nach Ka und mir, daß wir den Zwillingen den Reis gäben. Mongru sagte: „Sie haben nach uns gesandt, da wollen wir auch gehen“. Andere Leute aber meinten: „Die beiden Kinder sind doch noch nicht fähig, Zwillingen den Reis zu geben!“ Da gingen wir zwei alleine nach Seaule.

Als wir nach Seaule kamen, wiesen uns die Leute dort eine schöne Hütte an, darin zu wohnen. Die Mutter der neugeborenen Zwillinge reichte uns eine weiße Colanuß. Dann gingen wir zu den Zwillingen. Wir fragten, wie alt sie seien. Zwei Tage. Da blieben also noch zwei Tage zu warten.

Man gab uns feines Essen. Als wir danach durchs Dorf gingen, sagten die Leute: „Diese Kinder können doch den Zwillingen noch nicht den Reis geben!“ Als Ka das hörte, lachte er.

In der Nacht kamen viele Hexenleute in unsere Hütte, um zu erproben, ob wir Zauberkraft hätten. Ich kann dir nicht sagen, wie sie aussehen, aber wenn ihr sie sehen wollt, kann ich euch etwas in die Augen streuen, daß ihr sehen könnt, wie Hexenleute aussehen. Ich schlief. Ka weckte mich: „Schau, die Hexen! Einige sind auch da oben unterm Dach!“ In der Hütte war ein Topf mit Wasser, den die Frau am Abend noch geholt hatte, damit wir es am Morgen heiß machen und für unser Bad nehmen könnten. Eine von den Hexenfrauen hatte ein kleines Horn mit einer schwarzen Medizin darin. Das tat sie in das Wasser und wusch uns damit. Sie wollte uns verhexen. Wir schliefen

jetzt beide nicht mehr, sondern lagen mit offenen Augen da. Ka wollte die Frau fragen, warum sie das tue, aber ich sagte: „Nein, tu das nicht, sie wird uns beide schlagen“. Wir konnten miteinander reden, ohne daß die Hexen uns verstanden. Die Hexenleute taten in der Hütte gerade, was sie wollten; schließlich verschwanden sie.

Früh am Morgen standen wir auf. Wir gingen zum Mann der Frau, die uns als Hexe gewaschen hatte, und erzählten es ihm. Er rief seine Frau und fragte sie, warum sie das getan habe. Sie sagte: „Ich weiß nichts davon“. Der Mann aber fuhr fort, mit Fragen in sie zu dringen. „Die beiden Buben haben es gesehen. Sag die Wahrheit!“ Schließlich gab sie es zu und sagte: „Ich wollte eben sehen, ob sie Zauberkraft haben oder nicht.“

Da gingen wir beide zur Mutter der Zwillinge und sagten: „Mach' den Reis schon heute, daß wir ihn den Kindern geben können. Wir wollen nicht noch einmal hier über Nacht bleiben“.

Als der Reis gekocht war, gingen Ka und ich damit zu den Zwillingen, mit denen wir nun allein in der Hütte waren. Wir gaben den Kindern den Reis: Einer aß, der andere verweigerte ihn. Wie wir aus der Hütte traten, sagte Ka zu mir: „Laß uns den Leuten erzählen, alle beide hätten den Reis gegessen“. Aber ich sagte: „Nein, wir müssen die Wahrheit sagen!“

Wir gingen zu der Mutter. „Das Kind, das gegessen hat, ist *dein* Kind“, sprachen wir, „aber das andere ist nicht dein Kind. Das kann also nicht leben“. Und dann sagten wir: „Auf Wiedersehen! Gebt uns einen Mann, der uns zu unserem Vater nach Kample zurückbringt!“ – Und eine Woche, nachdem wir heimgekommen waren, hörten wir, daß das Kind gestorben war.

Und nach weiteren drei Wochen wurde jene Hexenfrau verrückt. Sie kam nach Kample. Dort fragte sie meine Mutter, wo Ka und ich seien. „Die sind in Monrovia“, antwortete meine Mutter, aber sie log, denn wir waren da. „Wenn sie da wären, würde ich ihnen etwas antun.“

Als bald kamen die Seale-Leute, fingen sie und legten ihren Fuß in den Stock, damit sie nicht mehr fortlaufen könne. Bald darauf starb sie.

Später gebar eine von Mongrus Frauen namens Ze (nicht die vorhin erwähnte Ze) Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen. Nach drei Tagen ließen sie den Kindern durch Ka und mich Reis geben. Das Mädchen – es hieß Jo – aß den Reis nicht. Wir sagten es dem Großhüptling Mongru. Als die Kinder dann sitzen und krabbeln konnten, starb Jo. Da kam eine Schlange aus dem Busch zu uns. Ein Mann namens Kluo nahm einen Stock und schlug die Schlange. Sie starb aber nicht, sondern kroch in eine Holzbeige an der Hüttenwand. Da kam ich herein und sagte: „Kluo, was hast du gemacht?“ Kluo antwortete: „Es war eine Ratte“. Da legte ich mich hin und lachte ihn aus. Es war die Zeit, in der wir den Wald für neue Farmen schlagen. Kluo ging auf seine Farm. Einmal ging er auf einem gefällten Baumstamm ein Stück weiter zu einem anderen Baum. Er rutschte ab und fiel hin, und ein spitzer Ast spießte sich durch seine Wange. Das war, weil er die Schlange geschlagen hatte. Kluo schrie vor Schmerzen: „Ein Stock ist mir durch die Wange gedrungen!“ Er wollte aber immer noch nicht die Wahrheit sagen, daß er die Schlange geschlagen hatte. Als sein Gesicht dick geschwollen war, ging er zu Ka und brachte ihm eine weiße Colanuß. „Ich habe die Schlange geschlagen. Ich bitte euch um Verzeihung“, sagte er, „damit ihr mich in Frieden laßt.“

Kuma, der Zwillingknabe, lebt heute noch. Er hat einen runden, dicken Bauch, weil er so gerne isst. Er hat besonders viel Zauberkraft. Wenn er jemanden um irgendetwas fragt, selbst wenn er nur seine Mutter um Essen bittet, und man gibt es ihm nicht, so wird der Betreffende krank, muß ihm eine Colanuß bringen und ihn um Verzeihung bitten. Und wenn er seine Mutter um einen Stoff bittet und sie weigert es ihm, so macht er ihre Brüste weich und groß.

Ka, mein Zwillingbruder, hat keine Angst vor Dan, seinem großen Bruder und künftigen Clanhüptling, ja nicht einmal vor Großhüptling Mongru selber. Nur den Clanhüptling Votu (ebenfalls ein Sohn Mongrus) fürchtet er. Ich selbst habe auch nur aufgehört, Zaubereien zu machen, weil ich jetzt bei euch im Dienst bin.

Ka ging einmal zu Mongru, unserem Vater, und bat ihn um Geld, um sich einen Gürtel zu kaufen. „Komm am Abend, dann will ich dir welches geben!“ „Nein, ich will das Geld jetzt, heute abend gibt es keine Gürtel mehr.“ „Geh' mir aus den Augen!“ Nach dieser Auseinandersetzung nahm Mongru seinen Topf, um sich nach Mohammedaner Art Gesicht, Hände und Füße zu waschen (er ist zum Islam übergetreten). Als er den Topf nach dem Platz trug, wo er austreten geht, sah er zwei schwarze Schlangen ineinandergeschlungen daliegen. Er lief fort und die Schlangen ihm nach. Er sprang in die Hütte und schloß die Türe. Da kamen sie unterm Dach herein und krochen um Mongru herum. Jetzt rief Mongru den Ka und gab ihm einen Dollar für den Gürtel. Und Mongru sagte: „Von heute an heißen du und ich Sembe, das heißt ‚Einer so gut wie der andere‘“, weil er so große Hochachtung vor Ka hatte wegen seiner großen Zauberkraft.

Kuma, der kleine Zwillingbruder, hat besonders viel Zauberkraft. Sieht er eine Ratte in ein Loch rennen, und es laufen Leute nach und stecken die Hand hinein, um sie zu fangen, so ruft er laut: „Laßt das!“ Wenn sie dann doch hineinlangen, verwandelt er die Ratte in einen Skorpion mit vielen kleinen Skorpionen dabei.

Während ihr in Kample wart, hatte eine Frau Mongrus, Kakele, den Ka beschimpft. Als sie später den Reis kochte, blieb der Topf so am Feuer hängen, daß sie ihn nicht wegnehmen konnte und der Reis anbrannte. Als Ka das sah, trat er herzu und lachte laut. Und in der Nacht brannte ihr neues Lendentuch an, obschon sie weit weg vom Feuer schlief.

Es gab eine Zeit, da hatte ich großes Verlangen, wie die anderen Buben, zu ringen. Aber Ka sagte: „Nein, ich will nicht, daß du das tust“. Ich meinte: „Ganz gleich, ich mache es doch“. Da machte Ka, daß ich nicht mehr wuchs. Er, Ka, wuchs aber weiter. Ich rang aber trotzdem weiter. Als die Leute mich dann auslachten, begann ich wieder zu wachsen und heute bin ich stark und niemand kann mich werfen. Ja, ich bin jetzt größer als Ka, und er kann mich nicht mehr überholen. Ich bin dann überhaupt von Ka weggegangen.

Im Dan-Land wohnt ein Mann namens Saimoa, der kann die tollsten Kunststücke machen. Er kann z. B. einen großen Stein in eine enge Kalebasse stecken, oder ein Schwert verschlucken. Clanhüptling Votu ließ einmal den Sohn des Saimoa namens „Vier Tage“ nach Kample kommen, als er hörte, daß der auch solche Sachen machen kann. Als er seine Stückchen vorzuführen begann, war Ka noch in seiner Hütte. Ich lief, ihm zu sagen, was der Mann in Votus Gehöft alles zeige. „Wenn ‚Vier Tag‘ noch weitermachen kann, wenn er mich sieht, dann ist er ein Mann“, sagte Ka. Dann gingen wir zusammen hin. Ka's Augen wurden ganz rot. Da sagte ich zu ihm: „Wenn Clanhüptling Votu den ‚Vier-Tag‘ holen ließ, darfst du ihn nicht hindern“. Aber als „Vier-Tag“ den Ka kommen sah, hörte er sofort auf, seine Künste zu zeigen. Votu sagte: „Mach' doch weiter!“ „Ich kann nicht mehr, ich bin müde.“ Und in den folgenden Tagen ging er jedesmal weg, wenn er Ka kommen sah, weil Ka mehr Zauberkraft hat als er und machen kann, daß er sich schneidet.

Als die Expedition im Dorfe Meaple-Bona war, kam ein Vater und eine Mutter, die eben Zwillinge bekommen hatten, und fragten Gö: „Ist es wahr, daß du ein Zwilling bist – dann gib unseren Kindern den Reis!“ Er aber erwiderte, er habe jetzt keine Zeit, weil er für die Weißen arbeiten müsse. Als er uns später den Vorfall erzählte, sagte er, er habe es nicht getan, weil er dazu richtige Medizin haben müsse – ein Baby könne doch keinen Reis essen. Man erlebt es ab und zu, daß die Eingeborenen plötzlich Zweifel an religiösen Praktiken äußern, die sie sonst sehr ernst zu nehmen schienen. So sagte mir einmal ein Neger: „Wie kann der Zauberer vorgeben, er könne mich reich machen, da er doch selbst nicht reich ist?“

Kraft-Sänger

Vielleicht sind auch die eigentümlichen *Kraftsänger* der Dan (s. S. 129, 145) zu den Menschen mit magischen Fähigkeiten zu rechnen. In einer unserer Geschichten kann ein Krieger seinen Gegner zunächst nicht bezwingen, weil er nur einen Ersatzmann für seinen Siabo bei sich hat, und erst als der richtige Siabo herbeigeholt worden ist, kommt er zum Erfolg. Bei diesen Sängern bleibt es dahingestellt, ob es nur die Macht des Wortes und der Musik ist, die auf die Angesungenen wirkt, oder ob den Sängern selbst eine Kraft innewohnt, die sie auf den Angesungenen ausströmen.

Es gibt aber eine weitere Art von Sängern, denen die Dan ohne Zweifel magische Kraft zusprechen, die Säger der Jäger.

„Ich will dir erzählen von den Sängern ‚Briabome‘, die hinter den Jägern sind. Am Tage, bevor die Jäger auf die Jagd gehen wollen, sagen sie den Briabome, daß sie morgen eine Antilope, eine Buschkuh oder einen Elefanten jagen möchten, und dann müssen es die Säger so besingen.“

Bei den Kran, die große Elefantenjäger sind: „Die Elefantensäger kommen von auswärts, von weiter. Sie singen im Dorf, während wir jagen. Nach der Jagd bekommen sie dann zwei bis drei Körbe voll Fleisch als Lohn. Ein Jäger hat ein Stück Elefantenhaut in der Hütte als Beweis für seine Jagderfolge solchen fahrenden Sängern gegenüber. Wir hier zeigen den Sängern zwei kleine Elefantenzähne. Da war nämlich einmal ein Säger gekommen, der hatte unserem Jäger gesagt, wenn er einen Elefanten mit einem Jungen sehe, dürfe er das Junge nicht töten, sonst werde das Muttertier ihn um-

bringen. Der Jäger ging aber gerade zum Trotz, suchte einen Elefanten mit einem Jungen und erlegte es, ohne daß ihm etwas geschah.“

Es wird von zwei Kindern erzählt, die „einen besonderen Sänger hinter sich hatten“ und durch ihn so erfolgreiche Jäger wurden, daß schließlich kein einziges Stück Wild mehr im Walde lebte. „Da kam ein Briabome von einem anderen Dorfe, der sang vor ihnen: „Ich möchte einen Elefantenrüssel von euch!“ Pe, der eine der Knaben, antwortete: „Sieh, es ist kein Elefant mehr im Busch. Ich werde dir keinen Elefantenrüssel geben können.“ Der Briabome nahm ein Horn und blies hinein, buh, buh. Da kam ein Regen und ein Gewitter, und alle Elefanten aus dem Konor-Lande kamen in diesen Wald hierhergewandert.“

Von der Jagd heimgekehrt, muß der Jäger seine Beute dem Sänger zeigen und „dieser singt darüber“. Als im Dorf Diaple ein Jäger, der in der Nacht zwei Erdferkel erlegt hatte, dies zu tun versäumte, mußte er hernach dem Sänger eine kleine Strafe entrichten.

Im Dorfe Zeile trafen wir einen großen Jäger namens Gro. Er suchte früher vergeblich nach einem Sänger. Endlich entschloß er sich, selbst für sich zu singen, und so macht er's seither. Er sagt: „Wenn man einen Mann hat (einen Sänger), der hinter dem Jäger im Dorf singt, so macht einen das stark für die Jagd. Ich singe also vor der Jagd in meiner Hütte mir selbst zu. Ich singe zu meiner Medizin hin: ‚So viele Freunde sind im Dorf – aber kein Fleisch! Hilf mir, meine liebe Medizin! Laß heute ein Tier sterben!‘ Dann erhebe ich mich, ergreife mein Gewehr, springe herum oder haue auf meine Schildkrötenschale. Das kann ich in aller Öffentlichkeit tun. Und sobald ich dann in den Busch gehe, sehe ich ein Wildschwein und erlege es.“

Auch den Buschroder-Mannschaften wird zugesungen, um ihre Laune, Kraft und Ausdauer zu heben (s. S. 32 und Abb. 1 a, b). Sie haben einen Sängerkreis mit einer oder zwei Bambustrommeln, die einen sehr scharfen Rhythmus geben.

Wir haben auf dem Marsch diese von Musikanten begleiteten Buschrodertrupps immer wieder angetroffen. Gar nicht selten übersteigt die Zahl der Musikanten die der Arbeitenden; aber man darf nicht denken, daß die Sänger die leichtere Aufgabe hätten: Ihr Gesang und Trommeln muß Kraft auf die Roder ausströmen, sie müssen also mit innerer Anteilnahme und „mit Feuer“ singen.

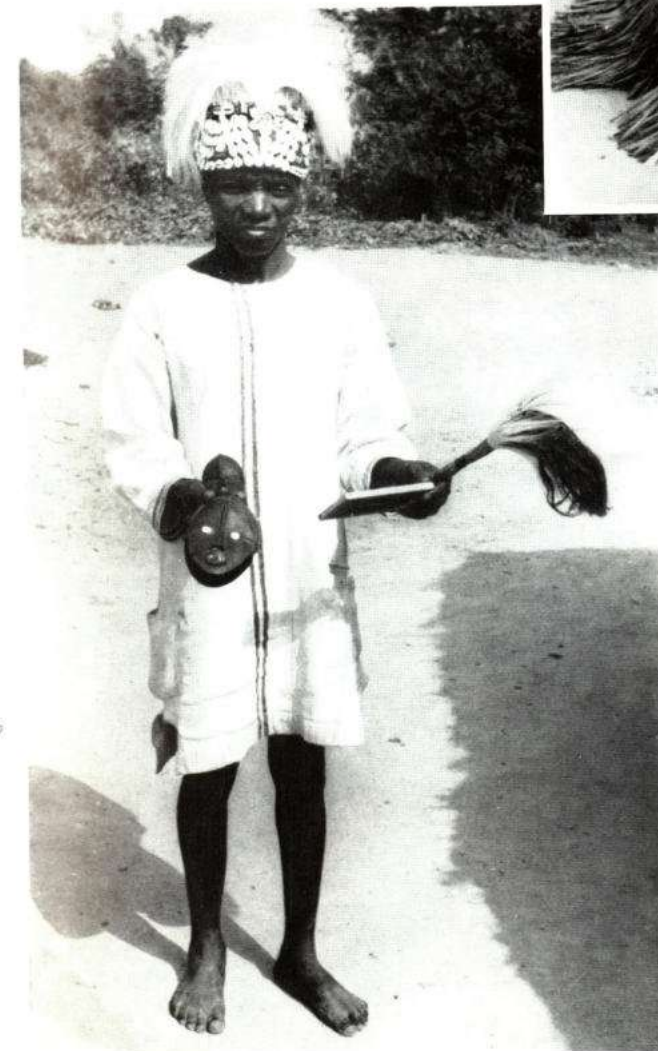
Unter den Sängern steht der eigentliche Führer der Mannschaft, ein älterer Mann, „der die Medizin hat“. Er ruft singend die einzelnen Leute der Mannschaft, um sie anzuspornen.

Er vergleicht sie mit verschiedenen Tieren. Sie gehaben sich dann so, als wären sie diese Tiere und ahmen deren Stimme nach. So sahen wir sie beim Ruf „Ihr seid Elefanten“ mit beiden nackten Armen in das geschlagene, dornige Pflanzengewirr greifen, und es, wie der Elefant mit seinem Rüssel, hoch oben in eine Astgabel schieben.

Der Führer der Roder hält sich meist in der Nähe des Chorführers, um jedes seiner Worte zu verstehen. Er hat dem Sänger jedes Mal durch einen Schrei und einen kleinen Tanz zu bestätigen, daß er alles das sei oder besitze, was der Sänger preisend von ihm singt.

Die Arbeiter ihrerseits richten sich nach der Musik, indem sie ihren Bewegungen einen rhythmischen Ablauf geben, allerdings für uns nicht ohne weiteres ersichtlich, da jeder einzelne sich nach seiner Weise bewegt. Das Buschmesser wird hochgehoben, und bevor es zuschlägt, zögert der Mann ein paar Takte lang, während deren man nur seinen Rücken ein wenig zucken sieht. Dann schlägt er mehrmals zu, ergreift das abgehauene Buschzeug und wirft es zur Seite. Einer umtanzt ein freistehendes Bäumchen, um es schließlich mit einem einzigen Hieb zu erledigen, wobei er das Buschmesser schräg durch den Stamm, nicht quer zur Höhenrichtung sausen läßt. Ab und zu löst sich ein Arbeiter ganz aus der arbeitenden Gemeinschaft und vollführt mit seinem graziös schwingenden langen Bastrock einen Einzeltanz zwischen den Musikanten und der Wand des niederschlagenden Busches, wirft auch wohl sein Buschmesser vor überschäumendem Kraftgefühl hoch in die Luft und fängt es wieder

25a Große Richtermaske aus dem Dorf Bogentuo im Saule-Clan.

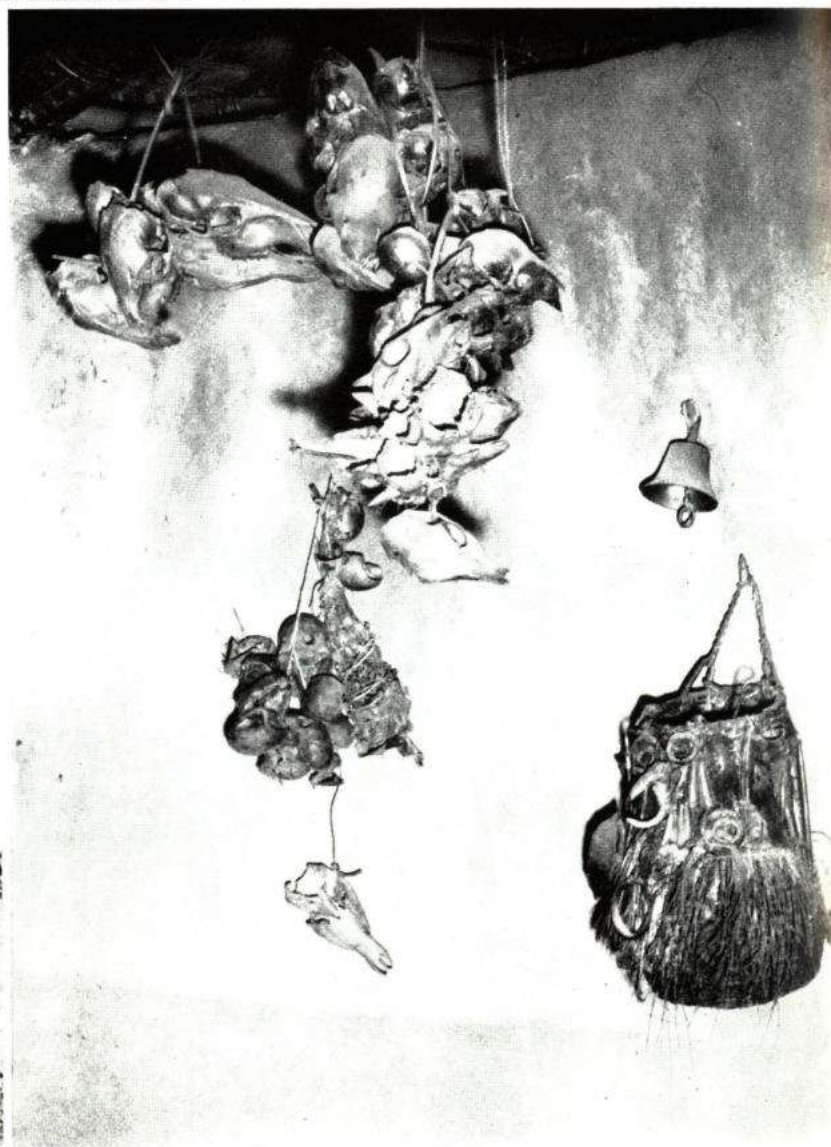


25b Im Danlande hat sich ein Medizinmann vom Volk der Kru niedergelassen. Die beiden kleinen Masken „sprechen zu ihm“.

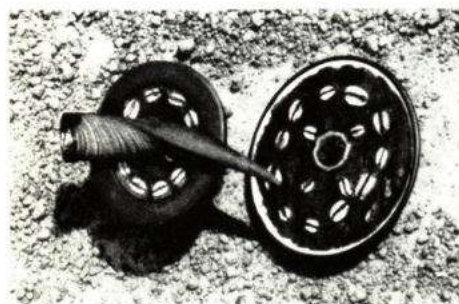


26a Fetischbaum des Dorfes. Der Zaun schützt die dargebrachten Opfer vor den Haustieren. Die großen Steine bezeichnen alte Gräber.

26b Fetische in einer Dan-Hütte: rechts ein mit Zaubergegenständen behängter Fetischkorb; das mit Schädeln behängte unscheinbare Bündel links ist ein Jagdfetisch.



26c Fetisch der „Schlangentänzer“. Nur die höchsten Chargen des Bundes kennen die Zusammensetzung des Zaubers, der den Akrobaten Mut gibt und die „Schlangenmädchen“ vor Unfällen bewahrt.



auf. „Nur so mit der Musik gibt es ein Stück. In einem Monat roden wir eine große Pflanzung mit allen Bäumen darauf.“

Sänger: Hauptmann, du bist wie die verschlungene Liane, aber du selbst lösest sie auf.
 Du gleichst (für den Busch) den Geschwüren an der Fußsohle, die die Fröhlichkeit eines Kindes zerstören.
 Du bist der große Schimpanse unter einem mächtigen Baum!

Führer: Ja, das bin ich!

Sänger: Ich danke dir für deine Arbeit
 Ich grüße dich!
 Die Menschen müssen hart arbeiten.
 Aber was ist für euch harte Arbeit?
 Andere ziehen es vor, einen dünnen Busch anzugehen – ihr rodet den dichten Wald.
 Du bist die Zange, die ein glühendes Eisen aus dem Feuer holen kann.
 Du bist der Adler in der Luft; aber wenn man auch dessen Namen preist, so doch nicht seine Handlungen.
 Laßt uns vorwärts drängen, ohne zurückzuschauen.
 Du bist der Blauflügel-Vogel, der sich dem Jäger stets durch seine lauten Schreie verrät.
 Du bist der Pampan-Vogel, der die Stimme des Maskenteufels nachahmt – aber er tut es besser als der Teufel.
 Du bist die Ölpalme, die das Öl spendet.
 Guten Morgen, nützliche Palme!
 Wenn einer nicht richtig schwimmt, geht er unter und ertrinkt.
 Du bist die untergehende Sonne, die nicht verweilen kann.
 Die Leute sehen, wie wunderbar du arbeitest, aber sie können es dir nicht gleich tun.
 Nein, wirklich, sie können es nicht.
 Wüte gegen den Busch, Sturm!
 Wüte gegen den Busch, Feuer!
 Oh, ich fand eine Ratte!
 (dieser Ausruf wird gebraucht, wenn der Vorsänger selbst weit in den Busch vorgedrungen ist, um die Arbeiter zu locken, so wie man Kinder mit dem Ruf „hier ist eine Maus!“ anlockt. Sie arbeiten sich dann mit verdoppeltem Eifer zu ihrem Sänger vor.)

In Gagle sang der Sänger erst die Namen der Arbeiter. Diese traten einzeln vor, und jeder tanzte kurz in seiner eigenen Weise. Dann machten sie sich an die Arbeit, während der Sänger, begleitet von den anderen Musikanten, kurze Liedchen sang:

Als ich im Dorf Duople zur Arbeit war,
 gab mir der Häuptling seine kleine Tochter zur Nacht.
 Ich wartete auf sie auf dem Pfad,
 aber sie kam nicht.
 Darüber bin ich heute noch traurig.
 Ruft mir (die Frau) Ma Weio vom Dorf Guale!
 Wenn ich mit Ma Freundschaft mache,
 brauche ich keine andere Frau mehr.
 Ich möchte auf den Markt gehen,
 damit ich Sung (einen berühmten Farmroder) einmal wieder begrüßen kann.
 Wenn eure Freunde alle den Busch roden,
 und ihr sitzt im Dorf und schneidet eure Fingernägel,
 werden die Frauen euch mißachten.
 Pe's Frau heißt Gbinga (Pe ist ein berühmter Roder).
 Wenn es dunkelt,
 ruft er: „Gbinga!
 Mach Feuer unter dem Maniok,
 damit wir dann nach Hause gehen können“.
 (Sie kocht auf der Pflanzung.)

„Wasser vom Maniokkochen
kann man nicht sauber waschen,
aber Wasser vom Reis,
ja, das macht mich rein.“

(Ich will in meinem Leben nicht viel Maniok essen, Reis schmeckt mir besser.)

Weißes Tuch, gelbes Tuch, schwarzes Tuch, rotes Tuch

will ich zu einem Stoff zusammennähen

für ein Frauentuch

und es Waisieda, meiner Frau, schenken,

(die hier in der Fremde mit mir arbeitet)

damit sie zufrieden ist

und wir heimwärts ziehen können.

Du kannst dein Kind verbrennen,

aber du kannst es nicht hindern, Unfug zu treiben.

So ging es weiter. Er hatte einen unerschöpflichen Schatz von Liedern. Dazwischen rief er seine Leute namentlich an, mit besonderen Namen, die auf ihre Stellung in der Mannschaft oder ihr Können Bezug nahmen. Einer hieß „Du-mußt-dich-sehr-anstrengen“ (weil er noch nicht lange in der Mannschaft war).

Der Sänger

Erzähler ist ein alter Mann aus Gumaple im Borple-Clan. Er spricht sachlich und berichtet nur, was er genau weiß. Zuerst schildert er ausführlich den Krieg gegen die Franzosen. Dann erzählt er von sich.

Ich war früher ein Sänger und Tänzer. Auch heute singe ich noch für die Männer, die den Busch niedermachen. Ich habe dazu vier oder fünf Begleiter. Diese singen einen festen Refrain, während ich den arbeitenden Burschen Schmeicheleien zusinge, wie sie mir gerade einfallen. Ich gebe ihnen feine, schöne Namen, damit sie sich „fühlen“.

Ich reiste viel herum mit meinen Sängern, und wo man ein Tier schlachtete, da gab man mir den Kopf, weil das Singen doch Kopfarbeit ist. Wenn wir sonst ein Tier schlachten, bekommt den Kopf und die erste Schüssel Reis der Sohn von unseres Vaters Schwester.

Einer Geheimgesellschaft habe ich nicht angehört. Ich hatte nur eine Frau; das heißt meine erste Frau ist gestorben.

Zauber Mittel

Auch der Mensch, der nicht von Natur aus über magische Kräfte verfügt, hat die Möglichkeit, zauberische Wirkungen zu erzielen. Wir gelangen da in ein seltsames Reich von vagen Beziehungsschlüssen. Findet der Dan irgendetwas vom Körper seines persönlichen Feindes, etwa seine abgeschnittenen Fingernägel oder Haare, und vernichtet diese, so vernichtet er damit seinen Gegner; dieser wird bald erkranken. Wir sollten einem dermatologischen Institut Negerhaare mitbringen, fanden es aber aus ebendiesem Grunde unmöglich, erwachsene Dan zur Hergabe einer kleinen Haarprobe zu bewegen, selbst dann nicht, wenn sie sich gerade ihre Haare schneiden ließen. Sie schoben nach beendetem Haarschnitt vorsichtig die abgeschnittenen Haare zusammen und nahmen sie mit. Selbst die Kinder einer Missionsstation verweigerten uns zuerst diesen Gefallen, sehr zum Erstaunen der Missionare. Schließlich ließen sich aber einige von ihnen doch dazu bewegen.

Oder: Der Leopard ist das tapferste Tier. Überall in Negerafrika muß darum der Jäger, der einen Leopard erlegt, diesen seinem Häuptling abliefern, denn er könnte sich sonst daraus Zauber Mittel anfertigen, die ihm größere Tapferkeit verleihen, als der Häuptling selbst besitzt. Der Leopard ist darum allenthalben das Häuptlingsabzeichen. Er wird am Schemel der Häuptlinge dargestellt, und

Leopardenfelle werden vor dem Sitz des Herrschers auf den Boden gebreitet. Bei den Dan ist die Halskette aus Leopardenzähnen Abzeichen der Hauptfrau größerer Häuptlinge.

Viel wichtiger aber ist die Fülle der eigentlichen Zauber Mittel, die keine solche rationale Begründung haben (Abb. 26 b, c). Der Debome kennt oder erträumt sie und verkauft sie an seine Mitbürger, und sie entstehen auch in den Geheimbünden. Wenn sie einmal da sind, so kann der Besitzer die Kenntnis seines Mittels weiterverkaufen. So erzählte mir z. B. der Hofjäger des Großhäuptlings Mongru, wie er weit fort ins Land der Konor gewandert sei, um sich dort von einem berühmten Jäger dessen Jagdmedizin zu kaufen. „Und wir vererben die Medizinen auf unseren Sohn ebenso wie die Waffen.“

Ein solcher Fetisch kann von verschiedener Art sein. Er kann ein Gemisch aus verschiedenen Substanzen sein, das entweder wie eine Arznei auf den Körper aufgerieben wird, oder es kann ein für allemal in einem Beutelchen oder in einem ledernen Armband eingenäht sein und darin bleiben. Weiter gibt es Zauber Mittel, die Gegenstände sind, etwa ein besonderer Stein oder eine seltsam verschlungene Liane.

Alle Zauber Gegenstände sind dem Dan *Lebewesen*. Wir dürfen den Fetisch also nicht als schützendes Anhängsel auffassen, vergleichbar einer Panzerung, einer Tarnkappe, sondern er ist ein Eigenwesen. Immer heißt es: der So-und-so-Fetisch hat ihn ertappt, erwischt, gefangen. Wir finden eine gelähmte Frau allein in etwa hundert Meter Entfernung vom Dorf in einer kleinen Hütte wohnen. Sie erklärt uns selbst, sie habe Geheimnisse des Frauenbundes verraten, und daraufhin habe die Medizin desselben sie erwischt und lahm gemacht (s. a. S. 228 ff.).

Als Lebewesen müssen die Fetische – wie auf S. 39 ausgeführt – durch Opferblut belebt und durch Opfer ernährt werden, damit sie wirksam bleiben. An der nachlassenden Wirksamkeit merkt der Besitzer, daß ein Opfer nötig ist – ein Jäger etwa, wenn er Jagdpech hat, ein Häuptling, wenn sein Ansehen bei den Untertanen nachläßt. Je wertvoller das Opfer, desto größer die Stärkung des Fetichs.

Als Futter erhält der Fetisch auch Opfer an pflanzlichen Nahrungsmitteln, z. B. Maiskolben oder einen Teil der gekochten Mahlzeiten, die man ihm auf dem schön geformten großen Blatt Muole vorsetzt.

Eine dritte Einwirkung auf den Fetisch erzielt man, indem man besonders kräftig schmeckende Substanzen auf ihn speit, so daß die in dem Nahrungsmittel enthaltene „Kraft“ in ihn eingehe. Besonders geschieht das mit Pfeffer und mit der Colanuß, so daß die Fetische oft über und über mit dem faserigen Rückstand der gekauten Nuß beschmiert sind.

Eine Medizin, die man sich selbst aufreibt, wirkt nur auf den Eigentümer, verschafft diesem also Kraft oder Glück, möglicherweise für einen bestimmten Zweck. Ein gegenständlicher Zauber dagegen kann sowohl auf den Eigentümer wirken als auch auf andere Personen. Er ist ein Helfer, der nach dem Willen des Eigentümers handelt. Man kann ihm also ein Opfer bringen und ihn bitten, anderwärts dies und das zu tun.

Wenn den Dan irgendein Mißgeschick trifft, für das nicht eine unmittelbare Erklärung zu sehen ist, etwa auch dann, wenn er auf einem Baumstamm ausrutscht und sich verletzt, so sagt er fast immer: „Es hat mich jemand verzaubert.“ Das mag eine richtige Hexe sein, aber auch irgend jemand, der seinen Fetisch durch Opfer dazu veranlaßt hat, ihm, dem Betroffenen, zu schaden, oder der eine böse Medizin auf seinem Weg vergraben hat.

Häufig bekennt ein Dan, daß er einen anderen verzaubert hat. Solche Geständnisse kommen zutage, wenn ein Unglück geschehen ist, und dann jemand als Schuldiger angeklagt wird.

Die Dan kennen aber auch eine Beichte, die sich ausschließlich auf das Zaubern bezieht. Eine Frau muß z. B. mitten in den Wehen beichten, ob sie gegen jemanden gezaubert hat.

Ich erlebte bei den Dan einen eigentümlichen Fall. In strömendem Regen erreichte ich ein Dorf und schlüpfte rasch in eine Hütte, unter deren Vordach ich einen Mandingo lehnen sah. Drinnen saßen eng gedrängt wohl zwanzig Menschen, und gegen den Eingang zu in matter Helle lag ein etwa zehnjähriger Knabe, kümmerlich auf eine Matte gebettet, den Kopf auf einem Holzklötzchen ruhend. Das Kind war sichtlich schwer krank. Es hatte ohne Zweifel Keuchhusten, litt aber außerdem und hauptsächlich wohl an einer schweren Malaria. Auf meine Fragen wurde mir erklärt, daß der Mandingo ihm Medizin gegeben habe; man zeigte mir ein weißes Pulver. Ich riet dringend, das Kind sofort in einer Hängematte nach dem einzigen Hospital des Hinterlandes zu bringen, das immerhin in zwei bis drei Tagen zu erreichen gewesen wäre. Man schien aber diesem Vorschlag kaum Beachtung zu schenken. Statt dessen begann der Vater des Kindes und mein Dolmetscher Dan, Sohn des Großhäuptlings Mongru und daher ein angesehenes Mitglied, auf das Kind einzureden. Dieses antwortete nur selten und nur mit einem Lallen; die Fragerei schien es bei seinem Zustande zu quälen. So fragte ich etwas ärgerlich, was man denn von dem Kinde wolle. „Wir fragen es, ob es Zauberei gegen jemanden getrieben habe.“ Man nahm an, daß der Fetisch des Angezauberten ihn dabei erwischte und nun seinerseits das Kind krank gemacht habe. Das Fragen ging weiter. Um ihm ein Ende zu machen, sagte ich: „Nun, und was sagt denn das Kind?“ „Er sagt, er habe sich selbst verzaubert, weil ihm sein Vater kein Trikothemdchen gekauft hat“, erklärte Dan. Und mit einem überlegenen Lächeln fügte der Vater hinzu: „Glaubst du nun immer noch, daß sie ihn im Hospital heilen können?“

Manche Zauber sind nützliche Helfer für *alle Lebenslagen*, andere dienen einem *Sonderzweck*. Es gibt Medizinen, die man, wenn der Busch für die nächstjährige Pflanzung abgebrannt ist, dort in den Boden steckt, damit der Reis gedeihe und die Vögel nicht zuviel davon fressen. Manche Dan stecken beim Bau eines Hauses eine Medizin in den Boden, andere bringen sie erst nach Beendigung der Hütte im Innern an, „damit man viele Kinder bekommt und einen niemand behext“.

Schließlich kann man Zaubermittel unterscheiden, die einem einzelnen gehören, und solche, die Eigentum einer Gemeinschaft, insbesondere einer Geheimgesellschaft sind. Von diesen Vereinigungen berichten wir am Schluß dieses Abschnittes.

Dorf-Fetische

Einer Gemeinschaft dienen die Dorffetische. In vielen Dörfern sahen wir kleine eingezäunte Bäumchen mit den Spuren von Opfern: Lebensmittelresten, Federn, Topfscherben (Abb. 26 a). Das ist die Dorfmedizin, die der Debome angab, als das Dorf noch in seinen Anfängen stand. Unsere Geschichten erzählen mehrfach, wie man dazu von weither einen Zauber-Sachverständigen herbeiholte. Besonders geeignet ist ein Baum, auf dem die Webervögel gerne nisten. Diese flattern dann den ganzen Tag zwitschernd und zeternd ab und zu, um ihre hundert Nester instand zu halten und die Jungen zu füttern. Eben das will man haben: Der Baum soll recht lebendig sein, damit das Dorf ebenso voller Leben werde.

Der Dorfzauber kann auch ein Felsbrocken oder ein großer Topf sein. Man gebraucht auch hierfür das Wort De, das wir beim De-Geist kennenlernten. Der Debome vergräbt Zaubermittel unter der Dorfmedizin und gibt dann gleichzeitig an, welche Verbote oder andere Gesetze von den Dorfbewohnern einzuhalten und welche Opfer zu bringen sind, damit der Fetisch wirksam bleibe. Speise- und Blutopfer an den Dorffetisch werden vom Häuptling oder auch von anderen Dorf-Großen dargebracht, „wenn es ihnen so zumute ist“, nicht etwa vor bestimmten Unternehmungen oder zu bestimmten Zeiten. Der Fetisch wirkt dann für die Gesamtheit des Dorfes, nicht nur für den einzelnen.

Gibt es dennoch ein dörfliches Unheil, etwa eine Epidemie, so sagt man: „Wir haben kein gutes De für unser Dorf“.

Eine besondere Art der Dorfmedizin ist jene, bei der das Lieblingskind des Häuptlings lebendig begraben wird. Wie auf S. 121 ff. beschrieben, wird ein Pfahl vom Baumwollbaum durch das Kind hindurchgetrieben, und dieser grünt und wächst zu einem mächtigen Baum heran. Es wurde uns gesagt: „Er wächst wie das Dorf“. Sein Wachstum soll also gleichsam das Dorf mit sich wachsen lassen. Ein solcher Baum war vielleicht auch bei der folgenden Mitteilung gemeint: „Wir haben kein Versammlungshaus. Es ist ein großer Baum da, unter dem wir uns treffen, wenn wir etwas Dörfliches zu besprechen haben. Zu diesem Baum brachten wir die Köpfe der im Krieg von uns erschlagenen Feinde und begruben sie da.“

Die Dorfmedizin ist „das Herz der Siedlung“, sie schützt gegen alle Gefahren, Blitzschlag, Leopard. In Diaple schützt sie sogar gegen Tod. „Darum darf man Tote nur in einer Matte ins Dorf tragen, und wenn jemand von auswärts mit einer zusammengerollten Matte auf dem Kopf durch unser Dorf wandern will, muß er sie aufrollen, um zu zeigen, daß kein Toter darin verborgen ist.“

In jedem Dorf hat der Dorfzauber sein besonderes Gesetz. In Kede zum Beispiel darf kein Bausch, wie man ihn unter schwere Lasten auf den Kopf legt, durchs Dorf getragen werden. Unsere Träger mußten ihre Polster wegwerfen und sich nach Verlassen des Dorfes aus Gras neue winden. In einem Dorf war es Gesetz, daß die Frauen keine Holzpacken ins Dorf bringen durften, die nicht umschnürt waren. In einem anderen Dorf durfte des Dorfzaubers wegen kein Topf zerbrochen werden. Geschah es doch, so mußte die Sünderin die Reste um den Nacken hängen und sie so im Dorf herumtragen. In einem anderen Dorf durfte man die Kleider nicht auf die Hüttendächer zum Trocknen legen, sondern nur auf den Boden, in einem andern keine Öltrauben im Dorf abbeeren. Die Dan sagten, alle diese Tabus hätten ursprünglich eine Bedeutung gehabt, z. B. dürfte man in einem Dorf das Holz nicht polternd (donnernd) zu Boden werfen, weil dies den Blitz anziehe. Es ist aber unserer Erfahrung nach ebenso wahrscheinlich, daß sie lediglich der Traumschau des Debome entspringen. Soweit das „Zauber-System“. Was ist nun die Rolle dieser Zauber im Dan-Leben? Da möchte man tief Atem holen, um dem Leser einen Begriff von der allgegenwärtigen, alles durchdringenden Bedeutung und Macht dieser Dinge zu vermitteln!

Ein Dan hat bei allen wesentlicheren Handlungen das Gefühl, daß nicht sein eigenes Vermögen, nicht sein Verstand oder seine Körperkraft ihn zum Erfolg führen, sondern seine Zaubermittel. Ein jeder besitzt also deren eine ganze Anzahl. Sie müssen ihn vor allem schützen gegen die zauberischen Machenschaften anderer Menschen, aber auch vor sonstiger Unbill, wie Diebstahl. Dann aber müssen besondere Zaubermittel ihm zu besonderen Fähigkeiten verhelfen. Wer immer unter den Dan etwas Eigenes kann, der hat dafür seine eigenen Zaubermittel, und diesen schreibt er sein besonderes Können zu. So sagt mir Wegbe, der Hofjäger des Großhäuptlings Mongru, ein sehr aufgeschlossener junger Mann und hervorragender Schütze: „Es gibt verschiedene Arten zu jagen. Manche jagen mit dieser, andere mit jener Medizin. Ich habe vier verschiedene Medizinen zum Jagen.“ Dabei macht er keinen Unterschied zwischen Mitteln, die nach unserer Ansicht sinnlos, und anderen, die wohl zweckvoll sind: „Die Jäger haben alle viele Medizinen, eine tut man in die Fallen, um deren Geruch zu verwischen. Eine andere haben sie in ihrer Tasche. Wenn sie eine Zeitlang nichts erlegen, bringen sie ihr ein Opfer. Gute Jäger sind besonders die Dan, aber auch die Mano, während die Kpelle erst jetzt das Jagen richtig lernen. Die Mano-Jäger haben aber vor unseren Dan-Jägern Angst, weil wir einen Zauber machen können, daß sie ohne Beute heimkehren. Selbst wenn ein Dan-Jäger zu Besuch in das Land der Weißen kommt, wird er nicht erst zu fragen brauchen, wo dort hoher Urwald mit Wild ist. Er wird einfach zur Jagd aufbrechen und bestimmt Beute mit nach Hause bringen. So mächtig ist seine Medizin.“

Er schildert uns, wie er nach dem Erlegen eines Tieres ein bestimmtes Stück des Herzens an Ort und Stelle „der Erde gibt“, indem er es vergräbt; gewisse andere Teile der Beute ißt er in Gemeinschaft mit bestimmten Männern des Dorfes – es dürfen keine Frauen dabei sein – andere allein mit seinem Vater.

Die Großhäuptlinge Towe und Donwe trafen sich einmal beim Markt im Dorfe Gre. Jeder von ihnen behauptete, er habe den besseren Ringer in seinem Lande. So wurde ein Treffen der beiden angesetzt. Tows Ringer aber hatte sich mit Kalk eingerieben. Der andere sah darin ein Zaubermittel, das den Sieger töten würde und weigerte sich, mit ihm zu ringen, so daß der Kampf nicht zustande kam (s. a. S. 87).

Ein Mensch kann also nur bis zu einem gewissen Grade aus eigenem Vermögen wirken. Den eigentlichen Erfolg verleihen ihm in vielen Tätigkeiten erst seine Medizinen. Auch wichtige Objekte bedürfen mitunter eines Zaubermittels, um sich zu bewähren. Da sendet ein Dorf einige Männer zu den Konor, damit sie sich zeigen lassen, wie man eine Stadtmauer baut „und um die Medizin dazu zu erwerben“ (Erz. S. 147).

Wir müssen uns vorstellen, daß der Dan wie wir die Erfahrung macht, daß menschliches Können oder materielle Eigenschaften eines Objektes für sich allein noch keinen Erfolg verbürgen. Springt nicht dem besten Schmied sein Eisen, stürzt nicht der stärkste Holzfäller von seinem Gerüst, und ist nicht jene Stadtmauer trotz ihrer Dicke von einer Regenflut durchlöchert worden? Mensch oder Ding müssen darum noch zusätzlich mit zauberischen Potenzen begabt werden, um wirklich stark zu sein und um gegen außermenschliche Ursachen des Versagens gefeit zu sein. So erzählen sie uns vom Stelzenteufel, daß er bei den Konor seine schwierige Kunst erlernt, daß aber erst die Medizin, die er gleichzeitig erwirbt, ihn vor dem Stürzen bewahrt. Wenn also ein Dan-Zauberer vor seinem eigentlichen Zauberakt Tricks vollführt, so ist das kein Schwindel, sondern er ist selbst überzeugt, daß erst sein Fetisch ihm deren Ausführung ermögli- che – einem andern würden sie bei allem Geschick nicht gelingen.

Wir sagten zu Anfang dieses Abschnittes, daß der Dan seinen religiösen Bräuchen vertraue, weil sie altüberkommen sind, oder weil er den Debome für einen Offenbarer ihm verborgener Wahrheiten hält. Aber genügt diese Erklärung für die Zaubermittel? Wenn man das unerschütterliche Vertrauen in die unscheinbaren Substanzen sieht, so fragt man sich, ob nicht in der Tat eine Wirkung vorhanden ist.

Der Glaube schafft dem Menschen *Sicherheit*. Wo andere im Ungewissen tasten, sieht der Gläubige seinen Weg klar vor sich. Es mag ein falscher Weg sein, aber sein sicheres Gebaren schafft ihm Ansehen bei den Mitmenschen. Schon darin liegt ein Erfolg der Zaubermittel.

Es hat den Anschein, als wüßten die Zauberdoktoren darum, daß ihre Fetische in dieser Weise wirken können. Sie erlegen nämlich dem Käufer eines Fetischs zuvor Proben des Mutes, der Standhaftigkeit, der Opferbereitschaft auf. Der Käufer fühlt sich dann schon dadurch aus der Gemeinschaft seiner Mitbürger herausgehoben, daß er diese Proben bestanden hat. Er allein war stark genug, sich den glückbringenden Zaubergegenstand zu verdienen, nun hat er auch Anspruch auf dessen Dienste. Außerdem geben ihm dann die Opfer, die er dem Fetisch von Zeit zu Zeit darbringt und die sich bis zur Tötung des eigenen Kindes oder der Eltern steigern können, das Gefühl, daß ihm dessen Hilfe zustehe. Guten Mutes geht der Jäger auf die Pirsch, sicher nimmt er sein Ziel.

Wir alle wissen, wie lähmend das Gefühl körperlicher Unterlegenheit sein kann, ja selbst, wenn man der Gefahr gefaßt und tapfer gegenübertritt, mögen einem doch die Knie schlottern, weil unser Unterbewußtsein sich über die tatsächliche Schwäche nicht hinwegtäuschen läßt. Vielleicht ist das Vertrauen des Dan in sein Zaubermittel so stark, daß es selbst diese unterbewußten Schwächegefühle ausschaltet? Hat ihm dieses Vertrauen erst einmal Erfolg gebracht, so wird ihn der Gegner des-

wegen fürchten, und das wird wiederum sein Vertrauen stärken. Da hatten z. B. die Krieger des Stammes der Baule einen Fetisch, Alu geheißen, am Arm. Im Vertrauen auf seine Macht und seine Gunst, die sie durch Opfer erkaufte hatten, zogen sie mutig in den Kampf. Ihre Tapferkeit flößte den Feinden Schrecken ein. Das wiederum stärkte das Vertrauen der Alu-Leute in ihren Fetisch, so daß sie noch kühner kämpften und noch mehr Entsetzen verbreiteten. Auf diese Weise mag also in manchen Fällen der Fetisch eine tatsächliche Wirkung haben.

Man könnte sich vorstellen, daß der Glaube an die Wirksamkeit der Zaubersubstanzen von solchen Erfahrungen seinen Ausgang nahm. Aber wenn man in Afrika den ganzen „Fetischbetrieb“ miterlebt hat, will einem eine solche Erklärung nur für einen Teil der beobachteten Fälle genügen. Wir hatten den Eindruck, daß ein ursprüngliches Vertrauen in die Wirksamkeit derartiger Substanzen zugrunde liegt, ganz unabhängig von Erfolg und Mißerfolg. Da sehe ich etwa zu, wie meinem Chauffeur und einem Polizisten in Leopoldville von einem aus dem Busch gekommenen Zauberer eine Medizin „zum Starkwerden“ auf den Rücken gespuckt wird. Beide recken sich sofort und rufen: „Ah, das macht stark!“

Es scheint also, wir haben doch nur die Wahl, einen blinden Glauben anzunehmen oder eine echte unmittelbare Wirkung dieser Substanzen in dem gewünschten Sinne.

Wir mögen uns an dieser Stelle an einem Beispiel vergegenwärtigen, in welchem Ausmaß übersinnliche Vorstellungen das Alltagsleben der Dan beherrschen. Ein Elefantenjäger braucht zur Ausübung seines Berufes außer seiner Waffe: 1. die besonderen Kräfte, die er beim Ableben seines Vaters vom Toten übernommen hat, 2. eine große Jagdmedizin, 3. verschiedene kleine Zaubermittel, 4. Einhaltung von Verzichten und Opfern, die mit den einzelnen Zaubermitteln verbunden sind, 5. Sänger.

Die Zaubermittel des Jägers

Erzähler ist Blie („Trockenzeit“), der Leibjäger des Großhäuptlings Mongru in Kample.

Ich habe das Jagen von meinen Vorvätern erlernt. In meiner Familie waren die Leute gleichzeitig Jäger und Krieger. Wenn sie das gut verstanden, so machten die Dan sie zu Häuptlingen.

Meine Mutter stammt aus der Ka-Familie, der Familie des Großhäuptlings Mongru also.

Heute bin nun ich ein Jäger. Es gibt verschiedene Weisen zu jagen, manche jagen mit dieser, andere mit jener Medizin. Ich hatte eine Jagdmedizin, die habe ich jetzt weggelegt – sie schläft. Warum, das will ich dir jetzt erzählen.

Das Zaubermittel war ein eisernes Armband. Wenn ich ein Tier angeschossen hatte und es versuchte mich anzufallen, so schob ich den Ring höher am Arm hinauf, daß er ganz fest saß, hob die Hand in die Höhe und machte dann damit eine deutende Bewegung nach hinten. Dann mußte das Tier von mir ablassen, selbst wenn es ein Leopard oder eine Busckuh war. Wenn aber irgendeiner hinter mir steht, der die Medizin nicht hat, wird es diesen anfallen.

Besitzt man diesen Zauber, dann kann man sogar eine Schlange, die man auf dem Pfad kriechen sieht, am Schwanz packen. Sie wird nicht einmal das Maul öffnen. Wenn wir zu sechsen oder auch zu zehn auf die Leopardenjagd gehen, und es sind welche dabei, die das Zaubermittel nicht haben, so sagen wir ihnen, sie sollen abseits warten und die Leute mit der Medizin allein kämpfen lassen.

Einmal, bei Gape, schoß ich einen Leoparden an. Darauf tötete dieser vier Leute, die eben die Medizin nicht hatten. Wir anderen, die den Ring am Arm trugen, verfolgten ihn und fanden ihn wieder. Der Leopard schaute uns an, und als wir die Ringe am Arm hochschoben, senkte er seinen Kopf, legte sich hin und ließ sich von uns töten. (Er erzählt nicht, weshalb die Medizin jetzt „schläft“, sondern fährt fort:)

Wir hatten auch eine Medizin, die hieß „Mitternacht“ (De-ti). Ich will dir erzählen, wo diese herkam. Der erste Mann, der sie hatte, hieß Fage-do. Der war ein Konor. Von ihm kam sie an einen Mandingo namens Glamcobe. Sie ist also von den Konor über die Mandingo zu uns gelangt.

Fagedo ging einmal auf die Jagd und erlegte eine Antilope. Da bat sein Bruder Mamukoli ihn um ein Stück Fleisch von seiner Beute. Fagedo antwortete: „Ich habe das Tier nicht mit deiner Büchse erlegt. Geh und schieß dir selber

was!“ „Oh Bruder, du bist noch so ein junger Bursche und sprichst so mit mir! Aber gut, ich schau nach meiner eigenen Beute.“

Es folgt eine lange, märchenhafte Erzählung, wie Mamukoli den Fagedo erst an eine Stelle schickt, wo ihm alles Jagdwild entkommt, ihm aber nach dieser Rache eine gute Jagdmedizin gibt. Eines Tages trifft er einen Buschkobold, der gerade einen Büffel erlegt hat, den Fagedo auch verfolgt hatte. Der Kobold schüttet ein Zaubermittel in sein Pulver, damit er zehnmal hintereinander abdrücken könne, ohne zu laden und so der beste aller Jäger werde. Eine zweite Medizin des Buschteufels wird es ihm, wenn er sie auf die Augen reibt, ermöglichen, jederzeit sein Dorf zu sehen, wenn er auch noch so tief im Busch steckt.

Fagedo läßt deshalb ein Freudenfest feiern. Alle Männer bringen die Schädel der von ihnen erlegten Jagdtiere und werfen sie ins Feuer. Danach werden sie alle so gute Jäger, daß sie nur ihre Flinten in irgendeine Richtung abzuschießen brauchen; wenn sie dann dorthin gehen, wird ein Tier tot daliegen. So wird das Schädelfeuer immer weiter unterhalten. Einmal geht es aber doch aus, und Fagedo entzündet es von neuem, indem er dem Feuer erst sein Hinterteil, dann sein Gewehr zeigt und dieses abfeuert. Da erheben ihn seine Mitbürger zum Hauptmann der Jäger. In der Folgezeit tötete Fagedo viele Büffel. Eines Tages stieß er auf acht Büffel, dabei ein Muttertier, zwei männliche Tiere und ein Neugeborenes. Die Tiere sprangen fröhlich herum, weil sie sich über die Geburt des Kleinen freuten. Fagedo schlich sich herzu.

Da hörte er sie zueinander sprechen. Sie sagten zu der Mutter: „Viel Glück, viel Glück!“

Die Büffelmutter aber sprach: „Ihr müßt nicht mir Glück wünschen. Dem Fagedo mögt ihr Glück wünschen, denn er wird mich bald töten.“

Da trat Fagedo herzu. „Seid ruhig“, sprach er, „hört meinen Rat, auf daß kein Jäger mehr auf euch schieße. Wenn aber eines von euch diesen meinen Rat mißachtet, wird es vom nächsten Jäger getötet werden. Kommt her! Haltet das linke Ohr her!“ Fagedo nahm sein Messer, schnitt jedem Büffel ein Stückchen aus dem linken Ohr und gab ihnen einen neuen Namen. „Ihr seid von jetzt an Fagedos wie ich. Ich werde das allen Jägern sagen, und wenn ihr einen solchen seht, so lauft nicht weg, sondern zeigt ihm euer linkes Ohr!“

Die Büffel gaben ihm ein Zaubermittel: „Wenn dir irgendein schlimmes Tier begegnet, so kann es dir keinen Schaden mehr antun.“

Als Fagedo in sein Dorf zurückkam, sandte er nach den anderen Jägern. „Wenn ihr in dieser Richtung in den Wald geht und dort einen Büffel seht, so schlägt mit dem Buschmesser an euer Gewehr, denn so habe ich es mit den Büffeln verabredet. Wenn sie das hören, müssen sie ihr linkes Ohr hinhalten, und wenn ihr seht, daß es beschnitten ist, dürft ihr nicht schießen. So lange ich Jägerhauptmann bin, darf keiner von euch einen solchen Büffel erlegen. Zeigt aber ein Büffel das rechte Ohr, so ist es kein Fagedo.“

(Ein anderer Jäger, der mit zugehört hat, fällt an dieser Stelle spontan ein und bestätigt es.)

Fagedo war der höchste Führer im Konorlande. Seine Familie lebt noch dort und seine Medizin ist überall im Lande bekannt. Von jedem Tier, das sie erlegen, müssen sie das linke Auge ausbrechen und auf der Medizin ausdrücken. Begegnet man einem Leoparden, so holt man rasch die Medizin aus dem Säckchen und zeigt sie ihm – dann wird er einen nicht angreifen. Sie ist an einen Kuhschwanz gebunden. Wenn ich zum Jagen gehe, binde ich sie auf den Rücken und ziehe mein Jagdkleid darüber.

Narrentum

Ein eigentümlicher Brauch ist das von manchen Dan-Dörfern gepflegte künstliche Narrentum. Man glaubt, durch gespielte Schildbürgerstreiche wohlhabend zu werden. Man versucht also z. B. den Mond einzufangen, geht in voller Kriegsrüstung gegen den Regen vor. Die Narrendörfer treffen sich von Zeit zu Zeit, um zu sehen, wer den andern im Narrentum zu übertreffen vermag. Auf S. 60 wurde über eine solche Narrensippe berichtet.

Das Seelenwesen „Zu“

Die Dan haben die Vorstellung von einem unkörperlichen Etwas, das im Menschen lebt. Sie nennen es *Zu*. Wenn man sie fragt, worauf dieses oder jenes Phänomen zurückzuführen sei, dann heißt es oft: das ist, das macht, sein *Zu*. Auch wenn jemand verrückt wird, sagen sie, sein „Zu“ sei behext.

Man wird das Wort am besten mit „Geist“ übersetzen, ein Ausdruck, dem wir ja auch verschiedene Bedeutungen geben.

„Zu“ kann den Körper verlassen. Sieht einem jemand scharf an, so sagt man: „Nimm’ doch meinen *Zu* nicht aus mir!“ Einmal weigerte sich eine Frau, uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen, weil sie fürchtete, wir würden auf diese Weise ihren „Zu“ aus ihr herausnehmen. Vor allem aber verläßt der „Zu“ den Menschen im Traum und im Tode.

Traum

Der Traum ist wohl dasjenige Phänomen, das am eindringlichsten die Existenz eines dem Menschen innewohnenden Doppelwesens nahelegt. Ja, das *Traumwesen* hat eigentlich mehr Realität als der zurückbleibende Körper, da es ja sehr lebhaft Erlebnisse und Empfindungen hat, während der Körper indessen in einem fast leblosen Zustand daliegt. Der Mensch erlebt sich in dieser Zeit selbst auf der Traumwanderschaft, nicht als schlafend in der Hütte. Kein Zweifel also für den Dan, daß es sich hier um ein tatsächliches Geschehen handelt. Wir haben gehört, daß es Leute gibt, die Debome, die „gut träumen können“, das heißt, sie verstehen es, im Traumzustand in Welten vorzudringen und dort Erkenntnisse zu sammeln, die den normalen Menschen verborgen bleiben.

Die Toten

Das zweitwichtigste Phänomen, das zur Vorstellung eines Seelenwesens bei den Dan führt, ist der Tod. „Zu macht dich leben.“ Im Tod geht sichtlich etwas vom Menschen weg. „Der *Zu* geht dann zu den alten, alten Leuten, die gestorben sind.“ Er wird zum *Grubome*; das ist ein Wesen, das den Toten als eine ihm ähnliche, lebendige, handelnde Wesenheit überlebt, sich etwa an den Menschen dafür rächt, daß man ihn umgebracht hat, Opfer von ihnen erwartet und ihnen im Traum sichtbar wird. Wenn der *Zo* auf nächtlicher Suche nach Hexen ist, kann er deutlich unterscheiden, was Geister von Hexenmenschen und was *Grubome*, Totengeister, sind. Der Totenort, ganz gleich wie und wo man ihn sich vorstellt, heißt *Grubo* – daher *Grubome*, die Jenseitsleute.

Im Tod wird also jeder Mensch ein *Grubome*. Man ist der Ansicht, daß die *Grubome* unten in der Erde leben, während sie z. B. bei den benachbarten *Kpelle* oben auf bestimmten Bäumen sitzen. Man trifft in diesem Jenseits seine verstorbenen Angehörigen wieder.

Bisweilen beschwerten sich die Toten bei einem, der immer erst nach Einbruch der Dunkelheit von der Farm heimkehrt, daß er sie damit störe. Offenbar betrachten sie die Dunkelheit als ihr eigenes Reich. Oder sie fordern von einem solchen einsamen Wanderer Feuer, weil ihnen das ihre ausgegangen sei. Dann legt man ihnen ein paar brennende Scheite vor das Dorf auf ihren Pfad.

Eigentlich ist es für einen Menschen höchst gefährlich, einen Toten zu sehen, aber es gibt doch Leute, die immerzu Begegnungen mit Toten haben. Die Toten sehen ungefähr so aus wie im Leben, aber „häßlich, abschreckend, schielend und zähnefleischend, mit wild abstehendem Haar und roter Haut“.

Die Toten können auch, um ihren lebenden Anverwandten nahe zu kommen, sich in Tiere begeben. Im Dorf *Diaple* zum Beispiel waren es Hühner. Man hielt diese außerhalb des Dorfes in einem heiligen Wald. Im Dorfe selbst durften Hühner weder gehalten noch gegessen werden, denn es wäre sonst möglich gewesen, daß eines der Ahnenhühner sich ins Dorf verlaufen und dort aus Versehen

geschlachtet worden wäre. Keine Hühner essen ist für den Dan ein großes Opfer, denn das Huhn ist das einzige unter den Haustieren, dessen Genuß sich auch der einfache Mann leisten kann, wenn er keine Jagdbeute hat.

Mehrfach trafen wir die Vorstellung, daß die Toten gelegentlich in Affen gehen, die in der Nähe des Dorfes im alten, hohen Urwald hausen – sie dürfen dann natürlich nicht gejagt werden – oder in die dicken Welse, die aus diesem Grunde von manchen Dan-Dörfern in einem sumpfigen Bach beim Dorf gehalten werden. Auch unsere Dan-Träger liefen dann neugierig dorthin. Sie fütterten die Welse mit roten Palmnüssen, die die Tiere mit ihren breiten Mäulern verschlangen. Legte man eine Nuß auf einen Baumzweig, der etwas aus dem Wasser ragte, so schob sich einer der Fische aus seinem Element heraus und auf den Ast, um den Bissen zu schnappen.

Was mag wohl die Dan zu dem Glauben gebracht haben, gerade diese für das Auge des Weißen unangenehmen Tiere könnten ihre Ahnenseelen beherbergen? Nun, die Welse haben ein Gesicht, das ein wenig menschenähnlich anmutet, vielleicht war dies die Ursache für diesen Glauben.

Bei benachbarten Völkern haben die Welse noch eine andere Funktion. Die Eingeborenen gehen an die Stelle, an der sie die Welse halten, zum Austreten; die Fische leben also von den menschlichen Fäkalien. Die Dan tun das nicht, haben uns aber den Grund jenes Brauches erklärt: Wenn man, wie die Dan, Ab-Orte im Busch hat, so werden in der Regenzeit die Exkreme über Pfade und Dorfplatz geschwemmt. Um dies zu vermeiden, gehen diese anderen Stämme ans Wasser. Die Dan hingegen sagten uns ausdrücklich – und wir haben es auch da und dort gesehen –, daß sie die Fische mit dem feinsten Essen füttern, das sie haben, vor allem mit Reis und Palmnüssen.

Als wir in Bongle fragten, wie es wohl dazu gekommen sei, daß in einigen Dörfern diese Ahnenfische verehrt werden, bekamen wir folgenden Bescheid: „Der Zo sagt eines Tages: ‚Ihr dürft an dieser Stelle die Fische nicht mehr fangen, denn die Geister eurer Vorfahren sind in dieser Stelle ins Wasser gegangen. Reinigt den Platz, bringt Reis und Hühner dorthin‘. Das taten bei uns die Frauen. Von Zeit zu Zeit machen diese einen Festzug zu dem Wasser mit viel Futter für die Fische. Dabei nimmt jede einen Stock aus der Umgebung des Wassers auf den Rücken, als wäre es ein Kind, und sagt zu den Fischen ‚Ich will ein Kind!‘ Zu Hause steckt sie den Stock dann unter den Dachvorsprung und des Nachts legt sie ihn unter ihre Schlafmatte.“

Dann wird uns aber vom Sohn der Häuptlings noch genau erzählt, wie es hier in Bongle zur Verehrung der Fische kam. „Mein Vorfahr Bawa kam von dem Hügel Tuong, weil das Dorf dort soviel Streit hatte, und gründete diese Siedlung. Er hatte eine Tochter namens Natuo. Diese träumte einmal etwas. Sie sagte allen Leuten: ‚In diesem Wasser ist ein Geist, der unser Dorf zum Gedeihen führen wird. Kommt mit mir und ihr werdet ein kleines Bild von dem Geist sehen!‘ Sie gingen und sahen einen Wels im Wasser. ‚Eßt diesen Fisch nicht‘, sprach Natuo, ‚und fangt überhaupt hier nie Fische!‘ Natuo gebar eine Tochter Boadule, und diese den Gue, der jetzt Dorfviertelhäuptling ist. Wenn wir opfern wollen, rufen wir Gue, daß er ein paar Worte zu den Fischen spreche, bevor das Opfer stattfindet.“

In Gaple, wo man ebenfalls heilige Fische hat, sagt man uns: „Ab und zu kommen wir zusammen und beschließen: morgen wollen wir unserem Wasser opfern. Dann wird jedermann, auch die Kinder, von dieser Absicht benachrichtigt. In manchen Dörfern haben sie einen bestimmten Mann, der dafür zuständig ist. Im Dorf Deaple ‚gehören‘ die Fische einer Frau. Bei uns hat der Debome im ganzen Dorf den Reis einzusammeln, dazu zwei Hühner oder auch einen roten Hahn. Bei den Hühnern ist es gleich, welche Farbe sie haben. Dann gehen wir alle an die Wasserstelle und kehren den Platz ringsum fein sauber. Wir stellen drei Steine zum Kochen auf, und wenn der Reis gar ist, werfen wir ihn den Fischen ins Wasser. Kommen dann die Fische hoch, um zu fressen, so schreien die kleinen Jungen ganz aufgeregt: ‚Mutter, sieh nur, wieviele Fische! Gib mir doch einen von den feinen

Fischen! Fang sie doch!‘ Dann wird die Mutter sagen: ‚Nein, das darf man nicht!‘ Nun rufen wir die Geister aller Toten zusammen. ‚Wir haben gestern abend ausgemacht, euch zu opfern‘, sagen wir. Wir nehmen ein Huhn und rufen: ‚All ihr Geister, die ihr hier seid, dies Huhn gehört euch!‘ Unser Führer setzt sich ans Wasser und sagt: ‚Dies Huhn ist für euch, wenn euer Herz sich an unserem Opfer freut. Wenn wir jetzt das Huhn ins Wasser werfen und ihr zieht es hinunter, dann wissen wir, daß ihr zufrieden seid‘. Dann wirft er das Huhn ins Wasser. Manchmal schwimmt es lange an der Oberfläche herum, bevor es verschwindet. Es sind die Totengeister, die es hinunterziehen. Dann sagen wir: ‚Das Opfer war gut, laßt uns jetzt das andere Huhn töten‘. Wir töten es, sengen die Federn ab, zerlegen und kochen es und gleichzeitig damit zwei Töpfe voll Reis. In den Reis für die Geister aber darf weder Pfeffer noch Salz getan werden. Dafür wird das Herz und ein bestimmter anderer Teil des Huhns hineingelegt. Wenn das Essen fertig ist, treten wir einen schmalen Pfad von da zum Wasser. Dann nehmen wir das Blatt Muole, das so fein riecht – wir gebrauchen es darum immer für die Opfer – und schöpfen einen Teil des Reises darauf. Das übrige essen wir, aber wenn es ausgeteilt wird, bringt ein jeder ein wenig davon zum Wasser und sagt: ‚Ich möchte ein Kind haben‘. Oder er nimmt seine Flinte, tut etwas Reis darauf und sagt: ‚Ich möchte Glück auf der Jagd haben‘. Die Frauen nehmen einen Stock, stecken ihn hinten in ihr Hüfttuch (als wäre er ein Kind) und rufen: ‚Das ist mein Kind!‘ Dann singen alle Frauen ein bestimmtes Lied, das sie auch singen, wenn ein Kind auf die Welt gekommen ist. Wenn sie dann heimkommen, stecken sie den Stock in einen Dachsparren und sagen: ‚Mein Kind, ich bin bereit, dich zu empfangen‘.“

Im Dorf Deaple waren kurz vor unserer Ankunft die Schüler der nahen Missionsschule nächtlicherweise ans heilige Wasser geschlichen und hatten mehrere Eimer voll der fetten Fische gestohlen. Die Dörfler waren natürlich empört, denn man hatte gleichsam ihre Ahnen und ihre künftigen Kinder gemordet und aufgeessen. Man mag sich wohl vorstellen, was mit den Jungen geschehen wäre, hätten sie sich nicht hinter die weißen Missionare verstecken können.

Nach Ansicht mancher Dan ist die Wasserstelle auch der Ort, wo die Seelen der Toten in die Erde gehen. Vielleicht ist dies die ursprüngliche Vorstellung; erst später mag man dazu gekommen sein, die an dieser Stelle lebenden menschenähnlichen Fische als Behausung der Toten anzusehen. Die Wasserstelle ist den Dan irgendwie heilig. Darauf deutet z. B. eine Geschichte, in der das Blut von Opfertieren zur Wasserstelle geleitet wird, und die Angabe, daß bei Ernennung eines neuen Familienoberhauptes an der Wasserstelle eine Kuh geopfert wird.

Es kommt vor, daß ein Mensch wiedergeboren wird, und zwar kehrt er dann stets wieder in die eigene Familie zurück. „Der Zu kommt oft wieder in einem Kinde.“ Man denkt an diese Möglichkeit besonders dann, wenn kurz vor der Geburt ein Verwandter gestorben ist. Man geht dann zum Ratgeber, und dieser stellt fest, ob es sich so verhält, „oder vielleicht träumt ein Familienmitglied selbst davon“. Das Kind bekommt dann den Namen des Verstorbenen und nimmt dessen Tabus an. So erzählte uns ein Sohn des Großhäuptlings Mongru: „Als meine Mutter mich gebar, war ihr Vater gerade gestorben. So nannte sie mich nach diesem ‚Tan‘, und die Leute dieses Dorfviertels mußten mich ‚Schwiegevater‘ nennen, weil ich der Schwiegevater meines Vaters bin.“

Außer in Tieren können die Toten auch in hölzernen Figuren Aufenthalt nehmen (Abb. 32 c). Wir haben solche verschiedentlich erworben. Meist sind es nur Köpfe auf etwa 20 cm hohem schlankem Sockel, der sich unten zum Stehen verbreitet. Sie werden nach dem Tode angefertigt, und zwar durchaus ähnlich. Man erweist ihnen Respekt. Bei der Ratsversammlung werden sie an die Plätze gestellt, an welchen die Verstorbenen zu sitzen pflegten. Es kommt vor, daß man bei Eröffnung einer Versammlung feststellt, daß eine Ahnenfigur fehlt, weil die Familie sie auf ihre Pflanzung mitgenommen hat – dann kann unter Umständen die Versammlung nicht beginnen, bis die Figur herbeigeholt worden ist und ihren Platz eingenommen hat. Man muß jedoch hinzufügen, daß Ahnenfiguren

bei den Dan im Ganzen viel seltener sind als bei anderen schnitzenden Stämmen, wie den Senuffo oder den Baule.

Wir haben nie ein Dan-Begräbnis gesehen, aber ab und zu sind wir gerade dazugekommen, wenn die damit verbundenen Festlichkeiten im Gange waren. (Eine Beerdigung, die ich bei den benachbarten Kran miterlebt habe, werde ich an anderer Stelle beschreiben.)

Die wesentlichen Züge der Feierlichkeiten sind das Geschenkebringen der auswärtigen Verwandten, verbunden mit langen Ansprachen; Aufführungen, die auf das Leben des Toten Bezug nehmen, so Darstellung einer Elefantenjagd mit spassigen Einlagen bei einem Elefantenjäger, und das feierliche Überschreiten der Leiche durch die Söhne zwecks Übernahme der Eigenschaften des Toten, und, falls er eine besondere Tätigkeit ausübte, die Übernahme seiner Werkzeuge durch seinen Erben. Ein junger Künstler erzählte mir auf meiner letzten Expedition traurig, daß er versäumt habe, sich die Werkzeuge eines ihm verwandten großen Schnitzmeisters, den ich auch gekannt hatte, bei dessen Tod zu sichern. Ein anderer hatte sie bekommen und würde ihn nun wohl im Schnitzen übertreffen. Im Dorf Diaple starb vor einiger Zeit ein Jäger. Man betraute dessen fünfjährigen Sohn, wie es der Sterbende gewünscht hatte, mit dessen Jagdspeer, tanzte mit dem Kind viermal um die Hütte in der der Tote lag und bat ihn, dem Kleinen seine Jagdeigenschaften zu vererben, und das Wild in der Gegend zu belassen – tote Jäger ziehen nämlich bisweilen das Wild aus ihren irdischen Jagdgründen ab. Der junge Jäger Pe hatte sich in den Tagen unserer Anwesenheit den Speer von dem Kind ausgeliehen, „und, du siehst, wie er jede Nacht zu Beute kommt“.

Schmuck oder Lebensmittel werden nicht mit ins Grab gegeben. Die schweren Metallringe wurden den Toten offenbar immer abgenommen. Auf dem Grabe liegen Töpfe, jeder mit einem Loch, „damit sie nicht gestohlen werden“. Stets liegt auf dem Grab das große flache Stück Rinde, mit dem der aufgehackte Grund herausgeworfen worden war.

Der Tote wurde, wenn es eine Frau war, drei Tage nach eingetretenem Tod, ein Mann vier Tage danach begraben. Heute ist es allerdings Regierungsvorschrift, daß am Tage des Todes beerdigt wird. Die Angehörigen rasieren sich zum Zeichen der Trauer die Köpfe kahl.

Wir kamen einmal dazu, wie der Sohn des Verstorbenen am Tage nach der Beerdigung eben dabei war, den Waffen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, ein Opfer zu bringen, und zwar hatte er ihnen eine Ente geschlachtet, deren Blut er über die am Boden liegenden Gerätschaften fließen ließ.

Das Überschreiten der Leiche geschieht wieder bei den Männern viermal, bei Frauen dreimal. Die Söhne oder Töchter gehen alle hintereinander erst einmal, dann zum zweitenmal usw. über den Leichnam. Ein jedes bleibt einige Augenblicke mit gespreizten Beinen über dem Toten stehen, bückt sich zu ihm nieder und macht mit beiden Armen eine Bewegung, als wolle er sich etwas von dem Toten auf die eigenen Schultern heben. Dabei spricht man zu dem Toten etwa: „Alter Vater, laß mich dein Geschick im Schmieden haben.“

Das Grab wird heute entweder am Rande des Dorfes oder auch an naher Stelle im Walde angelegt. Der Dorfhäuptling weist den Platz an. Früher und gelegentlich auch heute noch, wurde ein Mann von Bedeutung im Dorf selbst begraben, ein großer Alter auch in der Hütte, in der er zu schlafen pflegte, unter der Feuerstelle, „damit er warm habe“ (weil die Alten der Dan sich gerne ein Feuerchen machen und sich zu Dreien oder Vieren darum lagern), „damit es nicht auf ihn regne“, „damit wir immer an ihn erinnert werden“. Im Dorfe Buyale werden uns die Gräber der alten Dorf-Großen gezeigt; sie sind nur noch durch einen nicht einmal großen Stein gekennzeichnet, der ganz lose da liegt. Sonst ist nichts von dem Grabe zu sehen.

Das Grab (Abb. 23 b) ist eine ziemlich flache Vertiefung von ungefähr ein auf zwei Meter im Grundriß. Der Tote wird in Matten und Stoffe gehüllt. In einem Falle waren es drei Matten und drei Stoffe; dazu gab man zweieinhalb Dollar. Um den Kopf wird ein Tuch gewickelt, damit kein Schmutz in die

Ohren dringe. Dann legt man den Toten „wie schlafend“ auf eine Seite, ziemlich ausgestreckt, einen Arm unter den Kopf gebeugt. Der Kopf liegt in der Richtung der untergehenden Sonne, die Füße nach der aufgehenden. „Die Alten sagten ja: alle die schlechten Sachen sollen fortgehen. Sein Geist (aus dem Kopf) soll so fortgehen (hinuntergehen) wie die Sonne.“ Für Männer und Frauen gilt das gleiche Brauchtum.

Am Beerdigungstag wird ein Fest mit vielen Spielen und Vergnügungen gefeiert. Ärmere Leute schlachten eine Ente, wohlhabendere eine Ziege, ein Schaf oder gar eine Kuh. „Die Ente ist das Totenessen für die kleinen Leute.“ „Ein größeres Tier schlachten wir auf dem Grab und lassen das Blut auf dasselbe fließen.“ „Bei großen Persönlichkeiten werden bei diesem Totenfest die großen Reislöffel benutzt, und die Maskenleute kommen von nah und fern.“ „Wenn ein großer Mann starb, kamen wir zusammen und machten Krieg, und alle, die starben (wohl nur die Feinde?) wurden gekocht und gegessen. Vorher konnten wir nicht auseinandergehen.“ Ein solches Totenfest sahen wir in Lepula. Die Familie des Toten hatte viel Reis und Fleisch bereitet, was gerade säuberlich in zahlreiche Töpfe verteilt wurde. Ein jeder Topf wurde in fröhlichem Zuge mit Gesang zu dem Hause gebracht, dem er zugedacht war. Den Nachmittag über sahen wir zwei Spaßmacherinnen zu, einer alten und einer jungen Frau, die den um sie herumstehenden Frauen mit Zwiesgesprächen und Gesten kleine witzige Begebenheiten vorführten. Einmal etwa nahm die Alte ein Fischnetz und mimte Fischfangen im schlammigen Wasser, und darüber entspann sich die spaßige Unterhaltung der beiden. Jede hielt einen Besen in der Hand, und jedesmal wenn die Pointe vorüber war und die Zuschauerinnen lachten, beugten sie sich vornüber, fegten eifrig den Boden und sangen dabei einen kleinen Singsang, offenbar um das eigene Lachen zu unterdrücken. Wir verstanden kein Wort, aber ich konnte doch an den Mienen der Schauspielerinnen und am Echo der Zuschauerinnen merken, daß hier wirklich Witziges geboten wurde.

Bei einem Toten, der eine bedeutende Persönlichkeit war, wie jenem Alten in Gbala, dessen Waffen beopfert wurden – er war ein uralter eisgrauer Familienoberster gewesen – wird erst Monate nach dem Tode ein um so größeres Fest gefeiert. Diese Zeitspanne braucht man, um die ganze Verwandtschaft nah und fern einzuladen. Selbst Vettern, die an der Küste wohnen, also nur in beschwerlicher und teurerer Reise zu erreichen sind, werden geladen und kommen.

Späterhin werden ab und zu Lebensmittel oder eine andere Gabe auf das Grab gelegt, und bisweilen wird eine Schrotpatrone darüber abgeschossen, wobei die leere Hülse dann zum Beweis aufs Grab gelegt wird. Einem Häuptling mag man gewichtigere Opfer bringen. „Wenn die Zeit kommt, daß sie ihm ein Opfer bringen wollen, schlachten sie ihm eine Kuh. Wenn man einem Toten so ein Kuhopfer bringt, so schneidet man auf dem Grab dem Tier den Hals von unten auf und spricht: ‚Vater, wir sind gekommen, dir eine Kuh zu opfern, damit wir, deine Nachkommen, viele Kinder und dies und das bekommen‘. Zuerst wird dann das Herz gekocht und auf das Grab gelegt. Wir bringen einen Mörser mit, auf den legen wir den Kopf der Kuh und eine große Medizin, die Kriegsmedizin, unten in den Mörser. Wir lassen das Blut der Kuh auf diese träufeln. Dann nehmen wir das Fleisch, kochen es und essen es da im Busch. Ein Oheim des Toten bringt dies Opfer, nicht seine Kinder.“

Ein solches Opfer mag einer allgemeinen Stimmung entspringen oder zu einem bestimmten Zweck erfolgen. So streut man etwa, solange eine Geburt im Gange ist, Reis auf das Grab des Familienvaters, damit sie rasch vonstatten geht.

Der Dan fürchtet den Tod. Wenn er sich auch Vorstellungen über sein Schicksal nach dem Tode macht, so daß er nicht vor einem schwarzen Ungewissen steht, so ist doch dieses Totenschicksal ein düsteres. Es wurde uns vom alten Krüagro erzählt, der sich auf die Suche nach einer Zaubermedizin machte, die ihm ewiges Leben verschaffen sollte.

Kommt ein Mensch zum Sterben, so legen ihn seine Angehörigen hinaus vor die Hütte ins Freie.

Manche sagen: „damit er besser Luft bekommt“, andere „damit sein Geist nicht in der Hütte bleibt“ (und uns Schaden zufügen kann). Die Dan wähnen sich nämlich von den Geistern ihrer Toten umlauert, die frei von irdischen Bindungen dem Menschen schaden können; sie schlagen, ohne daß man zurückschlagen kann. Man spricht den Toten durchaus menschliches Empfinden und menschliche Handlungsweisen zu. Wie schon berichtet, legte man einem Mann, der sich seiner treulosen Frau wegen umgebracht hatte, ein Messer auf das Grab, damit sein Geist sich dessen bedienen könne, um sich an der Frau zu rächen.

Die beiden Vorstellungen des Zu als Traumwesen und Totengeist treffen sich im Fetischglauben. Die Toten-Zu sind es, die den Menschen die Zaubermittel angeben, und die Traum-Zu sind es, die sich mit ihnen treffen, um die Anweisungen für die Anfertigung der Zaubermittel entgegenzunehmen. Wenn uns also ein Dan sagt, er könne „gut träumen“, so bedeutet das vor allem, daß er mit den Toten in Verbindung treten kann. Diese Eigenschaft, ein „Träumer“ zu sein, kann auch ein Dan haben, der nicht Debome oder Zo ist. Einen solchen Traum darf man nicht anderen mitteilen – sonst hört das Träumen auf.

In besonderen Nöten werden die Toten um ihre Hilfe angerufen, besonders wenn es sich um ihre besondere Zuständigkeit, die Nachkommenschaft, handelt. Bei schweren Geburten und anderen „harten Fällen“ legt man auf den Pfad vors Dorf ein bestimmtes großes Blatt mit einem Häufchen gekochten Reises für die Ahnengeister. Das betreffende Blatt ist seidig weich – es gibt den Toten zu verstehen, daß sie die Geburt „weich“ machen sollen.

Schatten und Spiegelbild nennt man „Bi“. Sie haben nichts mit der Vorstellung des Zu gemein und haben keine Bedeutung in den Vorstellungen der Dan von der übersinnlichen Welt, es sei denn für zauberische Handlungen.

Der Atem „Tö“ wird nicht mit dem Wesen „Zu“ gleichgesetzt. „Wir haben nie davon gehört, daß der Atem im Tod vom Menschen weggehe und sein Geist wäre.“

Der Geist der Toten und die Togba-Medizin.

Erzähler: Gö Mongru, ein etwa 16jähriger Sohn des Großhüptlings Mongru in Kample.

Vor langer Zeit lebte eine Frau, die hatte zwei Töchter. Einmal gingen die beiden Mädchen am frühen Morgen auf die Pflanzung. Sie gruben sich Maniok aus und bereiteten sich einen Dumpu; dann gingen sie fischen. Am Abend schauten sie dann nach etwas Nahrung, die sie mit nach Hause nehmen könnten. Dann waren sie zwei Tage im Dorfe.

Am dritten Tage gingen sie mit ihrer Mutter hinaus auf die Farm und arbeiteten den ganzen Tag bis kurz vor der Dämmerung. Dann wollten sie wieder einen Dumpu machen. Während die Mutter den Maniok stampfte, sagte sie zu der einen Tochter: „Geh, rühre die Suppe!“ Das Mädchen ging in die Hütte – und starb auf der Stelle.

Die Mutter rief hinein: „Wenn die Suppe fertig ist, nimm sie vom Feuer!“ Keine Antwort. „Komm doch und mache den Dumpu fertig!“ Wieder nichts. Da machte die Mutter mit der anderen Tochter alles fertig, weil sie dachten, das Mädchen schlief. Schließlich klopfte sie ihr auf die Schulter: „Komm, was ist denn los? Wir wollen doch heimgehen und jetzt schläfst du einfach! Schnell, wir wollen unseren Dumpu essen.“ Sie nahm einen Topf, legte den Dumpu hinein und gab diesen der anderen Tochter auf den Kopf. Das Mädchen ging voraus, dem Dorfe zu.

Jetzt versuchte die Mutter dies und das, um die Schläferin aufzuwecken, aber es gelang ihr nicht. Sie öffnete ihr die Augen – da sah sie, daß ihre Tochter tot war. Entsetzt rannte sie hinaus auf den Pfad, der zum Dorfe zurückführte.

„Was läßt du mich allein?“ rief das tote Mädchen. Es steckte einen Finger ins Feuer, da begann er zu glühen wie eine Fackel. So rannte es seiner Mutter nach und wollte sie fangen und ihr Angst machen. Es war jetzt schon dunkel.

Im Dorf stand ein Baum, darunter sank die Mutter ohnmächtig zusammen. Das tote Mädchen ging auf die Farm zurück. Zwei Kinder hatten gesehen, wie die Frau ohnmächtig wurde und fragten: „Wer mag das sein?“

Da kam die andere Tochter herzu. „Ich ließ meine Mutter mit meiner Schwester auf der Farm zurück. Meine Mutter wollte sie aufwecken. Wie kann es nur geschehen, daß sie jetzt ohnmächtig daliegt?“ Sie brachte etwas Wasser, tropfte es auf sie, und dann trug sie die Mutter in die Hütte.

Sie rief jetzt einen Zo, um nach der Mutter zu schauen. Der gab der Ohnmächtigen eine Medizin, damit sie aufwache, und eine, daß sie wieder sprechen könne. Nun erzählte die Frau alles, was geschehen war.

Man ging auf die Farm zu dem toten Mädchen, holte es ins Dorf und begrub es. Aber sein Geist kam immer in der Mutter Haus, stahl da Nahrung und ängstigte sie. Erst wußte die Mutter gar nicht, wer das immer tat. Sie fragte alle Leute, wer von ihnen das Essen stehle, aber keiner wollte es gewesen sein. Schließlich sagte sie zu dem Knaben Wakede: „Du hast das Essen genommen!“ „Nein!“ „Dann war es Patua!“ Sie fingen Patua und Wakede schlug ihn.

Hernach kamen viele Ratten ins Haus und fraßen alles auf – das war aber wieder nur der Geist des Mädchens – und jeden Tag war so das Essen gestohlen. Da rief die Mutter wieder einen Zo. Dieser sah sich alles genau an; dann wußte er, es war des Mädchens Geist. „Wir müssen Togba-Medizin machen“, sagte er. Sie taten etwas Wasser in einen Becher und Togba obendrauf und verspritzten es überall dahin, wo der Geist gegangen war, im ganzen Dorf, und auch noch außerhalb.

Da kam der Geist direkt ins Haus, grub unter der Feuerstelle ein tiefes Loch und setzte sich da hinein, unter das Feuer. Die Meisterin des Togbabundes grub dort nach und da sah sie das Mädchen hocken, die Hände vor dem Gesicht. Sie stupste es und machte „sch, sch!“ aber der Geist konnte nicht sprechen. Sie trug ihn hinaus und setzte ihn vors Haus, so daß jedermann ihn sehen konnte. Da nahm die Zo ein Buschmesser, schnitt den Geist in viele Stücke und vergrub diese in dem gleichen Loch. Die Mutter wurde aber dadurch so verängstigt, daß sie die Hütte abbrach und eine neue baute.

Hexen und Hexenjäger

In einer dritten Weise löst sich der Zu vom Menschen, um sich als Hexe, „Dime“, zu betätigen. Auch hierbei bleibt der menschliche Körper der Hexe ruhig im Dorf und schmaucht sein Pfeifchen. Es sind irgendwelche Männer oder Frauen des Dorfes, in ihrem bürgerlichen Leben durch nichts von ihren Mitmenschen unterschieden, die die Fähigkeit haben, besonders des Nachts den Zu von sich auszusenden, der dann anderen Menschen Schaden zufügt. Die Dime-Geister versammeln sich an geheimem Ort, um ihre tückischen Pläne auszuhecken. Sie kennen sich untereinander genau und haben, wie die Geheimbünde, einen Trommler, der sie zu nächtlicher Stunde zusammenruft, nur ist dieser für die gewöhnlichen Menschen nicht zu hören.

Es ist nicht so, daß etwa ein fremder Geist von einem Menschen Besitz ergriffen hat und gleichsam dessen guten Namen mißbraucht. Nein, der betreffende Mensch selbst ist ein Hexenmensch. Es gibt sogar einen Dan-Clan, die Biu, der einen Ruf dafür hat, daß es bei ihm besonders viele Hexen gibt. Die Dime überfallen als Hexenwesen vor allem die Leute nachts auf dem Pfad und verprügeln sie, aber sie tun auch weit Schlimmeres, sie machen ihre Mitmenschen krank, ja, sind oft an deren Tode schuld.

Es ist also wichtig, die Hexenleute herauszufinden und unschädlich zu machen. Es gibt Leute – wie der Beschneider „Zo“ genannt – die ebenfalls ihr Zu von ihrem Körper auszusenden verstehen, und auf diese Weise die Hexen an ihren geheimen Versammlungsorten ausmachen und belauschen können.

Die Hexensucher-Zo sind ein ganz anderer Menschentyp als die Debome-Ratgeber. Der Zo ist der dämonische, aus innerem geheimnisvollem Vermögen heraus gefährliche Mensch. Ich hörte einmal einen Missionar in der Kirche zu seiner Neger-Gemeinde sagen: „Und wie ist es mit euren Zo-Leuten? Sieht man nicht den Teufel schon in ihren Gesichtern?“ Daran ist etwas Wahres. Man kann es dem Zo ansehen, daß er ein Zo ist. Er ist ein Finsterling. Die Dan sagen: „Die Zo sind gefährliche Leute, wir fürchten sie.“ Aber der Missionar hat doch auch wieder Unrecht, insofern der Zo an sich nicht böse, sondern wie der Debome ein Helfer seiner Mitmenschen ist, wenn man nicht

seinen Zorn herausfordert. „Der Hexensucher macht seine Sache im Geheimen, während der Debome in aller Öffentlichkeit wirkt.“ Der Debome ist ein Mensch, der in die übersinnliche Welt blicken kann, der Hexensucher gehört selbst fast schon dieser anderen Welt an.

Debome und Hexensucher sind zusammen mit dem Häuptling und dem Schmied die Führungspersönlichkeiten in der Dan-Gemeinschaft.

Die Zo können sich in Tiere verwandeln: manche in jedes beliebige Tier, andere in Ameisen, wieder andere in Vögel, um zu fliegen – gerade das Fliegen ist eine Eigenschaft, welche die meisten Zo für sich in Anspruch nehmen, auch ohne solche Tierverwandlung. Damit begründen sie ihre Fähigkeit, auch in fernen Dörfern Hexen beobachten zu können und die Hexe auch dann noch ausmachen zu können, wenn sie sich in ein Tier verwandelt hat.

Als wir einmal ein Schwert kauften, wurde uns gesagt, wir müßten es verstecken. Es hatte einem Zo gehört, der damit in einer Nacht von jenem Dorf bis nach Saniquelle fliegen und zurückkommen konnte, wofür man sonst mehrere Tage Marsch braucht. Er tat das, hieß es, um dort Hexen zu fangen. Wenn wir das Schwert in Besitz hätten, müßten wir es wohl verbergen, da alle Hexen es kannten und versuchen würden, es zu stehlen.

Der oben beschriebene Großhäuptling Towe war ein solcher Zo. Wir lasen schon von seinen Wunderkünsten. Er reiste landauf, landab, um Hexen zu fangen. Zwar, so erzählte er uns, sei sein Vater Häuptling gewesen, aber früher hätten ja die Alten nichts für die Jungen getan, sondern diese fortgeschickt, damit sie sich selbst etwas verdienten.

In Toves Jugend war noch ein anderer Zo, namens Duanyi, in der Gegend, der konnte z. B. das Wasser vom Fluß an einem Haken hinter sich her ins Dorf ziehen. Towe ärgerte sich über diese Konkurrenz und räumte ihm für eine Zeitlang das Feld.

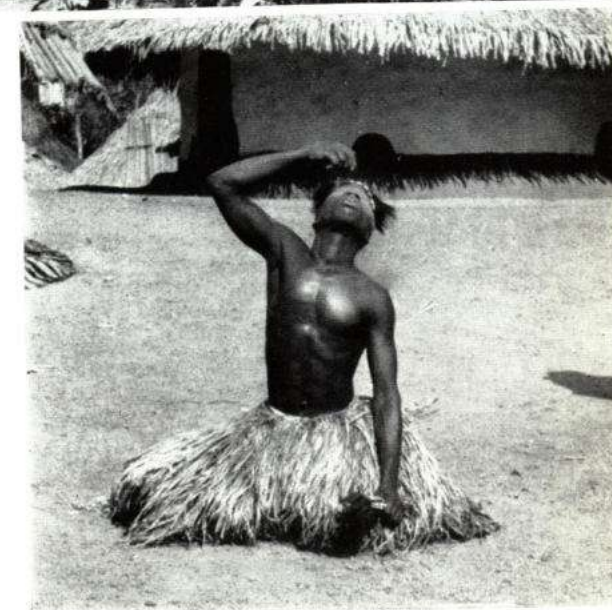
In einer unserer Geschichten ist ein Zo mit einer Hexe verheiratet. Der Zo will seinen Sohn das Zo-tum lehren, da ermordet die Mutter den eigenen Sohn aus Furcht, er möchte sie sonst eines Tages bei ihrer Hexentätigkeit beobachten.

Wenn in einem Dorfe viele Leute sterben und überhaupt das Ungemach nicht aufhört, so merkt man daran, daß der Ort voller Hexen stecken muß. Dann läßt der Häuptling einen Zo kommen, damit er die Hexen aufspüre.

Auch wenn eine gewichtige Person erkrankt, ruft man einen oder mehrere Zo, damit sie untersuchen, ob ein Dime sein Unwesen treibt und wer es ist. Der Zo befühl den Kranken und spürt so, ob ein Dime an der Krankheit schuld ist. In der Nacht sendet er dann in aller Heimlichkeit seinen Geist auf Hexensuche. Entdeckt er den Schuldigen, so wird dieser vor den Häuptling geholt und peinlich verhört. Leugnet er, so muß er sich einer Giftprobe unterziehen. Die Dan verwenden hierzu das in dieser Gegend Afrikas weit berühmte Sasswood (*erythrophleum guineense*), die Rinde eines bestimmten Baumes, deren Inneres abgeschabt und in kaltem Wasser ausgepreßt wird. Der Angeklagte wird auf einen umgestülpten Maniokmörser gesetzt. Man hält ihm die Schale hin und er trinkt das Gift. Erbricht er, so ist er unschuldig; fällt er aber herunter, so wurde ihm früher der Hals durchgeschnitten, der Leichnam zerstückelt und verbrannt oder aufgegessen, um den Hexengeist unschädlich zu machen. Heute läßt man ihn am Gift sterben.

Ein Sohn des Großhäuptlings Mongru sagte: „Wenn z. B. ich, des Großhäuptlings Sohn, stürbe, würde mein Vater einen Zo holen und ihn fragen, wer mich getötet hat. Dieser gibt dann verschiedenen Verdächtigen einen Trunk und einer stirbt daran – der war es, der mich behext hatte. Aber wenn eines einfachen Mannes Sohn stirbt, so kann er das nicht tun.“

Auf unseren Märschen sahen wir allenthalben die Sasswood-Bäume mit frischen Schnittstellen, dort wo die Rinde entnommen worden war, und die Dan machten auch gar kein Hehl daraus, daß sie die Sasswood-Probe nach wie vor üben.

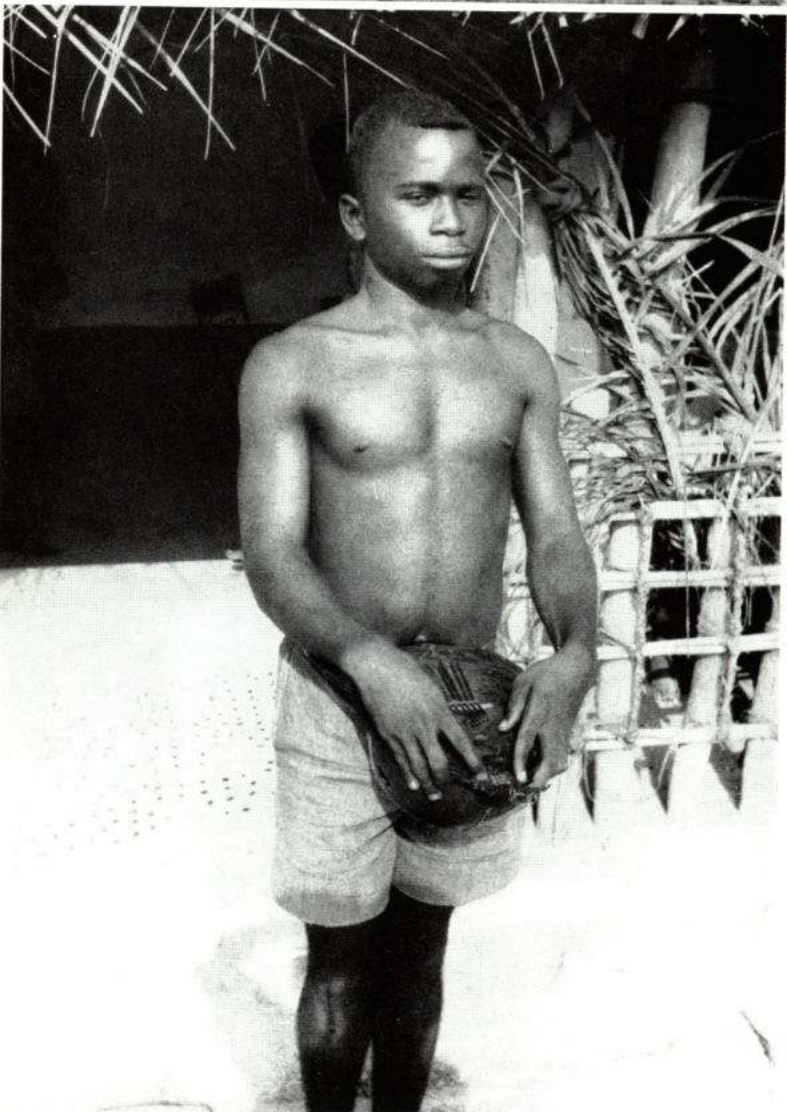


27a Der Meister des Wildschweinbundes beim Tanz.

27b Frauen des „Messerbundes“ tanzen zu ihrem Versammlungsplatz.

27c Durch Bastvorhang verschlossener Zugang zum Versammlungsort eines Geheimbundes.

27d Der Meister des Wildschweinbundes beweist, daß er Schweinenatur hat, indem er sich – wie ein Schwein – Sand in die offenen Augen bringt.



28b Instrument mit Eisenzinken, die mit den Daumen gezupft werden.

Ja, in Monrovia konnte ich einen jungen Holländer gerade noch davon abhalten, daß er mit seinem diebischen Hauspersonal die Sasswood-Probe vornehme. Er hatte sie für einen harmlosen Aberglauben gehalten, der ihm dazu dienen würde, die Schuldigen an ihrer Angst zu erkennen, und die Boys hatten der Probe zum Teil freudig beigestimmt, weil sie sich unschuldig fühlten.

Auch Eintauchen der Hände in siedendes Öl wird wie bei uns in alter Zeit als Hexenprobe angewandt.

Es muß wohl dahingestellt bleiben, wieweit diese Proben wirkliche Verbrecher zu entlarven vermögen. Vorstellbar ist es, daß das Gefühl der Unschuld oder Schuld etwa den Würge-Reflex beim Sasswood auslöst oder lahmlegt.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Hexen angeblich oft gestehen, Hexerei getrieben zu haben. Ob dies unter der Einwirkung von Folterungen geschieht, oder ob die Offenbarung des Zo den Verdächtigen so beeindruckt, daß er sich in seinem einfachen Gemüt denkt, „dann muß es wohl so sein“, oder ob er irgendwelche Träume für Realitäten nimmt, das vermögen wir nicht zu sagen.

Sehr häufig ist aber auch der umgekehrte Fall, daß die Leute sich aufs energischste gegen die Anschuldigungen des Zo wehren, vor allem dann, wenn mehrere bezichtigt sind, so daß sie mit ihren Familien eine breite Front gegen ihn bilden können. Dann kann der Zo drohen, er werde die Schuldigen bei der nächsten Hexen-Versammlung töten. „Gut, töte uns nur!“ höhnen die Leute. Nun muß der Zo beweisen, daß er recht hatte. Stirbt einer der Angeschuldigten bald darauf, dann ist sein Triumph groß; er beeilt sich, zu erzählen, er habe das Doppel des Nachts mit einem Messer durchbohrt, so muß der Mensch sterben.

Man sagt, wenn der Zo des Nachts eine Hexe verwundet habe, so werde der dazugehörige Mensch am Morgen beim Erwachen an der betreffenden Stelle über Schmerzen klagen. Es ist uns aber nie erzählt worden, daß der Zo etwa *vorher* verkündete, er habe den Betreffenden als Hexe getötet oder verwundet, und daß dieser erst nach dieser Ankündigung gestorben wäre.

Es kommt vor, daß man erst nach dem Tode einer Person die Vermutung hat, daß diese selbst eine Hexe war und von einem Abwehrfetsch getötet wurde. Man sezirt sie dann und sucht nach anatomischen Abnormitäten in ihren Eingeweiden, die auf ein Hexentum hindeuten. Frau Donner war Zeugin einer solchen Untersuchung bei den Dan.

Hexenleute werden an besonderer Stelle beerdigt. Der Leichnam wird nicht wie sonst in Stoffe, sondern nur in Blätter gehüllt. Wir sahen einmal ein Grab, auf dem keine der üblichen Beigaben lagen, etwa zweihundert Meter vom Dorf entfernt, während die Gräber sonst unmittelbar beim Dorf liegen. „Das war eine Person, die Hexerei getrieben hat. Wir haben sie hier beerdigt, damit sie die Dörfler nicht weiter behexen kann.“ Man pflanzt dann eine Pflanze Gbegbe auf dem Grab, um den Geist abzuhalten“ (der Geist soll wohl in die Pflanze gehen). Bei den Kran hieß es: Ein Hexenmann wurde nach dem Tode mit einem Strick um Hals oder Beine um das Dorf geschleift, um ihm auch etwas Übles anzutun.“

Es ist etwas überraschend, daß die Träger zweier so verschiedener Funktionen wie Beschneiden und Hexensuchen denselben Berufsnamen „Zo“ tragen. Ein Dan hat uns gesagt, die beiden Namen „Zo“ seien gar nicht dasselbe Wort – sie unterschieden sich in der Aussprache. Es war uns aber nicht möglich, dies zu hören, und unsere anderen Informanten sagten, es sei dasselbe Wort. Es hat uns große Schwierigkeiten gemacht, uns darauf einen Reim zu machen. Die Dan können es selbst nicht erklären. Dies stellte sich heraus:

1. „Zo“ heißt das kleine Beschneidungsmesser und darum auch der Beschneider. In übertragenem Sinne nennt man „Zo“ jeden, der es in einer bestimmten Tätigkeit zu großem Können gebracht hat – es bedeutet dann etwa „Meister“.

2. Im Buschlager braucht man einen Hexensucher, weil die Hexen danach trachten, die Knaben und Mädchen in dieser entscheidenden Phase ihrer Menschwerdung durch ihre schlimmen Einflüsse zu schädigen. So liegt es nahe, daß die Beschneider gleichzeitig das Hexensuchen betreiben, so wie etwa ein Lehrer in einem abliegenden Dorf Gottesdienst abhält, ohne deshalb Pfarrer zu sein.
3. Im allgemeinen ist aber der Hexensucher Zo nicht gleichzeitig Beschneider. Er ist aus innerer Berufung, oder auch durch Vererbung der Kenntnisse und Zaubermittel von Vater oder Mutter ein Hexensucher geworden. Irgendwie hat die Verbindung mit dem Hexensuchen der Beschneider dazu geführt, daß man diese Hexensucher auch Zo nennt.

Auch andere Leute mit Zauberkraft können erfolgreich gegen die Hexen kämpfen, wenn sie auch nicht so darauf geeicht sind wie die Zo. Immer wieder wird betont, wie sehr die Hexen die Zwillinge fürchten.

Alle Hexensucher treten in die Me-Gesellschaft ein, die sogenannte dritte Schlangengesellschaft, wo sie – wie die Debome in der De-Gesellschaft – ihr besonderes Berufswissen erwerben.

Das wichtigste Mittel zur Hexenabwehr aber sind drei Fetische: Todia, Segba und Yifa. Es gibt kaum einen Dan, der nicht einen dieser drei Fetische besäße. Gegenwärtig in Mode ist Yifa. Yifa hat Segba abgelöst, und Segba trat einst an die Stelle von Todia. Aber diese älteren Fetische leben auch noch fort.

Daß ein Fetisch außer Mode kommen kann, liegt meist daran, daß die zauberischen Mächte, gegen die er wirken soll, mit der Zeit Gegenmittel finden und damit den Fetisch wirkungslos machen. Bei Segba war es so: Wer Segba besitzt, darf als „Verbot“ kein weißes Palmöl essen. Das haben die Hexen herausbekommen; sie nehmen nun zu ihren Versammlungen viel weißes Palmöl mit und stellen es in Töpfen im Kreis um sich herum, so daß kein Segba sich ihnen nähern kann. So sind sie wieder sicher in ihrem üblen Tun.

Wir besuchten in Diaple den Mann, der Yifa verwaltet. Bei ihm kauft man sich den Yifa-Fetisch. In der Hütte, rechts vom Eingang stand ein Reis-Worfelkorb. Darauf lagen etwa fünfzehn ungefähr gleich aussehende Packen oder Säckchen auf einem hellbraunen Fell. Der Priester erklärte uns, daß dies alles Yifa sind. Yifa sei nämlich nicht vererbbar. Stirbt ein Yifa-Eigentümer, so geht Yifa an ihn, den Priester, zurück.

Yifa handelt wie ein Mensch. Legt man eine Peitsche neben Yifa, so benützt er diese, um die Hexen zu verjagen; ein Stöckchen wird er als Pfeil gebrauchen, Jäger legen ihr Gewehr daneben.

Im Gegensatz zu Segba darf der einzelne Eigentümer Yifa nicht in die Hütte nehmen, sondern muß es draußen unter dem Dachvorsprung aufhängen. Frauen können Yifa nicht besitzen. Die Frau des Priesters aber macht Yifa einmal in aller Form ihre Aufwartung. Bei jeder Mahlzeit gibt der Priester Yifa etwas zu essen, und gelegentlich bringen alle Yifa-Besitzer des Dorfes ein großes Yifa-Opfer.

Yifa also spürt den Hexen nach, und wenn er eine bei bösen Machenschaften gegen einen Mitmenschen erwischt, macht er die Hexe krank. Man wird dem Hexenmenschen die üblichen Medikamente geben. Helfen sie nicht, so regt sich in den Dörflern der Verdacht, daß der Mann vielleicht gehext und Yifa ihn dafür mit Krankheit geschlagen habe. Der Yifa-Priester wird geholt und legt Yifa neben ihn. Durch Auswerfen von Kaurimuscheln oder Hälften einer Colanuß befragt er Yifa, ob es diesen Mann krank gemacht habe. Bejaht Yifa, so muß der Mann erst gestehen, bevor Yifa von ihm abläßt. Die absurd anmutenden Geständnisse der Eingeborenen sind wohl so zu erklären, daß der Kranke sich der bösen Gedanken und der Flüche erinnert, die er gegen seine Mitmenschen ausgestoßen hat und denen er eine schädigende Wirkung zumißt.

„Der Hexer muß gestehen und damit verliert er sein Ansehen. Das ist es, was Yifa will“, erklärt der Priester. „Wir alle wollen lange leben. Wenn einer einem anderen nach dem Leben trachtet, macht Yifa ihn krank. Gesteht er nicht, so muß er sterben.“ „Freilich“, so fügt er nachdenklich hinzu, „oft stirbt das Opfer der Hexe, bevor Yifa diese entlarven kann.“

Im Dorf Bujale ist ein junger Mann krank geworden, während wir dort sind. Die ganze Nacht über hat man bei ihm gewacht. Wir finden ihn am Morgen in einem apathischen Zustand, kaum ansprechbar. Man hat Yifa hergebracht, um herauszubringen, ob der Mann Zauberei getrieben und etwa Yifa den Zauber auf ihn zurückgeworfen hat. Die Yifa-Medizin befindet sich in einem Horn. Man wirft die beiden Hälften einer Colanuß acht- bis zehnmal vor Yifa hin. Sie kommen oft gleich zu liegen – Beweis dafür, daß Yifa den Mann „gefangen hat“. Doch will der Kranke bis jetzt noch nicht gestehen, was für eine Zauberei er getrieben hat.

Bei dem erwähnten Yifapriester in Diaple kam noch etwas Eigentümliches zutage. „Früher war ich der Meister der Schlangengesellschaft“, erzählt er. „Aber als man mir dann die Frauen und Kinder des Dorfes anvertraute, da gab ich dies Amt ab an jenen jüngeren Mann, der dich in den Schlangengebund einweihte, denn ich muß nun meinen ganzen Geist auf Yifa richten.“

Auf unsere verwunderte Frage, was denn Yifa mit dem Schutz der Frauen und Kinder zu tun habe, erfahren wir, daß Frauen sehr oft und Kinder fast immer, ohne es zu wissen, nachts als Hexen unterwegs sind. „Frauen haben ja allgemein viel mehr Zauberkraft (ndi) als die Männer. Mit den Frauen ist nicht zu spaßen. Fast jede Frau hat ndi.“ „Auch die Kinder haben viel ndi. Sie gehen des Nachts, während sie in der Hütte schlafen, als Hexen hinaus und spielen ihr Stöckchenspiel. Sie machen da keine bösen Hexensachen, es mag aber sein, daß ein erwachsener Hexer sie an einen schlechten Platz führt. So könnte es passieren, daß ein Zo sie bei den Hexen sieht und sie anklagt. Darum muß Yifa über ihnen wachen.“ Ein anderer sagt: „Yifa verfolgt alles Hexentum und schlägt also auch die Frauen und Kinder, die ohne Absicht als Hexen gehen, mit Krankheit. Der Yifa-Priester, der sie kennt und weiß, daß sie unschuldig sind, bittet dann Yifa, die Krankheit von ihnen zu nehmen.“

Ein andermal wird uns allerdings gesagt: „Die Kinder verwandeln sich in Palmratten und fressen den Reis auf den Feldern. Um herauszubringen, wer es war, müssen alle Kinder eine Unschuldprobe machen: es wird ihnen ein glühendes Eisen auf Arm oder Bein gedrückt oder sie müssen einen Stein aus kochendem Wasser holen.“

Eine aufschlußreiche Antwort wird uns noch zuteil, die vielleicht diese Hexenabwehr-Medizinen am besten erklärt. „Früher starben so viele Menschen an Gift. Seit wir Todia, Segba und Yifa haben, ist es damit besser geworden. Die Hexen treffen sich an geheimem Ort und tauschen ihre Giftrezepte aus.“ Vielleicht fürchten also die Leute, die einen Giftmord vorhaben, von Yifa entlarvt zu werden.

Im Dorf Belewale des Nachbarstammes der Kran wurde uns ein Lied für den Yifakult von einem Vorsänger und einem Chor von zwei Männern und zwei Frauen vorgesungen, dessen Text lautet:

„Sich zeigen, ist für alte Leute ungut
Aber junge sollen es ruhig tun.
Wie gut ist es, jung zu sein.
Nun ja, man muß sich ordentlich plagen,
bis man es zu etwas gebracht hat und einen Namen im Lande hat.
Oh, liebe Mutter, weißt du, aus was Yifa gemacht wird?
Oh, was habe ich mich plagen müssen (um Yifa zu bekommen).
Yifa ist mir so lieb.
Man kann einen kleinen Jungen anschwindeln,
aber nie einen erwachsenen Menschen.
(Eine Anspielung auf Yifas Fähigkeit, Lügner zu entlarven.)

Nach unserer Kenntnis sind die Hexen unter den Menschen mit außergewöhnlichen Eigenschaften die einzigen, die von ihren Mitmenschen eindeutig negativ beurteilt werden. Der Debome, der Zo sind Helfer ihrer Mitmenschen, der Dime dagegen ist schlecht, er ist ein Verbrecher. Der Hexenmensch weiß ja genau, daß sein Doppel auf schlechten Pfaden unterwegs ist, er schickt es selbst dazu aus. Ein Mann vom Stamme der Vai erklärte uns: „Jedermann hat seinen Zu (Geist). Es bleibt ihm überlassen, ob er diesen zu etwas Gutem, wie die Zo, oder etwas Schlechtem, wie die Dime, entwickelt“.

Zu Anfang unseres Aufenthaltes machte uns ein Dan den Unterschied zwischen Debome und Dime mit den Worten klar: „Ein Debome macht Medizin für andere, ein Dime für seine eigenen Zwecke“.

Die Ähnlichkeit mit dem, was wir selbst Hexen nannten und auf dem Lande heute noch nennen, ist groß. Auch unsere Hexen treiben ja nächtlicherweile ihr Unwesen, auch sie treffen sich beim Hexensabbat, auch sie werden von Hexensuchern aufgespürt, auch sie waren angeblich oft ohne Zwang geständig, auch sie mußten sich Gottesurteilen unterziehen, wobei es die gleiche Probe mit dem siedenden Öl gab, auch sie wurden dann verbrannt und auch bei uns gab und gibt es Hexenfinder, und auch bei uns zeigt die nächtlicherweile verwundete Hexe (z. B. durch ein im Schlüsselloch steckendes Messer) tags darauf in ihrer menschlichen Gestalt diese Wunde. Wesentlich anders scheint zu sein, daß die Dan eine Doppelnatur annehmen, daß also die Hexe ruhig zu Hause schläft, während ihr Doppel sein Unwesen treibt.

Der Jäger und die Hexen

Erzähler ist Gō Mongru in Kample, dem ein Mann namens Tuo in Kample dieses Geschehnis berichtet hat.

Es waren da im Dorfe Duople im Kample-Clan ein Jäger namens Getoble und seine Frau Quianda. Sie hatten zwei Kinder, einen Sohn Gi und eine Tochter Ze. Dieser Jäger war ein schlechter Kerl. Wenn jemand mit ihm auf die Jagd ging und sie erlegten zusammen ein Stück Wild, so gab er nie etwas davon ab. Schließlich wiesen ihn die Leute aus dem Dorf: „Du bist zu gemein; bau dir ein Dorf für dich selber!“

Da ging die Jäger-Familie weit fort in den Busch und baute sich dort eine Hütte, und drumherum errichteten sie einen starken Stangenzaun. Er erlegte viele, viele Tiere.

Nun geschah es, daß die Leute in seinem früheren Dorfe Duople kein Fleisch zum Kochen hatten. Sie kamen und baten den Jäger um Fleisch. „Nein, ich gebe euch nichts, ihr habt mich ja aus eurem Dorf gejagt!“

Da beschlossen sie, ihn zu töten.

Einmal ging der Jäger ganz weit fort von seiner Hütte zum Jagen – so weit wie es von hier nach Saniquelle ist –, da kamen die Hexenleute in der Nacht, um ihn zu töten; aber er war ja nicht da. Seine Frau Quianda schlief, als die Hexenleute erschienen. Ihre Anführerin hieß Ze. Sie war von Zutro zum Markt nach Kample gekommen. Ze hatte einen Hund, den schickte sie in die Hütte, um zu sehen, ob der Jäger da sei. Der Hund schlich hinein, sah aber nur die Frau und die Kinder. Er berichtete das der Führerin. Die sagte: „Laßt uns gehen und warten, bis der Mann wieder kommt“.

Zu eben dieser Zeit fingen die Hände des Mannes auf der Jagd an so zu zittern, daß er das Gewehr nicht mehr tragen konnte. Er legte sich hin und schlief. Dann ging er zu einem Debome (Ratgeber), um ihn zu fragen, was das zu bedeuten habe. Der sagte: „Geh heim, denn sie wollen deine Frau heute nacht töten!“

Der Jäger ging heim und seine Frau erzählte ihm, daß die Hexenleute dagewesen waren. Da richtete er Pfeile und Bogen, Pulver und Kugeln für sein Gewehr und machte eine Falle in den Zaun. Seine Frau kochte ein feines Essen. Dann setzten sie sich alle in der Hütte hin, ließen aber die Türe offen.

Am frühen Morgen, als es noch dunkel war, kamen die Hexenleute wieder. Die Anführerin ritt auf einem Pferd. Vor dem Zaun stieg sie ab. Aber als sie hereinkommen wollte, trat sie in die Falle und war gefangen. Sie schrie; ihre Leute aber dachten, sie singe nur und kümmerten sich nicht darum. Sie gingen schnell in das Haus, um den Mann und die Frau zu töten. Als alle darin waren, schoß der Jäger los und tötete viele, aber etliche entflohen.

Die Anführerin aber stand in der Falle bis zum Morgengrauen. Ihr Bild (Körper) war jedoch daheim geblieben. Dieses kochte nun Reis, brachte ihn dem Jäger in den Wald und bat, die Frau aus der Falle zu lassen. Aber der Jäger sagte: „Nein, ich kann sie nicht fortlassen!“ Da ging das Bild wieder heim.

Der Jäger ging zu der Frau in der Falle, nahm ein Messerchen und schnitt ihr alle Haare ab. Dann nahm er das siedende Wasser, in dem der Maniok auf dem Feuer kochte, und schüttete es ihr über den Kopf. Da starb die Frau sofort. Und im gleichen Augenblick starb ihr Bild, das inzwischen nach dem Dorfe zurückgekehrt war. Von da ab kam keine Zauberei mehr zu dem Jäger hinaus.

Noa, der Hexenfänger

Der Erzähler mag zwischen 45 und 50 Jahre alt sein, sieht lustig aus. Er erzählt schmunzelnd, ist sich des interessanten Inhalts seiner Geschichte bewußt. In Gaple.

Ich will dir erzählen, was sich hier ereignete, und was ich mit eigenen Augen sah.

Noa, Bojas Vater, pflegte die Hexenleute in Blimiple (Borple-Clan) zu fangen. Er selber war von Bole im Ya-Clan. Noa ging nach Blimiple, weil dort so viele Hexen waren. Es wimmelte geradezu von ihnen. Sie gingen sogar bis Kample, um ihr übles Handwerk zu betreiben.

Ich kannte Noa – ich war damals etwa acht Jahre alt. Noa war ein großer, schlanker Mann von heller Haut. Er konnte sich mit der Zunge den Nasenrücken lecken, ja, sogar den Ellbogen konnte er damit lecken. Er war ein Schmied und konnte gar Gewehre fertigen. Er war ein Zo.

Die Hexen versammeln sich nachts an einer bestimmten Stelle, um auszuhecken, wen sie verhexen wollen. Als Noa immer wieder welche fing (das heißt, er entdeckte dem Häuptling, wen er dort am nächtlichen Versammlungsplatz beobachtet hatte), sagten die Blimiple-Leute: „Du lügst, du kassierst einfach Buße-Zahlungen von uns für nichts und wieder nichts“.

Noa sprach: „Gut! Wenn ich wieder einen Hexerich fange, muß er mir ein Ziegen-Ei geben, oder ich töte ihn“. Und als er einen fing, forderte er sein Ziegen-Ei, und wie dieser es ihm nicht geben konnte, tötete er ihn. Das tut so ein Zo des nachts an der Stelle, wo die Hexen das Üble tun.

Der Hexerich starb ohne ersichtliche Ursache im Dorf, weil Noa des nachts am Hexenplatz seinen Geist umgebracht hatte. Da sagten die Leute in Blimiple: „Nun hat er also doch nicht gelogen. Wir wollen ihn bitten, daß er die Leute, die er fängt, nicht tötet“. Und sie nahmen zwei Ziegen und 10 Kleider, gaben sie ihm und baten, wenn er wieder jemanden finge, solle er ihn nicht töten.

Da ließ Noa ab vom Leute-Töten. Von da ab zog er den Hexen nur die Kleider aus, so daß sie nackt im Dorf ankamen, wo man sie daran gleich als Hexen erkannte.

Aber eines Tages gingen die Hexenleute in sein Heimatdorf Bole und mischten Gift in sein Essen. So starb Noa.

Wie Kauie die Hexen fing

Erzählt in Gaple.

In alter Zeit lebte hier ein Mann namens Kauie. Er war ein Zo. Er tötete die Hexenleute. Ja, er konnte das auf vielerlei Art tun. Er hatte ein Netz, das er auf den Weg legte, um die Hexen zu fangen, und ein Seil, das er über die Tür seiner Hütte spannte, um darin die Hexen zu schnappen, wenn sie in seine Hütte eindringen wollten. Manche von den Hexen gaben ihm Geschenke, damit er sie schone. Taten sie es nicht, so tötete er sie.

Wenn die Hexen verabredeten, daß sie sich an einem geheimen Ort treffen wollten, wo Kauie sie bestimmt nicht finden könne, so ging er unterirdisch fort und fand sie doch. Wenn sie wegrannten und in den Himmel flogen, folgte ihnen Kauie auch dorthin. Er tötete sie dort oben und kam dann zurück nach Gaple.

Und er sagte allen Leuten: „Wenn ihr irgendwelche Hexen seht, könnt ihr mich rufen ‚Kauie, komm zu Hilfe!‘ Dann werde ich sofort kommen und den Hexenmenschen töten“.

Soviel weiß ich von Kauie. Er lebte zu Großhäuptling Ka's Zeiten (vor 20 bis 50 Jahren).

Eine mit Zauberkraft begabte Alte siegt über eine Hexe

Erzähler ist der etwa sechzehnjährige Gō Mongru in Kample, als Zwilling mit Zauberkraft begabt.

Zwischen den Dörfern Kample und Dole war etwas an der Straße, das den Leuten Angst einjagte. Einmal ging ein Mann namens Tape von Dole nach Kample, weil dort ein kleines Fest gefeiert wurde. Es war Vollmond.

Als Tape endlich nach Dole zurückging, waren alle Leute in Kample schon schlafen gegangen. Plötzlich hörte er jemanden hinter sich herlaufen, konnte aber nichts erkennen. Er wich vom Weg in den Busch und setzte sich da hin. Es waren die beiden Wesen, die den Leuten Angst einjagten. Sie rannten jetzt erst an ihm vorbei, kamen aber gleich zurück und genau an Tapes Platz. Sie hatten Kostüme aus vielen, vielen Blättern an.

Tape hatte ein großes Messer. Damit stach er jetzt der einen Hexe durchs Ohr. Da lief sie davon, und Tape beeilte sich, daß er nach Dole kam.

Die Hexe aber war auch aus Dole. Am anderen Morgen sagte sie: „Au, mein Ohr tut weh!“ Aber gleich war sie wieder gesund. Und als sie hörte, daß zwei alte Frauen zum Markt gingen, machte sie wieder ihren Hexenspuk auf dem Wege.

Aber eine von den beiden Alten hatte selber Zauberkraft. Diese sah zwei Wesen auf einem Baum sitzen, etwa wie den langen Stelzenteufel anzuschauen. Sie stupste die andere und sagte: „Guck, da im Baum!“ Die andere aber konnte nichts sehen.

Da fing die Alte an, mit der einen Hexe auf dem Baume zu kämpfen. Die andere Hexe blieb ruhig droben sitzen, um sich zu schonen, so daß sie die alte Frau töten könne, wenn ihre Hexenfreundin müde wäre vom Streiten. Die Alte aber bläute die Hexe mit ihrem Hüfttuch mächtig durch. Als das die andere Hexe sah, ergriff sie die Flucht.

Die andere alte Frau war indessen auch nach Dole zurückgelaufen, um Leute zu Hilfe zu holen. Mit Speeren, Buschmessern und Gewehren kamen sie zu dem Kampfplatz, aber sie konnten die Hexe nicht mehr finden. „So laßt uns heimgehen“, sagten die Dole-Leute.

Die mutige Alte aber meinte: „Unsinn, ich will erst meine Sachen in Kample einkaufen“. Und sie ging nach Kample, kaufte, was sie brauchte, ging nach Dole zurück und nichts geschah.

Alle haben vor dieser Alten Angst, auch Großhüptling Mongru und ich, weil sie noch mehr Zauberkraft hat als ich. Sie kann auch Kranke heilen.

Die beiden Hexenfrauen in Dole aber starben gleich danach. Und seither hat der Spuk auf dem Pfad aufgehört.

Mensch und Tier

Endlich kann der Zu, auch zu Lebzeiten des Menschen, in ein Tier gehen. Auch hierbei mag der zugehörige Mensch sich gleichzeitig im Dorf aufhalten und von jedermann gesehen werden.

Die Tiergestalt kann einfach Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes sein. Da munkelt man von manchen Jägern, sie könnten in Leopard, Schlange, Adler, Elefant „schlüpfen“, um auf diese Weise ihr Wild besser zu erjagen. „Sie sagen es niemand und man kann sie nie unmittelbar fragen. Man kann nur vermuten, daß es so ist. Denn wo bekämen sie sonst immer so viele Beute her? Es ist irgendeine Zauberei!“

Etwas ganz anderes sind die Menschen, die mit einem *bestimmten* Tier im Wald eine Lebenseinheit bilden. Es kommt vor, daß auf der Jagd eine Antilope erlegt wird und kurz darauf ein Sterbender erklärt, er sei dieses Tier gewesen und müsse nun sterben, da sein tierisches Doppel dahingegangen sei.

In diesem Sinne können sich die Mitglieder der Tiergesellschaften (s. Kapitel „Bünde“) in Tiere verwandeln. Hinweise hierauf finden sich u. a. in der Aufführung der Elefantenjäger im Dorfe Diaple (s. S. 48 ff.).

Es gibt dann noch ein besonderes Verhältnis zwischen Mensch und Tier derart, daß ein bestimmtes Tier einen bestimmten Menschen reich macht. Man nennt ein solches Tier Buale. „Es ist hinter dem Menschen.“ Nur ein bedeutendes Tier kann dies tun, z. B. ein Rotbüffel. Vor allem betätigt sich die Riesenschlange Mawa in dieser Weise. Sie fordert aber schwerste Opfer, z. B. Tötung der eigenen Mutter.

Wie alle Negerstämme, so glauben auch die Dan an Tier-Orakel. Ist in einem Streite durchaus nicht zu entscheiden, wer von den zwei Gegnern recht hat, so gibt der Debome jedem von ihnen einen Hund an die Hand. Auf ein Signal lassen sie diese Hunde laufen, und welcher von ihnen zuerst ein

Wild aufstöbert, dessen Mann ist im Recht. Die Dan werten dieses Ergebnis nicht etwa als ein Lösen, nein, das Hunde-Orakel fördert die Wahrheit zutage.

Die Dan haben wie alle Neger, die wir kennengelernt haben, eine besondere Einstellung dem Tier gegenüber: es ist eine Art geschwisterlicher Zutunlichkeit. Sie sehen nicht wie wir „das Tier im Menschen“, sondern umgekehrt das Menschliche im Tier. Von dieser Einstellung geben vor allem die Tiermärchen Kunde. Aber man begegnet ihr im Negerlande alle Tage. Wir finden unterwegs ein Schuppentier, das sich zu seinem Schutze zusammenrollt. „Es schämt sich vor uns“, erklären uns die Träger. Die Dan sehen mit Ergötzen, daß einer ihrer Hunde sich zuweilen aufmacht und einsam den weiten Waldpfad entlang ins nächste Dorf trottet, „um dort seinen Freund zu besuchen“ – ganz wie es die Menschen tun. Die Ziegen und die Schafe gehen nie auf den gleichen Pfad zum Grasen. „Sie machen es aus: heute gehen wir hierhin, ihr dorthin.“ Da hören wir auf dem Marsch ein süßes Flötengetön neben dem Pfad im Unterholz, einen Wechsel verschiedener kurzer Melodien, wie ich ihn von keinem europäischen Singvogel kenne. „Es sind zwei Vögelchen“, sagt der Boy, „hörst du, was sie einander sagen?“ Wir lauschen: „Der eine singt jetzt „Deine Mutter ist gestorben, aber dein Vater hat einen Elefanten erlegt“. Da beginnt der andere eine langgezogene traurige Melodie, die Klage für seine verstorbene Mutter. Dann auf einmal wechselt er zu einem fröhlichen Schmetter: „Ich bin aber froh, daß mein Vater einen Elefanten erlegt hat. Danke, danke für die gute Botschaft!“ Man kann das Lied des Vögelchens herausfordern, indem man ihm die Melodie seines ersten Liedchens von der gestorbenen Mutter zupfeift. Wir haben das oft unterwegs aufs Geratewohl getan, und da der Vogel ziemlich zahlreich ist, gar nicht selten seine Antwort bekommen. Es ist ein kleines Vögelchen, das so bunt ist, daß die Dan sagen, „es hat von allen Vögeln des Waldes eine Feder – alle anderen Vögel sind in ihm“.

Sichtbaren Ausdruck erhält dieses zärtliche Verhältnis zu den Tieren in der Negerplastik. Tiere werden fast immer von ihrer drollig-niedlichen Seite her erfaßt, sei es in den Goldgewichten der Agni-Aschanti, den Vögelchen der Tschokwe im belgischen Kongo, den Töpfen der Frauen im Kameruner Grasland mit ihren Tier-Verzierungen, den vergoldeten Holztieren der Baule an der Elfenbeinküste. Trotz ihrer nahen Berührung mit der Tierwelt haben die Dan bisweilen die seltsamsten Vorstellungen von den Eigenschaften der Tiere. Ein Beispiel: „Wenn das Chamäleon eine Schlange frißt, so schluckt es sie vorne mit seinem Mund, und während es dies tut, kommt schon hinten das Skelett heraus. Bläst man es an, so beißt es und man stirbt bald darauf“. Niemand würde ein Chamäleon anfassen, weil man glaubt, sein Biß sei, wie der der Schlange, giftig.

Ebenso glauben sie, die Schlange hätte nicht nur Giftzähne, sondern vermöchte auch mit ihrem Schwanz gleich dem Skorpion einen giftigen Stich zu verabreichen. Sie schlagen deshalb gefangenen Schlangen stets das Schwanzende ab. Von den Stachelschweinen behaupten sie steif und fest, sie könnten ihre Stacheln abschießen. (Über einen weiteren zoologischen Irrglauben der Dan s. S. 78).

Kobolde

Zu den Personifizierungen übersinnlicher Mächte, welche die Menschen schädigen und ängstigen, gehören auch *Kobolde*. Sie sind nicht so gefährlich wie Hexen und Totengeister und nicht besonders lebendig im Dan-Bewußtsein. Wir haben viele Unterhaltungen mit den Dan geführt, bevor wir auf diese Vorstellungen stießen.

Am häufigsten werden die Bukume genannt. Sie sind nur wie ein halber Mensch mit einem Auge, einem Bein usw. Ebenso gibt es einen Kobold namens Gögu, wahrscheinlich nur ein anderer Name in einer anderen Dan-Gegend für den gleichen Kobold: ein Fuß, ein Arm, ein Auge, und die Hüfte

so dünn wie Bast. Der Fuß sitzt am Kopf an. Dazu haben sie einen riesigen Mund in einem winzigen Kopf und eine gewaltige Brust. Die Gögu leben im Walde. Nur ein großer Hexensucher-Zo kann sie jederzeit sehen. Der Zo sieht nämlich mit besonderer Schärfe. „Wie ein Hund, der ja auch Geister und Kobolde sehen kann – das merkt man, wenn man in der Nacht mit einem Hund durch den Wald geht.“ Sonst werden die Gögu nur sichtbar, wenn eine Person stirbt. Einem gewöhnlichen Menschen bringt es Unglück, einen Gögu zu sehen.

Die *Blini* sind kleine Leute im Busch (bli = Busch). Sie sind trotz ihrer Kleinheit sehr gefährliche Leutchen. „Ein Blini kann zwei, drei Menschen auf einmal töten. Sitzt ein Mann müde am Wege, so kommen bisweilen die Blini und schlagen ihn.“ „Oder sie machen, daß sein Gewehr nicht losgehen kann.“ – Man sieht an diesen Eigenschaften der Blini recht deutlich, wie eben nach einer weiteren Ursache menschlichen Mißgeschickes gesucht wird und man dabei auf solche Vorstellungen von Buschkobolden kommt.

Andere Kobolde sind *Ranbome*, *Rankie*, *Ransie*, deren Anblick ebenfalls Unglück bringt.

Eine etwas andere Vorstellung sind die *Sung* und *Giba Sung*. Jeder Mensch hat einen Sung, der gut oder schlecht sein kann. Er offenbart sich aber nur diesem oder jenem Menschen und macht ihn dann reich. „Ein solcher Sungmann kann entzweigebrochene Sachen wieder ganzzaubern.“ Im Dorf Keple, eine Stunde von Beaple beim Zole-Clan, lebt ein solcher Sungmann, der seinen Bauch aufschneiden und seine Eingeweide vor sich hinlegen kann. Man gibt ihm ein kleines Geschenk, er streicht sich über den Leib und ist geheilt. Er kann sich auch ein Schwert in den Körper stoßen, und ein Ei legen.“

Die Mandingo nennen die Sung „Ginga“. Bei den Baule wurden mir ähnliche, einer bestimmten Person zugehörige Wesen als Kakatikangbe beschrieben. Dort schnitzt man Figürchen von ihnen und stellt Lebensmittel für sie zu diesem Abbild.

Eine ähnliche Funktion hat die „*Wassermutter*“. Sie lebt da und dort in großen Flüssen. Die Vorstellung ist so ähnlich unserer Loreley und anderer Wasserjungfern, daß man fast an eine Beziehung glauben möchte. Die Wassermutter hat nämlich langes Haar, und man kann mitunter sehen, wie sie am Ufer sitzt und ihr Haar kämmt. Erschreckt man sie dann, so flieht sie ins Wasser und läßt den Kamm liegen. Man soll ihn dann aufnehmen und ins Dorf mitnehmen. Von da ab wird die Wassermutter nächtlicherweile ins Dorf kommen, um ihren Kamm wieder zu erlangen. Sie wird mit dem Mann ehelich zusammen sein und ihn reich machen. Wer so mit einer Wassermutter befreundet ist, der darf keine andere Frau haben.

Mehrmals sahen wir eine Wassermutter auf Hüttenwänden gemalt von Leuten, die sie gesehen hatten. Sie hat einen Schlangenleib und einen Menschenkopf mit zerzausten Haaren. Eine der Frauen des Häuptlings von Zodru im Kranlande träumte „für ihn“ von der Wassermutter und machte ihn dadurch reich. Zeitlebens verwöhnte er darum diese Frau mit kostbaren Geschenken. Von diesen erwarben wir von ihr ein Paar aus Messing gegossene Sandalen, die sie bei Festen zu tragen pflegte. Der Häuptling war gestorben.

Die Kobolde und verwandte Wesen sind also deutlich mächtiger als die Menschen und diesen im allgemeinen nicht wohlgesonnen. Sie wollen nicht gesehen werden oder doch nicht von jedermann. Die Dan halten manche Waldstücke heilig, das heißt, es darf dort niemand jagen oder Pflanzungen anlegen, „weil hier Vorfahren von uns begraben liegen“, oder „weil ein Kobold da seinen Sitz hat“.

Der Zauber im Felsen

Ein Mann namens Giqua Siusu im Dorf Kele hatte einen großen Zauber. Er konnte Menschen totschießen, ohne daß man Feuer an seinem Gewehr sah.

Das Wesen, das dem Siusu half, lebte im Strom unter einem großen Felsen. Er sagte darum: „Wenn mich jemand

töten will, so wird ihm das nicht gelingen, denn wer vermöchte alle die Felsen aus dem Strom zu heben, um herauszufinden, wo mein Helfer haust?“

Jedoch, alle Hexenleute aus dem ganzen Land verschworen sich, ihn umzubringen. Siusu war damals schon alt. Es war Trockenzeit und die Felsen im Fluß lagen bloß. Die Hexen kamen des Nachts und hoben sie alle hoch, bis nur noch ein großer Brocken festlag. Sie scharten sich alle zusammen und warfen auch diesen um. Da schrie etwas laut auf – und sie fingen das Zauberwesen. Es klagte und flehte, aber es half ihm nichts: Gegen Morgen töteten sie es. In dieser Nacht sprach Siusu zu seinen Leuten: „Gegen Morgen werde ich sterben“. Und als sie am Morgen erwachten, war er tot.

An jener Stelle im Strom aber kann man heute noch den Stein im Wasser stehen sehen; er sieht aus wie in Mensch, der die Hände zum Himmel erhebt.

Gott

Wie viele westafrikanische Stämme die Vorstellung von einem göttlichen Wesen haben, so kennen die Dan einen Gott *Abi*. Einige unserer Geschichten erzählen von ihm.

Abi hat die kosmischen Einrichtungen, wie Nacht und Tag und den Regenbogen geschaffen. Er bringt den Menschen neues Brauchtum, z. B. daß man Frauen nicht mehr gegen Jagdwild eintauschen kann, sondern für Geld und Gut kaufen muß. In einer Geschichte (S. 240) weist er die Menschen väterlich auf den Weg des Guten, indem er ihnen durch eine bestimmte Aufgabe zum Bewußtsein bringt, daß es nicht recht ist, die alten Leute aufzuessen. In anderen Geschichten ist es Abi, der einem Menschen ein schweres Schicksal, eine Krankheit, geschickt hat.

Abi wird durchaus menschlich vorgestellt, etwa wie ein großer Häuptling. Er ist sogar den irdischen Tabus unterworfen. Ein Kanzler, Sra mit Namen, steht ihm bei.

Abi ist also der Erschaffer der Welt, und er kann Kulturbringer, Schicksalsender und – allerdings nur sehr selten – auch sittlich wegweisend sein. Im Gegensatz zum christlichen Gott nimmt er nicht die Seelen der Toten auf und bestraft nicht die sittlichen Verfehlungen der Menschen.

Das Verhältnis der Dan zu Gott Abi ist sehr lose. Ich möchte sagen: Abi ist den Dan zu nichts nutz. Er kümmert sich als großer Häuptling im allgemeinen nicht um die Menschen, und der Dan macht keinen Versuch, ihn durch Opfer oder Gebete dazu zu bewegen. Alle die Gedanken, die der christliche Beter zu seinem Gott schickt, damit er in seine persönliche Sphäre eingreife, die wendet der Dan seinen Zaubermitteln zu. Wie fern ihm Gott ist, können wir daraus ersehen, daß manche Dan auch der Ansicht sind, Abi sei der Kanzler Sras, nicht umgekehrt. Kurz, Abi kümmert sich wenig um die Dan, und die Dan brauchen Abi nicht.

Trotzdem scheint Abi recht tief im Dan-Denken verankert zu sein, wie anderwärts in Westafrika Gott Njamje. Man hat das Gefühl, daß diese Gottesvorstellung neben den anderen religiösen Ideen, getrennt von ihnen und nicht in ihnen lebt. Der Dan schaltet um, wenn er von Abi spricht, in eine ihm nicht mehr ganz gemäße Vorstellungswelt. Wir vermögen nicht zu sagen, ob ihm dieser Gott von einer anderen Religion zugetragen worden ist.

Himmelskörper

Sehr auffallend war es, in welchem verschwindend geringem Maße die Phantasie der Dan durch die *Himmelskörper* beschäftigt wird. Immer wieder baten wir vergebens, uns doch endlich statt der ewigen Kriegsgeschichten etwas von Sonne, Mond und Sternen, von Regenbogen oder Donner und Blitz zu erzählen. „Sicher habt ihr davon doch auch Geschichten?“ Fragende Blicke auf die Alten. Nein, davon wußten sie nichts. Nun, schließlich kam dann doch einiges Wenige zutage (s. Erz. S. 238 u. 239).

„Wie die Erde aussieht, wissen wir nicht. Der Himmel endet ringsum im Meer. Die Sonne fällt abends dort hinein. Die Zo und die Debome (nach anderen Aussagen Gott Abi) haben die Himmelskörper an den Himmel gebracht. Wir wissen nicht so recht, was Sonne und Mond sind und ob sie verschiedenes Geschlecht haben. Wir meinen, die Sonne ist wohl männlich, weil sie schwierige Arbeit leisten kann, z. B. Wäsche rasch trocknen, während der Mond so etwas nicht fertigbringt. Er ist also wohl weiblich. So richtig weiß man das aber nicht. Darüber wird ab und zu gestritten.“

Als wir einmal am zweiten April 1950 eine sehr eindrucksvolle Mondfinsternis miterlebten, machten zufällig anwesende Mandingo eine Trommelmusik, „um den Mond wiederherzustellen“, während die Dan selbst keine Maßnahmen ergriffen, allerdings alle mit Erregung das Ereignis verfolgten.

Tritt eine Sonnenfinsternis ein, so weiß man, daß ein gewichtiger Mann im Lande gerade jetzt stirbt. Solange „der Rand blau ist“, wartet man auf Nachricht und tanzt noch nicht. Erst dann wird getanzt, wenn „der Rand rot wird“. Auch bei der oben geschilderten Mondfinsternis waren sie der Ansicht, „daß sich etwas ereignen wird“, „daß wohl ein großer Mann sterben wird“.

Erscheinen Höfe um die Sonne, so sagt man, „die Sonne hat eine Küche um sich gebaut“. Man bringt ein großes Opfer und tanzt den ganzen Tag, bis die Erscheinung verschwunden ist. Wenn das gleiche beim Mond zu sehen ist, so heißt es „eine Katze hat den Mond gefangen“. Eine Katze sieht nämlich angeblich nicht nach dem Mond. Die weisen Männer des Dorfes ratschlagen dann und ergründen, ob es so ist. Dann wird auch im ganzen Dorf getanzt, um den Mond zu erfreuen. Besondere Gesänge gibt es dafür nicht.

Wenn eine Sternschnuppe fällt, so sagen sie „der Stern läuft, um sich schlafen zu legen“. Wo die Sternschnuppe hinfällt, wächst wilder Yams. Darum darf man keinen Stern nennen, wenn man wilden Yams gräbt, „sonst verdirbt der Yams“.

Der Blitz ist eine Axt, die mit Feuer vom Himmel fällt. „Wir finden ja bisweilen Äxte“. Es handelt sich um keilförmige Steinwerkzeuge, meist nur 5 bis 6 cm lang, von der Art unserer jungsteinzeitlichen Beilklingen. „Der Donner ist ein Trommeln im Himmel, wobei wir nicht wissen, wer es macht“.

Den Regenbogen macht der Frosch Dau, der in Termitenhügeln lebt. Bei Regenwetter kommt er manchmal heraus, öffnet sein Maul und macht damit den Regenbogen. Ißt ihn ein Mensch, so stirbt er auf der Stelle daran.

GEHEIMBÜNDE

Ein Geheimbund ist eine Vereinigung von Menschen, die sich um eines oder mehrere bestimmte Zaubermittel scharen, weil sie glauben, daß diese ihnen besondere Eigenschaften oder andere Vorteile vor ihren Mitmenschen verschaffen. Es gibt kaum einen erwachsenen Dan, der nicht einem oder mehreren Bünden angehört.

Wir fanden die Geheimbünde bei den liberianischen Dan und den ihnen unmittelbar benachbarten Dan auf der französischen Seite des River Cess in voller Blüte. Später haben wir eine ausgedehnte Reise in östlich anschließendes Gebiet der französischen Elfenbeinküste zu den nördlichen Dan, Kran, Ua und Guro gemacht, um dem Geheimbundwesen dort nachzugehen, mußten aber feststellen, daß die Bünde hier nicht mehr existieren. Nur gelegentlich wußte man noch von alten Zeiten, in denen es „so etwas gegeben hatte“.

Wir sind in vier Geheimbünde der Dan und in einen der Kran aufgenommen worden. Doch gibt es in jener Gegend am River Cess sechzehn wichtige Bünde.

Ein Drittel der Geheimbünde vermittelt eine bestimmte *handwerkliche* Berufseigenschaft:

1. Die Järgesellschaft zuo
2. Die Axtgesellschaft der Holzfäller doakli
3. Die Wildschweingesellschaft der Farmhacker
4. Die Büffelgesellschaft der besonders schwer Arbeitenden
5. Die Elefantengesellschaft der Buschroder.

Drei Bünde verschaffen oder fördern übersinnliche Eigenschaften:

6. Die De-Gesellschaft der Ratgeber (s. S. 162 ff.)
7. Die Auervogel-Gesellschaft, deren Mitglieder sich wie die Debome in Trance versetzen können, um in diesem Zustande zu prophezeien
8. Die Me-Gesellschaft oder 3. Schlangengesellschaft der Hexenfänger-Zo
9. Die Tierverwandlungsgesellschaft Glasi im Häuptlingsort Tapita.

Geheimgesellschaften der Frauen sind:

10. Die Togba-Gesellschaft
11. Die Ne- oder Rasiermesser-Gesellschaft

Weitere Geheimgesellschaften:

12. Die erste Schlangengesellschaft, die die Kenntnis der Arzneien vermittelt
13. Die Gbon-Gesellschaft ist ebenfalls ein Bund der Ärzte
14. Die sogenannte 2. Schlangengesellschaft ist eine Vereinigung von Akrobaten
15. Die Gea- oder Skorpiongesellschaft pflegt das Musizieren auf geheimgehaltenen Musikinstrumenten
16. Die zweite Elefanten-Gesellschaft für die Größten des Landes
17. Die Gbeifi-Gesellschaft für Diebe.

Das Wesentliche an einem Geheimbund sind seine nur ihm eigenen Zaubermittel, die den Mitgliedern ihre besonderen Eigenschaften verleihen. Diese Geheimmittel fordern als Gegengabe für ihr Wirken Opfer und die Einhaltung bestimmter Verbote.

Will jemand in seinem Dorf eine Gruppe eines bestimmten Bundes gründen, so muß er sich an eine anderwärts bestehende wenden und von ihr die Kenntnis der Zaubermittel erwerben. Der die Medizin erwarb, bleibt „Eigentümer“ des Bundes und vererbt diese Eigenschaft auf seine Nachkommen. Jener andere Bund bleibt dann für immer der neuen Gruppe übergeordnet. Vor der Aufnahme eines

wichtigen neuen Mitgliedes wird man den Gründerbund um Erlaubnis fragen, wie es mir z. B. beim De-Bund erging. Haupt des ganzen Bundes im Dan-Land ist der, der ihn ursprünglich einführte. Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gruppen einer Geheimgesellschaft ist sonst gering, es kommt kaum zu gemeinsamen Treffen, und es werden keine Abgaben für eine zentrale Stelle erhoben.

Der Zauber des Bundes kann dem einzelnen Mitglied noch andere Eigenschaften verleihen als die, für die der Bund im besonderen gegründet wurde. Beim Eintritt in den Bund wird der Neuling gefragt, was er sich für seine Person vom Fetisch wünsche; er mag dann etwa den Fetisch der Axtgesellschaft bitten, er möge dafür sorgen, daß er bei Rechtshändeln mit besonderer Überzeugungskraft reden könne.

Neben den eigentlichen Zaubermitteln des Bundes erwirbt sich die einzelne Gruppe im Laufe der Jahre weitere Medizinien, die dann eben nur sie besitzt und die den Mitgliedern noch mancherlei weitere zauberische Hilfestellung im Leben geben.

Bin ich Mitglied eines Geheimbundes, so kann ich jederzeit zu einer Versammlung des Bundes in einem anderen Dorfe gehen. Der Einblick in die besonderen Zaubermittel jener Gruppe ist mir aber versagt. Will ich von diesen Nutzen haben, so muß ich von neuem Mitglied eben dieser Gruppe werden.

Alle Zaubermittel des Bundes werden in einem Kasten – der Bundeslade – aufbewahrt. Diese wird in allen uns bekannten Bünden bei Aufzügen der Gesellschaft von einer Frau auf dem Kopf getragen. Wird ein neues Mitglied aufgenommen, so werden die Zaubergegenstände für die vorgesehene Zeremonie auf einer Reisworfel, einem flachen runden Korbgeflecht von etwa 80 cm im Durchmesser, ausgebreitet.

Entsteht zwischen Mitgliedern eines Geheimbundes ein Streit, so dürfen sie diesen nicht vor den Häuptling tragen. Sie müssen dem örtlichen Bundesmeister davon Mitteilung machen, dieser ruft den Bund zusammen und spricht das Urteil. So bleibt das Ansehen des Bundes als einer geschlossenen Gemeinschaft, in die kein Einbruch von außen möglich ist, gewahrt.

Jeder Geheimbund bezieht bewußt das weibliche Element mit ein. Der Bund hat eine „Mutter“, deren Stellung kaum weniger bedeutend ist als die des Meisters, und andere weibliche Würdenträger. Die Bundeslade wird wie gesagt stets von einer Frau getragen und betreut. In den Frauenbünden dagegen haben Männer keinen Zugang.

Die Aufnahme in einen Geheimbund vollzieht sich nach unsern Erfahrungen nach einem bestimmten Schema; die ersten neun Handlungen der folgenden Aufzählung vollziehen sich dabei in einer Hütte, worauf man sich für die übrigen zum Versammlungsort des Bundes in den Busch begibt.

Der Bund hat manchmal eine eigene Hütte im Dorf; sonst wird das Haus eines Mitgliedes für die Versammlung freigemacht. Der Platz im Busch liegt unweit des Dorfes. Der Wald ist da im Rundgerodet, nur einige schattenspendende Bäume sind geblieben. Zu dem Platz führt ein Pfädchen, das dort, wo es vom allgemein benutzten Hauptpfad abzweigt, durch einen Bastvorhang für alle Nicht-Mitglieder warnend gekennzeichnet ist (Abb. 27 c).

1. Der Initiant wird zuerst einer Anzahl von Schwierigkeiten, Fallen, gegenübergestellt, deren Lösung er unmöglich wissen kann, z. B. in welcher absonderlichen Weise, ob mit dem linken Fuß voraus, ob rückwärts, er das Versammlungshaus betreten soll. Für sein Nichtwissen wird er jedesmal in Strafe genommen. Dabei wird er zunächst ungeheuer überfordert, was ihn sehr in Schrecken setzt. Auf seine flehentlichen Bitten ermäßigt man dann die Buße auf einen Bruchteil.

2. Durch allerhand unheimliche Vorkehrungen macht man den Kandidaten gruseln, z. B. durch ein langes, durch ein Tuch verdecktes Etwas, das da unbeweglich am Boden liegend eine Leiche vor-täuscht. Die Hütte ist dabei fast ganz verdunkelt.

3. Mit verbundenen Augen wird der Neuling vor die Reisworfel geführt, auf der die Fetische des Bundes liegen. Sie sind zunächst noch mit einem Tuch bedeckt. Die Binde wird ihm abgenommen. Er muß unter das Tuch greifen und dort im Verborgenen eine bestimmte Sache ertasten. Dabei erfährt ihn, wenn er ein Dan ist, heftiges Schaudern, denn was für gefährliche Zauberdinge mag wohl das Tuch verbergen?

4. Unter diesen Fetischen spielt fast immer eine Nadel eine besondere Rolle.

5. Es folgt die Erklärung der Zaubermittel durch den Bundesmeister.

6. Vereidigung zum Stillschweigen über die Bundesgeheimnisse.

7. Aussprechen des persönlichen Wunsches, den der Kandidat an die Bundesmedizin hat.

8. Kommunion mit den Bundesbrüdern durch Essen des Bundeszaubers und anderer Substanzen, deren Zusammensetzung nicht offenbart wird, oder durch Einreiben von Zaubermitteln ins Blut durch einen Schnitt.

9. Mitteilung der geheimen Erkennungszeichen des Bundes und seiner Verbote.

Während der bisher geschilderten Handlungen werden ununterbrochen die Bundeslieder gesungen und getrommelt. Was nun folgt, spielt sich im allgemeinen auf dem Versammlungsort des Bundes im Busch ab.

10. Festessen, das Zaubermittel enthält. Dieses findet erst einige Stunden später oder auch erst am folgenden Tag statt, da der Kandidat Zeit haben muß, die vorgeschriebenen Nahrungsmittel herbeizubringen.

11. Zuteilung eines Namens an den Neuling.

12. Das neue Mitglied bekommt einen Fetisch mit nach Hause.

Wir möchten nun schildern, wie sich unsere Aufnahme in die einzelnen Bünde vollzog. Dabei sind uns Grenzen gezogen durch den Eid, den wir bei der Einweihung jeweils schwören mußten. Ihn nicht zu halten, hieße das Vertrauen der Eingeborenen mißachten. Daß die Eingeborenen uns überhaupt in diese Bünde aufnahmen, verdanken wir dem Umstand, daß wir drei Expeditionen im gleichen Gebiet durchführten. Unser Wiederkommen überzeugte sie, daß wir Freunde waren, die ihr Vertrauen verdienten. Wir müssen deshalb einiges weglassen und andere Mitteilungen in lateinischer Sprache (als Anmerkungen) bringen, damit sie nur dem besonders interessierten Leser zugänglich sind.

Unser Eintritt in die Schlangengesellschaft „Mä“

In die Schlangengesellschaft Mä wurde ich bereits auf meiner 6. Expedition beim Stamm der Kran aufgenommen, und dann 1955 abermals beim Stamm der Dan. Beide Gruppen handhabten das Aufnahme-ritual recht verschieden, waren also wohl ihrer „Abstammung“ nach nur sehr weitläufig verwandt. Ein tiefgreifender Unterschied bestand darin, daß die Gesellschaft bei den Kran nur die Kenntnis der Gegengifte gegen Schlangenbisse besitzt, während bei den Dan die Schlangengesellschaft ganz allgemein die Bewahrerin der Heilmittelkenntnisse ist. Hier hatte ich fast den Eindruck, daß die Giftschlangen, so wie sie im Altertum und heute noch das Abzeichen der Ärzte sind, mehr das Aushängeschild dieser Gesellschaft bilden, weil bei der Behandlung der Schlangenbisse die ärztliche Kunst sich so besonders augenfällig bewährt.

Es war im Dorf Yuopie, dessen Eigenheit die Elefantenjagd ist. Gerade in den Tagen meiner Anwesenheit war ein mächtiger Elefant getötet worden, dessen Fleisch nun von den Frauen in schweren Korblasten in nahe und ferne Kran-Dörfer getragen wurde.

Nach mancherlei Vorverhandlungen wurde ich des Nachts aus meiner Hütte geholt und zu einer anderen Hütte geführt, aus dem Getrommel und wilde Schreie drangen. Als ich eintreten will, öffnet

mein eingeborener Freund Kretti von innen und erklärt mir in ungewohnter Kürze, ich dürfe noch nicht hereinkommen. Ich bleibe eine geraume Zeit draußen sitzen – dann gehe ich nach meiner Hütte zurück.

Nach einer Weile kommt Kretti mit dem Häuptling des Dorfes und dem Obermeister des hiesigen Schlangenbundes, dem Manne also, welcher der Eigentümer des Bundeszaubers ist. Sie setzen sich, und der Häuptling fragt: „Willst du in den Schlangenbund eintreten, um die Bräuche der Kran auszukundschaften, oder wegen der Schlangen selbst?“ Er ist ein etwa 50jähriger Mann, der mir an sich durchaus gewogen ist, aber nun im letzten Augenblick doch noch Bedenken bekommen hat, ob er meine Aufnahme in den Bund verantworten kann.

Ich antworte: „Sieh, Häuptling, heute vor zwanzig Jahren bin ich zum erstenmal nach Afrika gefahren. Ich habe viele Länder hier durchwandert und unzählige Male Schlangen gesehen. Noch nie hat mich eine gebissen, aber einmal muß es ja passieren. Davor habe ich Angst, und darum will ich in die Schlangengesellschaft“.

Diese Antwort befriedigt die beiden sichtlich sehr. Sie gehen.

Wieder nach einer Weile kommt Kretti und holt mich ab. „Du mußt nun alles auf die x-Weise machen. Du mußt mit x in die Hütte treten, mit x grüßen und mit x essen.“

Vor dem Eingang der Hütte ist am Boden ein großes Viereck mit Palmrippstangen abgegrenzt, um die Uneingeweihten von der Türe fernzuhalten.

Als wir in der besonderen Weise eintreten, hüpfen fast nackte Gestalten schreiend und fuchtelnd auf mich zu und dann dicht um mich herum, um mir Angst zu machen. Die Hütte ist fast dunkel. Das Feuer glimmt nur. Dabei ertönt aus irgendeiner Ecke wildes Getrommel und es wird gesungen.

Nachdem ich mich ein wenig an die spärliche Beleuchtung gewöhnt habe, erkenne ich etwa 15 Insassen, darunter drei Frauen, die ringsum auf den Lehmestraden sitzen. In der Mitte des Raumes vor der Feuerstelle kauern die drei Hauptpersonen: Der Eigentümer der Medizin, die ich jetzt in seiner Hand sehe, dann, wie mir erklärt wird, als zweiter im Rang ein Mann, der alle folgenden Handlungen mit mir vornehmen wird, und als dritter unser berühmter Elefantenjäger. Kretti und ich setzen uns zu ihnen.

Zunächst machen sie noch eine Art Spiel, bei dem jener zweite Mann auf allen Vieren steht und von einem anderen im Nacken gehalten wird. Er geht dabei ruckweise mit dem Kopf auf und ab. Wahrscheinlich soll das Fangen einer Schlange dargestellt werden. Dabei lautes Getrommel und Singen.

Ich werde nun noch einmal gefragt, weshalb ich in die Schlangengesellschaft eintreten will und wiederhole, was ich vorher dem Häuptling gesagt habe. Ich muß zunächst eine Eintrittsgebühr zahlen.

Nun beginnt meine Aufnahme. Jener zweite Mann, den ich jetzt als den „Unterweiser“ bezeichnen will, nimmt ein kleines Messerchen aus einer Schale, in der außerdem ein paar Stückchen von einer Cola-Nuß in einer rötlichen Flüssigkeit schwimmen. Das Messerchen mag ein gewöhnliches Eingeborenen-Rasiermesser sein oder ein Beschneidungsmesser. Er führt damit einen Trick vor, indem er so tut, als ob er sich die Unterlippe abschnitte. Und während das Feuer noch schwächer gestellt wird, packt er plötzlich meinen Arm, als ob er mit dem Messer tief hineinschneiden wolle.

„Dieses Messer gebe ich dir jetzt vier Mal. Wenn es bei dir oder mir herunterfällt, wirst du gestraft!“ Wieder wird das Feuer klein gemacht. Schreie, wildes Gefuchtel mit dem Messer, das ich aber dreimal in der Dunkelheit erhasche und ihm wieder in die Hand drücke. Als ich aber das Messer das vierte Mal zurückgebe, läßt er es selbst fallen und tastet, als suche er es, unter meinen Beinen herum. Wo ist es? Das Feuer wird geschürt, alle suchen, Matten werden gelüftet, das Messer ist weg. Ich entrichte meine Strafe.

Nun nimmt mein Unterweiser ein Stückchen Cola-Nuß aus der Schale und sagt: „Wenn es je so sein

sollte, daß wir dich nicht richtig einweihen, dann soll ich an dieser Cola-Nuß sterben“. Spricht's, reibt die Cola auf die Bundes-Medizin und steckt sie in den Mund.

Darauf kommt er auf das verlorene Messer zurück. Es sei nämlich jetzt in meinem Leib. „Rücke heran!“ Wieder wird dunkel gemacht, er führt allerhand seltsame Bewegungen aus, streicht über meinen Kopf, dann über meinen Nacken, dann herunter auf meinen Leib – und da ist plötzlich das Messer wieder in seiner Hand.

„Kannst du Colanuß kauen?“ – werde ich gefragt. Die Colanuß schmeckt nämlich für einen Weißen unerträglich bitter. „Ja, natürlich, alles was in der Schlangengesellschaft vorgeschrieben ist, das will ich tun.“

Mein Unterweiser hält nun eine kleine Ansprache an mich. „Wenn du je einem anderen Weißen etwa spöttisch sagst, es sei nicht mehr an unserer Gesellschaft, als dies und das, so soll dies Stückchen Cola dich töten.“ „Einverstanden.“ Ich nehme die Cola und kaue sie. Zwischen all diesen Vorgängen wird mir immer wieder die Bundesmedizin vor und unter das Gesicht gehalten.

„Wir haben hier die Mutter der Schlangen. Die werden wir dich jetzt auf deinem Rücken spüren lassen. Bevor du dich aber wieder herumdrehst, wird sie zur Tür hinaus sein. Zieh dein Hemd aus.“ Anerkennendes Gemurmel, als ich dies anstandslos tue. Dann muß ich mich herumdrehen, und es kriecht mir ein feucht-kaltes Etwas den Rücken herunter. „Hast du sie gespürt?“ fragt Kretti.

Damit ist ein erster Teil der Einweihung abgeschlossen. Nun spricht der Elefantenjäger: „Wir sind jetzt eins, da du in unserer Gesellschaft bist. Morgen früh werden wir dir die Medizinen zeigen, die bewirken, daß die Schlangen vor dir davonlaufen oder ihr Biß wie nichts ist. Das wird im Busch geschehen. Du darfst aber morgen noch nicht weitermarschieren“. Ich spüre, daß ich mich durch meine Mitgliedschaft auch unter die Autorität des Schlangenbundes gestellt habe. Ich muß jetzt eben tun, was die Gesellschaft von mir fordert.

Ich halte jetzt eine Gegenrede, in der ich meine Freude ausdrücke über die Aufnahme und ihnen sage, daß ich nach all meinen langjährigen Reisen in Afrika ebenso mit den Schwarzen fühle wie mit den Weißen.

Eine ältere Frau steht auf und spricht zu mir. Sie danke mir, sagt sie, und morgen werde sie mir ein Huhn bringen. Auch sie betont, daß wir nun „eins“ sind. „Sie ist unser aller Mutter hier in der Gesellschaft“, flüstert mir Kretti zu.

Sie beraten jetzt untereinander. „Wenn du unsere Speisen essen könntest, müßtest du morgen Reis, Palmöl und ein Huhn bringen und dann würden wir dir die Medizin zu essen geben, die deinen ganzen Körper durchdringt und bewirkt, daß kein Schlangenbiß dir etwas anhaben kann.“ „Aber natürlich esse ich das.“ „Oh, das ist sehr gut.“ Man ist offensichtlich sehr erleichtert. „Die Frau wird dir ja ein Huhn schenken“, stellt Kretti fest, „und das andere bringen wir schon zusammen.“

Man weist uns jetzt in den Hintergrund der Hütte, weil noch eine Frau aufgenommen werden soll. Dazu kommt es dann aber nicht, weil ihr Mann gleichzeitig mit ihr aufgenommen werden will und heute abend aus irgendeinem Grund nicht kommen kann.

Es werden mir jetzt die Geheimzeichen erklärt, mit denen wir Schlangenbündler uns landauf-landab als Mitglieder des Bundes ausweisen können *).

All diese Aufnahmevorgänge vollziehen sich aber nicht, wie es nach meiner Beschreibung scheinen mag, in ruhiger Programmfolge, sondern eingebettet in unaufhörliches Singen und Trommeln, das sich von Zeit zu Zeit zu wildem Schreien steigert. Immer wieder rennt der Türhüter aufgeregt zum

*) Ut exemplum afferam, cognitum habere debeo, quae linea manualis serpentem denotet, quae tramitem, quam serpens transgreditur. Aliud est signum, quod constat e lineis in terra ducendis, quarum unaquaeque peculiarem quandam significationem ad serpentis condicionem pertinentem habet. Interrogatus de lineae alicuius significatione qui societatis expers est non potest facere quin labatur, haec enim linea „nihil“ significat.

Eingang und schreit „sia, sia!“ in die Dunkelheit, offenbar eine Art Kampftruf der Gesellschaft. Ein Gesang, in dem dieses „sia, sia“ häufig vorkommt, wird mehrmals angestimmt, und Kretti erklärt mir, daß dies das Bundeslied sei.

Am folgenden Vormittag werde ich in die gleiche Hütte geholt. Der Elefantenjäger ist schon da und die Mutter der Gesellschaft. Wieder ertönt Gesang und Trommeln. Kretti erklärt mir, daß der Elefantenjäger für das Essen zu sorgen habe, in der die Medizin gekocht wird. Man darf für das Essen nicht Huhn oder andere Nahrungsmittel aus seinen eigenen Vorräten bringen, sondern muß diese von anderen Mitgliedern des Bundes erwerben. Dies muß ich jetzt auch tun. Den Reis schenken mir aber die Frauen der Gesellschaft, und das Huhn hat mir ja unsere Mutter versprochen.

Die Bundesmedizin wird ans Feuer gelegt. Der Elefantenjäger erklärt, daß sie „dem Haupt der Schlange gleichbedeutend“ sei *).

Jetzt bringt mir unsere Mutter ein schwarzes Huhn. Sie sagt: „Es macht mein Herz froh, daß wir jetzt „eins“ sind, und daß dieses Huhn in deiner Medizin gekocht wird“.

Eine Schale wird gereicht, der Bundeszauber darauf gelegt, und dem Huhn darüber der Hals durchgeschnitten. Sorgsam reibt der Elefantenjäger das Blut ringsum auf das Horn, damit kein Fleckchen davon frei bleibe. Immer wieder taucht er seine Finger in das Blut und reibt es mit andächtiger Gründlichkeit in das Horn. Schließlich geht er an die Türe, wo durch einen Spalt das Licht eindringt, um dort das Einreiben des Blutes fortzusetzen. Es ist also sichtlich ein äußerst wichtiger Akt, der aufs sorgfältigste ausgeführt werden muß.

Aus dem Hintergrund ertönt die Stimme meines Unterweisers vom Vorabend. Er spricht zum Zauber: „Alle die schlechten Schlangen müssen vor uns fliehen. Wenn weit weg im Lande eine Schlange jemanden beißt, sollen sie uns holen, und du, Zauber, sollst ihn heilen“.

Kretti rupft das Huhn, während auf der Feuerstelle der Reis kocht. Ein zweiter Topf mit Wasser wird aufgesetzt.

Ein Mann kommt mit einem kleinen Korb. Der Elefantenjäger nimmt daraus einen Ballen von Blättern und löst diesen über einem Worfelkorb auf. Er sortiert die Blätter; es sind vier verschiedene Arten und ein Pflanzenstengel. „Diese Blätter werden jetzt zusammen gekocht und wir werden sie dann essen, damit die Schlangen uns nichts antun können.“ Wir gehen, um den Frauen das weitere Kochen meines Einweihungssessens zu überlassen.

Um Mittag ruft uns die Trommel zum Essen in die Hütte. In einer bereitgestellten Tonschale waschen wir uns die Hände.

Die Töpfe mit dem Essen werden sauber vor mich hingestellt. Der Reis wird auf eine Worfel geschüttet und mit der Tunke des Huhns, die durch die Zauberkräuter grün gefärbt ist, überschüttet. Alle essen nun in einer bestimmten Weise – ich selbst darf noch nicht zulangen. Erst als alle fertig sind, wird mir mein Teil gereicht. Kretti hat einen Löffel für mich mitgebracht, aber dieser wird nicht zugelassen. Ich muß mit der Hand essen in der gleichen besonderen Weise wie meine Brüder zuvor. Dabei werden mir nur vier Handvoll gestattet – vier, die Zahl der Männer. Nie habe ich ein so köstliches Hühnergericht in Afrika gegessen.

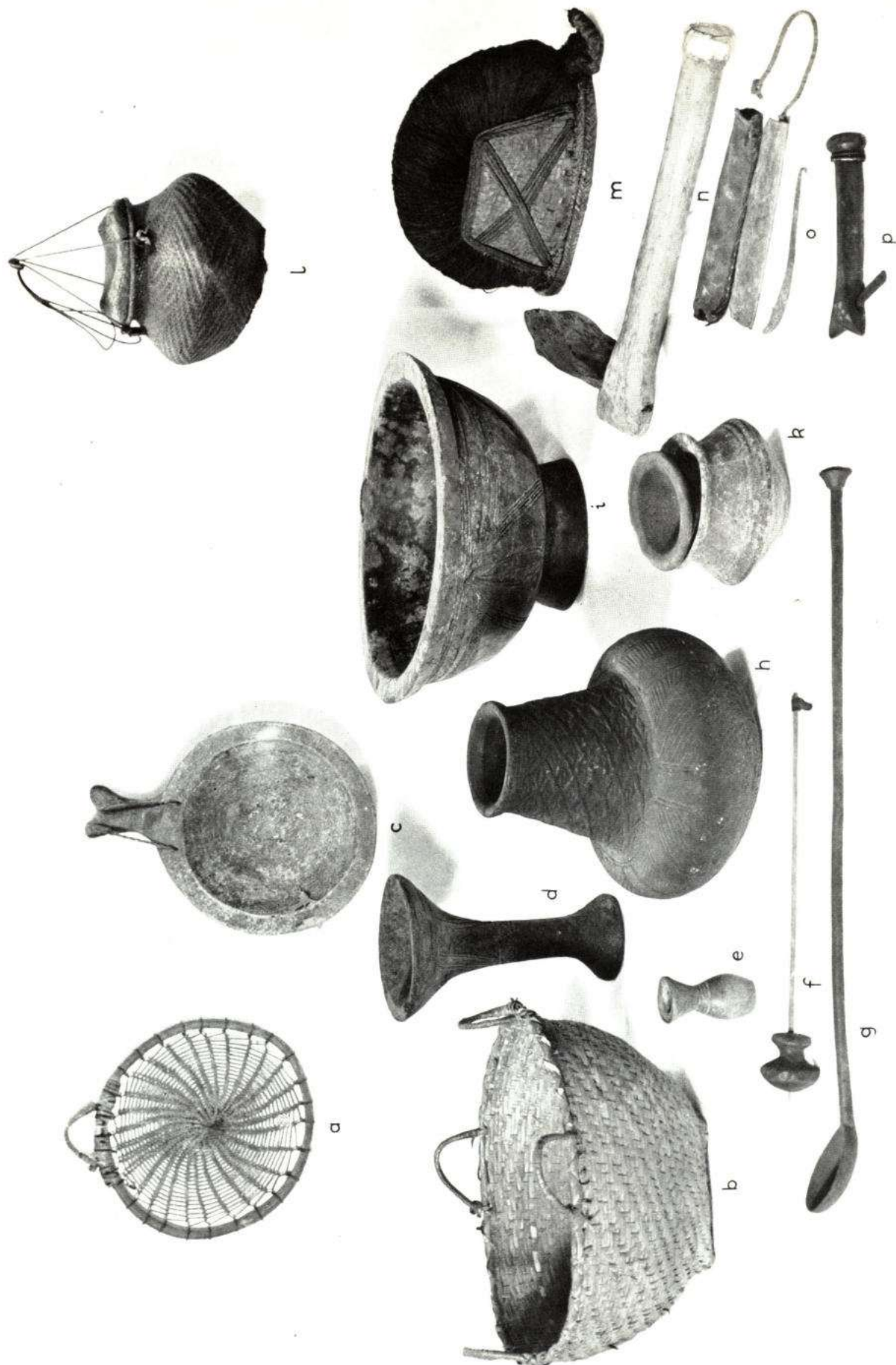
Der Elefantenjäger nimmt jetzt eine eigenartig gestaltete Wurzel, tunkt sie in jene rote Sauce, in der gestern abend die Colanuß lag, und lutscht sie andächtig aus. Dies wiederholt er viermal. Dann

*) Nunc video cornu esse viginti fere centimetros longum, cuius e vertice annulas ferreus haeret, ex quo anuli nonnulli minores pendent. Parti aperte crista adhaeret.

Tafel rechts:

29 Sechs Maskentypen der Dan, in der Mitte eine kleine Maske, wie sie sich unter den Zaubermitteln der Geheimbünde findet.





reicht er mir die Wurzel, damit ich das gleiche tue. („Das Schmollestrinken des Fuchses mit dem Erstchargierten“, denke ich.) Kretti lacht laut, aber aus peinlicher Verlegenheit, denn er kennt die Ansteckungsangst der Weißen und glaubt, ich werde mich nicht zu diesem Akt der Verbrüderung bereitfinden. Natürlich nehme ich die Wurzel und lutsche.

Es kommt aber noch schlimmer. Als bald wird die Schale mit dem Wasser herumgereicht, in dem wir uns vor dem Essen unsere schmutzigen Hände gewaschen hatten. Als Zeichen der Brüderschaft trinken wir es reihum aus.

Jetzt brechen wir auf und ziehen mit Getrommel alle zusammen durchs Dorf, um uns zum Versammlungsort im Busch zu begeben. Die anderen Eingeborenen kommen herzu, um den Zug anzusehen. Welch eigenartig erhebendes Gefühl für mich, durch meine Zugehörigkeit zu diesem Bund zum erstenmal in all meinen afrikanischen Jahren mehr Neger zu sein als die Umstehenden, die nicht dazu gehören.

Der Versammlungsort liegt etwa hundert Meter vom Dorf entfernt neben einem der Hauptpfade, die zu den Nachbardörfern führen. Der Zugangspfad ist wie üblich durch einen Bastvorhang bezeichnet, damit nicht Uneingeweihte versehentlich dorthin gehen. Der Platz mißt etwa sieben Meter im Durchmesser. Er ist sichtlich für unsere Versammlung frisch gereinigt. In seiner Mitte steht ein kleines Bäumchen.

Alle Bündler schwärmen nun aus in den Wald, um Heilkräuter zu holen. Kretti erklärt mir, daß jedem Mitglied einige bestimmte Heilpflanzen anvertraut sind, deren Standort es kennen muß, damit der Bund bei einem Schlangenbiß sofort imstande ist, das richtige Heilmittel zu beschaffen. Kretti selbst bringt dann ein malzig, lakrizartig schmeckendes Kraut.

Zwei Matten werden ausgebreitet. Auf der einen lassen sich unsere drei Frauen nieder, auf die andere werden die Heilpflanzen geworfen, die die Bündler nun herbeibringen. Wir sind 17 in der Runde. Die Bundesmedizin steckt vor ihrem Besitzer im Boden.

Tafel links:

30. Gebrauchsgegenstände der Dan:

- a geflochtenes Sieb, besonders beim Herstellen von Palmöl verwendet. Durchmesser 22 cm.*
- b Korb für Reis und Baumwolle. Durchmesser 30 cm.*
- c Flache Tonschale zum Händewaschen, Durchmesser 21 cm.*
- d Öllampe aus Ton. Höhe 20 cm.*
- e Kleiner hölzerner Mörser zum Zerreiben des Schnupftabaks. Höhe 7 cm.*
- f Tönerne Spindel in Form eines Wassertopfes. Länge 30 cm.*
- g Langer Löffel, wie er von den jungen Frauen in den ersten Tagen nach der Hochzeit gebraucht wird. Länge 54 cm.*
- h Tönerner Topf für Vorräte wie Palmöl, zum Einlegen von Termiten etc. Höhe 20 cm.*
- i Hölzerne Schüssel zum Auftragen des gekochten Reises. Durchmesser 33 cm.*
- k Kleines Töpfchen zum Kochen des Reises für ein Kleinkind und für das Kochen von Fleisch und Gemüsezutaten. Der aufgesetzte Deckel ist so geformt, daß nach dem Kochen die Zuspense darin angerichtet werden kann. Höhe 9 cm.*
- l Schmuckkorbchen eines Mädchens mit Deckel. Es wird an den angefügten Schnüren unter dem Hütten-dach aufgehängt. Höhe 13 cm.*
- m Geflochtener Helm eines Holzjäblers mit aufgesetztem dickem Polster. Er schützt gegen fallende Bäume. Länge 23 cm.*
- n Hacke mit eingedorntem eisernem Blatt zur Feldbestellung. Länge 36 cm.*
- o Rasiermesser mit innerer und äußerer Lederscheide. Länge 13,5 cm.*
- p Kleines Beilchen eines heiligen Mädchens der Holzjähler-Geheimgesellschaft. Länge 14 cm.*

Währenddem unterhält man sich hin und her und dazwischen ertönt immer wieder der Ruf „sia!“. Der Obermeister ergreift schließlich feierlich das Wort: „Wenn wir dir nicht alles so gezeigt haben, wie es wahr ist, wird unser Zauber uns strafen. Denn du bist ‚eins‘ mit uns!“

Dann spricht der Elefantenjäger: „Wir haben die Kenntnisse dieser Heilmittel von unseren Vätern gelernt. Früher starben unsere Leute an den Schlangenbissen. Zwei Medizinmänner der Kran, Uefu und Dukon, brachten die Medizin in unser Land. Dukon brachte sie dem Uefu. Er forderte eine Schwester von ihm zur Frau, bevor er ihn einweihen würde. Uefu gab die Schwester und dazu ein Schaf, drei weiße Hühner und 12 Töpfe Reis“.

Die Heilpflanzen werden mir nun erklärt. Es sind ihrer genau ein Dutzend. Bei einer jeden wird die Art der Schlange angegeben, gegen deren Biß die Pflanze Heilkraft hat, und die Weise, in der das Medikament zubereitet und angewendet werden muß *).

Es wird mir noch ein Abzeichen mitgeteilt, das ich mir jederzeit neu machen kann, wenn ich mich in einem anderen Dorf stillschweigend als Mitglied der Schlangengesellschaft kennzeichnen will. Weiter erfahre ich jetzt das einzige Verbot, das ich als Schlangenbündler einhalten muß, aber auch nur zu bestimmten Zeiten.

Schließlich werden mir noch die Ämter des Bundes erklärt. Großmeister ist der vorhin erwähnte Dukon, der in Kample bei Beleuale wohnt. Er hat den Bundeszauber im Traum geschaut. (Vermutlich hat er sich, nachdem er in dieser Weise von der Medizin auserkoren war, bei einem anderen Stamm die Kenntnis der Arzneimittel besorgt.) Einen Titel hat Dukon nicht.

Der örtliche Meister, der die Medizin der hiesigen Gruppe besitzt, trägt den Amtstitel „Gli“. Er allein kennt die Zusammensetzung der Medizin und könnte sie einem anderen Dorf weiterverkaufen. Damit würde Yuopie zum Patenbund jener neuen Gruppe und für immer deren Vorgesetzter.

„Ga“ ist der Titel des Elefantenjägers, dessen Aufgabe es unter anderem ist, die Strafen festzusetzen. Wie wir bei meiner Aufnahme sahen, gehen seine Funktionen wesentlich weiter.

„Mädebli“ steht seinerseits für die Leute gut, die eine Strafe zu entrichten haben, wenn sie nicht in der Lage sind, sie gleich zu bezahlen.

„Yasa“ hält Wache am Eingang, um Uneingeweihte fernzuhalten. Er hat einen Vertreter, der ihn ablöst.

Ein anderer hat die Bündler gegen Hexen zu bewachen, wenn sie zu einer Krankenheilung über Land gehen. Besonders gilt es, die zauberischen Machenschaften anderer Medizinmänner zu erkennen, die sich ärgern, daß der Schlangenbund und nicht sie zur Heilung gerufen worden sind.

„Gengbe“ sind die „Läufer“. Es sind all die gewöhnlichen Mitglieder, die man jetzt eben fortgeschickt hatte, die Heilpflanzen zu sammeln.

„Yaua“ heißen die drei Frauen. Eine von ihnen bleibt stets im Dorf für den Fall, daß ein fremdes Mitglied der Gesellschaft kommt; sie wird den Bruder dann verköstigen.

Der „Bote“. Er richtet die Aufträge des Meisters aus, indem er – den Zauber als Abzeichen in der Hand – die Mitglieder aufsucht.

Die Gesellschaft hält nicht regelmäßig, etwa jeden Vollmond, Versammlungen ab. Bestimmt trifft man sich aber in einer Hütte, kurz bevor das jährliche Farmroden beginnt. Da wird dann wie heute die Medizin gegessen und das Zaubermittel aus dem Horn auf Hände und Füße gerieben, damit einem die Schlangen bei der Arbeit im Busch nichts anhaben können.

Nicht erwähnt wurde jener wichtige Mann, den ich den „Unterweiser“ nannte.

*) Non dubitari potest quin herbas partim similitudine externa freti delegerint, in ea fere opinione versantes folium bipartitum serpentum morsibus mederi, serpentis linguam enim bipartitam esse. Alia medicamenta nihil valere usus ipse eorum probat. Credi enim non potest medicamentum corio impositum valere contra virus, quod per viscera diffunditur. Medicamenta nonnulla dicunt id agere, ut „serpens aufugiat“.

Die Schlangenbündler halten überall zusammen. Gerät ein Mitglied in einem anderen Dorf, in dem eine Gruppe besteht, in Schwierigkeiten, oder plant man etwas gegen ihn, so wird ein Mitglied des Bundes ihn warnen, indem er ihm in bestimmter Weise viermal auf die Schulter schlägt. Der Fremde wird dann schleunigst aus dem Dorf verschwinden.

Entsteht zwischen Mitgliedern des Bundes irgendein Streit, so müssen sie ihn vor den Bund tragen. Der Bote läuft mit der Medizin von Hütte zu Hütte und ruft die Mitglieder zur Versammlung zu Gli. Dieser spricht den Streitenden gut zu und fällt ein Urteil. Heute kommt es vor, daß eine Partei das Urteil nicht annimmt und sich an den von den Liberianern eingesetzten Oberhäuptling wendet. Früher aber war der Entscheid des Gli bindend, das Palaver blieb innerhalb des Bundes, niemand außerhalb desselben erfuhr davon.

Die Verpflichtung gegenüber den Bundesbrüdern geht so weit, daß man sie sogar den eigenen Verwandten gegenüber decken muß, obgleich ja die verwandtschaftliche Bindung bei den Negern viel stärker ist als bei uns. „Bin ich in der Schlangengesellschaft und mein Bruder nicht“, so erläutert Kretti, „und ich erfahre, daß einer vom Bund meines Bruders Frau nachsteigt, so darf ich diesen doch nicht meinem Bruder anzeigen. Ich darf ihn nur warnen, ihm raten, einen Unschuld-Prüfer für seine Frau zu rufen...“

Zum Schluß schildert mir Gli, der Meister, noch, wie er dazugekommen war, die hiesige Gruppe ins Leben zu rufen. Sein jüngerer Bruder Bani war von einer Schlange gebissen worden und gestorben. In seiner Trauer entschloß sich Gli, über Land zu gehen und durch Eintritt in die Schlangengesellschaft die Heilmittel in sein Dorf zu bringen, damit Gleiches nicht wieder geschehe. Auf dem Grabe seines Bruders aber pflanzte er einen Baum und ließ ringsum den Platz freischlagen, der seither dem Bunde als Versammlungsort dient. Beim Anblick des Bäumchens werden sie immer wieder an das traurige Schicksal erinnert, das Glis Bruder betroffen hat, und daran gemahnt, daß niemand etwas tun oder sagen darf, was dem Bunde schaden könnte, sonst würde seine Macht geschwächt und die Schlangen könnten wieder töten.

So also vollzog sich meine Aufnahme in die Schlangengesellschaft in Yuopie. Am folgenden Tag konnte ich mich der Nahrungs-Gaben meiner Bundesbrüder und -Schwestern kaum erwehren. Es wurde mir erklärt, daß ich mich jetzt in andern Dörfern, in denen Gruppen bestehen, stets als Mitglied zu erkennen geben solle, denn dann würde ich natürlich bei einem Bundesbruder wohnen und die Frauen würden mir alles Essen umsonst bringen.

Nach drei Jahren kehrte ich mit meiner Frau nach Yuopie zurück. Als Zeichen besonderen Willkommens war mir der Häuptling mit dem Obermeister der Schlangengesellschaft auf dem Pfade weit entgegengegangen, und dann empfing uns das ganze Dorf mit Jubel ohnegleichen. Ich wohnte wie damals im Haus meines Freundes, des Elefantenjägers, der allerdings seit mehreren Tagen tief im Busch auf der Pirsch war und also nichts von meinem Kommen erfahren hatte. Kaum waren wir eingerichtet, da begannen meine Bundesbrüder uns die feinsten Nahrungsmittel zu bringen, zuerst unsere „Mutter“, und in der Nacht fand mir zu Ehren eine Festsitzung statt.

Wir marschierten dann weiter gegen Norden zu den Dan und kamen einige Tage später in dem großen Dorf Diaple an, das ich ebenfalls von meinen beiden früheren Expeditionen wohl kannte. Es ist das Heimatdorf unseres Dolmetschers Tame. Diaple ist wohl das interessanteste aller liberianischen Dan-Dörfer. Stattlich, wohlhabend, mit auffallend schönen, gepflegten, kräftigen Menschen und großem Kinderreichtum. Man ist sehr stolz darauf, daß dieses Dorf ein Zentrum der Dan-Kultur ist, in dem man alles Brauchtum des Stammes kennt und pflegt, Gesänge, Tänze, Spaßmachereien, Geheimbünde, Akrobatik usw.

In diesem Dorf wurden wir am 9. Dezember 1955 abermals in die Schlangengesellschaft aufgenom-

men. Wir hatten am Vorabend schon gesehen, wie einige junge Leute die Schlangen des Bundes in einem Wännchen auf dem Dorfplatz wuschen. Es waren zwei etwa 1 m lange gehörnte Vipern, nach Ansicht der Dan die gefährlichsten Giftschlangen Westafrikas, dicke, ungemein abstoßend aussehende Tiere, die vorne auf dem Kopf zwei kleine Hörnchen haben, und eine andere etwa 2 m lange Schlange. Hier also bewies der Schlangenbund durch das Halten von Giftschlangen seine besonderen Kenntnisse.

Wir sahen die Schlangen langsam aus der Wanne kriechen. Ihre Betreuer nahmen sie auf, wobei sie sie nicht im Nacken, sondern irgendwo am Körper umfaßten und sorgfältig hochhoben. Sie streichelten die Tiere dann zärtlich über den Rücken, nicht anders als man ein Kätzchen lieblosen würde. Eine der Vipern lag lang auf dem Unterarm eines Burschen und schaute „in Furcht und Liebe“ zu ihrem Meister auf.

Da ich schon Mitglied der Schlangengesellschaft bin, ist es diesmal einfacher, die Aufnahme zu erwirken. Die Verhandlungen gehen mehr darum, ob meine Frau auch aufgenommen werden könne, was dann aber auch genehmigt wird.

Am Tag dieser Vorverhandlungen schon beginnen die Vorbereitungen für unsere Aufnahme. Der Bund hat sich in einer Hütte im Dorf versammelt, aus der Getrommel und Schreie dringen. Die Hütte ist durch einen Bastvorhang über der Tür gesperrt. Das dauert so volle vier Stunden.

Um ein Uhr nachmittags endlich ist es soweit, daß Tame als erster aufgenommen werden kann. Eine halbe Stunde später holt uns der frühere Häuptling von Diaple, ein Hühne von Gestalt, und heute der führende Debome des Dorfes, ab. Wir müssen uns erst noch vor die Hütte setzen und warten. „Wer von euch möchte zuerst eintreten?“ Ich melde mich und werde zunächst von zwei Bündlern und Tame vors Dorf geführt. Hier erklärt man mir das Ritual, das mich erwartet – allerdings ziemlich falsch, wie sich zeigen sollte. Ich entrichte eine erste Eintrittsgebühr.

Ich muß noch einmal vor der Hütte Platz nehmen. Ein Mann kommt heraus und fragt mit lauter Stimme: „Wer ist es, der in die Schlangengesellschaft eintreten will?“ Ich: „Hans“. Er ruft nach innen: „Hasm“. Dies wiederholt sich viermal, also wieder in jener allem männlichen zugehörigen Vierzahl. Dann werde ich in gleicher Weise nach den Namen von Vater und Mutter gefragt.

Dieser Rufer ist der Dolmetscher des Führers unseres Bundes. Wie ein Häuptling richtet dieser das Wort nicht direkt an uns, sondern auf dem Umweg über diesen Mann. Man nennt ihn „Schwarzantilopen-Fänger“ (Gbaku), weil er die Neulinge – in der Geheimsprache des Bundes „Schwarzantilopen“ genannt – einweist.

Ich werde jetzt durch die eng angelehnte Tür geführt. Im Augenblick des Eintretens verbindet man mir die Augen. Ich werde an die Hinterwand der Hütte geleitet und dort einigemal im Kreise gedreht. Dann wird die Binde abgenommen. Ich stehe vor einem hohen Vorhang. „Kaure nieder!“ wird befohlen, und das Trommeln und Singen, das mich empfangt, steigert sich. Gegen den Vorhang werden von hinten zwei spitze Gegenstände gestoßen, aber immer nur für einen kurzen Augenblick, mal hier, mal da. Ich soll zuerst mit der linken Hand eines dieser unbekanntenen Dinge zu fassen und festzuhalten versuchen, dann mit der rechten. Ohne Zweifel soll ich damit zeigen, ob ich den Mut habe, ein sich bewegendes, unheimliches Etwas – eine Schlange – mit raschem Griff zu fassen und entschlossen festzuhalten. Nachdem mir das gelungen ist, darf ich mich umdrehen und neben dem Vorhang Platz nehmen.

Hier sitzt mit üppigem Adlerfederschmuck auf dem Kopf unser Obermeister, hinter ihm, ebenso gekrönt, ein zweiter Würdenträger. Der Meister ist ein noch jüngerer Mann von etwa 35 Jahren, schlank, mit klugem, etwas hintergründigem Gesicht. Man mag ihm wohl besonderes Wissen zutrauen.

Vor den beiden Meistern liegt, mit einem roten Tuch bedeckt, wie in Yuopie ein flacher Reisschleu-

derkorb. Während sich die Musik wieder steigert, hebt der Meister mit eigenartigen schwenkenden und zitternden Bewegungen das Tuch hoch*).

Ich soll jetzt, während das Tuch immer nur kurz hochgehoben oder mir vor den Augen herumgeschwenkt wird, ein Eingeborenen-Messerchen unter diesen Gegenständen ertasten und herausnehmen. Auch dies soll vielleicht eine Mutprobe sein.

Es folgt eine weitere Probe. Ich muß dem Obermeister viermal das Messer – die Schneide mir zugekehrt – hinreichen. Er ergreift es und fuchtelt mit seitlich schwingenden Bewegungen, die Schneide mir zugekehrt, vor mir hin und her – besonders vor meinem Gesicht. Dann plötzlich hält er es ruhig vor mich hin. In diesem Augenblick habe ich das Messer zu greifen. Man erklärt mir, daß das den Schlangenkopf bedeuten soll, den man nicht fangen soll, solange er sich bewegt, sondern erst, wenn er still ist. Doch frage ich mich, ob die Probe nicht umgekehrt so zu verstehen ist, daß der Obermeister der Schlangenfänger ist, der zeigt, daß die Schlange (ich) nicht zustoßen kann, solange der Fänger sich lebhaft bewegt. Diese Erkenntnis wird ja auch von den orientalischen Schlangenbeschwörern ausgenützt, wenn sie ihr Musikinstrument vor dem Kopf der Schlange hin- und herbewegen.

Als dritte Prüfung greift der Meister eine Anzahl von Gegenständen aus dem Korb mit jeder seiner Hände. Ich muß die in der rechten Hand gehaltenen ablehnen, die in der linken dagegen mit sicherem Griff packen und festhalten, ohne daß eins herunterfällt.

In gleicher Weise erfolgt dann die Aufnahme meiner Frau.

Endlich nimmt der Meister ein Horn, in dem eine schwarze Masse ist, und reibt davon etwas auf Zunge, Brust und linken Unterschenkel als Abwehrmittel gegen die Schlangen. Während dieser Probe werde ich einmal gestraft, weil ich nicht die richtige im Bund vorgeschriebene Art des Sitzes eingenommen habe.

Es wird jetzt noch ein Mann aus Diaple aufgenommen. Uns wird indessen ein Platz neben dem Eingang zugewiesen.

Die Sitzung geht nun noch lange weiter. Im wesentlichen wird gesungen, begleitet von drei Sanduhrtrommeln, und einer der jungen Leute tanzt fast ununterbrochen mit verhaltenen Bewegungen. Schließlich sagt man uns, daß dies die Einweihung gewesen sei, und daß nun als weit wichtigerer Vorgang die Offenbarungen des Geheimwissens der Gesellschaft im Busch folgen werde. Man bereite sie für übermorgen vor.

Und das werde eine harte Sache sein; wir sollten lieber zwei Tage dafür vorsehen, damit wir alles ganz richtig lernen könnten. „Ich, der hiesige Meister, bin der stärkste für das Schlangenswissen weit und breit!“

„Ihr müßt jetzt noch eine Schlange in die Hand nehmen“. Der Schlangenkorb wird gebracht, die Schlange aber zunächst noch darin gelassen. „Bist du tapfer genug, die Schlange anzufassen?“

„Ja, gewiß!“ Man schmiert uns etwas scharf Riechendes, wohl einen Pflanzensaft auf die rechte Hand, und fordert uns auf, es zwischen der Hand zu zerreiben. „Wer will der erste sein?“ Ich stehe auf und setze mich neben den Korb. Es folgt eine lange Unterredung der Bündler. Schließlich: „Bist du nur tapfer, weil du tapfer bist, oder besitzt du Zauberkraft, die dich dazu befähigt?“ Ich: „Ich habe keine Zauberkraft“. Weitere Unterredung. Dann kommt man überein, daß wir doch zuerst die Offenbarungen im Busch erleben müssen, bevor man uns das Anfassen der Schlangen zumutet. Ausführlich wird mir dann zugeredet, daß ich unbedingt das Vertrauen in die Offenbarungen des Bundes haben muß. Danach verabschieden wir uns mit beiderseitigen höflichen Ansprachen.

*) Video vannum stratam quinquaginta fere rebus diversi generis: ferris minutis in formam partis aerae securis fabricatis corniculis, et lepida quadam larva minuta circumdata corolla ex margaritis vitreis facta. Mediis in rebus magicis simulacrum facticium societatis est, quod mihi describere non licet.

Die Zaubergegenstände auf der Reiswurfel werden von einer Frau in ihren Kasten zurückgelegt, zuletzt der Bundesfetisch. Sie hebt jeden einzeln hoch, und die Versammlung besingt ihn, bevor er der Bundeslade zurückgegeben wird.

Feierlich begleitet man uns nach unserer Hütte. Meine Frau, Tame und ich gehen voraus, unmittelbar hinter uns folgt die Frau mit der Bundeslade auf dem Kopf, dann die Würdenträger mit den beiden Vipern, der riesige Debome und schließlich die ganze Schlangengesellschaft.

Die Leute von Diaple, die uns ohnehin schon als bewährten Freunden sehr freundlich gesonnen sind, begegnen uns nun mit geradezu liebevoller Herzlichkeit. Die Alten beehren uns mit ihrem Besuch, man bringt uns Geschenke, man zeigt uns die Neugeborenen.

Wenn ich an meine Aufnahme in Yuopie zurückdenke, so ist hier die Gesellschaft viel zahlreicher. Es waren etwa 45 Leute in der Hütte, und während in Yuopie nur drei Frauen waren, waren hier mehr als die Hälfte der Anwesenden Frauen.

Ich erfahre jetzt noch, daß alle Proben die linke Hand üben sollen. Man muß nämlich Schlangen mit der linken Hand fangen, damit im Falle eines Bisses die rechte unversehrt zupacken kann.

Am folgenden Morgen besuchen mich die beiden Meister. Sie teilen mir mit, daß jetzt im Busch der Versammlungsplatz hergerichtet wird. Als meine Frau und ich später durchs Dorf gehen, kommt der Meister auf uns zu, begrüßt uns herzlich und weist auf den Bastvorhang am Waldrande, der den Pfad zum geheimen Ort verschließt. Den ganzen Tag über ist dort ein Kommen und Gehen der Schlangenmitglieder.

In der Nacht gegen vier Uhr morgens wachen wir von heftigem Getrommel aus dem Schlangenhause auf. Wir stehen auf und warten, daß Tame uns abholt, was aber nicht geschieht. Am Morgen erzählt uns Tame, daß wir eigentlich beim Ertönen der Trommel uns im Versammlungshaus hätten einfinden sollen, daß er aber hingegangen sei und erklärt habe, wir hätten (um vier Uhr in der Nacht!) so viel zu schreiben. Die Schlangenleute waren die ganze Nacht über aufgeblieben, offenbar um unsere Aufnahme weiter zu beraten.

Am Morgen, früh um 7 Uhr, meldet man uns, alles sei bereit, man wolle nur noch warten, bis wir gefrühstückt haben. Es erfolgt aber nichts. Um 9 Uhr sehen wir etwa ein Dutzend der Bündler durchs Dorf tanzen, hauptsächlich junge Frauen, aber unter männlicher Führung. An bestimmten Häusern berühren sie alle mit der linken Hand die Hauspfeiler. Am heiligen Baum des Dorfes machen sie Halt und holen etwas aus der kleinen Umzäunung heraus.

Erst gegen 1 Uhr, in der größten Mittagshitze, werden wir geholt und zu jenem mit einem Bastvorhang verschlossenen Pfad geführt. Der Mann, der gestern unsere Namen in die Hütte gerufen hatte, kommt durch den Bastvorhang heraus. Wieder muß er unsere Namen, je nach Geschlecht drei- oder viermal hintereinander, und die Namen unserer Eltern in den Busch rufen.

Wir treten tief gebückt, eins hinter dem anderen, durch den Vorhang. Dahinter sitzt ein Wächter, der eine kleine Strafe kassiert, weil wir irgendetwas falsch gemacht haben. Ähnliches wiederholt sich an zwei weiteren Vorhängen, die unseren Pfad versperren. An jedem Tor wird uns eine Frage gestellt, die man als Uneingeweihter nicht beantworten kann, so daß man bestraft wird. Dann kommt ein witziges Hindernis: ein kleines Törchen, durch das wir in bestimmter Weise eintreten müssen, und ein Spalier kleiner Stöcke, deren jedes ein Hütchen aus einem gefalteten Blatt trägt. Wir müssen da zwischendurch gehen, ohne daß eines der Hütchen herunterfällt. Mir gelingt es, meiner Frau fällt ein Ring herunter, der auf dem letzten Stöckchen hängt.

Damit stehen wir vor dem letzten Tor. Man weist uns einen falschen Weg, so daß wir erst nach erneuter Bestrafung wirklich auf den Versammlungsplatz gelangen. Wir werden mit lautem Geschrei begrüßt.

Es ist wohl etwas verwunderlich, daß diese „Strafen“ bei jeder Aufnahme in einen Geheimbund

eine Rolle spielen. Sie sind mehr als Scherz gemeint, um den Initianten zu erschrecken, und werden darum stets auf Bitten des Neulings auf einen winzigen Betrag ermäßigt *).

Es sind etwa sechzig Personen versammelt, gut zwei Drittel davon sind Frauen. Diese sitzen in drei Gruppen auf Matten beisammen. Eine der Gruppen singt, eine zweite, kleine, besteht aus Mädchen, die wegen irgendwelcher Vergehen gegen den Bund in einem Strafverhältnis stehen. Die größte Gruppe aber sind Novizen, die wie wir heute aufgenommen werden sollen. Sie kommen zum Teil aus anderen Dörfern und haben die Aufnahme, soweit sie in der Hütte erfolgt, ebenfalls hinter sich. Die hier im Busch stattfindenden Zeremonien bedürfen großer Vorbereitungen und werden deshalb nur in größeren Zeitabständen für alle inzwischen Aufgenommenen abgehalten. Hinter den Frauen sitzt eine Gruppe älterer Würdenträger des Bundes. Es sind einige Führer auswärtiger Schlangengesellschaften gekommen, von Beatuo, Bole usw. Rechts ist eine Kochstelle. Nach zwei verschiedenen Richtungen führen Pfade zum Austreten für Männer und Frauen **).

Die Führer der Gesellschaft verhandeln jetzt lange über unsere Aufnahmegebühr. Schließlich sagt der Meister der Gesellschaft, an sich wollten sie mir gar nichts abverlangen, da ich wie er selbst Arzt sei, jedoch, wenn ich etwas geben wolle. . . Man nimmt meine Gabe mit Dank an, fragt dann aber höflich, ob ich nicht noch etwas dazulegen könne. Ich tue es, was mit allgemeinem Händeklatschen begrüßt wird zum Zeichen, daß man jetzt durchaus befriedigt ist. Man zeigt uns unser Essen, noch ungekocht, Reis, Palmöl und den Schlegel eines Tieres, wohl von einem heute nacht erlegten Stachelschwein.

Jetzt wird mir mitgeteilt, daß die Schlangengesellschaft nicht nur Medizin gegen Schlangenbisse habe, sondern auch gegen viele, viele andere Krankheiten. Mir werde man sie alle zeigen, während die anderen Novizen nur die Schlangenmedizinen erfahren sollen.

Die Bündler gehen nun in den Busch, um die Heilpflanzen zu holen. Im Unterschied zur Schlangengesellschaft in Yuopie bringt jeder ein ganzes Bündel verschiedener Pflanzen, nicht nur eine. Alle werden auf eine Matte zusammengelegt. Zunächst kniet sich die „Mutter“ daneben nieder und reißt von einer jeden einige Blättchen ab. Sie sollen in unser Aufnahme-Essen hineingekocht werden. Die Mutter wirft sie in einen Mörser, die Frauen scharen sich alle dicht gedrängt darum, packen die Stampfstangen gemeinsam mit der X-Hand und stampfen die Blätter unter Absingen eines besonderen Bundesliedes. Indessen kocht daneben ein großer Topf Reis. Verschiedene Jäger haben inzwischen Fleisch beigesteuert.

Während dann das Essen weiterkocht, wird ein Lied ums andere gesungen. Es werden ab und zu noch Heilpflanzen gebracht. Endlich, um vier Uhr, beginnt die Erklärung der Pflanzen. Ohne zu drängen, hat man ringsum Platz genommen und hört dem Meister aufmerksam, ohne die geringste Unterbrechung, zu. Eineinhalb Stunden lang doziert er. Er ist dann bei der zweiundzwanzigsten Heilpflanze angelangt. Gut die doppelte Zahl liegt noch vor ihm. Als wir merken, daß er müde wird und gerne abrechnen möchte, fragen wir selbst höflich, ob man eine Pause machen könne. „Ja“, sagt er, „zehn Tage lang könnte ich so weiter über Heilpflanzen sprechen.“

*) Quas inter arbusculas pendent plantarum scandentium rami singuli, qui imagines serpentum esse videntur. „Capitula“ eorum isdem involucris ex foliis compositis involuta sunt. Quae iam videbamus foris apud bacula. Quid significant, est in eis arcanis societatis, quae mihi prodere non licet. In parte posteriore latet velum magnum. Sub sinistra ostii duo homines pannis obtecti humi iacent, qui simulant se mortuos esse; secundum unum ex illis magistri pennis ornati sedent. Illum hominem, qui se mortuum esse simulat, salutare debemus et deinde denuo ad quaestionem ambiguam respondere.

**) Nunc media in platea arbusculam animadvertimus, cuius rami aliquatenus amputati sunt; frons abrasa est, extremi rami involucris ex foliis factis obtecti sunt.

Es hat sich gezeigt, daß die anderen Novizen, 15 Frauen und nur 3 Männer, doch alle Heilpflanzen erklärt bekommen. Und es trat deutlich zutage, daß die Schlangengestellschaft Bewahrerin der gesamten Heilkenntnisse der Dan, nicht nur der Mittel gegen Schlangenbisse ist. Eben darum ist die Gesellschaft so verbreitet und hat auch hier so viele Mitglieder. Jede Mutter möchte ja lernen, wie sie ihrem Kind helfen kann, wenn es auf ihrer einsamen Pflanzung plötzlich erkrankt. Die tief-ernste Aufmerksamkeit der Novizen zeigte, welch kostbares Wissensgut hier von den Lippen des Meisters kam.

„Wir verdanken unser Wissen der Medizin, die vor mir steht“, sagt der Meister und weist auf das Horn, aus dem uns am ersten Nachmittag etwas Schwarzes aufgeschmiert worden war, um uns gegen die Schlangen zu feien. Es liegt außerdem noch ein Wedel neben ihm, wie ich ihn schon oft bei Zauberern sah.

Der Hinweis auf den Fetisch könnte vermuten lassen, daß all die Erklärungen der Pflanzen nur plötzliche Eingebungen des Meisters seien. Der Meister wurde aber während seiner Ausführungen bisweilen ergänzt durch die drei von auswärts gekommenen Führer von Schlangengesellschaften und von einem hageren Mann, der sich ein wenig abseits gesetzt hatte. Als der Meister einmal austreten ging, nahm einer dieser Führer die nächste Pflanze auf und fuhr in der Erklärung fort. Jener hagere Mann aber war der frühere Meister unserer Gesellschaft. Er hat den jetzigen, jüngeren sein Wissen gelehrt, weil er sich selbst ganz der Wartung des Yifafetischs widmen muß (s. S. 194). Der Reis ist jetzt fertig. Unsere Mutter, eine etwa fünf- und vierzigjährige Frau, schüttet die Kräuter und das inzwischen ebenfalls gekochte Fleisch hinein und dann alles zusammen auf eine große Reisorfel. Sie teilt mit ihrer X-Hand jedem in seine X-Hand eine Handvoll zu. Das ist unsere große Medizin, die uns wie in Yuopie gegen Schlangenbisse immun macht. Meiner Frau und mir fischt sie dann noch je ein besonderes Stück Fleisch heraus. Das meine war wohl Hoden; es ekelte mich sehr davor, was aber von der Mutter nicht beabsichtigt war.

Unter dem Reis hatte sie, in ein Blatt gesteckt, eine Nadel verborgen. Sie war mitgekocht worden. Jetzt nimmt der frühere Führer der Schlangengesellschaft vor dem Schlangenbäumchen Platz. Vor sich hat er ein Schüsselchen mit einer schwärzlichen Flüssigkeit, in der zwei lange schwarze Steine liegen, außerdem schwimmt ein winziges Holzfigürchen darin. Er spricht lange mit diesen Gegenständen, wobei er sie in der Flüssigkeit hin und her rückt. Inzwischen kauern sich die Novizen in langer wohlgeordneter Schlange, ohne ihre Schemel zu benutzen, hintereinander hin.

Der Altmeister trägt das Schüsselchen vor den ersten Novizen. Dieser muß seine Fingerspitzen in die Flüssigkeit tauchen, sie ablecken, erst zweimal, dann noch einmal, und sich schließlich mit dem einen öligen Stein über den Scheitel streichen. Dabei spricht ihm der Führer den Eid vor, und der Novize spricht ihn nach. Er versichert darin, nichts von den Geheimnissen des Bundes zu verraten, einen Streit mit einem anderen Bundesmitglied vor den Bund und nicht vor den Häuptling zu bringen, keinem anderen Bundesmitglied etwas Böses anzuspüren. . .

Nach dem zweiten Kandidaten stehe ich auf und spreche den Eid, den ich von Tame übersetzen lasse, nach meiner Façon. Daß ich in dieser Weise Zeugnis ablege von meinem aufrichtigen Willen, dem Bund die Treue zu halten, und daß ich dies sogar vor meinem Dolmetscher Tame tue, erregt großen Beifall.

Mit jedem einzelnen Novizen macht der Meister nun dasselbe, indem er die Reihe entlang von einem zum anderen geht. Es dauert sehr lange. Das lange Kauern ist wohl ein Opfer, das die Novizen dabei bringen müssen. Meine Frau schließt sich hinten an.

Als der Eid abgeschlossen ist, ruft man mich und holt eine der Hornvipern aus ihrem Korb. „Damit du auch siehst, daß alles bei uns echt ist, sollst du jetzt lernen, mit den Schlangen zu spielen.“ Über die folgenden Unterweisungen und Handlungen meiner Lehrmeister darf ich meinem Eid ent-

sprechend nicht berichten. Als mein Unterricht zu Ende ist, liegt die Viper ruhig auf meiner Hand, züngelt nach meinem Arm und schielt mich mit dem einen Auge an.

Es folgt der feierliche Abschluß unserer Aufnahme. Mit Gesang und Getrommel ziehen wir alle, voran drei Bündler mit den Schlangen auf Armen und Schultern, zur Hütte des Häuptlings, um diesem „übergeben zu werden“. Er badet sich gerade. Als er dann erscheint, bildet man einen großen Kreis, und wir werden im Tanzschritt in dessen Mitte geführt. Ich habe mir jetzt eine der Vipern um den Nacken gelegt. Der Häuptling drückt in wohlgesetzter Rede seine Genugtuung darüber aus, daß wir unsere alte Freundschaft zu seinem Dorf durch unsere Mitgliedschaft im mächtigen Schlangenbund gefestigt haben, und ich antworte, daß es mir eine Freude sei, durch meine Zugehörigkeit zum Schlangenbund fast ein Bürger dieses stattlichsten aller Dan-Dörfer geworden zu sein; ich lobe die Artigkeit seiner Kinder und finde großen Beifall, als ich auf die auffallende Schönheit der Einwohner von Diaple zu sprechen komme. Der Häuptling überreicht uns, was einem Weißen gegenüber ganz ungewöhnlich ist, ein Geldgeschenk. Er will damit ausdrücken, daß wir für ihn nun in die Welt der Eingeborenen eingerückt sind, daß er uns beschenken darf wie einen Seinesgleichen. Was für einen Außenstehenden wie eine Demütigung aussehen könnte, ist in Wirklichkeit Ausdruck besonderer Zuneigung und Wertschätzung.

Am folgenden Tag ist Ruhe, denn nun tagt der innere Kreis der Gesellschaft, wohl um die großen Einnahmen des Vortages zu verteilen, die von all den Novizen eingegangen sind. Wenn ich aufzähle, wieviele Bündler dabei eine bestimmte Funktion erfüllten, so waren es etwa 15.

Abends erinnern wir daran, daß wir noch einmal ins Lager gehen möchten, um mehr vom Wissen des Bundes zu erfahren. Frühmorgens läßt man uns wissen, wir möchten nur noch frühstücken, dann werde man uns ins Lager holen.

Wie vorgestern wird es Mittag, bis wir endlich geholt werden. Es geht zuerst mit etwa fünfzehn Leuten im Tanz durch das Dorf. Im Lager ist alles so wie gestern, nur daß wir die verschiedenen Tore nun ohne weiteres durchschreiten dürfen.

Heute sollen wir die Bedeutung der kleinen Dinge kennenlernen, die auf der Reisorfel liegen und die das magische Arsenal der Schlangengesellschaft bilden *).

*) In medio loco magnum simulacrum facticium societatis est, quod mihi describere non licet. Dico tandem id simulacrum tam indecorum visu esse, ut nisi scias nullam vim peculiarem inesse putes. Duo simulacra minora adstant in eundem fere modum formata, nisi quod minora sunt. Neque minoris momenti ad rem magicam cultellus est, qui nobis in tabernaculum acceptis et hic et apud Yuopie apprehendendus erat. Apparet nunc illum cultrum non tonsorium sed praecisorium esse, atque signum esse „matris“ nostrae, quae nunc repente auctoritatem suam interponens me satis diu docet de arte serpentes in silvis venandi, quam socii societatis „serpentum“ soli intelligunt. Hic iterum devenimus in magna quaedam mysteria societatis, quae nobis enuntiare non licet.

Nunc explicantur res sacrae, quae in vanno sunt. Maximi momenti lapides duo sunt, quibus heri in iure iurando utebantur. Quibus ex lapidibus unum videtur esse ex instrumentis lapideis antiquis, qualia hic interdum inveniuntur. Indigenae fulmen esse putant; quod nunc quoque audio: „Ambo lapides fulmina sunt. Qui arcanum societatis prodit, fieri non potest, quin fulmine exanimetur. Ipse observare potes: Si quis nostrum aliquid denuntiat, tenebrae caelo offunduntur atque fulmine exanimatur. Hoc scire debes, si scribis ea, quae tibi prodimus. Si scriptum alius legerit fulmine exanimaberis.“ Eundem in modum etiam eos qui moniti recusant in concilium venire dicunt fulmine exanimari.

Maioris momenti est etiam capitulum ligneum quod heri inter lapides fulmineos natabat; quemadmodum cultellus praecisorius matris est, hoc capitulum magistri est, qui quasi „caput“ societatis est. Si magister per rus ambulat, caput illud quasi tesseram secum habet, ut ubicumque societas „serpentum“ est, cuius sit ordinis, demonstret. Praeterea etiam larva maior adest.

Hae imagines pleraeque et masculinae et femininae exstant; una- quaeque socii alicuius est. Baculum quoddam est matris vicariae; alterum exemplar socii maris est. Satellites duo simulacri facticii magni duorum iuvenum sunt, quippe qui ipsi quasi infantes sunt. Hae res cunctae simulacrum magnum custodiunt et adiuvant.

In dem Korb liegen auch eine Anzahl unscheinbarer Lehmkugeln – es sind ihrer neunzehn. Sie stellen die durch den Bund Geheilten dar. Nach jeder Heilung eines Schlangenbisses wird also eine solche Kugel gemacht und dazugelegt, eine Buchführung für die späteren Geschlechter *).

Dann geht es wieder in gemeinsamem Tanz, Bundeslade und Schlangen voraus, zu unserer Hütte zurück.

Auch in der Schlangengesellschaft kommt es, wie bei den Debome und Zo, vor, daß ein Mann zum Meister wird, weil er von den übersinnlichen Mächten zu diesem Beruf auserkoren worden war. Duasese, ein landauf, landab bekannter Schlangenbundmeister, sagte mir: „Meine Heilmittel kommen mir in den Träumen, die mir die Toten schicken. Ein Mediziner, der seine Arzneien nur vom Vater übernommen hat, ist kein richtiger Arzt. Man muß seine Mittel selbst erträumen. Ich hatte so viele Träume in meinem Kopf, daß ich deshalb zum Führer unserer Schlangengesellschaft gemacht wurde. Ich hatte einfach den besten Kopf. Mein Vater war nicht in der Schlangengesellschaft. Wird ein Mann von einer Schlange gebissen, so nehme ich viele Leute von der Schlangengesellschaft mit, die alle etwas Medizin mit sich führen. Sie tanzen dann vor der Hütte des Kranken. Das gibt mir Kraft zum Heilen.“

Es gibt noch einen anderen Ärztebund bei den Dan, die Gbon-Gesellschaft. Sie ist, wie so vieles Kulturgut der Dan, von den Konor übernommen worden.

„Die Gbonleute wissen am meisten von Medizin. Sie können Krankheiten heilen und können Ohnmächtige oder Tote wieder erwecken. Auch gegen Hexen wissen sie Bescheid. Bei jeder Krankheit außer Lepra kann man Gbonleute um Rat fragen. Nur bei der Lepra kann niemand helfen. Bei ihr muß der Kranke selbst eine Medizin erträumen. Ist jemand krank, so sagt man es dem Häuptling und dieser schickt nach drei Gbonleuten (die es nicht in jedem Dorfe gibt) und diese suchen dann die Medizin. Sie haben verschiedene Mittel für Leibweh, Kopfweh usw. So stark fühlen sie sich in ihren Heilkenntnissen, daß sie oft folgende Probe vorführen: sie kochen Reis und stellen die Töpfe am Abend mitten ins Dorf. Dann fordern sie jedermann auf, ihnen Zaubermedizin hineinzutun. Nun legen sie sich in den Hütten schlafen und jedermann geht hin und mischt etwas Übles hinein. Am anderen Morgen essen die Gbonleute ohne Furcht den Reis aus.“

Wenn jemand in die Gbongesellschaft aufgenommen werden will, geben sie eine öffentliche Probe der Macht ihrer Medizin, ähnlich wie es die Gba mit ihrem Bauchredner machen (s. S. 229). Einige der Mitglieder werden mit einem Kuhschwanz, in dem Medizin ist, geschlagen und dadurch getötet. Ein Bananenblatt wird über sie gedeckt. Dann werden sie durch Medizin wieder aufgeweckt. – Um Hexen zu fangen, hat die Gesellschaft einen eigenen Zo.

Unser Eintritt in die Elefantengesellschaft „Bie“ (Bie = Elefant)

Es gibt bei den Dan zwei Elefantengesellschaften. Die eine ist nur den Großen des Stammes zugänglich, die andere, in der wir Mitglied wurden, ist die Gesellschaft der Buschroder. Wir müssen wissen, daß das alljährliche Roden des Urwaldes für die Pflanzungen die wichtigste männliche Tätigkeit bei den Dan ist. Dabei unterscheidet man das Schlagen des niedrigeren Buschwerkes und der kleinen Bäume, das mit dem starken Buschmesser geschieht, und das Fällen der großen Bäume mit der Axt. Für beide Tätigkeiten gibt es je eine Geheimgesellschaft.

*) Postremo explicant quid significant imagines quae sunt in castris, et quid sibi velint corpora ista quasi mortua sub sinistra parte ostii iacentia; ex quibus unum est „mater serpentum“. Serpens ex ramis plantarum scandentium factus, qui supra ostium pendet, venerabundus „matrem“ intuetur.

Es war in Banneu, dem Hauptort der Häuptlingsschaft Do an der französischen Elfenbeinküste, Anfang Januar 1956. Tagelang schon hatten wir uns um die Aufnahme in die Elefantengesellschaft bemüht. Immer wieder hatte man andere Ausflüchte. Der Meister der Gesellschaft sei nicht da, und als er schließlich durch ein Geschenk bewogen von seiner Pflanzung herbeikam, sagte er, er müsse erst eine Versammlung aller führenden Persönlichkeiten des Bundes einberufen. Dann wieder war die Bundeslade außerhalb des Dorfes untergebracht und die Hüterin derselben nicht zu erreichen. Endlich, am Abend des Markttages, kommen die bedeutenden Elefantenleute mit Meister, Häuptling und vor allem der „Mutter“ des Bundes, ohne die man nichts unternehmen kann, zu uns. Sie hat ein eigentümlich Enten-ähnliches Gesicht und dazu passend einen ungeheuren Kropf.

Noch einmal bemühe ich mich klarzumachen, daß mich aufrichtige Freundschaft zu den Afrikanern nun zum 6. Male nach Afrika geführt hat, daß meine Frau darum ihre drei Kinder zu Hause gelassen hat. Tame betont dabei, daß ich keine Geheimnisse verrate, daß er lange bei mir gedient habe, ohne je von mir ein Wort über die Schlangengesellschaft der Kran, in der ich Mitglied bin, erfahren zu haben.

Am Nachmittag des folgenden Tages erfolgt unser Eintritt in die Elefantengesellschaft. Eine Hütte mit mehreren Kammern am Dorfrand ist dafür freigemacht worden. Ein Mann, der eine Schlinge aus einer dornigen Liane trägt, geht ständig rings um das Haus, um Hexen abzufangen. Aus diesem Grunde müssen auch alle Nichteingeweihten in großem Bogen um das Haus gehen. Drei Meter vor dem Eingang liegt ein Bündel langer Blattstiele. Wieder müssen wir in besonderer Weise in die Hütte eintreten. Drinnen werden wir, nach dem wir die Schuhe ausgezogen haben, vor den großen Zauber des Bundes gesetzt, den ich nicht beschreiben darf. Es ist fast dunkel, im Nebenraum wird gesungen und getanzt. Die Hütte ist klein; ich kann nicht recht erkennen, wieviele Leute anwesend sind. Es mögen ihrer 20 sein.

„Wie willst du ‚Es‘ fangen?“ werde ich gefragt. Gemeint ist der Fetisch oder etwas an dem Fetisch. Ich antworte: „Ich werde meine Arme um den Fetisch schlingen“. Falsch. *)

Später erfahre ich, daß die Nadel ein wichtiges Symbol ist. Man fragt mich nämlich: „Wenn du nächst, wer wird dann müde, die Nadel oder du?“ „Natürlich ich!“ „Gewiß, und darum wird dir die Elefantengesellschaft helfen, nicht zu ermüden. Du kannst dann bei allen Arbeiten, ohne zu ermüden, stramm und ohne Unterbrechung voranschreiten, so wie der Elefant im dichtesten Busch gerade seinen Pfad zieht. Darum lautet auch unsere Erkennungsfrage: ‚Wie bist du den Elefanten beigetreten?‘ Darauf mußt du ‚...‘ antworten.“

Es folgt der Schwur. Wir tauchen den linken Zeigefinger in jenen Topf, den ich vorhin versehentlich gefaßt hatte. Er ist mit einem unbekanntem dunklen Etwas gefüllt. Den Finger muß ich ablecken und darf nun meine besonderen Wünsche äußern. Der Fetisch steht ja uns Mitgliedern nicht nur für das Buschroden, sondern auch für unsere individuellen Berufswünsche zur Verfügung. Ich könnte also z. B. sagen: „Mache mich zu einem guten Schnitzer, und Sorge, daß mir bei meiner Bildhauerei keine Mißgeschicke passieren.“

Nun werden wir in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht, die uns zu erfolgreichen Buschrodern machen. Wir lernen dabei auch die drei Nahrungsverbote der Gesellschaft: schwarze Schlange, Tutu-Vogel und ein bestimmtes Blatt.

Nach beendeter Aufnahme geht es wie bei der Schlangengesellschaft in feierlichem Zuge in kleinen Tanzschritten vor das Haus des Häuptlings. Wieder tauschen wir höfliche Reden aus und dann

*) Amictum simulacri facticii paullulum sublevant. „Apprehende id!“ inquit. Non sine horrore quodam manus corpori obscuro simulacri adhibeo atque arripio ollam et cornu; utramque rem extraho; sed ne hoc quidem se recte habuit. Nunc mihi explicant omnia in acu posita esse, quae in cumulo arenae sub veste simulacri latet; quae acus certum in modum digitis... manus arripienda atque magistro tradenda est.

folgt hier in aller Öffentlichkeit die Vorführung der bundeseigenen Gesänge und Tänze. Dabei glänzt unsere entenartige Mutter durch herrlichen, ganz eigentümlichen Gesang, den wir auf dem Tonband festhalten.

Am Abend, als wir in unserer Hütte gerade zu Bett gehen wollen, läßt sich ein alter Würdenträger des Elefantenbundes bei uns melden. Man habe beschlossen, uns noch zwei kostbare Zauber mit in die Heimat zu geben, die uns im Leben in bestimmter Weise – die uns erklärt wird – helfen und beschützen werden. Wir müssen ihnen dazu eine regelmäßige Behandlung angedeihen lassen. Diese abendliche Unterweisung enthüllt uns noch eine Reihe von wichtigen Eigenheiten der Elefantengesellschaft, deren Kenntnis offenbar einem inneren Kreis vorbehalten ist. Da wir weiterreisen und vielleicht nie mehr oder erst in Jahren wiederkehren, wollte man uns als eine besondere Ehrung diese höheren aber streng geheimzuhaltenden Kenntnisse schon jetzt vermitteln.

Hat die Elefantengesellschaft einen Rodungsauftrag, so geht ganz in der Frühe ein junges Mädchen des Bundes mit den Zaubergegenständen an den Ort des Rodens und läßt durch uns unbekannt Praktikanten die Fetische ihre Kraft gegen den Busch ausströmen. Nach und nach stellen sich die Roder ein, stärken sich durch Berührung mit den Zauberdingen und begeben sich dann an den ihnen vorgezeichneten Abschnitt. Es werden Wächter ausgestellt, damit sich kein Nicht-Bündler unserem Arbeitsplatz nahe, denn „nun ist der Elefant an der Arbeit, nicht Menschen!“

Nur einmal am Tag wird gegessen und dabei fast nur Fleisch verzehrt; Reis und Maniok belasten den Körper zu sehr. Dagegen ist es erlaubt, nach Wunsch während der Arbeit Palmwein zu trinken. Dieser, kaum alkoholhaltig, aber ungemein reich an leicht verdaulichen Nährstoffen, war auch uns auf Expedition tagsüber oft das einzige willkommene Nahrungsmittel, wenn Hitze und Anstrengung uns die Lust am richtigen Essen nahmen. Bei der Rodungsarbeit selbst gibt es mancherlei zu lernen: daß man ein kleines Bäumchen mit einem schräg von oben nach unten geführten Hieb, nicht etwa quer zur Stammrichtung, fällt, daß man beim Kampf gegen das wirre Dickicht nicht wild drauf los haut, sondern die ohnehin abgestorbenen Pflanzen ausspart, da der spätere Brand sie ja vernichten wird. Buschroden ist eine sehr anstrengende, aber auch ungemein unterhaltsame und befriedigende Arbeit und irgendwie dem männlichen Bewegungsdrang gemäß. Es ist ein herrliches Gefühl, so gegen die feindliche Natur zu streiten mit dem Erfolg, der eben nur dem machtvollen Elefanten beschieden ist.

Hier ein Liedtext dieses Bundes der Buschroder, das den Arbeitenden von ihren Sängern zuge-
sungen wird:

Sänger: Laß' uns gehen, Feuer! (Der Führer der Roder wird als „Feuer“ bezeichnet, um anzu-
deuten, wie vernichtend er gegen den Busch angehen wird.)

Führer: Ich bin Tia!

Sänger: Du bist wie ein Widder, du kämpfst wie ein Widder mit seinen Hörnern gegen den Busch.

Führer: Ja, ich bin Tia!

Sänger: Tia, jeder, der austreten gegangen ist, beschwert sich über dich. (Tia arbeitet so rasch,
daß ein Mann, der im Busch seine Notdurft verrichtet, kaum Zeit hat, sein Plätzchen zu
verlassen, bevor Tia ihn erreicht hat.)

Neben dieser „kleinen“ Elefantengesellschaft, die also deutlich der Gewinnung körperlicher Tier-
eigenschaften dient, gibt es noch eine andere „große“ Elefantengesellschaft Bie-Si. Sie ist der
Herrenclub unter den Dan-Bünden, dem sich Häuptlinge und andere Vornehme anschließen, um
groß und reich zu werden, und „damit die anderen Leute vor ihrem Gesicht Angst haben“. Der Ein-
tritt allein soll eine ganze Anzahl von Kühen kosten, und entsprechend groß werden die laufenden

Opfer sein. Das Haupt der Gesellschaft wohnt in Tapita im südlichen Danland, aber auch der Groß-
häuptling Mongru hoch im Norden war Mitglied. Eine Anzahl von Bündlern geht zusammen in
einen Elefanten ein, und zwar stellt man sich das ganz wörtlich vor: zwei bis drei bilden ein Bein,
drei den Leib usw.; der Kopf muß immer ein besonders bedeutender Häuptling sein. Wird der
Elefant erlegt, so stirbt nur derjenige, an dessen Körperstelle der Schuß eingedrungen ist. Ein Sohn
von Towe, einem alten Würdenträger der Elefantengesellschaft, sagte: „Der in das Tier einge-
gangene Mann ist derweilen im Dorf und braucht dort auch nicht zu schlafen. Er weiß aber, daß
sein Geist Zu jetzt in einem Elefanten ist.“ Die Elefantenleute üben Justiz über andere Mitglieder,
aber nicht über Außenstehende, es sei denn, deren Verwandte ersuchen sie darum.

Unser Eintritt in die Axtgesellschaft „Doagli“ (Doa = Axt, Gli = Fetisch)

Das Dorf Banneu, in dem wir dem Elefantenbund beitraten, ist die Residenz des Großhäuptlings
Do-lole. Dieser lebt jedoch mit seinen Untertanen in Unfrieden und hat sich deshalb ganz auf seine
Pflanzung etwa eine Stunde Marsch von Banneu entfernt zurückgezogen. In den Tagen unseres
Aufenthaltes in Banneu kommt Do-lole jedoch einmal ins Dorf und lädt uns in aller Form ein, auf
seiner Pflanzung, solange wir wollen, mindestens aber für eine Übernachtung, seine Gäste zu sein.
So marschieren wir also durch hügeligen Urwald, bis wir an eine ungeheuer Rodung kommen:
die 300 Hektar umfassende Kaffeepflanzung Do-loles. Zu Hunderten stehen die durch den Brand
zu schwarzen Säulen verkohlten Baumstämme da, zu Tausenden liegen sie gefällt am Boden.

„Ja“, erklärt der Großhäuptling, eine fürstliche Gestalt von hohem Wuchs, etwa 35 Jahre alt, „diese
große Pflanzung konnte ich nur anlegen, weil ich bei mir die Axtgesellschaft habe, und dabei den
Obermeister für alle Axtbünde dieser Gegend.“

Do-lole hat schon davon gehört, daß wir in mehrere Geheimgesellschaften aufgenommen worden
sind. Als ein Mann, der an Intelligenz und Haltung seine Mitbürger weit überragt, respektiert er
dieses unser ungewöhnliches Bemühen, wenn er es wohl auch nicht ganz verstehen kann. Und so
kommt es, daß uns zum ersten Male die Aufnahme in einen Bund leicht gemacht wird. Do-lole
verwendet sich selbst beim „Meister der Axt“ für uns.

Jedoch auch hier muß man Vorbereitungen treffen, und so kann unsere Aufnahme erst am folgen-
den Tag erfolgen. Der Häuptling hat dazu eine kleine Hütte zur Verfügung gestellt, die ähnlich
jener von der Elefantengesellschaft zwei Räume enthält.

Als erster wird Tame geholt. Als er herauskommt, teilt er uns leise mit, daß wir ein Etwas durch
einen Vorhang durch fassen müssen, und daß wir dann aus den vorliegenden magischen Mitteln
etwas Bestimmtes herausfischen sollen.

In der gleichen seltsamen Weise wie bei der Schlangengesellschaft habe ich die Hütte zu betreten.
Nach der Vorhangprobe, die mir zuerst mißlingt, so daß ich in Strafe genommen werde, werde ich
gefragt, weshalb ich in die Gesellschaft eintreten will. Ich sage wahrheitsgemäß, daß mir daran
liege, die ehrwürdigen, alten Einrichtungen der Dan kennenzulernen, da von unwissenden Weißen
so viele schlechte Gerüchte darüber verbreitet werden.

Auch hier liegen die magischen Mittel auf einer Reisworfel. Der Meister rückt sie zunächst darauf
hin und her *).

*) Extemplo asciae minores octo manus fere magnitudine conspitiuntur, et praeterea facies duplex e manubrio parvo
haerens; exstant etiam anuli, cornua, malleoli, quales indigenae habere solent, quorum pars aerea manubrio
ligneo iuncta est. Tame mihi in aures insusurravit, asciam eligendam esse, quam apprehendo, quamvis veritus, ne
sacra societatis conscientia contaminem. Applaudunt mihi.

Der Meister erklärt mir jetzt, wofür der Bundeszauber taugt, der mir alsbald verabreicht werden soll. Er schützt mich in erster Linie vor fallenden Bäumen, aber auch gegen Sturmgefahren im allgemeinen, und er hält mir den Weg zum Reichtum offen.

Wir hatten vorher gesehen, daß ein junges Mädchen in einem Korb eine Anzahl von Pflanzen aus dem Busch gebracht hatte, die sie dann im Mörser zusammenstampfte. Dieser Zauberspinat wird jetzt vom Meister mit anderen Substanzen vermischt.

Ich muß mich jetzt häuchlings auf den Boden legen und „schlafen“. Die Zaubermagie wird mir nachdrücklich auf die Nierengegend gerieben, eine ganze Weile lang, damit sie richtig in meinen Körper eindringe, und dann ebenso auf beide Arme, Gesicht und Haare. „Wach auf!“ wird mir dann befohlen.

Der Meister ritzt mit einem Beschneidungsmesser meine Haut zwischen Mittel- und Goldfinger und reibt aus einem Horn eine schwarze Medizin in die Wunde. „Sie geht sofort ins Blut. Von jetzt an ist es ganz gleich, ob deine Haut schwarz oder weiß ist; wir sind alle eins. Wenn du diese Bewegung machst, so schützt sie dich gegen fallende Bäume, Sturm, Blitz und jede feindliche Annäherung. Du kannst auch eine ziehende Wolke damit aufhalten.“ Jetzt wird mir die Medizin auch noch auf Brust und Augenbrauen gerieben. „So wird dich der Zauber gegen Aufgeregtheit beim Sprechen in einer großen Versammlung schützen.“

Nun ist meine Frau an der Reihe. Es wiederholt sich alles wie bei mir, nur wird sie außerdem gefragt, ob sie schon jemanden getötet habe. Damit spielt man wohl auf die besonderen zauberischen Eigenschaften an, die man den Frauen zuschreibt. Es wird ihr ein neuer Name – Depu – zugeteilt. Währenddem kann ich mich in der Hütte umschaun. Es sind sieben Männer anwesend und nur jenes eine Mädchen, das die Medizin gebracht hat. Frauen können in der Axtgesellschaft Mitglied werden, obwohl sie ja keine Bäume fällen, so wie wir sie auch in der Gesellschaft der Buschroder fanden. Dort hilft die Medizin den Frauen, in allen Arbeiten „wie der Elefant“ tüchtig nacheinander fortzuarbeiten, hier in der Axtgesellschaft suchen sie zauberischen Schutz vor stürzenden Bäumen, wenn es sich ereignet, daß ein Gewitter sie tief im Busch überrascht. Jenes Mädchen aber hat magische Aufgaben. Sie muß unbeschnitten sein, für die Dan das Äquivalent unserer Jungfräulichkeit.

Als bald werde ich wieder aufgerufen, um den Schwur zu leisten. Auf das Tuch, das die Reisworfel nun verdeckt, wird das Figürchen mit dem Doppelgesicht, das Hämmerchen, und ein seltsames kleines Gebilde gelegt. Es wird mir erklärt, daß dies letztere Anwendung finde, um einen schiefstehenden Baum, der auf ein Dorf zu fallen drohe, in eine andere Richtung zu lenken. „Man bindet oben ein Seil an und stellt unten das Figürchen hin.“ „Der Hammer liegt da, weil es ohne den Hammer keine Axt gibt und ohne Axt kein Baum-Fällen.“ Beim Schwur habe ich zweimal streichelnd das Doppelgesicht zu berühren, und einmal den Hammer. Dabei darf ich wieder besondere Wünsche vorbringen, deren Erfüllung ich für mich persönlich vom Fetisch erbitte.

Nun darf ich mir noch einen Fetisch aus dem Korb aussuchen, damit er mich in meine Heimat begleite und dafür Sorge, daß mir die Zauberkräfte des Bundes bestimmt immer dienstbar sind. Zu meinem großen Erstaunen bieten mir die Bündler selbst ihren Hauptfetisch mit dem Doppelgesicht an. Sie haben zuvor mit dem Häuptling darüber verhandelt, denn an und für sich ist er natürlich unentbehrlich. Man wird sich aber von einem anderen Axt-Bund gleich wirksamen Ersatz beschaffen können. Unten in der Figur ist Zaubermagie verschlossen. Ich soll den Fetisch zu Hause in einem Kasten halten, und, wenn wir Reis essen, ihm etwas davon abgeben. Ich darf ihn auch herausnehmen und meinen Freunden zeigen, auch erklären, was es ist, aber solange er außerhalb des Kastens ist, darf man im Haus nicht pfeifen. Von Zeit zu Zeit soll ich ihn streicheln und ölen.

Mein Fetisch schützt mich vor Übelwollenden. Kommen viele Bekannte zu Besuch, so soll ich mich einen Augenblick entschuldigen, zu meinem Zauber gehen, ihn streicheln und ihn um seinen Schutz

bitten. Dann kann mir niemand etwas anhaben. Bei Versammlungen mag ich ihn in meiner Tasche stecken haben und ihn streicheln.

Wie bei den anderen Gesellschaften werden wir nun feierlich dem Häuptling als neue Mitglieder vorgestellt. „Nun bist du ein richtiger Dan“, sagt Do-lole mit freundlicher Würde.

Als bald begeben wir uns, begleitet von allen Dörflern, in den Busch, um meinen ersten Baum zu fällen. Unser Mädchen, das vorhin die Medizin bereitet hatte, trägt die Reisworfel mit den Zaubermitteln auf dem Kopf voraus. Zunächst zeigen mir zwei Männer, wie ein Baum zu fällen ist. Die Axt der Dan hat einen kurzen, dicken Stiel, in den das eiserne Blatt eingedornt ist. Dieses ist schmal – nur etwa 3 cm breit – und etwa 20 cm lang. Die Dimensionen sind also ganz anders als bei einer unserer Holzfälleräxte.

Jetzt erfahren wir die besondere Funktion der Bundesjungfrau: Sie kann durch ihre magischen Kräfte und eines der heiligen Beilchen, die wir im Fetischkorb liegen sahen, machen, daß ein Baum in eine bestimmte Richtung stürzt, auch entgegen seiner natürlichen Neigung. Das ist wichtig, um Unfälle zu vermeiden, wenn mehrere Trupps gleichzeitig an verschiedenen Bäumen arbeiten, oder wenn ein Baum so gefällt werden soll, daß er quer über einen Fluß fällt, um künftig einen Steg zu bilden, oder wenn ein morscher Baum am Dorfrand die Hütten bedroht.

Das Mädchen stellt sich mit dem Beilchen vor dem Baum auf und zeigt ihm in schwingenden Bewegungen die Richtung an, in die er stürzen soll. Die beiden Männer hacken im Takt von zwei entgegengesetzten Seiten in den Baum, und zwar derjenige, nach dessen Seite der Baum fallen soll, etwas tiefer am Stamm. Die Trommel gibt ihnen den Rhythmus an, der keineswegs gleichmäßig ist. Der Baum stürzt genau in die von dem Mädchen angedeutete Richtung. Ein zweiter Baum wird gefällt, um uns zu beweisen, daß das Mädchen imstande ist, einen Baum in einer seiner natürlichen Neigung entgegengesetzten Richtung stürzen zu lassen, indem sie ihm mit ihrem Beilchen Weisung gibt. Niemand darf sie ansprechen. Wirklich stürzt der Baum etwa im rechten Winkel zu seiner Neigungsrichtung.

Nun komme ich an die Reihe. Ich habe zuerst etwas Schwierigkeit, die für mich unhandliche Axt so zu führen, daß Hieb um Hieb in die richtige Kerbe trifft. Doch lerne ich es und bringe den Baum zu Fall.

Hernach gibt der Meister mit seinem ersten Gehilfen eine „Sondervorstellung“. Es ist großartig anzusehen, wie da Hieb um Hieb manchmal mit Trommelwirbelschnelle in den Stamm saust. Dazwischen gibt er ab und zu eine artistische Nebenvorstellung. Er wirft das Beilchen wirbelnd in die Luft und fängt es nach mehreren Umdrehungen wieder auf, um im richtigen Takt einzufallen. Dann wieder quirlt er die Axt um ihre Längsachse. Das Mädchen widmet sich andächtig dem Baum ihres Meisters. Schließlich neigt er sich krachend, aber zur allgemeinen Bestürzung fällt er unmittelbar neben dem Mädchen nieder. Er hat dem Winke des Beilchens nicht gehorcht. Betreten steht der Meister da, und schweigsam machen wir uns alle auf den Rückweg zum Dorf. „Es muß jemand gegen uns gehext haben“, stellt Tame finster fest.

Da stürzt auf dem harmlosen Pfad eine junge Frau, die unter den Zuschauern gestanden hatte, und bohrt sich im Fall das spitze Astende eines gefällten Baumes ins Bein, so daß eine tiefe Wunde entsteht. Grau vor Pein erhebt sie sich und lehnt, den Schmerz stumm verbeißend, an einem Baum. Niemand aber kümmert sich um sie. Mit triumphierenden Ausrufen schreiten die Axtbündler ins Dorf zurück. Unser Zauber hat sich doch als mächtiger erwiesen, er hat die Hexe auf ebenem Pfad zu Fall gebracht und durch die schwere Verwundung gekennzeichnet und bestraft. Wenig später hören wir die eben noch so tapfere Frau mehrmals laut aufschreien. Ich sehe in einiger Entfernung eine Gruppe von Eingeborenen um sie geschart, darunter unseren Meister. Die Frau wurde gefoltert, um ihre Hexerei einzugestehen, und sie hat gestanden. Das wird ihr zum Guten gereichen, denn

durch die Beichte hat sie ihre Missetat ausgeglichen, unser Zauber wird von ihr ablassen, und die Wunde kann heilen.

Ein Lied der Axtgesellschaft, das die Sänger des Bundes den Arbeitenden zusingen, hat diesen Text:

Bleibt dabei, bleibt dabei.
 Haut hinein mit eurer Axt,
 selbst wenn ich nicht gut singe –
 wer gibt mir denn etwas für meinen Gesang –
 ich will auch nichts dafür, aber haut drauf.
 Ich weiß, daß jede Axtgesellschaft Bäume fällen kann.
 Aber jetzt, wenn's an die Eisenbäume geht,
 jetzt zeigt, was ihr könnt,
 macht euch einen guten Namen.
 Unsere Axt ist so wunderbar,
 das Eisen durchschlägt das Holz.
 Sonst ist doch die Stärke im Arm,
 aber unsere Axt hat sie im Kopf.
 (Es folgt ein Loblied auf die Axt, um diese zu erfreuen)
 Keiner kann auf der zweiten Stufe des Gerüsts stehen,
 (das man zum Baumfällen errichtet, um den Baum erst dort anzugehen, wo er sich verjüngt)
 wenn er nicht zuvor auf der ersten Stufe gestanden hat.
 Obgleich er auf der zweiten arbeitet,
 darf er die erste nicht verachten.
 Jede von den beiden ist notwendig.

Unser Eintritt in die Wildschwein-Gesellschaft „Bo“

Es war ein Zufall, daß wir – eigentlich gegen unseren Plan – in Bontagle übernachten mußten. Dort erst erfuhren wir, daß dieses Dorf ein wichtiger Sitz der Wildschweingesellschaft ist. Von diesem Bund hatten wir schon viel gehört. Er fördert die Mitglieder in einer anderen wichtigen landwirtschaftlichen Tätigkeit, dem sogenannten Farm-Scharren. Die Dan säen den Reis auf den unvorbereiteten Boden. Dann kratzen sie das Erdreich auf und bedecken so den Samen. Diese Tätigkeit ist bei der Größe der Reispflanzungen und dem harten, zum Teil festgebrannten Boden sehr anstrengend. Man arbeitet um die Wette mit großem Ehrgeiz und trachtet, die Kameraden zu übertreffen und sich so im Dorfe Ruhm zu erwerben. So ist es zu erklären, daß auch hierfür ein Geheimbund entstanden ist, der sich einem Tier magisch zu nähern versucht, das in besonderem Maße die Eigenschaft besitzt, das Erdreich aufzuwühlen: das Wildschwein.

Die Wildschwein-Leute sind als Farmarbeiter gesucht. Die Großen des Landes stellen sie zu diesem Zwecke an. In diesem Fall können sie ihre Wildschwein-Eigenschaft auch ins Gegenteil verkehren: wenn der Arbeitgeber die Mannschaft schlecht entlohnt, können sie „als Wildschweine“ seine Pflanzungen zerstören.

Es wird uns ein junger, etwa 20jähriger Mann vorgeführt, der sich in ein Schwein verwandeln kann, was Tame uns, wie immer gläubig ernst, mitteilt. Sofort fällt uns allen auf, daß dieser sympatische, ernste Jüngling in seinem Antlitz wildschweinartige Züge trägt.

Da wir nun schon in vier Geheimbünden Mitglied sind, darunter der Leibgesellschaft ihres Großhäuptlings Do-lole, will man die Möglichkeit unserer Aufnahme wohlwollend erwägen.



Abb. 31. Metallgüsse der Dan.

a Hund auf Ring. Ziergegenstand ohne Bedeutung, Länge 10 cm.

b Schmaler Ring mit Wachsfadenmuster, am Arm getragen, Durchmesser 10 cm.

c Kleine Nachbildung eines Schießbogens, sog. „Makabogen“, Länge 10 cm.

d Aus Metall gegossene Nachahmung eines Holzjägerbeils mit reicher Wachsfadenverzierung – Abzeichen eines Dan-Häuptlings, Länge 29 cm.

e Halschmuck einer vornehmen Frau mit in Metall nachgeahmten Leopardenzähnen.

f Fuhring aus mehreren Reihen von Schellen, am Bein getragen, vgl. Abb. 24b, Höhe 13,5 cm.

g Schwere Fuhring, von vornehmen Frauen getragen, um anzuzeigen, daß sie nicht schwer arbeiten müssen. Beim Frauenkauf als Zahlungsmittel verwendet, Durchmesser 25 cm.



Abb. 32. Holzschnitzereien:

- a Großer Löffel zum Austeilen des Reises bei Festen. Mit dem oben angeschnitzten Nöpfchen wird die Tunke ausgegeben. Länge 58 cm.
 b Doppelgesicht an Griff, wird gegen Diebstahl in die Pflanzung gestellt. Höhe 20 cm. Stücke gleicher Art werden auch von Masken in der Hand getragen, um auszudrücken, daß sie „zu gleicher Zeit nach vorne und hinten sehen können“.
 c Figur, vermutlich Ahnenbild, aus Dorf Zangople. Höhe 62 cm.
 d Schlitztrommel, Höhe 61 cm.
 e Spiel, Länge 78 cm.

Am nächsten Morgen ist jener junge Führer ganz früh in den Busch gerannt, um dort „als Wildschwein“ die Zaubermedizin des Bundes zu suchen. Man hat bereits eine Hütte für unsere Aufnahme vorbereitet, aus der unaufhörlich Gesang und Trommeln erklingt. Etwa um 3 Uhr kommt der Führer mit zwei männlichen Begleitern und einer Jungfrau, die die Bundeslade – wie üblich mit einem Tuch verdeckt – trägt. Wir begrüßen ihn, und er verschwindet im Haus des Bundes. Kurz darauf aber kommt er geradezu herausgeschossen, fast nackt, und stürmt nach einigen verzückten Zick-Zacks in den Busch. „Er wird jetzt gleich zum Schwein werden und muß weiter Zaubermittel suchen.“ Wir warten, um ihn bei seiner Rückkehr zu fotografieren, aber erst kurz vor Dunkelheit bricht er plötzlich an der gleichen Stelle aus dem Dickicht. Er hat jetzt einen langen Grasrock an, auf dem hinten drei Glocken wippen. Auf die Stirn ist ihm ein Kopfschmuck gebunden, an den Knöcheln trägt er Rasseln aus Nußschalen. In der Hand hält der Meister den Fetisch des Bundes, ein mit Kaurimuscheln besetztes Horn. Er läuft erst hin und her, dann vor das Versammlungshaus. Dort tanzt er sehr hübsch zum Takt der Trommeln; dazwischen kniet er hin und neigt sich weit vornüber, worauf ihm jedesmal eines der Mitglieder die Hand auf den Rücken legt. In dieser Stellung verharrt er schließlich ganz lange, bis die Gebühr für unseren Eintritt besprochen ist.

Erst nach Bad und Abendessen werden wir von diesem Meister selbst abgeholt. Wieder nehmen wir erst vor dem Hause Platz, wieder wird Tame zuerst gerufen. Der ihn holt, ist ein Bursche, der jetzt das Kostüm trägt, das der Meister am Nachmittag anhatte. Bevor er sich aber mit Tame in das Haus begibt, stampft er wie ein Schwein grunzend über den Platz hin und her. Unter der Pforte stehen einige Frauen des Bundes und singen ihm dazu wunderschön zu, wobei immer wieder ein besonderer Zusammenklang auftritt, der an die sogenannten „schmutzigen Töne“ der amerikanischen Negermusik erinnert.

Als nächsten holt er mich. Er faßt mich an der Hand und tanzt einmal mit mir in Schlangenlinien um das Haus. Dann muß ich in der dem Bund eigenen Weise eintreten, und werde auf den Boden gesetzt. Vor mir steht auch hier eine Reisworfel, mit einem Tuch zugedeckt. Der Raum ist dümmrig-hell; ich zähle darin 12 Männer und 15 Frauen, von denen je etwa die Hälfte singen. Es sind alles junge Leute, weil die Gesellschaft vor noch nicht langer Zeit von eben jenem jungen Meister ins Leben gerufen wurde. Wesentlich ältere Leute würden sich ihm wohl ungern unterstellen. Außerdem ist das Reisscharren vor allem eine Tätigkeit für junge Leute. Der Wildschweinbund bildet darum die unterste Stufe in der Rangfolge der Bünde *) (s. S. 227).

Wir bekommen dann noch jeder einen Namen: meine Frau heißt „Barle Yenge“ = Schwester der Wildschweine, ich „Bengadru“ = rote Farbe des Schweines, da meine rotbraune Haut der des Schweines ähnlich ist. Diese unsere Namen werden alsbald von den Sängerinnen in den vorgetragenen Liedern genannt. Wir müssen das heraushören und durch ein Summen bestätigen.

Die Sängerinnen haben die ganze Zeremonie mit ihren Liedern begleitet. Sie singen hier hervorragend schön, besonders eine Schönheit, die den leicht knochigen Bau der Dan-Aristokratinnen hat. Sie singt und führt den langangehaltenen „schmutzigen Ton“ an. Man wählt als Sängerinnen solche mit besonders klaren Stimmen, damit die Farmarbeiter, wenn sie ihnen draußen im Busch zusingen, sie auch noch hören, wenn sie sich bei ihrer Arbeit weit von ihnen entfernt haben.

*) Sub velo, quo res magicae contactae sunt iterum mihi invenienda acus est, (acus enim pars in societibus arcanis non parva esse solet) quae deinde certum in modum duci offerenda est. Nimirum primo iterum iterumque erro, cuius rei poenas do. Uxor mea postquam idem examen subiit pecuniam quae pro introitu datur, solvimus. Consideremus nunc circa corbem magicam, quae detegitur. Media in corbe duo sues ex argilla rubra satis immaniter formati saetis rubris conserti exstant; demonstrantur nobis sues diligenter ex superiore et ex inferiore parte. Corbis haec viginti tantum res magicas continet, imprimis anulos et cornicula, inter quae larva pollicis magnitudine iacet, quae significat „grunnitum suum, cum socii se in apros convertunt.“ Acus „mater suum“ est.

Am folgenden Tage sollen uns dann gegen Mittag in der gleichen Hütte die Medizinen gezeigt werden, die der Führer am Vortag gesucht hatte. Ein Mädchen bringt sie im verdeckten Korb herein und bleibt so lange an der Türe stehen, bis der zweite Führer sich angekleidet hat mit Bastrock und Glöckchen. Dieser tanzt dann noch eine ganze Weile zu den Trommeln. Auch er glänzt in seiner Kunst weit vor den meisten uns bekannten Dan-Tänzern.

Die Medizinen nehmen fast alle direkt Bezug auf die Tätigkeit des Farm-Scharrens. Sie machen die Bündler selbst stark, und – was durchaus nicht weniger wichtig ist – sie machen die anderen, die nicht in der Gesellschaft sind, schwach im Hacken. Andere wieder schützen die Augen vor Staub usw.

Mit einem vorliegenden Blatt kann man, da es fünf Enden hat, so wie der Mensch fünf Zehen, folgenden Zauber machen: Man faltet das mittlere Ende ein und durchbohrt es mit dem Stiel eines anderen Blattes der gleichen Art. Man legt es dann irgendwo in den Busch und sagt dazu den Namen desjenigen, den man durch den Zauber treffen möchte. Dann wird dieser sich einen Dorn in den Zeh treten. Man geht dann aber zu ihm und sagt ihm, daß man selbst es war, der ihm den Splitter angezaubert hat, und heilt ihn mit dem Saft einer bestimmten, ebenfalls nur dem Bunde bekannten Pflanze. Der Betroffene wird einem keineswegs böse sein, er wird nur Bewunderung empfinden für die Zauberkunst des Bündlers, und fortan nicht mehr trachten, ihn in der Arbeit zu übertreffen.

Eine andere Pflanze gibt das sogenannte Lepra-Bauchweh, eine der übelsten Krankheiten, die man kennt. „Man fühlt sich dabei so elend, daß man nicht aus der Hütte gehen kann.“ Die Pflanze ist eine Art Liane. Man gibt sie dem gutgläubigen Mitarbeiter und sagt: „Iß das, das macht dich stark!“

Ein anderes Blatt wird mit Pflanzenasche gekaut; dann geht man zu der Person, die man treffen will und spuckt heimlich den Saft in deren Fußspur. Auch das macht schwach. Wieder rühmt man sich dann seiner Kunst und heilt den Patienten, indem man ihm den Saft einer bestimmten Frucht auf den Rücken träufelt.

Weiter war da eine Pflanze, deren Samen man mit geschlossenen Augen und der linken Hand sammeln muß. Dabei muß man sagen: „So wie ihr Samen zusammenklebt, so laßt den Eigentümer der Pflanzung heute mit seiner Frau im Streit aneinandergeraten.“ Es ist nämlich ein Gesetz der Gesellschaft, daß man nicht streiten darf, wo der Bund an der Arbeit ist. So kann man dann eine Strafe fordern.

Die Knospe einer bestimmten Pflanze schneidet man mit der x-Hand ab, kaut sie und spricht: „So wie du nicht offen bist, so sollen wir geschlossen sein gegen Zauberei.“ Man spuckt den Saft auf alle Werkzeuge, um sie vor schädigenden Einflüssen zu schützen.

Der Bund verfügt über eine ganze Reihe von Zaubermitteln gegen eine offenbar oft vorkommende Ungastlichkeit, die meines Wissens mit dem Farmhacken in keiner Verbindung steht. Es scheint, daß Frauen, die ein hungriger Mann um etwas Palmöl für seinen Reis bittet, dieses nicht selten verweigern. Da kann man dann mancherlei Zaubermittel anwenden, um sich zu rächen. Z. B. ist da ein Baum, der viel Saft hat. Man schneide ihn ein, forme aus einem seiner Blätter einen Becher, fange den Saft damit auf und hänge den Blattbecher in eine Astgabel des Baumes. Dann spreche man zu dem Becher: „Weil jene Frau sich weigert, mir Palmöl zu geben, so soll heute jedes Gefäß rinnen, in das sie Öl füllt, so wie ich es jetzt mit diesem Becher mache.“ Damit durchbohrt man den Blattbecher, so daß der Saft ausläuft.

Es werden uns dann noch unsere Erkennungszeichen und die Verbote des Bundes mitgeteilt.

Den festlichen Schluß unserer Aufnahme bildet eine Tanzvorführung unseres zweiten Meisters. Auch er ist ein kaum Zwanzigjähriger von sehr angenehmer Umgangsart. Er ist, wie ich schon schrieb, ein hervorragender Tänzer. Plötzlich wird mir bewußt, wie auch sein Gesicht ganz deutlich schweinehafte

Züge trägt. Wie der Meister, so hat auch er etwas Schnutig-Blinzeläugiges, und als er nun in seinen Tänzen zu scharren und zu grunzen beginnt, ist die Illusion des Menschen-Schweines vollkommen. Als Höhepunkt zeigt er, daß er wirklich Schweine-Eigenschaften hat. „Das Schwein kann doch mit dem Kopf tief im Boden wühlen, ohne Sand in die Augen zu bekommen, nicht wahr?“ Er schmiert sich ein Zaubermittel auf die Augen, dann kniet er sich hin, legt den Kopf weit nach hinten, reißt die Augen weit auf, und so – zum Himmel blickend – läßt er sich mehrere Hände voll Sand in die Augen rinnen (Abb. 27 a, d). Schreie des Staunens und Erschreckens! Dann schüttelt er heftig den Kopf, springt auf die Beine und nimmt seinen Tanz wieder auf. Diesen Tanz wie manche anderen Ereignisse bei der Aufnahme in die Geheimbünde haben wir in Farbfilm und Tonband festgehalten. In Gesprächen, in denen wir das Geheimnis der Wildschweingesellschaft näher zu erfassen suchen, erfahren wir, daß die Dan der Elefantengesellschaft und der Schweingesellschaft einen höheren Grad von Geheimwissen zusprechen als der Schlangengesellschaft und der Axtgesellschaft. Im Elefantbund und im Wildschweimbund sind einige wenige Leute, die die Fähigkeit haben, „in den Elefanten“ oder „in das Wildschwein“ einzugehen. Sie wissen es voneinander, während die anderen Bundesmitglieder es nicht wissen, sondern nur ahnen; denn gesprochen werden darf über diese allerheiligsten Vorgänge nicht. Alle, die diese Tierverwandlungseigenschaft haben, treffen sich auf einem bestimmten Berg Bli bei Tapita, nicht an bestimmten Tagen, sondern immerzu, wenn sie dazu Lust haben.

Die Verwandlungseigenschaft kann durch den Eintritt in den Bund nicht erworben werden, sie muß angeboren sein. Der junge Führer der hiesigen Schweingesellschaft hatte von vornherein die Eigenschaft, in ein Wildschwein eingehen zu können, noch bevor er irgendetwas mit der Wildschweingesellschaft zu tun hatte. Er ging dann zum Wildschweimbund eines anderen Dorfes und wurde dort, da er diese kostbare Eigenschaft besaß, gerne aufgenommen. Die anderen Mitglieder ziehen aus der engen Verbindung ihrer Führer zur Welt der Wildschweine Vorteil; auch sie können sich immerhin – wenn sie es für ihre Arbeit wünschen – schweinehaft machen.

Unter den Tierverwandlungsgesellschaften, von denen wir jetzt drei kennengelernt haben, gibt es eine Rangordnung, die der Schwierigkeit der Arbeit entspricht, die durch den Fetisch betreut wird. Zuerst steht die Schweingesellschaft, über ihr der kleine Elefantbund, dann die Büffelgesellschaft, die die Fähigkeit zu besonders schweren Arbeiten wie Lasttragen vermittelt, durch die man sich über die gewöhnlichen bäuerlichen Tätigkeiten erhebt. Da der Eintritt sehr teuer ist, ist sie gleichzeitig eine Gesellschaft der vornehmen Dan. Zuletzt kommt die zweite Elefantengesellschaft, in der nur die Großen des Landes Mitglied sind. So war z. B. Großhäuptling Mongru Elefant, während sein Sohn Dan erst Büffel sein konnte.

Schließlich gibt es eine Tierverwandlungsgesellschaft Glasi im Häuptlingsort Tapita, deren Mitglieder sich in jedes gewünschte Tier verwandeln können. Der Bund ist im Dan-Lande allgemein bekannt, seine Mitglieder geachtet und gefürchtet. Man nimmt an, daß die Führer der anderen Tierbünde insgeheim Mitglieder in diesem Bunde sind. Wie ernst man die Verwandlungsfähigkeit der Bündler nimmt, zeigen Lieder der Glasigesellschaft, die wir auf Tonband aufgenommen haben. Da ist eine Mahnung an Leute, die sich um Aufnahme in den Bund bemühen. „Man muß Zauberkraft haben“, so sagt ihnen der Liedtext, „denn es kann ja der Fall eintreten, daß man als Tier von einem Jäger verfolgt wird – da muß man sich dann rasch in ein anderes Tier verwandeln können.“ In einem anderen Lied heißt es spöttisch: „Wer immer in der Tiergesellschaft ist, der endet in der Suppe.“ Ein Sänger, der selbst aus Tapita kam und dort Mitglied des Bundes ist, pries in seinem Lied alle seine Bundesbrüder, die durch Jägerhand gefallen sind. Ein zweites Lied dieses Bundes, vom gleichen Sänger vorgetragen, lautet:

Der Busch ist jetzt gefährlich für euch
 (weil ihr in Tiere verwandelt seid).
 Ich möchte jetzt zu dem kleinen Affen Gau
 und so fleißig und aufgeweckt sein wie er.
 Wacht auf! Geht voran! (Sie hatten sich im Busch vor den Jägern versteckt. Jetzt befiehlt
 ihnen ihr Führer Blo, weiterzugehen.)
 Mein Echo ist jetzt weit fort.
 Ich will nie schlafen.
 Ich will sein wie ein Vogel, immer herumfliegen,
 geschäftig sein, immer vergnügt,
 laß meinen Gesang schön weitergehen.
 Es ist gut für einen jungen Mann, Führer zu sein.
 Mit einem kleinen Jungen kannst du scherzen.
 Aber mit einem Erwachsenen, der die Frauen schon kennt, nicht.
 Ich möchte ein Vogel sein.
 Ich will Gau sein, der Affe, der immer spricht.
 Bald wird der neue Tag anbrechen.
 Ihr fragt, wen ich rufe? Ich rufe unsern Führer.
 Wenn ihr ihn seht, werdet ihr ihn sofort erkennen.

Es scheint aus diesem Text eine Sehnsucht zu sprechen, dieses oder jenes Tier zu sein, ein Neid auf deren – wie wir glauben – sorglosere Existenz. Sollte der Tierverwandlungsbund aus einem solchen Sehnen entstanden sein?

Geheimgesellschaften der Frauen

Bei weitem der wichtigste Geheimbund der Frauen im Dan-Lande und darüber hinaus bei den Kran ist die Ne- oder Messer-Gesellschaft (Abb. 27 b). Vor etwa zehn Jahren träumte eine Frau des Großhüptlings Tuassama im westlichen Dan-Land, daß sie eine Medizin aus vielen kleinen Messern, wie sie die Dan zum Kahlrasier des Kopfes gebrauchen, zusammensetzen und um diese Medizin einen Frauenbund ins Leben rufen solle. Unglaublich schnell verbreitete sich der neue Bund im ganzen liberianischen Dan- und Kranlande und trat an die Stelle der bisherigen Frauengesellschaft, der Togba.

Die Togba – man trifft sie auch heute noch da und dort – war im wesentlichen eine Zauberabwehr-gesellschaft. Die Togba-Frauen genossen den Schutz der mächtigen Medizin, welche zauberische Machenschaften gegen ein Mitglied sofort gegen den Urheber kehrte. Wie Yifa würde Togba nicht eher von dem Missetäter ablassen, als bis er seine Tat eingestanden hätte.

Außerdem wehrte Togba die Leoparden von den Dan-Dörfern ab, und zwar die echten Leoparden, nicht die Leopardenmenschen. Leoparden kommen häufig des Nachts ins Dorf und reißen Haustiere. Geht ein Dan sehr früh morgens auf die Pflanzung, so ruft er langgezogen übers Dorf, um Kameraden zu finden, die den gleichen Pfad gehen – aus Furcht vor den Leoparden. Die Dan sagten uns, es sei kein Wunder, daß die Togba-Gesellschaft zugunsten der Ne-Gesellschaft außer Mode gekommen sei, denn seit man Schrotflinten habe, seien die Leoparden keine wesentliche Gefahr mehr.

Die Messergesellschaft tyrannisiert heute die ganze Frauenwelt im Dan- und Kran-Land. Durch üble Quälereien preßt sie Geständnisse aus den Frauen, insbesondere über ihre ehelichen Verfeh-

lungen. Die Angeschuldigte muß z. B. lange auf spitzen Palmnüssen knien, und wenn sie dann noch nichts gesteht, so muß sie auf einem Bein stehen, den Oberkörper weit nach vorn beugen und sich mit einem Zeigefinger auf den Boden stützen.

Die Macht dieser Ne-Gesellschaft beruht darauf, daß die Ehemänner ihre Frauen zum Beitritt zwingen. Die Furcht vor den Geständnisverfahren des Bundes soll sie an ehelichen Seitensprüngen hindern. Es wird erzählt, daß die Frauen in ihrer Qual oft Verbrechen gestehen, die sie gar nicht begangen haben. Es ist eigentümlich, daß sich in diesem Falle ein Frauenbund zum Diener der Interessen der Männer macht, indem er die Ehefrauen überwacht. Sonst sind die Frauenbünde im Gegenteil Hüterinnen der weiblichen Sphäre gegen Übergriffe der Männer, denen die Frauen im praktischen Leben untertan sind. Die Männer erkennen den Frauen aber größere Zauber Macht zu und fürchten darum die magischen Mittel ihrer Bünde.

Die Ne-Gesellschaft glänzt auch in der Zauberabwehr. Während die Abwehr-Fetische Yifa und Segba den Zaubern den langsam unschädlich machen, packt ihn die Ne-Medizin sofort und wirft ihn schwerkrank nieder.

Ebenso weiß dieser Fetisch Hexen unschädlich zu machen. „Ne, Yifa und Segba haben uns Medizin gegen die vielen Hexen in die Hand gegeben, das ist ihre Bedeutung. Früher hat man soviel Belästigungen von den Hexen erleben müssen, besonders wenn man unterwegs war.“

Bei den Kran war während einer unserer Reisen die Ne-Gesellschaft zur Entlarvung der Hexen aufgerufen, die den Großhüptling krank gehext hatten. Eine ganze Anzahl von Frauen mußten auf Grund ihrer Enthüllungen zur Giftprobe antreten – etliche starben daran.

Der Versammlungsplatz der Messergesellschaft ist stets in unmittelbarer Nähe des Dorfes, näher als die Plätze der andern Geheimbünde. Wenn man also beim Verlassen eines Dorfes sehr bald an einen Seitenpfad kommt, der – wie alle solche Pfade – durch einen Faservorhang für die Nicht-Bündler gesperrt ist, so kann man sicher sein, daß in diesem Dorf die Messergesellschaft eine Gruppe hat.

Wenn eine Frau, die der Messergesellschaft angehört, schuldig befunden wird, gezaubert zu haben, singt man folgendes Bundeslied:

Wir haben im Wasser Krabben gefunden
 (Mit dem Wasser ist die Angeschuldigte gemeint, mit den Krabben ihre Geständnisse).
 Das Wasser ist nicht leer, es sind Krabben darin.
 Komm' Hüterin, schau scharf aus, wache über der Führerin!
 (Die Führerin hat eine Hüterin bei sich, die sofort erkennt, ob eine Frau mit Zauber Kraft
 dazukommt, die innerhalb des Bundes hexen will.)
 (Werden viele Geständnisse gemacht, so singt man:)
 Oh, das Wasser ist gut für dich. (Für die Führerin.)

Weitere Angaben zu Geheimbünden der Dan

Gba-Bund:

Die Gba-Leute gehen auf Hexenjagd. Sie kommen in der Nacht ins Dorf. Dann müssen die Frauen in ihren Hütten bleiben und ein großes Feuer anzünden, damit sie nicht sehen können, was die Gba-Leute draußen in der Dunkelheit treiben.

Die Gba-Medizin kommt auch vom Konorland. Sie ist schon lange bei den Dan, aber wenn ein Dorf

sie neu erwerben will, müssen alle Männer, die sie haben wollen, ins Konorland ziehen, um die Medizin von dort zu holen. Ist sie dann einmal da, so kann in dem betreffenden Dorf jeder eintreten. Der Kandidat muß aber entweder eine gewichtige Stellung im Dorf innehaben oder Zauberkraft besitzen.

Besonders stolz ist die Gesellschaft auf ihren Bauchredner. Wird ein neuer Kandidat aufgenommen, so wird der Bauchredner in den Busch geschickt und ruft dann von ganz verschiedenen Stellen. Glaubt der Neue immer noch nicht, daß dies ein Wunder sei, so wird der Bauchredner in eine Hütte eingeschlossen und alle Mitglieder stellen sich rings um diese herum. Nun ruft er von draußen! Jetzt ist der Kandidat bestimmt überzeugt und wird aufgenommen. Manchmal hängen die Gba-Leute nachts alle Mörser auf einen hohen Baum, der einen ganz nackten Stamm hat, so daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie da ein Mensch hinaufgelangen kann. Man muß dann an den Obermeister des Bundes etwas bezahlen, damit seine Leute die Mörser wieder herunterholen. „Die Gba-Leute können sogar einen Knoten machen in eine ganz hoch oben hängende Liane.“

Bund der Diebe:

Die Gesellschaft der Diebe, Gbeifi, hat ihren Sitz im Dorf Pedagle im Lande des Großhäuptlings Tuasama. Die Bündler können des Nachts in die Hütten gehen und stehlen, was sie mögen. Wenn sie alles weggetragen haben, wecken sie die Bestohlenen auf.

Zweite Schlangengesellschaft:

Sie ist eine Vereinigung von Akrobaten. Junge Burschen üben dabei athletische Spiele mit kleinen Mädchen von sechs bis höchstens elf Jahren (Abb. 19 a–c). Diese sollen dabei Schlangen versinnbildlichen – man nennt sie die Schlangenmädchen – und wie Schlangen schlingen die Burschen die biegsamen Körperchen in wildem Tempo um Hals und Brust. Dann zeigen sie gefährliche Kunststücke, die höchste Anforderungen an den Mut der Kinder stellen: einer wirft ein Mädchen hoch in die Luft, zückt seinen Dolch nach ihm – alles schreit entsetzt auf, da läßt er im letzten Augenblick den Dolch fallen und fängt das Kind weich in seinen Armen auf. Oder er packt es an den Fesseln und wirbelt es wild im Kreis, wobei der Kopf des Mädchens bei jeder Runde um Haaresbreite an einem scharfkantigen Stein vorbeisaust. Besonders kühn waren die Schlangenakrobaten in Diaple; hier wurden die Vorführungen so gefährlich, daß sich schließlich zwei Mütter der Schlangenmädchen einmischten und ihre Töchterchen aus dem Spiel nehmen wollten.

Diejenigen von den Mädchen – in Diaple waren es ihrer fünf – die nicht gerade an der Reihe für ein Kunststück sind, stehen am Rande des Schauplatzes auf einer Matte und bewegen unaufhörlich ihre Köpfchen hin und her und heben und senken die Arme in leichten verhaltenen Bewegungen. Nicht einen Augenblick sind sie in Ruhe; man hat den Eindruck, daß sie sich in einem entrückten Zustand befinden. Möglicherweise läßt sie eben dieser Zustand die Gefahren der Akrobatenkunststücke so gelassen hinnehmen.

Gegen Ende der Vorstellung in Diaple trat ab und zu einer der früheren Schlangen-Akrobaten – jetzt „gestandener Bürger“ – in Aktion, griff sich unversehens eines der Mädchen und wirbelte es in einem Spezialtrick durch die Luft. Und dann, plötzlich, übermannte der Geist des Schlangensbundes den einen Akrobaten: mit stierem Blick durchstürmte er die kleine Arena und packte sich hier und dort irgendein Kind aus dem Publikum, das angstvoll aufschrie, und schwenkte es im Kreis, wenn auch nicht ganz so tollkühn wie bei den richtigen Schlangenmädchen.

Als Schlangenmädchen kann man nur solche gebrauchen, die „ndi“, Zauberkraft, haben (s. S. 170). Eines der Mädchen gilt als besonders zauberkräftig. Die anderen lassen sich von ihr von Zeit zu Zeit über die Arme streichen. In Diaple war es ein Mädchen von höchstens acht Jahren, von sanfter Schönheit. Da es krank war, konnte es der Vorführung nur auf einer Matte sitzend beiwohnen. Es war rührend zu sehen, mit welchem Vertrauen die anderen, zum Teil älteren Mädchen sich von ihr „stärken“ ließen.

Zwischen den einzelnen „Nummern“ ihrer Vorführung stärkten sich die Burschen und Mädchen auch durch Berühren ihres Fetisches, der am Rande des Kampfplatzes auf dem Boden steht (Abb. 26 c).

Wir haben die Schlangentänzer in Diaple eingehend gefilmt.

Kinder-Geheimgesellschaften

Ähnlich wie bei uns die Schülerverbindungen die Studentenverbindungen nachzuahmen suchen, so gibt es auch bei den Dan Kinderbünde. Es ist ganz aufschlußreich, sich über ihr Brauchtum berichten zu lassen, weil man daran erkennen kann, welche Eigenschaften nach Ansicht der Dan für einen Geheimbund unerlässlich sind.

Die Eidechsesgesellschaft Uo

In diesem Bund erziehen sich die Kinder – Knaben und Mädchen – gegenseitig dazu, ein lebendes Tier nicht zu fürchten. Sie lernen Eidechsen lebend einzufangen. Die Tiere halten sie dann in einem Kasten wie die Erwachsenen die Schlangen im Schlangensbund. So haben sie auch Medizinen, um von Eidechsen Gebissene zu behandeln. Sie sagen, der Biß der Eidechse sei zwar nicht giftig, tue aber sehr weh. Wer eintreten will, muß einen Fingerring oder eine Nadel bringen. Es ist ein Bundesmeister da, man hat eigene Bundeslieder; Gesetze und Verbote sind zu wahren – wer eines davon bricht, muß zur Strafe eine Anzahl lebende Eidechsen fangen.

Die Wespengesellschaft Gbo

Diese Kindergesellschaft, ebenfalls für Knaben und Mädchen, besitzt ein Geheimmittel gegen Wespenstiche, das ihnen erlaubt, Wespen mit der Hand zu fangen. Dazu verstehen sie noch eine besondere Kunst. Eine bestimmte große Ameise wird an einen Baum gesetzt, an dem oben ein Wespenest hängt, und „man schickt sie zu den Wespen hinauf“. Die Ameise fängt eine Wespe und bringt sie zurück, läßt sie aber los, wenn man sie – die Ameise – packt.

Die Bää-Gesellschaft

Bää ist der Name einer Eigenschaft, die durch diese Gesellschaft vermittelt wird: Mut gepaart mit Gelenkigkeit.

Man lernt in diesem Bund, Steine vom Boden eines mit heißem Wasser gefüllten Topfes zu holen, oder eine lebende Krabbe ohne hinzuschauen aus einem Gefäß zu ziehen. Wenn man das gelernt hat, so wird der Körper weich und biegsam. Darum treten dieser Gesellschaft vor allem Mädchen bei, und insbesondere diejenigen, die später unter die Schlangenakrobaten gehen möchten.

Musik

Die Dan sind ein ungemein musikfreudiges Volk. Wir haben auf unserer letzten Expedition ohne Mühe viele Tonbänder mit ihren Gesängen bespielt.

Es ist wichtig zu wissen, daß die Musik nicht nur das Ohr der Dan ergötzt, sondern in einer uns schwer erfäßbaren Weise suggestive Wirkungen auf sie ausübt, die – wie wir es bei den Kraft-Sängern lasen – bestimmte Eigenschaften in ihnen zu wecken scheinen, und sie bei allen möglichen Arbeiten anspornen. Die meisten Arbeitstätigkeiten werden, wenn möglich, mit Musikbegleitung ausgeführt: das Buschroden, Baumfällen, Reisernten, Stampfen des Lehms in der Lehmgrube, Festschlagen des Hüttenbodens, Lastentragen. Das Stampfen an den Mörsern wird durch Gesang belebt und sein rhythmisches Geräusch dadurch variiert, daß die Stangen in bestimmten Abständen an die Wand des Mörsers angeschlagen werden, oder sie werden hochgeworfen und die Stampferinnen klatschen kurz in die Hände. Einmal sahen wir einen Vater allein Lehm für einen Hühnerstall in einem Loch im Walde treten. Neben ihm stand sein höchstens sechsjähriges Bübchen und schlug dazu die Trommel!

Diese Arbeitsmusik wird besonderes in den Geheimbünden gepflegt, deren jeder einen Schatz nur ihm zukommender Lieder besitzt, die aber auch außerhalb der Gesellschaft von ihren Mitgliedern gesungen werden.

Unser Dolmetscher Tame faßte diese Bedeutung der Musik für die Dan einmal in diesen Sätzen zusammen:

„Das Singen ist überaus wichtig für uns.
Ohne Singen wären wir Sklaven unserer Häuptlinge.
Wir würden einfach hinsitzen und sterben.
Denkt doch an die schwere Arbeit:
Ein Mann, der den Busch für eine ganze Pflanzung niederschlägt.
Die Frauen, die den Reis stampfen!
Darum sind die Bünde so wichtig.
Wir haben keine Maschinen, die uns helfen,
Aber dafür haben wir das Singen.“

Die Musik der Dan baut sich auf fünf Ganztönen auf, in welche die Oktave unterteilt ist, nicht wie die unsere auf sieben, von denen zwei Halbschritte sind.

Die Dan kennen Gesang und Instrumentalmusik. Den Gesang begleiten sie fast immer mit Trommeln oder mit einer Gitarre afrikanischer Art (s. u.).

Die Musik der Dan legt mehr Wert auf rhythmische Eigenschaften als die unsere. So kommt es, daß wir im Rhythmischen Verfeinerungen finden, die unsere Musik kaum kennt. Es mögen drei Trommler gleichzeitig jeder in einem anderen Rhythmus spielen, oder ein- und derselbe Spieler variiert fortwährend seinen Rhythmus. Die Dan können in rein rhythmischer Musik ohne jede Melodie Befriedigung finden. Wir haben oft eine halbe Nacht lang zwei oder drei Trommlern gelauscht, die ihre Zuhörer mit immer sich ändernden rhythmischen Finessen erbauten. Bezeichnenderweise ist das wichtigste Musikinstrument der Dan die Trommel, die ja fast nur Rhythmus herzu-

geben vermag. Jedoch wäre es ganz falsch zu glauben, das melodiöse Moment werde allgemein vernachlässigt. Die Dan haben eine Überfülle an Liedern, und fortwährend entstehen neue.

Die Dan haben mit Fell bespannte Trommeln und Schlitztrommeln. Die Felltrommeln (Abb. 28 a) werden stehend oder auf dem Boden liegend mit den Händen oder mit Stöckchen geschlagen und dienen auch als Signaltrommeln. Kleine Felltrommeln von sanduhrförmiger Gestalt werden vor den Leib gebunden und mit den Händen geschlagen, andere werden unter den Arm geklemmt und mit einem Stöckchen geschlagen. Da die Bespannungsschnüre von einem Ende zum anderen laufen, kann man dann durch Druck mit dem Arm das Fell spannen oder lockern.

Die Schlitztrommel, etwa 40 bis 50 cm lang, ist aus Holz oder Bambus (Abb. 32 d). Man schlägt sie mit einem Stöckchen. Die hölzerne Schlitztrommel wird zum Spielen auf den Boden gelegt, die Bambustrommel oft auch an einem kleinen Fortsatz in der Hand gehalten. So trugen sie unsere Träger auf dem Marsch oft mit, um unterwegs ihre Gesänge zu begleiten.

Weiter kennen die Dan eine Gitarre, die aber nur von besonderen Sängern zu ihrem Gesang gespielt wird. Sie hat sechs Saiten aus Piassavafasern. Der Hals ist durch den hölzernen Resonanzkasten gesteckt. Sie wird vom Spieler so gehalten, daß die Saiten von ihm weglaufen.

Die Dan haben auch die Sansa, ein in Afrika weit verbreitetes Zupfinstrument (Abb. 28 b). Auf einem Holzbrettchen sind sieben verschieden lange Metallzinken montiert, die mit dem Daumen gezupft werden. Unter dem Brettchen ist eine halbe Kalebasse als Resonanzboden befestigt. Der Spieler hält das Brettchen waagrecht gegen seinen Leib.

Selten trifft man auch die Mundharfe an. Auf einem etwa 1,20 m langen Bogen ist eine Seite aufgespannt, nicht anders als auf einem Bogen zum Schießen. Der Spieler drückt die Saite in der Nähe ihres einen Endes gegen seine Zähne und schlägt kurz daneben mit einem kleinen Stäbchen dagegen. Mit einem zweiten Stäbchen, das er in der anderen, der rechten Hand hält, drückt er am anderen Ende des Bogens gegen die Saite, um verschiedene Töne zu schaffen. Der Spieler legt sich mitunter auf den Rücken. Es war für uns wie für die Dan ein Erlebnis, die zarten Töne dieses Instrumentes, die sonst fast nur dem Spieler selbst hörbar sind, auf unserem Tonbandgerät so zu verstärken, daß sie laut erklangen.

Schließlich haben die Dan noch kurze eiserne Pfeifchen, die aber nur verwandt werden, um die geheimnisvolle Stimme eines Buschgeistes vorzutauschen, nicht um zu musizieren.

Es ist zu beachten, daß Gitarre und Sansa Zupfinstrumente sind, also wohl mehr den Perkussionsinstrumenten zugehören als den auf das Melodiöse hinggerichteten Saiten-Instrumenten, die gestrichen werden. Solche besitzen die Dan nicht.

Gesang erklingt nie ohne Begleitung. Entweder begleitet sich der Sänger selbst auf einer Gitarre, und andere trommeln und rasseln dazu, oder es singen mehrere Sänger, meist ebenfalls von Trommeln und Rasseln begleitet.

Im allgemeinen wird entweder von Männern oder von Frauen gesungen, aber ab und zu auch in gemischter Zusammensetzung.

Singen mehrere Sänger, so ist einer der Vorsänger, dem ein Chor antwortet. Der Vorsänger wird dabei stets „gestützt“ von einem zweiten, der das von ihm Gesungene aufnimmt und dann gleichzeitig mit ihm singt. Man nennt das „des Nachbarn Stimme fangen“. Charakteristisch ist ein gewisses Überlappen zwischen den Partien der Vorsänger und des Chores, das heißt, Vorsänger oder Chor mögen einsetzen, bevor die anderen mit ihrer Partie zu Ende sind.

Die Intonation erfolgt oft fanfarenartig, im Fortissimo beginnend, und bewegt sich dann oft nicht in reinen Tönen, sondern in einem ständigen Glissando auf und ab. Die Melodie setzt meist umgekehrt wie bei uns von oben nach unten ein.

Die Gesänge sind in kürzere Abschnitte geteilt, nach denen die Melodie wechselt.

Nach dem Inhalt lassen sich folgende Gesänge unterscheiden:

1. Heldenlieder. In Stunden dauerndem Gesang wird der Lebensweg eines Helden von der Geburt an geschildert:

Es war einmal eine Frau, die kein Kind bekam.
Sie ging mit ihrem Mann zum Debome.
Dieser schaut ins Wasser, sieht da einen Knaben
Und gibt den Eltern viele harte Prüfungen auf.
Die Frau wird schwanger,
Ihr Leib wird so groß, daß er die Wand der Hütte sprengt.
Ihr Mann läuft davon, sie ruft ihn:
Tumpulie, mein guter Gatte, komm! usw.

Es ist geschrieben worden, diese Heldenlieder seien etwas der Kultur dieser Mande-fu-Völker Fremdes und müßten von den sudanischen Stämmen übernommen worden sein. Es ist aber immerhin festzustellen, daß die Kriegergestalten die Phantasie der Dan stark beschäftigen, so daß sie auch bei unsern abendlichen Sitzungen gerne von ihren Kriegern erzählten und uns mitunter einen dieser alten Recken ehrfurchtsvoll vorstellten.

2. Gesungene Märchen: Solche Lieder nennt man „Spinnenlieder“ nach der Spinne, die der Held vieler Märchen ist.

Es war einmal ein Riese, dessen Arm reichte von hier bis in jene Baumkrone.
Seine Augen quollen hervor wie die der Heuschrecke.
Wenn er sich auf einen Felsen im Fluß setzte, um sich zu waschen,
Konnte er sein Auge herausnehmen, um es zu reinigen.
Beim Waschen machte dann das Auge tshogotshop (klickerndes Geräusch).
Und dann setzte er es – plumps – zurück,
Und so auch mit dem andern.

3. Gesänge mit weitgehend improvisiertem Text. Dies ist bei weitem die häufigste Art der Gesänge. Im Text werden Umstehende, große Häuptlinge, begehrte Mädchen angesungen und dazwischen Sprichwörter, meist ohne Beziehung zum sonstigen Text, eingeflochten.

Hierzu gehören auch die Gesänge der Kraftsänger, welche den Häuptlingen, Kriegern, Jägern, Feldarbeitern zusingen.

Es gibt namhafte Sänger im Lande, deren Lieder und Singweise überall bekannt sind. Einmal, als wir Tonbandaufnahmen machten, meldete sich eine Frau und erklärte, sie werde jetzt der Reihe nach die Weise aller bekannten Dan-Sänger nachahmen. Die berühmteste Sängerin ist Bagbo im Dorf Zea westlich von Tapita. Auf Einladung der Häuptlinge wandert sie weithin mit ihren sechs Begleitern. Alle sind schön geschmückt. Sie selbst sitzt beim Vortrag auf einem Hocker, der ihren Zauber enthält, und hält in jeder Hand einen Elefantenschwanz. Von ihr wird gesagt, ihr Singen gehöre zur Tierversandlungsgesellschaft (s. u.). Einer ihrer Begleiter ist fast blind; er sagt von sich, er liebe die Tierversandlungsgesellschaft so sehr, daß er ihr sein Augenlicht gegeben habe. – Unser Tonbandgerät war den Dan unter anderem deshalb so willkommen, weil es ihnen die Möglichkeit gab, manche der berühmten Sänger zu hören, deren Gesang wir in fernen Dörfern aufgenommen hatten.

Fragt man die Dan, wie neue Lieder entstünden, so geben sie die überraschende Antwort, die meisten Lieder kämen von der Tierversandlungsgesellschaft in Tapita (s. Kap. „Bünde“), auch solche, deren Text mit Tierversandlung nichts zu tun hat. Eine höchst eigentümliche Art der Entstehung neuer Lieder erlebten wir im Dorf Blale mit. Mitten in der Nacht wurden wir zu einem Platz im Dorf geführt. Ein in tiefer Trance befindliches Mädchen kam auf den Knien aus einer Hütte herausgerutscht und begann ein neues Lied nach dem anderen zu singen, das die anderen Frauen nachsungen. In dieser Weise entstünden viele neue Lieder, sagte man uns. Lieder könne man ja nicht „machen“, sie würden den Menschen eingegeben.

Tanz

Wir haben die Tänze der Dan eingehend gefilmt. Man tanzt niemals in Paaren. Die Tänzer reihen sich aneinander oder hintereinander. Im allgemeinen tanzen nur Männer oder nur Frauen.

Der Tanz wird begleitet von Trommeln und Rasseln und meist auch von Gesang. Die Tänzer selbst singen nicht. Die Musik gliedert sich in eine wiederholte Folge von Vorspiel und Hauptteil. Während des zarteren Vorspiels steht die Anmut der tänzerischen Bewegung im Vordergrund. Dann setzt plötzlich, ohne Übergang, der Hauptteil ein, der in lauten, scharf akzentuierten Trommelrhythmen den Tänzer zu Ruck- und Zuck-Bewegungen fortreißt, nun also einen rein rhythmisch gearteten Tanz formt.

Der Tanz der Dan ist außerordentlich verhalten. Der Tänzer tritt nur wenig aus seinem Körperaum heraus. Oft ist es fast nur ein Tanz der Zehen, die den Körper langsam über die Tanzfläche voranbewegen. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich vom Tanz der benachbarten Kran, der viel lebhafter ist. Die Dan machen sich darüber lustig, daß die Kran beim Tanzen schwitzen.

Die von jedermann getanzten Tänze sind im allgemeinen nicht derart, daß etwas dargestellt werden soll, eine Handlung, oder gar ein Gedanke. Dagegen werden von den Tänzertruppen, die von Dorf zu Dorf ziehen, um ihre Kunst zu zeigen, solche darstellenden Tänze aufgeführt, wobei sie dann das Dargestellte in ihrem Gesang schildern, z. B. ein Kind, das Geschwüre der Himbeerkrankheit auf den Fußsohlen hat, aber sich dennoch bei jedem dörflichen Ereignis herzdrängt, um dann vor Schmerzen zu hüpfen und zu hinken.

Auch haben wir Tänze von eindeutig erotischem Charakter gesehen, z. B. derart, daß die tanzenden Mädchen sich abwechselnd auf die Schamgegend und das Gesäß schlügen, dabei provozierend die Beine spreizten und entsprechende Texte sangen. Der Sinn des Tanzes war, die Burschen aufzureizen, so daß sie den Mädchen Geschenke bringen würden. Die Mädchen selbst amüsierten sich sehr über die Anzüglichkeiten, die sie sangen.

Dichtkunst

Sprichwörter

Die Dan verfeinern ihre Sprache durch den häufigen Gebrauch von Sprichwörtern. Sie werden als ein besonderer Schatz betrachtet, den man nicht profanieren darf, indem irgendein junger Mensch aus seiner geringen Lebenserfahrung ein neues hinzufügt. Nur alte Leute haben so endgültige Weisheit, daß es ihnen zusteht, diese in die dauernde Form eines Sprichwortes zu gießen.

Wenn der Bauch auch ganz voll ist, so kann er doch nicht bersten. (Manchem Menschen oder Ding kann man viel zumuten, ohne daß es darüber zugrunde geht.)

Am Tag des Kuhfestes ist der Name der Kuh berühmt. (Wenn man einen ausnützen will, schmeichelt man ihm vor allen Leuten.)

Wenn die Bäume feststehen, ist der Wald sicher. (Man soll die wesentlichen Dinge in Ordnung halten – das Übrige ergibt sich von selbst.)

Wer schwarze Haut hat, braucht keine Tätowierfarbe kaufen. (Der Wohlhabende braucht sich nicht um Erwerb zu kümmern.)

Es ist deine eigene Schlafmatte, die dich nackt sieht. (Deine eigenen Angehörigen mögen dich am ehesten bloß stellen.)

Obwohl keiner von uns das Meer gesehen hat, kommt doch das Salz von dort zu uns. (Man kann nicht alles erklären.)

Zwei Palmhörnchen lügen nicht. (Wenn eine große Schlange durch den Busch kriecht, warnen sich die Tiere gegenseitig. Hört man nur *ein* Palmhörnchen, so mag es sein, daß es nur ein kleines Wehwehchen hat. Schreien aber ihrer Zweie, so deutet es auf Gefahr. Man sagt dies um auszudrücken, daß man immer zwei Zeugen für einen Vorfall haben sollte.)

Wenn meine Frau schwanger ist, schlag ich sie halt auf's Knie (wo es keinen Schaden tun kann). (Es gibt immer einen Ausweg.)

Bisweilen erzählt man auch eine kurze bildhafte Geschichte statt eines Sprichwortes: Da ist ein Baum, dessen Schoten ihre Kerne beim Aufplatzen weit von sich schleudern. Ein Hügelchen, auf das die Kerne fielen, dachte: Oh, da steht dieser liebe Baum, der mir immer die guten Kerne zuwirft; ich will ein wenig näherrücken, damit ich noch mehr davon abbekomme. Als er aber dann unter dem Baum stand, flogen die Kerne über ihn weg und er bekam keine mehr. Dies erzählen Mädchen gerne einem Bewerber, den sie los haben wollen, um auszudrücken: „Jetzt verwöhnst du mich mit Geschenken, aber wenn ich dich heiratete (näher an dich heranrückte), wäre es aus damit.“

„Streitgespräche“

Die Dan lieben es, zu argumentieren. Das kommt in ihren häufigen Rechts-Palavern zum Ausdruck, in denen sie stundenlang um ein entlaufenes Huhn debattieren können, unter Anhörung möglichst vieler Zeugen. Darüber hinaus haben sie aber das Argumentieren zu einer selbständigen Kunst gemacht. Sie ersinnen kleine Geschichten, die ein im Grunde unlösbares Problem enthalten, von der Art: „Was war zuerst, das Huhn oder das Ei?“ Man versammelt sich eigens zu solchem Denksport; mitunter läßt der Erzähler den Zuhörern auch ein, zwei Tage Zeit zum Überlegen. Man trifft sich dann wieder, bildet Parteien und verteidigt seinen Standpunkt.

„Es waren einmal zwei Frauen. Die eine kannte nur Reis, die andere nur Sauce. Beide hatten noch nie mit einem Mann zu tun gehabt. Eines Tages trafen sie sich; da fanden sie heraus, daß Reis und Tunke gut miteinander schmecken. Diejenige, die die Tunke beigesteuert hatte, bewahrte einen Teil ihres Reises auf für den Mann, der sie heiraten wolle. Da kam ein Mann, aß den Reis, und sagte: Diejenige, der ich für den Reis zu danken habe, will ich heiraten. ‚Ich habe den Reis für dich aufbewahrt‘, sagte die eine der Frauen, ‚so wirst du mich heiraten.‘ ‚Aber ich hatte den Reis gebracht‘, argumentierte die andere, ‚so mußt du mein Mann werden!‘ Welche der beiden Frauen soll den Mann heiraten?“

„Es waren einmal drei Freunde, die das gleiche Mädchen umwarben. Als sie einmal weit über Land gegangen waren, wurden ihnen auf einem Markt drei Wunderdinge angeboten, von denen jeder eines erwarb: ein Spiegel, der überall hinsehen kann; eine Kuhhaut, auf der man überall hinfliegen

kann; und eine Zaubermedizin, die Tote wieder zum Leben erwecken kann, solange sie noch nicht begraben sind. Als sie auf dem Rückweg, noch ferne dem Heimatdorf, einmal rasteten, sah der eine in seinem Spiegel, daß das Mädchen gestorben war und man sie gerade zu Grabe trug. Da breitete der zweite seine Kuhhaut aus, sie setzten sich darauf und flogen in einem Augenblick in ihr fernes Dorf. Der dritte wandte seine Zaubermedizin an – da schlug das Mädchen die Augen auf und war wieder gesund. – Wer von den Dreien verdient das Mädchen?

Märchen

Im Vergleich zu andern Negerstämmen ist der Märchenschatz der Dan nicht groß und die Märchen sind nicht so hübsch pointiert, wie wir sie zum Beispiel bei den Baule fanden (vgl. Himmelheber, *Aura Poku*).

Inhaltlich kann man sie in zwei große Gruppen teilen. Die einen berichten, weshalb irgendetwas auf der Erde oder am Himmel so ist, wie es ist, die andern sollen moralisch wegweisend sein.

Bei den erklärenden Märchen findet man solche, die die Himmelserscheinungen deuten, oder die Gott als Stifter irdischer Einrichtungen zeigen, oder dartun, woher dieses und jenes Tier seine absonderlichen Eigenschaften hat.

Die moralischen Märchen zeigen Beispiele, wie sich gute Eigenschaften – Dankbarkeit, Treue – lohnen, und schlechte – Überheblichkeit, Gier – bestraft werden. Oft sind es in den Märchen Tiere, die diese Eigenschaften dartun. Dem Hasen kommt dabei die Rolle des schwachen aber klugen Wesens zu, der Spinne die des häßlichen, verschlagenen, das letzten Endes über seine eigenen Listen stolpert; dem Leoparden die des Kraftprotzes, der ein Dummkopf ist.

Eine Anzahl von Dan-Märchen finden sich auch in unseren Büchern „Schwarze Schwester“ und „Der gute Ton bei den Negern“.

Weshalb der Mond den Menschen lieber ist als Sonne, Regen und Dunkelheit

Erzähler: Ein alter Mann namens Son in Kampe.

In alter Zeit waren die Spinnen und die Menschen die gleichen Wesen. Die Spinnenkinder und die Menschenkinder spielten miteinander. Wie sie wieder mal so spielten, sagte Gott zu ihnen: „Ich setze den Regen zum Aufseher über euch ein. Er soll euer Vater sein, wenn ich nicht da bin, und ihr müßt ihm gehorchen!“ Man war einverstanden und der Regen übernahm das Kommando. Von nun an regnete es von einem Morgen zum anderen. Den Kindern wurde kalt und kälter und sie begannen, bitterlich zu weinen.

Da sandte Gott nach der Sonne und sagte zu ihr: „Übernimm du den Befehl da unten! Die Kinder weinen ja so. Setz' den Regen ab!“ Als aber die Sonne hinunterkam, da trockneten die Flüsse aus und es wurde so heiß, daß man nicht mehr aus den Hütten gehen konnte. Die Kinder schauten nach einem Plätzchen aus, wo die Sonne nicht hinscheinen könnte, aber es gab keines. Wieder jammerten sie.

Jetzt schickte ihnen Gott die Dunkelheit. Als sie ankam, konnte man nicht mehr sehen, wo die Nahrung wuchs, und sie mußten schrecklich Hunger leiden. Da befahl Gott dem Mond, sich der Erdenkinder anzunehmen. Nun waren sie sehr froh, trugen ihre Eßschüsseln ins Freie und freuten sich wieder am Leben. – Der Name der Leute, die da im Mondschein spielten, war Tiabo, das heißt „die Waisen“.

Gott rief jetzt den Mond und die drei früheren Befehlshaber zu sich und sprach: „Morgen früh wollen wir eine Wahl unter euch abhalten“. Am andern Morgen sagte er: „Nun, ihr Kinder alle, wählt euch einen aus, der fortan euer Vater sein soll!“ Da riefen sie allesamt: „Den Mond, den Mond wollen wir, denn der weiß, wie man mit den armen Waisen umgeht!“

Darum zählen heute noch die Menschen alles nach Monden, nicht nach Regenzeiten, wie es dem Regen zukäme, oder nach Tagen, wie es der Sonne entspräche, oder nach Nächten, wie es die Dunkelheit wohl haben wollte. Sie verbinden sich monatsweise zur Arbeit, spielen wenn der Mond da ist, und im Mondschein haben sie ihre Stelldichein. Deshalb also ist der Mond unser Vater.

Wie Hahn und Tutu-Vogel zu Kündern der Sonne wurden

Erzähler ist ein älterer Mann aus Gapple, der diese Geschichte von seinem Großvater hat. In Gapple wohnen zwar Konor und Dan beisammen, aber diese Geschichte sei eine Dan-Erzählung.

In alten Zeiten sagte man für „nachts“ binetti oder bimö, für „Sonne“ gben (heute: la). Vier Personen bauten die erste Siedlung auf der Erde: Die Sonne, ihr Sohn, die Nacht, und Da, der Regen. Drei von ihnen hatten jeder eine Frau, nur der Regen war unverheiratet. So waren also nur drei Frauen in der Stadt. Nun begann Ruo, der Sonnensohn, sich mit der Regenfrau zu befreunden. Der Regen machte ihm Vorwürfe: „Das wirst du mir schwer bezahlen müssen!“ Und er ließ den Donner los. Da ging die Sonne zum Regen und bat ihn um Verzeihung für ihren Sohn. Der Regen aber grollte weiter. Schließlich erklärte die Sonne: „Nun, wenn du immer so weiter Palaver machen willst, weil mein Sohn der Frau nachgelaufen ist, die ich dir doch gegeben hatte, dann werden wir fortziehen und unser eigenes Dorf bauen und du bleibst da“. Und die Sonne und ihr Sohn gingen fort nach Osten. Da wurde es dunkel in der Regenstadt und wenn das Regenpaar Nahrung suchen wollte, konnten sie nichts finden, weil es finster war.

Da hub der Regen zu weinen an nach seinem Bruder Sonne. Nun hatte die Sonne, da sie jetzt dort im Osten Häuptling war, zwei Schmeichelsänger (Siabo). Ihre Namen waren: Hahn und Tutu-Vogel. Der Tutu-Vogel ist jener, der genau nach der Zeit ruft. Die Leute sagen heute noch, Hahn und Tutu-Vogel sind die Siabos der Sonne, weil der Tutu-Vogel sie bald nach Mitternacht ankündigt und man ihn dann den ganzen Tag über hört, bis die Sonne untergegangen ist, und der Hahn ihren Aufgang meldet.

Als die Regenleute hungrig wurden, weil sie im Dunkeln gar kein Essen finden konnten, sagten sie: „Es wäre am besten, wir gingen gen Osten und bäten unseren Vater Sonne, er möge wieder zu uns kommen“. Alle Regenleute gingen also dorthin nach Osten und baten die Sonne, zu ihnen zurückzukehren, aber sie wollte nicht. Sie sagte: „Ich habe doch den Ort dem Regen übergeben. So laßt es doch, wie es ist!“ Da kamen die beiden Siabo und baten die Sonne. Und sie redeten und redeten an sie hin, um sie groß und großfühlend zu machen.

Jetzt sagte die Sonne: „So lange einfache Leute mich gebeten haben, wollte ich nicht gehen, aber nun, wo ihr Siabo mich auch bittet, will ich gehen. Lauft voraus, ich komme nach“. „Aber wie sollen wir wissen, daß du kommst?“ fragten die Siabo. „Wie sollen wir Nachricht bekommen, um die Vorbereitungen für deinen Empfang zur rechten Zeit zu treffen?“ Da machte die Sonne eine kleine Blättermedizin, rief den Hahn, bestreute ihn mit dem Pulver und dann ebenso den Tutu-Vogel. „Wenn das Pulver euch juckt, werde ich aufbrechen, dann sollt ihr dort meine Ankunft verkünden.“

Als die Sonne aufbrach, fingen Hahn und Tutu-Vogel wirklich an zu rufen. Der Regen und der dunkle Platz wußten nicht, was das bedeutete. Da sagten die Siabo zu ihnen: „Der, den ihr gebeten habt, kommt jetzt, um das alte Sonnenpalaver zu verhandeln. Die ihr riefet, die Sonne, kommt – der Tag kommt!“ So kündeten sie mit lauten Rufen die Ankunft der Sonne, immerzu, bis die Sonne eintraf. Dann sagten sie: „So, da ist unser Herr“.

Es war kurz nach Mittag, als sie in das Gerichtshaus gingen, um das Palaver zu verhandeln. Und deshalb gehen die Tiere noch heute alle um diese Stunde schlafen, denn dann hören sie auf den Gerichtsspruch der Sonne über den Regen – da muß alles still sein.

Im Palaverhaus stand der Regen auf: „Herr Sonne, unser Vater, ich will dir etwas sagen. Bleib jetzt hier bei uns. Sonst sind wir zu unglücklich“. Die Sonne aber sprach: „Nein. Mein jüngerer Bruder, Herr Regen, der mit meinem Sohn ein Weiberpalaver gemacht hat, hat mich beleidigt. Deshalb komme ich heute nur, um euch zu besuchen, aber nicht, um zu bleiben. Solange ihr mich als einen mächtigen Mann anerkennt, will ich euch die beiden Siabo lassen. Die werden jedesmal mein Kommen ankündigen. Dann reinigt das Palaverhaus, so daß ich das Frauenpalaver mit dem Regen wieder besprechen kann“.

Seither kündigen Hahn und Tutu-Vogel an, wann die Sonne kommt.

Kindermord

Erzähler ist Yuomi, der schöne Narr, in Kample.

Früher konnten die Frauen hierzulande nicht ihr eigenes Kind töten, wie sie es heute bisweilen tun.

In den alten Zeiten bekam eine Frau einmal ein Kind, das nannte sie Ze. Als das Kind ein wenig herangewachsen war, ging es den ganzen Tag herum und sagte den Leuten: „Ich möchte so gern auch ein Kindchen haben. Könnt ihr mir nicht eins geben?“

Aber sie konnte nun einmal erst ein Kind bekommen, wenn sie älter wäre und ein Mann zu ihr käme. Und als das so weit war, da gebar sie dann auch einen kleinen Jungen. Dieses Kind nun konnte schon nach drei Tagen sprechen. Ze fürchtete sich vor ihm. Sie lauschte, was es zu sagen habe und lief dann zu ihrem Mann: „Komm, das Kind, das ich geboren habe, spricht schon!“

Der Vater setzte sich vor das Kleine auf die Matte, da sagte es: „Vater, du sollst mir Pfeil und Bogen geben!“

Der Vater sprach: „Ich danke dir, das du mich gefragt hast“. Dann nahm er aus seinem Köcher-Korb einen spannenlangen eisernen Bogen. Die lassen sich die Männer oder auch Frauen vom Schmied anfertigen, wenn der Zauberdoktor es ihnen rät. Es ist nicht nur ein Jagdfetisch, sondern hilft auch bei Krankheiten und anderem Palaver.

Der Kleine aber schlug seinen Vater mit dem kleinen Bogen. „Die Art will ich nicht!“

So machte er ihm einen richtigen Bogen und Pfeile dazu.

Das Kindchen ging auf die Jagd und erlegte gar Antilopen.

Sein Vater meinte: „So ein merkwürdiges Kind! Das kann ich nicht verstehen“.

So ging das eine Weile. Da sagte eines Tages Mutter Ze zu dem Söhnchen: „Geh und jage mir ein Zo!“ (Großes Tier, das Löcher und Gänge in die Erde gräbt.) Dann verwandelte sie sich selbst in ein solches Tier, und als das Bübchen in den Bau hineingekrochen war, kam die Mutter aus einem Seitengang heraus, verschloß den Bau und ließ das Kind darin sterben.

Seither töten die Danmütter bisweilen ihre Kinder. Das ist eine Zauberingelegenheit.

Als ich einwerfe, ob die Mutter vielleicht das Kind aus Nahrungsmangel töte, was bei dem mehrjährigen Stillen der Danmütter doch möglich wäre, antwortete der Erzähler: „Nein, eine Zauberafrau handelt nicht nach dem Verstand!“

Warum die Dan ihre alten Eltern nicht mehr umbringen und aufessen

Erzähler ist ein Mann namens Gongwe in Kpeople.

Früher wurden die alten Leute bei uns getötet und aufgegessen. Jetzt läßt man sie von selbst sterben. Ich will dir erzählen, wie es dazu kam.

Es war einmal ein junger Mann namens Ge, der verbarg seine alte Mutter vor den Leuten, damit sie sie nicht töten könnten.

Eines Tages kam Gott Abi in das Dorf des jungen Mannes und brachte den Leuten Flechtstreifen. „Da, flechtet mir damit Matten“, sprach er, „sonst müßt ihr Sklaven werden.“ Damals konnten die Dan aber noch keine Matten flechten. Vergebens schauten sie nach einer Person, die es verstünde. Landauf und landab gingen sie – niemand wußte mit den Streifen etwas anzufangen.

In dieser Not ging Ge heimlich zu seiner versteckten Mutter. „So“, sagte die Alte, „ihr mögt doch sonst die alten Leute nicht, weshalb kommt ihr denn jetzt zu mir?“ Aber dann gab sie ihm einen Rat: „Geh zurück ins Dorf, und wenn Abi wiederkommt, so sagt zu ihm: „Bring uns erst eine alte Matte, wir können doch die neue Matte nicht auf unserem schmutzigen Fußboden flechten!“ So geschah es, und als Abi die alte Matte gebracht hatte, flochten sie nach ihrer Machart eine neue.

Seit der Zeit flechten wir eine neue Matte nie, ohne eine alte darunter zu legen. Und unsere Alten wissen wir wegen ihrer guten Ratschläge zu schätzen und töten sie nicht mehr.

Gott Abi unterweist die Menschen

Erzähler ist Si in Bujale.

Weißt du, warum der Leopard Ziegen aus dem Dorfe holt, aber dann auch wieder Tiere draußen im Busch jagt?

Als Gott uns schuf, gab er den Tieren den Busch und uns die Dörfer. Er machte einen feinen glatten Platz und sagte zu den Menschen: „Kommt ihr hierher, und baut da Häuser!“ So kommt es, daß ein Jäger sich im Busch verirren kann, denn dort herrschen wir eben nicht.

Wir Menschen gingen nun zu Gott und fragten: „Was soll unsere Nahrung sein?“

Gott: „Reis, Maniok, Eddo, Mais. Alles andere gebe ich euch nur so zum Auffüllen“. Danach brachte Gott ihnen Reis und Maniok-Setzlinge und zeigte ihnen, wie sie Dumpu (gestampften Maniokteig) bereiten sollten.

Die Menschen fragten: „Du gabst uns da reinen und rauhen Reis. Was ist der Unterschied?“

Gott antwortete: „Den reinen sollt ihr essen, den rauhen säen“.

Nun brachte Gott Axt, Buschmesser und Hacke. „Ihr müßt den Wald niederschlagen. Ihr müßt die Bäume fällen und alles niederbrennen, bis ihr eine große Farm habt. Ihr müßt aber das Holz recht klein schlagen, daß es richtig brennt . . . Jetzt pflanzt den Maniok, vier oder fünf in ein Loch. Und wenn er gewachsen ist, grabt ihr ihn aus und eßt ihn.“

Dann säten sie den Reis.

Gott sprach: „Ich will den Menschen etwas geben, das gut als Zuspeise zu essen ist“.

Und wir bekamen von ihm Okru, Planten, Kassawablätter. All das pflanzten die Menschen in jener ersten Farm.

Die Tiere ihrerseits waren also im Busch und machten keine Farm. Wenn nun wir, die Menschen, im Busch unsere Farmen anlegten, so kamen die Tiere und holten sich, was sie wollten, die Palmratten den Reis, die Wildschweine den Maniok.

Da versammelten sich alle alten Leute und sagten: „Was machen wir nur dagegen?“ Ein Alter stand auf: „Ich habe eine Idee: laßt uns einen Boten zu Masua schicken, die soll mit Gott sprechen!“

Masua ging zu Gott und trug das Anliegen der Menschen vor.

Aber Gott sagte: „Die Menschen lügen!“ Er sandte Boten zu allen Tieren und bestellte sie zu sich. Er befahl ihnen, einen schönen Pfad freizuschlagen bis zu seinem Hause. Dann sprach er zu Masua: „Pflanzt ein wenig Reis hier, ein wenig Maniok da und Okru dort!“

Dann bestellte er die Tiere wieder. Alles war schon ganz schön gewachsen. Als das Wildschwein kam, steckte es gleich seine Nase in den Boden und grub den Maniok aus. Dann kam die Palmratte und fraß die jungen Reis-pflanzen, und das Stachelschwein fraß auch den Maniok.

Als Gott Abi das sah, sprach er: „Ihr Menschen sollt euch nicht mehr beklagen müssen!“ Er ließ den *Leoparden* kommen: „Ich will dir sagen, was du tun sollst. Ich habe euch Tiere gemacht, und darum müßt ihr mir gehorchen. Ich habe aber Tiere *und Menschen* gemacht. Die Menschen sind so gierig, daß sie Farmen in eurem Busch anlegen. Wenn die Tiere nun in der Menschen Farm gehen, so sollst du sie fangen“.

Seither frißt der Leopard alle Tiere. Es gibt ja größere Tiere als ihn, aber er beherrscht sie doch alle.

Wie die Fische ihr Wasser freigaben

Erzähler ist Yuomi, der schöne Narr in Kample.

In den ganz alten Zeiten, damals als die Menschen zuerst auf die Erde kamen, hatten sie kein Wasser zum Trinken. Ich will dir erzählen, wie es dazu kam, daß wir es jetzt haben.

Einmal, als die Tiere und Menschen durstig waren, ging die Schwarzantilope fort, um etwas zum Trinken zu suchen. Sie kam an einen Tümpel, darin saß ein kleiner Krebs. Die Antilope sagte zu dem Krebs: „Guten Tag! Ich bin so durstig. Würdest du mir erlauben, ein wenig zu trinken?“

Der Krebs antwortete: „Niemand kann von meinem Wasser trinken, der nicht zuvor mit mir gerungen hat“. Da kämpften sie miteinander, und der Krebs besiegte die Schwarzantilope.

Die Schwarzantilope floh und holte die Rotantilope. Der ging's nicht besser und ebenso der Reihe nach dem Wildschwein und allen anderen Tieren. Alle besiegte der kleine Krebs.

Schließlich holten sie das graue und das rote Erdhörnchen. Die beiden taten sich zusammen. „Bleib du im Hintergrund und singe“, sagte das eine, „während ich mit dem Krebs ringe.“

So machten sie's. Während des Ringkampfes lauschte der Krebs immer mit dem einen Ohr dem Singen und konnte deswegen nicht richtig kämpfen. So wurde er besiegt.

Damals war der kleine Flußkrebis König aller Fische gewesen. Als er nun tot war, ging die Nachricht davon über alle Wasser. Da kam der große Wels zu dem Platz geschwommen, an dem der Kampf stattgefunden hatte. Nun hatten die beiden Hörnchen die Matte, auf der der Ringkampf stattgefunden hatte, mit ihren kleinen Pfötchen so zerkratzt, daß es aussah, als ob der Leopard da gekämpft hätte. Als der Wels das sah, rief er: „Oh, das müssen ja mächtige Tiere gewesen sein, die da unseren König niedergedrungen und getötet haben, mit denen wollen wir uns nicht mehr einlassen!“

Seitdem schwimmen die Fische schnell weg, wenn sie ein Geräusch hören und lassen einen jeden von ihrem Wasser holen.

Warum die Schimpansen keine Colanüsse fressen

Erzähler ist Dan, Sohn des Großhüptlings Mongru in Kample.

Schon in alter Zeit aß der Schimpanse gerne alle Arten von Nüssen. Eines Tages hörte er von der Colanuß. Man sagte: „Die Nuß, die dort drunten im Lande wächst, schmeckt besser als irgendeine andere“.

Nun war der Schimpanse ein großer, reicher Mann. Also sandte er seinen Sohn zum Hüptling des Waldes, daß man ihm eine Probe von den Nüssen schenke. Der Hüptling gab dem Schimpansensohn ein ganz kleines Stück Colanuß und sagte: „Bring es dem Vater und sag ihm, es kostet eine Kuh. Wenn er aber zu uns ziehen will, mag er herkommen, bei uns leben und die Nüsse frei haben“.

Als der Schimpansenvater die Nuß versucht und wirklich gut gefunden hatte, und sein Sohn ihm die Nachricht dazu überbracht hatte, sagte er: „Gut. Ich will hingehen und mir das Land anschauen.“

Also machte er sich auf und ging und ging und kam in die Dunkelheit, als es etwa noch eine Stunde zu den Cola-Affen war. Er war furchtbar hungrig, weil er auf dem ganzen Weg noch nichts gegessen hatte. Da stieg er auf einen Baum. Es war ein Colabaum, der über und über voll Nüsse hing, aber der Schimpanse hatte ja noch nie zuvor einen Colabaum gesehen. Er schlief inmitten der guten Nüsse ein, ohne gegessen zu haben.

Ganz in der Frühe sandte der andere Affe seine Kinder, um eben diese Nüsse zu ernten, weil er ja seinen Schimpansenfreund erwartete. Als die Kinder zu dem Colabaum kamen, sagten sie unter sich: „Was für ein großer Mann schläft denn da droben? Alter Mann! Alter Mann da droben, wach' auf, wir wollen die Colanüsse ernten!“ „Wer seid ihr denn?“ „Oh, wir erwarten einen wichtigen Fremden und wollen diese Colanüsse für ihn holen.“ Da fragte der Schimpanse: „Ist das die Cola?“ „Ja.“ „Was? Ich bin ja der Fremde, der zu eurem Vater kommt. Ich kam hierher ganz gierig auf die Colanüsse und nun saß ich die ganze Nacht da oben mitten unter all den Colanüssen, ohne es zu wissen! Das bedeutet, ich *solle* sie nicht essen, und so will ich's halten. Sagt einen Gruß zu eurem Vater – ich gehe heim.“

Daher kommt es, daß die Schimpansen zwar Nüsse essen, aber die Cola nicht anrühren.

Nahrung, Geld und Glück

Erzähler ist ein Greis in Kpeople.

Vor langer, langer Zeit stritten sich einmal die Nahrung, das Geld und das Glück, wer von ihnen der Wichtigste sei. Die Nahrung sprach: „Ich bin der Hüptling über alles, was lebt“. Das Geld: „Nein, ich!“ Das Glück: „Ich bin sogar *euer* Hüptling!“

Sie trugen ihren Streit zu Gott Sra. „Sra, wir kommen, dich zu sehen!“ Und sie trugen ihm ihr Palaver vor. „Da müssen wir zu Gott Abi gehen, der der größere von uns ist“, sagte Sra.

„Wo kommt ihr alle her?“ sprach Abi. Sie sagten ihm, daß Sra ihr Palaver nicht zu entscheiden gewagt habe. „Was ist euer Streit?“ So erklärten sie Abi, wie jeder von ihnen glaube, wichtiger als der andere zu sein.

Abi sprach: „Du, Herr Nahrung, du meinst, du seist der größte. Aber ist es nicht so, daß man dich oft einfach so, für nichts, weggibt?“

„Und du, Herr Geld? Kommt es nicht vor, daß ein Mann selbst für Geld nicht für einen reichen Mann arbeiten will?“

Darum ist das Glück euer aller Hüptling!“

Von einer guten und einer schlechten Frau

Erzähler ist ein Schmied und Schnitzer in Meaple-Bona.

Gottes Tochter heißt Ze. Und es ist da ein anderer Gott namens Zalubua, dessen Tochter heißt Bua.

Nun war einmal ein Mann namens Wo, der war sehr reich, so reich etwa wie Großhüptling Mongru heute ist. Er hatte zwei Söhne, und einer von diesen hatte wieder zwei Söhne; der ältere hieß Pe, der jüngere Dladobe.

Wo besaß viele Frauen. Diese liebten alle seinen Enkel Pe. Der war nämlich ein schöner Mann, den alle Frauen dem jüngeren Dladobe vorzogen.

Pe aber sagte: „Ihr sagt alle, ihr liebtet mich. Aber erst, wenn ich einer Frau ins Herz gesehen habe, will ich sie heiraten“.

Seine Mutter schüttelte den Kopf: „Welche Frau wird denn das zulassen, daß du ihr die Brust aufschneidest, um ihr ins Herz zu sehen, damit sie deine Frau werden kann!“

Nun war da Gottes Tochter Ze. Die lebte als freie Frau und hatte eine sehr schöne Hütte. Auch Zalubuas Tochter Bua war eine freie Frau mit einer feinen Hütte.

Als Pe vernahm, daß da zwei freie Mädchen im Lande waren, nahm er ein Gewehr, ging in den Wald und tötete ein Tier „Zo“, das ähnlich wie ein Affe aussieht. Er zog ihm die Haut ab und nahm nur diese mit; das Fleisch ließ er liegen, weil es nicht gut schmeckt.

„Vater Wo“, sprach er zu seinem Großvater, „ich möchte zu dem freien Mädchen Ze gehen und sie heiraten.“

Da lachten die Frauen unter sich, denn Pe wollte ja die Frau, die er zu heiraten gedachte, vorher aufschneiden.

Bevor Pe in der Residenz Gottes ankam, zog er sich das Fell über, so daß er wie ein Affe aussah. „Wo ist Ze's Haus?“ fragte er Gott Abi. „Laß sie kommen, damit ich sie sehen kann, ich komme ihretwegen!“

Ze schaute zu ihrer Hütte heraus. „Wer ruft mich da?“ Als Abi ihr den Pe zeigte, meinte sie: „Was für ein Tier ist denn das, das mich da rufen läßt? Es soll aus meinen Augen! Treibt es aus dem Dorf oder wir schießen!“

Pe aber ging ihr nach zu ihrer Hütte, und ohne das Fell abzunehmen, sagte er: „Ich liebe dich“. Ze verschloß die Türe, aber Pe setzte sich davor und bat: „Ze, öffne mir, ich liebe dich! Ich komme um deinetwillen. Und wenn du mich auch nicht magst, so gib mir doch etwas Wasser zum Trinken!“

Ze: „Nein, eher will ich sterben!“

Da ging Pe fort aus Gottes Dorf.

Nun machte er sich auf nach Buas Dorf, die ja auch ein freies Mädchen war. Wieder trat er in seinem Fell vor Zalubua, ihren Vater, und begrüßte ihn.

„Wo kommst du denn her?“

„Ich möchte zu Bua. Ich liebe sie und möchte sie heiraten.“

Bua trat aus ihrer Hütte. „Wer rief mich?“ Der Vater erklärte ihr, weshalb Pe gekommen war. Da kam Bua herzu und setzte sich neben den verkleideten Pe.

Die Frauen des Haushaltes aber traten zu ihr und sagten: „Setz dich doch gegenüber! Der Mann ist zu häßlich, als daß du dich neben ihm niederlassen solltest!“

Jetzt sagte Pe wieder: „Ich liebe dich! Darum bin ich zu dir gekommen“.

„Gut“, antwortete Bua, „so laß uns zu meiner Hütte gehen.“

Die anderen Frauen aber riefen ihr zu: „Wir werden deine Hütte nie wieder betreten – dieser Mann ist nicht gut!“

Bua legte sich auf ihr Lager.

Pe sprach: „Ich will mich nicht auf dein schönes Lager betten, sondern dort schlafen, wo du das Schmutzwasser hinschüttest“.

„Wenn du das so willst, so laß mich dir wenigstens eine Matte auf den Boden legen!“

Pe lehnte aber auch das ab, aber Bua breitete doch eine Matte auf den Ausgußplatz, und Pe legte sich darauf nieder.

Bua hatte viel Reis und gutes Fleisch im Hause. Daraus machte sie am Morgen ein feines Essen. Sie reichte es Pe in einem großen Topf.

Pe: „Nein – tu mein Essen in jene Topfscherbe dort!“

So reichte sie ihm sein Essen also in einer Scherbe. Zugleich brachte sie ihm Wasser: „Wasch deine Hände, Pe, damit du essen kannst!“

„Nein, meine Hände sollen schmutzig bleiben“, antwortete Pe, und wischte sie einfach an seinen Beinen ab. Und dennoch aß Bua mit ihm aus der gleichen Scherbe.

Am Abend bot Bua ihm wieder ihr Lager an.

„Nein“, sagte Pe, „ich will wieder auf der gleichen Matte schlafen.“

Bua breitete einen Stoff über die Matte.

„Nein, laß den Stoff, ich will mich so auf die Matte legen!“ Da legte sich Bua zu ihm auf die bloße Matte. Als der Tag anbrach, stellte sie Wasser auf das Feuer. Wie es warm war, rief sie dem Pe zu: „Komm, wasch dich!“

„Nein, meine Haut ist sauber!“

Nun sprach Pe: „Laß uns in meine Heimat gehen!“

Bua: „Ich will's meinem Vater sagen“. Der war einverstanden. Bua bat aber: „Laß uns erst morgen gehen!“

„Gut!“

Es kam jetzt wirklich niemand mehr in Bua's Hütte, weil Pe in all seiner Häßlichkeit darin saß. Wieder kam die Nacht, und sie schliefen beisammen auf der bloßen Matte. Bei Tagesanbruch sagte Pe zu Bua: „Stell mein Wasser aufs Feuer! Ich möchte baden. Und laß uns dann etwas essen, bevor wir gehen!“

„Ja, ich will vier Perlhühner schlachten.“

Es hing da ein neuer Topf. „Tu da mein Badewasser hinein“, sagte Pe.

Bua tat so und trug den Topf in die Bade-Umzäunung. Pe ging hinein, und als er den Topf herausschob, warf Bua einen heimlichen Blick in die Umzäunung und sah da einen nackten Mann. Sie dachte: „Das muß ein Freund von Pe sein!“ Und als Pe dann wieder in dem Fell zu ihr trat, dort, wo sie beim Kochen war, sagte sie: „Sag deinem Freund, er soll sich hierher setzen; ich will ihm auch Badewasser machen“.

Da sprach Pe: „Ich habe keinen Freund hier. Der Mann, den du sahst, das war ich“. Und er warf das Fell ab und zeigte sich, wie er war, ein schöner Mann.

Auf einmal meinten alle Frauen, die vorher so vor Pe zurückgewichen waren: „Pe soll heute Nacht bei uns schlafen!“

Alle gingen sie in Buas Hütte aus und ein. Und als jetzt Buas Reis fertiggekocht war, hielten die Frauen dem Pe die Reisschüssel hin, und wenn etwas Reis aus seiner Hand fiel, aßen sie es.

Dann also ging Bua mit Pe fort. Sie trug seine Last. Alle Frauen gaben ihnen das Geleit. Er war wirklich ein schöner Mann.

Pe schlug den Weg zu Abis Tochter Ze ein. Als sie ankamen, schaute Ze aus ihrer Hütte und erblickte den Pe. Sie sagte: „Bua darf ihn nicht alleine haben, er gehört mir auch!“ Und sie trat heraus und folgte ihnen.

Pe sprach zu Bua: „Ich liebe Ze und will auch mit ihr schlafen“. Er legte seinen Arm auf Ze's Schulter und so schritten sie dahin.

Als sie in Pe's Heimatdorf ankamen, wurde ein großer Festanz veranstaltet.

Nun fragte Pe seine beiden Frauen: „Was soll ich tun, damit ihr zufrieden seid?“

Bua: „Wenn du mit irgendeiner der Frauen im Dorf dich befreundest, werde ich dich töten. Das ist das einzige, was ich nicht ertragen kann“. Und Ze sagte dasselbe.

Pe sagte: „Ich höre, was ihr sagt. Und wenn eine von euch beiden sich mit einem anderen Mann befreundet, werde ich sie töten. So soll es sein!“ Und er wiederholte es noch einmal.

Eines Tages sprach Pe zu seinen Frauen: „Ich werde morgen auf eine Wanderung südwärts gehen“.

Pe's jüngerer Bruder Dladobe blieb bei den beiden Frauen zurück. Und beide schliefen mit ihm.

Eines Abends kehrte Pe zurück. Er schlief bis Tagesanbruch. Bua kochte Reis, gab ihn Pe und Dladobe zu essen. Dann setzte sie sich an die Tür einer gegenüberliegenden Hütte. Ze sagte: „Iß deinen Reis schnell und dann pack' sie! Ich weiß wohl, warum sie sich so weit weg setzt“.

Da ergriff Pe ein Messer: „Du hast dich mit einem Mann eingelassen“, rief er.

Bua erwiderte: „Ja, mit deinem jüngeren Bruder“.

Pe: „Komm heraus, daß ich dich umbringen kann!“

Er ergriff sie, steckte sie in einen Mörser, nahm sein Messer, aber als er ihr den Hals durchschneiden wollte, bat Bua: „Warte! Gib mir Wasser zu trinken!“ Das tat er. Wie er dann wieder sein Messer ansetzte, sagte sie abermals:

„Warte! Du mußt daran denken, wie sich gewisse Menschen verhalten haben, bevor sie in dieses Dorf kamen“.

Da ließ er ab von Bua. Er fing zwei Kühe ein und tötete sie, da er das Messer nicht umsonst gezückt haben wollte.

Dann fragte Pe die Ze, ob sie ihm auch untreu geworden sei und Ze bejahte es. Als er das Messer nahm, sie zu töten, bat sie auch um Wasser. Da sprach Pe: „Erinnere dich, was geschah, bevor wir hierherkamen“ – und er tötete Ze.

Lob und Lohn der Freundlichkeit

Erzähler ist ein junger Mann namens Mlesna („Was ist in deinem Herzen?“) im Lepradorf in Gaple.

Zwei Frauen waren einmal zusammen auf einer Farm. Beide hatten keinen Mann. Als sie einmal wieder ihren Reis gekocht hatten, nahm die eine eine Handvoll davon und sprach: „Ich wünschte, es käme jetzt ein Mann. Der dürfte den Reis hier aus meiner Hand essen und sollte mein Gemahl sein“.

Gerade kam ein Mann namens Bate des Wegs daher. Der nahm den Reis aus der Hand der Frau und aß ihn.

Sagte die Frau: „Du bist jetzt mein Mann!“

Die andere aber mischte sich ein: „Nein, er soll mein Mann sein!“

Und die beiden Weiber schlugen sich.

Bate sagte: „Wartet! Wir wollen die Angelegenheit ins Dorf tragen. Ich will das nicht selbst entscheiden“.

So gingen sie alle drei zum Häuptling und trugen ihm den Streitfall vor. „Welche willst du denn, Bate?“ fragte der.

„Ich will das nicht selbst entscheiden, sonst denkt die Frau, ich liebte sie.“

Der Häuptling griff zwei Hunde, gab einen der Frau, die den Reis geboten hatte, und einen der anderen Frau. So hatte also jede der beiden Frauen einen Hund an der Hand.

Dann nahm er ihnen die Hunde wieder ab und gab sie einem Jäger. Zu diesem sagte er: „Geh mit diesen beiden Hunden auf die Jagd. Die Frau, deren Hund zuerst Beute macht, soll den Mann haben“.

Der Hund der Frau, die dem Mann den Reis gegeben hatte, erjagte gleich ein Wild. Der andere aber war zwei Tage mit dem Jäger im Busch und fand doch nichts. So hatte die Frau durch ihre Freundlichkeit einen Mann bekommen. Ja, es ist gut, freundlich zu sein.

Das Gebot des Vogels

Erzähler ist ein älterer Mann in Gagle.

Vor langer Zeit lebte ein alter, alter Mann namens Ma kakadie. Er wohnte draußen im Wald. Er war ein Fischer. Einmal hatte er viel Krabben gefangen – einen großen Korb hatte er voll davon. Da kam ein kleiner Vogel, ihn zu besuchen. Nun war Ma kakadie ganz allein in seiner Farm, er hatte keine Frau, kein Kleid, kein Geld, nichts, was er dem Gast hätte anbieten können – außer den Krabben. Der Vogel aber piepste: „Ma, ich bin aus einem ganz bestimmten Grunde gekommen, dich zu besuchen. Ich möchte, daß du mir diesen einen Gefallen tust: Gib mir einige von den Krabben. Dann will ich dir Gutes tun, das dich von allen Leiden befreien wird. Ich werde dich reich machen, so reich, daß du deine Schätze wie ein Verrückter verschwenden kannst“.

Der Alte gab ihm die Krabben. Der Vogel war zufrieden und sagte: „Ma kakadie, ich gebe dir dieses Pulver“ – es war eine Medizin aus getrockneten Blättern – „leg's auf deine Hand und blase in die Richtung, in der die Sonne aufgeht und dorthin, wo sie untergeht“.

Nachdem Ma das getan hatte, entstand im Osten vor ihm eine große Stadt und im Westen wuchs auch eine große Stadt, und sein Haus war gerade in der Mitte. Jedermann kam zu ihm, er war der große Mann und sehr reich. Niemand befahl ihm: es war seine Stadt. Jeder rief ihn „Ma“ – mein Vater, mein Häuptling!

Nun hatte aber der Vogel damals, bevor er ihm die Medizin ausgehändigt hatte, zu ihm gesagt: „Wenn du deine Leute spielen und herumrennen siehst, steh nicht auf und mach mit, denn das darf nicht sein. Das dürfen sie nicht tun. Das ist das einzige Verbot, das ich für die Stadt erlasse“. Er hörte es, war einverstanden und regierte nach diesem Gebot viele Jahre.

Schließlich, nachdem er lange geherrscht hatte, kam ein Jahr, da machten sie wieder ihre Farmen; aber in der Trockenzeit war es so heiß, und dann kam kein Regen, so daß der Reis verdarb. Die Sonne verdorrte alle Pflanzen. Eines Abends aber hörten sie's in der Ferne donnern. Alle Burschen, die in den Farmen waren, kamen nach dem Dorf gelaufen und waren froh, daß es regnen würde. Und als sie da anlangten, fing es gerade an zu regnen. Da tanzten sie wie wild und spielten in der verbotenen Weise. Ma kam auch von seiner Farm. Es regnete jetzt in Strömen.

Und Ma stellte sich an ihre Spitze und spielte mit ihnen. Und sie tanzten vom ersten ins zweite Dorfviertel – da wurde hinter ihnen alles Urwald – und sie tanzten vom zweiten ins dritte Viertel – da wurde auch das zweite zu Wald, und dann das dritte, und als sie durch das vierte Viertel getanzt waren, da war Ma kakadie wieder allein in seiner alten kleinen Farm.

Welche Mitmenschen lieben uns?

Erzähler ist ein junger Mann namens Suania in Kpeople.

Vor langer Zeit lebten einmal zwei Zwillinge, Ze und Ge. Es waren zwei hübsche Burschen. Sie waren noch ganz jung, als ihre Eltern starben. Also blieben sie bei den Verwandten. Da sie so schmucke junge Leute waren, begannen sie bald, allen Frauen im Dorf nachzustellen.

Eines Morgens sagte Ze zu seinem Bruder: „Wir wollen mal durchs Dorf gehen und schauen, ob wir einen Menschen finden können, der uns liebt. Komm, wir wollen die Palme dort am Dorfrand fragen. Ich steige hinauf und du verbirgst dich derweilen“. Ge fragte: „Was meinst du damit?“ „Du sollst aufpassen, was die Leute sagen, wenn sie uns um Hilfe rufen hören.“ Dann stieg er den Stamm hinauf.

Da oben hingen drei Trauben von Palmnüssen. Ze hieb mit seinem Buschmesser von jeder den Stiel halb durch und ließ sie dann auf einmal hinunterpoltern. Darauf fing Ge unten an zu rufen: „Kommt mir zu Hilfe, zu Hilfe!“

Wie die Männer im Dorf das Gepolter und darauf das Hilfeschrei hörten, dachten sie, einer der Zwillinge sei von der Palme heruntergefallen und sagten unter sich: „Na ja, das geschieht ihm recht (weil sie doch immer ihren Frauen nachgestiegen waren)!“ Vier Frauen aber riefen ihnen zu: „Was, ihr Männer kommt einem anderen Mann nicht zu Hilfe?“ Und zwei von ihnen liefen zu der Palme, um nachzusehen. Die Zwillinge kamen aber nicht zum Vorschein.

Nun fingen die beiden Frauen auch an zu rufen: „Kommt uns zu Hilfe!“ Wie die Männer im Dorf die beiden Frauen um Hilfe rufen hörten, liefen sie alle dahin. Als das ganze Dorf da zusammengelaufen war, kam Ze von seiner Palme heruntergestiegen. Die Männer unten riefen: „Ah, Gott sei Dank, daß du gesund bist, wir haben dich so gesucht!“ „Gut“, sprach Ze, „so laßt uns ins Dorf gehen und feiern.“ Da liefen die Männer mit Freudenrufen voraus ins Dorf.

Die Zwillinge gingen hinterher. „Na“, sagte Ze, „weißt du jetzt, wer im Dorf uns liebt? Nur vier Leute, und das sind diese vier Frauen. Ich weiß es. Als ich da oben in der Palme saß, konnte ich hören, was sie im Dorf sprachen.“

Wie sie nun in das Dorf kamen, wurden sie wieder bewillkommnet. Die Leute legten gar neue Matten auf den Boden. Die vier Frauen aber setzten sich ruhig neben die Zwillinge und schauten sie nur schweigend an. Jetzt kamen auch die Familienältesten, um sie willkommen zu heißen und ihnen zu ihrer Rettung zu gratulieren. Schließlich erschien sogar der Oberhäuptling. Da sprachen die Zwillinge zu ihm: „Vater, bleibt ihr ruhig in eurem Gehöft und laßt uns zufrieden“. „Warum soll ich nicht bei euch sein?“ Ze: „Ich bin sehr verwundert“. „Warum denn?“ „Nun hör mal! Wenn hier jemand auf dem Pfad um Hilfe ruft, wer aus dem Dorf eilt dann als Erster hin?“ Der Häuptling: „Nun, das ist doch klar. Wenn jemand um Hilfe ruft, nehmen wir unsere Buschmesser, Speer, Pfeil und Bogen – was eben so Männersachen sind – und helfen ihm“. Ze: „Es waren aber die vier Frauen, die uns zuerst zu Hilfe kamen“.

Da sagte der Häuptling zu den Leuten: „Wir wollen lieber diese beiden Burschen um Verzeihung bitten“. Er nahm einen Hahn und bot ihn den Zwillingen als Friedensgeschenk an. Ze aber sprach zu Ge: „Rühr' den Hahn nicht an! Sie sollen ihn behalten“. Der Häuptling: „Ihr gebt mein Huhn zurück. Meinetwegen. Aber warum?“ Ze: „Ich weiß, wer in diesem Dorf uns liebt und wer uns gut will“. Häuptling: „So sag doch, wer euch liebt?“ Ze: „Ich machte nur so ein Wortspiel für meinen Bruder“. Häuptling: „Nun, wenn irgendeiner versteckte Worte gebraucht, dann muß er doch auch den Grund dafür angeben können“. Ze: „Ihr habt doch keinen Grund, nach der Bedeutung zu fragen. Zu meinem Bruder hab ich's gesagt, der muß mich fragen“. Ge stand auf und sagte: „Was mein Bruder mir sagen wollte, das habe ich wohl verstanden. Seid lieber nicht neugierig und geht jetzt eurer Arbeit nach“. Da gingen die Leute beschämt ihrer Wege und nur die vier Frauen blieben.

Nun waren von den Frauen zweie gleich zu der Palme gelaufen, und zwei hatten indessen die Männer angefleht, sie sollten doch dem Rufenden zu Hilfe eilen. So fragten die Frauen jetzt: „Welche zwei von uns sind euch lieber?“ „Das ist uns gleich. Ihr habt alle richtig gehandelt. Wir sehen, ihr wart die einzigen, die um uns besorgt waren. Und da wir keine Eltern haben, wollen wir euch als Eltern annehmen.“ „Ja“, sagte sein Bruder, „von heute an wollen wir diese Frauen als unsere Eltern betrachten. Für sie wollen wir arbeiten und für sonst niemanden.“ Ja, so ist es. Die Leute, die uns in der Not behilflich sind, die sind es, die uns wirklich lieben.

Der starke Große und der kluge Kleine

Erzähler ist ein kleiner Bub in Kample

Es war in den alten Zeiten. Die Zwergantilope hatte viele Kinder. Frau Leopard war schwanger und hatte einen so dicken Leib, daß sie nicht mehr selbst zum Jagen gehen konnte. Der Leopard strolchte überall herum, um Beute zu finden. Als er sah, daß die Zwergantilope so viele Kinder hatte, sprach er zu ihr: „Du bist mein Freund. Ich würde mich sehr freuen, wenn einige von deinen Kindern einmal zu mir auf Besuch kämen.“

Die Zwergantilope war nämlich sehr schlau, so daß er sie nicht fangen konnte. „Gut“, sagte das kleine Tier, „ich werde sie dir schicken.“

Als der nächste Tag anbrach, sandte sie einen ihrer klügsten Söhne zum Leoparden. „Guten Tag, mein Kleines“, sagte der Leopard, „geh nur schon ins Haus“. „Oh“, erwiderte der Sohn der Antilope, „vielen Dank, daß du mich in deinem Haus empfangen willst. Aber ich bin wirklich zu schmutzig. Lebewohl, ich geh nun wieder“.

„Schön“, sagte der Leopard, „geh halt und sag deinem Vater einen schönen Gruß von mir!“

Am anderen Morgen ging der Leopard wieder zur Zwergantilope und sprach: „Ich möchte gern, daß einer deiner Söhne bei meiner Frau in Dienst trete.“

„Gut, such dir einen aus!“

„Ich möchte nicht den, der gestern kam, der ist mir zu dumm. Gib mir einen anderen!“

„Die anderen sind noch zu klein. Wenn du den von gestern nicht willst, so tut's uns leid.“

„Nun, so sei's meinetwegen derselbe!“

Als die beiden auf den Pfad kamen, sagte der Leopard: „Geh du voraus; denn es ist ja so Sitte, daß wenn ein Mann mit einem Kind über Land geht, der kleine vorausgeht, damit man auf ihn aufpassen kann.“

„Aber ich könnte doch den Weg verfehlen. Geh doch lieber du als erster, es ist doch dein Land.“ Der Leopard versuchte sein möglichstes, den Kleinen zu überlisten, aber es gelang ihm nicht.

So kamen sie an die Farm des Leoparden. Frau Leopard flüsterte ihrem Mann zu: „Fang doch jetzt die Zwergantilope, daß ich endlich etwas zu fressen bekomme!“

„Ich bring's noch nicht fertig, gedulde dich! Ich habe gesagt, ich brauchte sie, damit sie dir diene. Lass' sie erst arglos werden.“

Nun diente die Antilope also im Haus des Leoparden. Eines Tages stellte Frau Leopard einen Topf Wasser aufs Feuer. „Geh und schau, ob das Wasser kocht!“ sagte sie nach einer Weile und dachte, sie würde die Antilope, in dem Augenblick, da sie hineinschaute, in das kochende Wasser stoßen.

Die Kleine aber nahm ein langes Bambusrohr, schob den Deckel damit zur Seite, tauchte ihn in das Wasser und als es darin sprudelte, sagte sie: „Das Wasser kocht!“

So ging das etwa drei Tage lang. Durch nichts ließ sich das Tierchen überlisten. Nun wird ja eine schwangere Frau schnell zornig. So sagte sie eines Tages ganz ohne Grund: „Wenn du nicht bleiben willst, so geh heim! Ja, geh fort!“ Und in ihrem Zorn ging sie selber zum Wassertopf, der auf dem Feuer stand und schaute hinein. Da gab die Antilope ihr einen Schubs, daß sie in das kochende Wasser fiel und starb.

Danach rief sie dem Leopardenvater: „Das Essen ist fertig! Komm!“ Aber bevor er noch hereingekommen war, lief sie fort und nach Hause. Als der Leopard sah, was geschehen war, rannte er ihm nach.

Als das Kleine nach Hause kam, sagte die Mutter Antilope: „Was ist denn los mit dir?“

„Ja, der Leopard hat mich überlisten wollen, aber ich habe seine Frau umgebracht.“

Da wurde die alte Antilope zornig. „Geh zurück, auch wenn er dich frißt. Ich will dich nicht mehr hier haben, wenn du so etwas getan hast!“

Nun war da unterwegs ein großer Fels, der über den Pfad hing. Als die Zwergantilope den Leoparden kommen sah, sprang sie unter den Fels. Es war eine kleine Höhle darinnen, da schlüpfte sie hinein. Der Leopard konnte ihm nicht in das Loch folgen. „Oh, Leopard, paß auf, stemm deine Hände gegen den Fels, sonst wird er auf dich fallen!“

Erschreckt stellte sich der Leopard auf die Hinterbeine und stützte den Fels mit den Vordertatzen.

Jetzt sprang die Antilope flink heraus. „Nur Vorsicht! Wenn du die Hände wegnimmst, stürzt der Fels herunter!“

„Nimm deinen Zauber weg, daß ich heraus kann!“

„Oh nein!“

So blieb der Leopard stehen und wurde hungrig und immer hungriger. Er wurde schließlich ganz schwach und müde, aber in seiner Todesangst stemmte er sich immer noch gegen den drohenden Felsen. Die Zwergantilope war längst nach Hause gelaufen. Endlich, endlich ließ der Leopard vor Schwäche den Felsen los – da fiel er gar nicht herunter. Er war aber zu schwach, um noch zu jagen und starb wie seine Frau.

Drum sagen wir Dan, es ist besser, den Verstand eines kleinen Tieres als die Kraft eines großen zu haben.

Die undankbare Spinne

Erzähler: Dan Mongru in Kample, Sohn des Großhüptlings Mongru.

Die Spinne stellte einmal eine Falle und darin fing sich ein rotes Baumhörnchen. Als sie es am Morgen fand, war es noch nicht tot. Wie sie es totschiessen wollte, bat es: „Lass mich am Leben, ich will dir Gutes tun!“

Die Spinne sagte: „Ach was – wieder das Schon-Palaver! Ich hab lange genug trockenen Reis gegessen.“

„Ach, schone mich, ich bitte dich!“

Da ließ die Spinne das Hörnchen frei.

„Halt meinen Schwanz!“ sagte das Hörnchen, und dann zog es die Spinne fort, und wo es sie fallen ließ, entstanden große Dörfer und die Spinne wurde ein reicher Mann. Jedermann kam, um ihre Meinung einzuholen.

Nach ein paar Jahren war das Hörnchen herangewachsen und ein berühmter Ringer geworden. Einmal kam es in der Spinne Stadt. Man sagte: „Ah, da kommt ein großer Ringer!“ Am Markttag wurde gerungen und das Hörnchen warf alle Gegner zu Boden.

Da sagte die Spinne: „Was? der Fremde will alle meine Leute werfen? Ich will selbst mit ihm ringen!“ Und zum Hörnchen sprach sie: „Junger Mann, ich will mit dir kämpfen, denn es gefällt mir gar nicht, daß du meine jungen Leute einen nach dem andern wirfst.“

Das Hörnchen aber antwortete: „Ein Mensch und sein Zauber können nicht miteinander kämpfen.“

„Was heißt hier Zauber“, rief die Spinne, „ich will mit dir ringen!“ Da warf das Hörnchen die Spinne weit weg, in denselben Wald, aus dem sie gekommen war, und sie war wieder arm wie zuvor.

Ja, man soll nicht mit einem Menschen kämpfen, der einem zuvor geholfen hat.

Warum die Leoparden keine Spinnen fressen

Erzähler ist Dan Mongru, Sohn des Großhüptlings Mongru in Kample.

In den alten Zeiten wußten die Tiere hierzulande nur vom Hörensagen, daß es so ein Leopardentier gibt, das andere Tiere frißt. Die Leoparden lebten nämlich dazumal nur im Manoland. Ab und zu ging eines der hiesigen Tiere hin, um zu schauen, ob es etwas über diesen Tierfeind herausbekommen könne; sie fanden dann auch Stellen, wo der Leopard Antilopen gefressen und Knochen hinterlassen hatte, aber den Leoparden selbst bekamen sie nie zu sehen.

Schließlich flohen alle Tiere vom Manoland hierher. Der Leopard fand keine Beute mehr und kam schließlich auch ins Danland. Er war natürlich sehr hungrig, und als er am Wege die Spinne sah, wollte er sie fressen.

„Lass mich leben, Leopard“, bat sie „ich werde dir vier oder fünf andere Tiere verschaffen!“

„Oh“, stöhnte der Leopard, „ich bin aber so hungrig, weil in meinem Land gar keine Tiere mehr sind.“

„Aber ich bin ja doch so klein, ich würde dich ohnehin nicht satt machen. Ich will dir aber Beute verschaffen, die deinen Hunger für Tage stillen wird. Schone mich!“

„Gut! ich will dich laufen lassen, aber nun sprich, was du mir zu raten hast.“

„Schön“, sprach die Spinne, „ich werde dir gute Beute verschaffen, weil du mich geschont hast. Aber was wirst du mir zur Belohnung geben?“

„Du bist mir ein seltsamer Partner“, rief der Leopard, „ich schone dich und nun soll ich dir auch noch etwas schenken? Immerhin, wenn du mir etwas zu fressen bringst, gebe ich dir eine von meinen Töchtern zur Frau.“

„Oh, Leopard, du willst mich nur verhöhnen. Wenn du mir eine von deinen Töchtern zur Frau gibst, werde ich ihr nicht befehlen können, wie es einem Manne zukommt, sondern sie wird mich herumkommandieren. Ich bringe dir was zu essen, aber deine Tochter will ich nicht. Leg dich jetzt hin und schlafe so etwa einen halben Tag. Ich gehe indessen und hole dir etwas zu fressen. Merke dir: wenn ich sage „Adieu, Herr Leopard!“, dann mußt du dich zum Sprung bereit machen.“

Die Spinne ging fort in den Wald und erzählte erst den Antilopen, den schwarzen und den roten, und dann allen anderen Tieren: „Das große, gefährliche Tier, wißt ihr, aus dem Manoland, von dem wir so viel gehört haben – davon habe ich eins gefangen.“

Als die Tiere das hörten, freuten sie sich mächtig und waren schrecklich neugierig, weil sie ja noch nie einen Leoparden gesehen hatten. Viele wichtige Tiere gingen mit der Spinne.

Als sie zu dem Platze kamen, wo der Leopard schlafend lag, fingen einige von ihnen gleich an, den Busch ringsum niederzuschlagen, um ein richtiges Fest veranstalten zu können. Nun stellte die Spinne sich in die Mitte: „So, meine Herren, da sind wir. Nun seht ihr, daß ich wirklich dies mächtige Tier gefangen habe. Wenn die Art von Reißern in unser Land kommt, dann bedeutet das Krieg für uns.“

Da sagte das Schwein: „Herr Spinne, wir sind voller Hochschätzung für Sie, daß Sie uns vor diesem Untier gerettet haben.“ Und der Büffel stand auch auf: „Meine lieben kleinen Herren, auch ich bin glücklich, daß die Spinne so wohl gehandelt hat. Wirklich, das erfreut mein Herz. Ich wäre ja eigentlich der größte und älteste unter euch, weil der Elefant nicht da ist, aber ich will gerne meine Würde an die Spinne abtreten, weil sie uns einen so großen Dienst erwiesen hat.“ So stand der Reihe nach ein jedes von den Tieren auf und hielt eine kleine Lobrede auf die Spinne. Schließlich aber meldete sich die Zwergantilope zum Wort: „Meine Herren, die Sie hier versammelt sind“, sprach sie „und Sie, Herr Präsident Spinne, die Sie uns zu diesem großen Ereignis zusammengerufen haben, ich möchte dies sagen: wir wollen doch lieber jetzt gleich das Tier zerlegen und verteilen, und es uns schmecken lassen, bevor wir so lange Reden halten. Ich habe nämlich vor langer Zeit, als ich noch in meiner Heimat lebte, einmal geträumt, daß diese Art von Tieren, wenn sie gestorben sind, wieder aufwachen können. Darum sollten wir den Leopard erst schlachten, bevor wir so viele Reden halten.“

Der Spinne kam ein Gedanke: Sie stand wieder auf und unterbrach die Zwergantilope: „Meine Herren in der

Runde, ich habe etwas zu sagen. Wir brauchen etwas, das wir dem Leoparden unterlegen können. Wir dürfen ihn nicht einfach auf Blätter legen. Ich denke, am besten ist es, ich breche gleich auf, damit ich mit der Unterlage zurück sein kann, bevor es Nacht wird. Macht derweilen alles fertig. Für Sie, Herr Leopard, ist das jetzt ihr letztes Stündlein. Dann werde ich Sie diesen Tieren übergeben. Ja richtig, ich muß auch noch einen kleinen Buben zum Großhüuptling schicken, um ihn zu fragen, ob er das Fell haben möchte. Wenn ich lange ausbleibe, könnt ihr auch schon anfangen mit dem Schlachten.“ Und zum Leoparden sagte sie: „Du kannst jetzt schön ins Jenseits marschieren. Adieu, Herr Leopard!“ Und dann ging sie etwa zwei Meilen von dieser Stelle fort.

Da saßen nun alle die großen und kleinen Tiere im Kreis herum und waren begierig darauf, zu schlachten und recht viel schönes Fleisch mit nach Hause zu nehmen. Aber sie mußten ja noch auf die Spinne warten, und so legten sie sich alle ein wenig zum Schlafen hin. Da sprang der Leopard auf und tötete sie alle, eins nach dem anderen. Nur die Zwergantilope fand er nicht. Die dachte sich: das beste wird sein, ich gehe gleich der Spinne nach, um ihr die schlimme Nachricht zu bringen.

Am Spätnachmittag kam die Spinne dann zurück. „Nun, wie geht's jetzt?“ fragte sie den Leoparden.

„Oh, mein Herz ist sehr zufrieden. Nun magst du mir auch sagen, was du von mir als Gegengabe willst.“

Da antwortete die Spinne: „Deine Tochter will ich nicht und auch sonst nichts. Nur dies, daß du mich nicht anrührst, wo immer du mich triffst und wie hungrig du auch sein magst.“

„Angenommen!“ sprach der Leopard und sie schlossen auf der Stelle Frieden für immer.

Das ist der Grund, weshalb die Leoparden heute noch keine Spinnen fressen.

Zwei mächtige Esser

Erzähler: Ein junger Leprakranker in Gaple.

Der Elefant traf einmal die Ziege: „Ich kann viel mehr fressen als du“, sagte er. „Ausgeschlossen“, erwiderte die Ziege, „ich kann noch mehr fressen.“ Sie begannen um die Wette zu futtern. Schließlich wurde der Elefant müde und sie legten sich auf einen Felsen zum Schlafen. Als der Elefant erwachte, war die Geiß gerade beim Wiederkäuen. „Ziege, wieso kannst du denn immer noch fressen?“ fragte er sie verblüfft. „Ja, warte nur, wenn ich fertig bin, fresse ich dir noch deine Beine und Ohren ab!“ Da rannte der Elefant entsetzt davon, und die Ziege hatte die Wette gewonnen.

Bildende Kunst

Die bildende Kunst der Dan will ich in einer in Vorbereitung befindlichen Neuauflage meines Buches „Negerkünstler“ behandeln.

Wir haben im Laufe dieses Buches die Masken und Ahnenfiguren der Dan kennengelernt und auch die kleinen, nur fingerlangen Masken, die in den Geheimbünden ihre Rolle spielen. Es gibt auch Figuren, die lediglich als Konterfei einer schönen Frau entstehen, ferner große Reislöffel, deren Stiel oft mit einem angeschnitzten Menschen- oder Tierkopf verziert ist. Dabei verstehen die Dan-Künstler es durchaus, porträtähnlich zu schnitzen.

Die Schnitzer der Dan sind Künstler in unserem Sinne, die aus innerer Berufung das Schnitzen beginnen, und um ihrer eigenen Befriedigung willen, nicht um des Erwerbs willen, Kunstwerke schaffen. Das Schnitzhandwerk wird oft – aber durchaus nicht immer – vom Vater auf den Sohn vererbt.

Es gibt keine eigentliche Lehre, aber trotzdem ein Meister-Schüler-Verhältnis. Wer das Schnitzen erlernen will, sucht sich einen Meister, den er ab und zu besucht, um ihm einige Tage bei der Arbeit zuzuschauen und zu Hause angefertigte Werke zur Begutachtung vorzulegen.

Der Dan-Schnitzer arbeitet an geheimem Platze im Busch. Seine Werkzeuge sind Dächsel und Messer. Zum Glätten verwendet er ein rauhes Blatt, zum Färben schwarze Farbe, die er aus einem Blatt gewinnt. Er hält es streng geheim.

Greifbar ist hier einmal der Einfluß, den ein Nachbarstamm ausgeübt hat. Ein großer Schnitzer der

Kran nämlich, der alte Sra, den wir selbst noch gut gekannt und viele Male befragt haben, wurde oft von den Dan-Häuptlingen und auch von den Mano-Großen gerufen, um für sie Masken, Löffel, Schüsseln und Spiele zu schnitzen. Die jungen Dan-Künstler haben sich dann an den Werken dieses Meisters inspiriert, so daß man heute nicht unterscheiden kann, ob ein Reislöffel oder eine Holzschüssel ein Werk eines Kran oder eines Dan ist.

Die Dan sind zusammen mit den Kran eines der ganz wenigen Negervölker, das in der bildenden Kunst auch Werke kennt, die rein um ihrer ästhetischen Wirkung willen geschaffen werden. Es sind kleine Tier- und Menschenfiguren, etwa ein bis zwei Finger lang, die im Guß der verlorenen Form hergestellt werden. Wir haben Eidechsen-, Waran-, Hund- und Menschenfigürchen erworben (Abb. 31 a).

Ab und zu findet man auf den Hütten der Dan Malereien. Sie sind rein erzählender Natur. Wer einen Leoparden sah, als er ein Huhn erwischte, oder ein Dampfschiff, mag dies auf die Wand seiner Hütte malen. Oft ist die Wassermutter (s. S. 200) dargestellt. Es sind also nicht Künstlerhände, die diese Malereien gestalten, und so sind sie im allgemeinen keine Kunstwerke.

LITERATURVERZEICHNIS

- Chevalier, A., Les massifs montagneux du nord-ouest de la Cote d'Ivoire, La Géographie, XX, 1909
 Donner (Becker-Donner), Etta, Hinterland Liberia, Glasgow 1939
 — Kunst und Handwerk in Nordost-Liberia, Baessler-Archiv, 1940, Bd. XXIII, Heft 2-3
 — Überlieferungen aus Nordostliberia, Zeitschrift für Ethnologie, LXXI, 1940
 — Togba, A womans society in Liberia, „Africa“, London 1938, XI, Nr. 1
 — Über zwei Krustämme: Kran und Grebo, Koloniale Völkerkunde, Jahrgang 1, 1944
 Dekeyser, P. L. et Holas, B., Mission dans l'Est libérien, Mémoire de l'Ifan, Nr. 14, 1952
 Fagg, William, Two early masks from the dan tribe in the British Museum, Man, Vol. LV, 1955
 Frobenius, Leo, Die Masken- und Geheimbünde Afrikas, Halle 1898
 Harley, George W., Native african medicine, Harvard University Press, Cambridge 1941
 — Notes on the Poro in Liberia, Papers of the Peabody Museum, Vol. XIX, Nr. 2, Cambridge, Mass., 1941
 — Masks as agents of social control, Papers of the Peabody Museum, Vol. XXXII, Nr. 2, Cambridge, Mass. 1950
 — siehe unter „Schwab“
 Himmelheber, Hans, Der gute Ton bei den Negern, Heidelberg 1956
 Himmelheber, Ulrike, Schwarze Schwester, Bremen 1956
 Labouret, H., La géographie alimentaire en Afrique Occidentale, Annales de Géographie, XLVI, 1937
 Naber, S. P., Op expeditie met de Franschen, Den Haag 1910
 Olbrechts, F. M., Notre Mission Ethnographique en Afrique Occidentale Française, Bull. des Musées Royaux d'Art et d'Histoire, Nr. 5, Bruxelles 1933
 — Een spectaculaire dans bij de Dan, 1939
 — Maskers en dansers in de Ivoorkust, Leuven 1940
 Pinney, Peter, Legends of Liberia, Monrovia, Liberia, ohne Jahreszahl
 Porteres, Roland, Plantes Toxiques (Dan-Guéré), Bull. Com. Hist. Sc. 1935
 Schwab, George, und Harley, George W., Tribes of the Liberian Hinterland, Papers of the Peabody Museum, Vol. XXXI, Cambridge, Mass., 1947
 Singer, Woelfels Reisen im Hinterlande der Elfenbeinküste, Globus, Bd. LXXIX, Nr. 20, 1901
 Vandenhoute, P. J. L., Classification stylistique du masque Dan et Guéré de la Côte d'Ivoire Occidentale. Medelingen van het Rijksmuseum voor Volkenkunde, Leiden, Nr. 4, 1948
 — Het masker in de cultuur en kunst van het Boven-Cavally-gebied. Ms-Doktorarbeit der Universität Ghent. 1945
 Vendeix, M., Ethnographie du Cercle de Man (Côte d'Ivoire) Revue d'Ethnographie et des Traditions Populaires, 5. Année, Nr. 17-20, Paris 1924
 Viard, R., Les Guérés, peuple de la forêt. Etude d'une société primitive, Paris 1934
 Westermann, Dietrich, Die Kpelle, Göttingen 1921

Weitere Literatur über die Nachbarstämme der Dan findet der Leser in H. Wieschhoffs „Anthropological bibliography of Negro Africa“, New Haven, 1948

VERZEICHNIS DER EINGESTREUTEN ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN

(62 Erzählungen und 19 Märchen)

Herkunft

Geschichte des Uia-Clans 12

Clane

Krieg zwischen den Niqua und dem Yau-Clan 16
 Gründung zw. Dan-Clane d. Angeh. d. Konor. 16
 Geschichte des Biu-Clans 17
 Ein Krieger versöhnt zwei Clane 17

Nachbarn

Weshalb die Kran dem Dorf Blole ab und zu Geschenke bringen müssen 23
 Unsere Freunde, die Ka 24

Hochkulturen

Boja verteidigt sein Land 29
 Ein Mandingo im Dan-Land 30

Ernährung

Holzhauer und Jäger 34
 Der Roder 34
 Ein rechtschaffener Mann 35

Dorf

Die Sippen des Dorfes Kample 60
 Liakolas Feinde und Freunde 61
 Ehebruch, Mord und Krieg 62
 Eine Dorfgründung 62
 Gründung des Dorfes Wlule im Niqualand 63

Handwerke

Der Schmied 71

Lebenslauf

Geburt 73

Mannschaften

Der Ringer 89

Frauenkauf

Der Verschmähte 103

Frauenschicksal

Mädchenschicksal 113
 Die böse Schwiegermutter 113

Besitz

Ein großer Heirater 118
 Ein kluger Mann 119
 Frauenhandel 119

Alte

Verarmt 121

Sippe

Die Nu des Dorfes Banwie 123
 Opfer des Schwesterkindes 123
 Sohn und Schwestersohn 124
 Si's Lebensgeschichte 125
 Eine bedeutende Familie 126

Häuptling

Ma, der Häuptling 134
 Towe 134

Gift

Ein Krüppel 141

Kriege

Die Dorfmauer 147
 Zwei feindliche Dörfer 148
 Großer Krieg der Dan westlich und östlich des River Cess 148
 Langer Krieg zwischen den Dörfern Blole und Butuo 149
 Krieg zwischen zwei Clanen 150

Krankheiten

Eine Epidemie 159
 Invaliden-Schicksal 159
 Mord an einer herzlosen Frau 160

Ratgeber

Unstet und flüchtig ... 165
 Zauberer-Palaver 166
 Wie ein fremder Zauberer die Dan-Zauberer versuchte 166

Verbote

Die Verbote der Häuptlingsfamilie 169
 Weshalb die Do-Sippe keine Hunde ißt 169
 Schafskinder 170

Zaubermacht

Zwillingsgeschichten 173

Sänger

Der Sänger 178

Dorffetisch

Die Zaubermittel des Jägers 183

Tote

Der Geist der Toten und die Togba-Medizin 190

Yifa

Der Jäger und die Hexen 196

Noa, der Hexenfänger 197

Wie Kauie die Hexen fing 197

Eine mit Zauberkraft begabte Alte siegt über eine Hexe 197

Kobolde

Der Zauber im Felsen 200

Dichtkunst

Weshalb der Mond den Menschen lieber ist als Sonne, Regen und Dunkelheit 238

Wie Hahn und Tutu-Vogel zu Kündern der Sonne werden 239

Kindermord 239

Warum die Dan ihre alten Eltern nicht mehr umbringen und aufessen 240

Gott unterweist die Menschen 240

Wie die Fische ihr Wasser frei gaben 241

Warum die Schimpansen keine Colanüsse fressen 242

Nahrung, Geld und Glück 242

Von einer guten und einer schlechten Frau 242

Lob und Lohn der Freundlichkeit 244

Das Gebot des Vogels 245

Welche Mitmenschen lieben uns? 245

Der starke Große und der kluge Kleine 246

Die undankbare Spinne 247

Warum die Leoparden keine Spinnen fressen 248

Zwei mächtige Esser 249

REGISTER

Affen 43, 71, 78, 186

Ahnenfigur 187

Alte 120, 129, 136, 161, 195, 245

Antilopen 44, 45

Arbeit 36 f., 54, 87, 104, 106, 177

Arbeitsmädchen = „kleine Frauen“ 104 ff.

Armut 121

Atem 190

Augenbrauen ausrasieren 92

Bad 64, 98

Bartracht 91

Bassa-Stamm 21

Baumfällen 31, 33, 221

Beerdigung 188

Beichte 109, 141

Beleidigung 124, 153

Beschneidung 68, 81 ff., 193

Besitz 116

Bett 55

Bildzauber 48

Blitz 202

Blutrache 139

Brandrodung s. Roden

Brücken 70

Buschlager s. Reifelager

Clan s. Häuptlingsschaft

Colanuß 12, 28, 52, 118, 127, 242

„Debome“ s. Ratgeber

Dichtkunst 236

Diebstahl 16, 149, 230

Dorf 57

Dorfgründung 12, 16, 17, 58 ff., 62, 63, 134, 136, 163

Dorfleben 64

Dorfnamen 59, 62

Ehebruch 62, 104, 109 ff., 139, 228f., 242, 244

Eheschließung 100

Ehre 153

Eifersucht 115

Elefantenbund 218 ff.

Eltern-Kinder 76, 104, 119, 240

Erbe 35, 100, 127

Erziehung 34, 77, 104, 125, 231

Eßmanieren 154

Fadenspiele 80

Fallen 33, 44, 47, 64

Familie 100 ff.

Familienbesitz, gemeinsamer 117

Fetisch s. Zaubermittel

Feuer 16, 110

Feuerbereitung 67

Feuerstelle 56

Fingernägel 92

Fische, heilige 168, 186, 241

Fischer 14, 89, 125, 141

Fischerei 50, 79, 80

Flinte 46f., 197

Franzosen 11, 16, 17, 134

Frauenarbeit 32, 105, 106

Frauenbünde 228

Frauenkauf 17, 34, 35, 89, 100 ff., 113, 118, 119, 125, 139

Frauenraub 17, 102, 127

Frauensterblichkeit 118 f.

„Eine Frau“ 24, 62

„Freie Frauen“ 115

Frauen-Verleih 110, 116

Friedensschluß 18, 24, 40, 146, 147

Friedenszeichen 15, 16, 134, 148, 149

Frisur s. Haartracht

Gastfreundschaft 64, 149, 154

Geburt 73

Geheimbünde 61, 191, 203, 233

Geist, Seele 184 ff.

Gelbguß s. Metallguß

Geld 35, 53, 242

Geschichte 12, 15 ff.

Gesittung 152

Gift, Giftmord 140, 192

Giftprobe s. Ordalien

Gio 12

Glücksspiel 117, 118, 119

Gott 159, 201, 238, 240, 242, 243

„Gottesgerichte“ s. Ordalien

Großeltern 120

Gruß 153

Haartracht 91 ff.

Handwerke 67 ff.

Hauptfrau, Nebenfrau 35, 105,

114 ff., 129, 153

Häuptling 12, 15, 16, 128 ff., 152, 183

Häuptlingsschaft 12, 13 ff., 128

Hausrat 57

Haustiere 38

Heilkunde 22, 86, 157, 158, 163 f., 205 ff.

Hexen, Hexenfänger 173, 191 ff., 201, 229 f.

Himbeerkrankheit 157, 177

Himmelskörper 201

Holzfäller 31, 34, 123, 221

Huhn 38

Huhn als Friedenszeichen 15, 16, 40, 134, 148

Hund 46, 75, 137, 198, 245

Hunger 33

Hütte 19, 33, 55

Inzest 111, 165

Jagd 16, 43, 137

Jagd-Aufführung 47 ff.

Jäger 47 ff., 62, 63, 175 ff., 183 f., 196

Jahreslauf 36 ff.

Jugendlager s. Reifelager

Keuschheit 100

Kinderbünde 231

Kinderpflege 75

Kindersterblichkeit 74, 104, 118, 134

Kleidung 95

Kobolde 184, 199

Kochen 64

Konor-Stamm 16, 20, 88, 147, 179, 183, 230

Körbe, Korbflechten 34, 68

Kran-Stamm 19, 20 ff., 23

Krankheiten 157 ff.

Krieg 15, 16, 17 f., 22, 23, 61, 62, 126, 144 ff., 165

Krieger 14, 17, 18, 61, 118, 145, 165, 235

Kriegsentschädigung 23, 146, 149

Kriegstanz „Makka“ 146

Kru-Stamm 19

Krüppel 120, 141, 159

Kuh 38

Kuhfest 39, 105, 128, 178

Kunst 233

Leopardenmenschen 148

Lepra 157, 160

Liberia 11, 12, 25

Liberianer 23, 25, 29, 134, 144

Liebe 35, 100 ff., 105, 108 ff., 125, 153, 177, 237, 242, 245

- Lieblingsfrau 115, 132
 Lieder 235
 Mahlzeiten 64
 Malerei 200, 250
 Mande 19
 Mandingo 27 ff., 30, 35, 63
 Maniok 32 f., 65 f., 155
 Mannschaften 34, 87
 Mano-Stamm 19, 20, 21, 135 ff.
 Märchen 235, 238 ff.
 Markt 52, 158
 Masken 12, 68, 72, 85, 88, 89, 142 f.
 Masken, kleine 172
 Matten 56, 68
 Mauer zur Verteidigung 12, 58, 62, 147
 Menschenfresserei 16, 240
 Menschenopfer 122 f.
 Menstruation 99
 Metallguß 69, 90, 127
 Milch 75
 Missionen 26 f., 108, 116, 157
 Mitleid 154
 Mohammedanimus 27 ff.
 Mond 202, 238
 Mondfinsternis 202
 Mord 139, 140 f., 153, 160, 171, 239
 Musik 233
 Mutter schmähen 77, 114

 Nachbarstämme der Dan 8, 19
 Nahrung 31, 75, 178, 241, 242
 Namen 74
 „guter Name“ 152
 Narrentum 60, 184
 Netze knüpfen 68

 Öl 40 ff.
 Ölpalme 40 f., 80, 129, 177
 Ordalien 109, 118, 138, 192

 Palmwein 51, 64
 Pfeile 47
 Pferd 38
 Pflanzung 31 ff.
 Poro 19
 Prinzessinnen 116
 Prophezeien 156
 Prostitution 115 f.
 Pulver 47

 Rasieren 91
 Ratgeber („Debome“) 48, 59, 60, 62, 103, 136, 137, 148, 161 ff., 170, 172, 191, 235
 Rechtsverhältnisse 139
 Regen 238, 239
 Regenbogen 172, 202
 Reifelager 68, 81
 Reinlichkeit 64 f., 98, 154
 Reis 32 f., 64, 155, 224
 Religion 161 ff.
 Rind 38
 Rindenzug 95
 Ringe 89
 Ringen 52 f., 87, 89
 Roden 31 ff., 34, 35, 87, 177, 218 ff., 221, 241

 Salz 66
 Sammeln 40
 Sänger 148, 175, 233, 239
 des Häuptlings 129
 der Jäger 48 ff., 175 ff.
 der Krieger 125, 145
 der Roder 32, 176 f.
 Säugling 75
 Schambegriff 96
 Schenken 48 ff., 121, 152, 154
 Schimpanse 44, 158, 168, 177, 242
 Schlafen 55, 57
 Schlafkrankheit 157
 Schlangen 58, 172, 205 ff., 230
 Schlangenbund 205 ff., 230
 Schmeichler 129
 Schmied 68, 71, 126, 197
 Schmuck 89
 Schnecken 41, 70
 Schnitzen 69, 249
 Schönheitsideal 97
 Schwangerschaft 73
 Schwesterkind 121 ff., 128, 129, 178
 Schwert 72, 144
 Schwiegermutter 103, 113
 Schwirrholtz 81
 Seele s. Geist
 Seife 65
 Selbstmord 111, 112, 141 f.
 Sklaven 15, 20, 23, 60, 104 ff., 113, 152, 155
 Soda 51
 Sonne 202, 238, 239
 Spiele 77 ff.
 Spiel = Glücksspiel 117, 119
 Spinne 153, 238, 247 f.
 Sprache 13, 17, 19
 Sprichwörter 103, 178, 236
 Stamm 12
 Stampfen 64
 Stelzentänzer 20, 73, 88

 Sterben 159
 Stillen 75, 107
 Enthaltbarkeit während der Stillzeit 107
 Streitgespräche 237

 Tabak 51
 Tabu s. Verbote
 Tageslauf 64
 Tanz 236
 Tatauierung 94
 Termiten 42, 58
 Tiere 43, 184, 198, 231, 238, 239, 241, 245 ff.
 Tiere als Ahnen 17, 167 ff., 170
 Tier-Orakel 198, 245
 Tierverwandlung 198, 224 ff., 236
 Töpferei 70
 Tote 127, 159, 185 ff.
 Trance 162
 Traum 137, 162, 164, 185, 190
 Treue, Untreue s. Ehebruch
 Trommel 20
 Trommelsignale 58

 Verbote 16, 17, 71, 150, 164, 167 ff., 172, 242, 245
 Vielweiberei 27, 106 ff., 116, 118

 Waffen 144
 Wanderungen 11, 12, 62
 Wäsche waschen 65
 Wassermutter 200
 Wasserstelle 58, 241
 Weben 68, 104
 Wegzeichen 59 f.
 Weltbild 202
 Witwe 33

 Yakuba 12

 Zahlen, heilige 73
 Zahndeformation 92
 Zähne putzen 99
 Zauberer s. Ratgeber
 Zaubermacht 137, 170 ff., 178, 229
 Zaubermittel u. Zauberhandlungen 12, 17, 34, 39, 48 ff., 61, 89, 133, 164, 165, 178 ff., 194 ff., 203 ff., 226
 „Zo“ s. Hexenfänger u. Beschneidung
 Zuhälterei 116
 Zwillinge 170, 194, 245